This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

M. von Egidy.

M. von Egidy.

Sein Leben und Wirken.

Motto:
Liebe iſt Kraft.

Unter Mitwirkung der Familie von Egidy und unter Mitarbeiterſchaft von Arthur Mülberger, ſowie einiger Freunde (Frau Amtsrichter R. Deutſch und Herr Lehrer G. Herter)

herausgegeben von

Heinrich Driesmans.

I. Band.

Dresden und Leipzig
E. Pierſon's Verlag
1900.

Alle Rechte vorbehalten.
Unbefugter Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

Gesammelte Schriften.

Vorträge und Aufsätze.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Vorrede XIII

I.

Religion — Weltanschauung.

Pfingstversammlung 3
Zur Religionsbewegung 20
Ostergewißheit 57
Religion und Konfession 63
Religion, Christentum, Kirche 68
Religion der That 73
Pfingsten. 1894 78
Weihnachten. 1894 80
Ein neues Jahr 1895 85
Urchristentum und Kirchentum 90
Ostern. 1895 94
Taufe 96
Ist sein Reich auch von dieser Welt? 100
Weihnachten. 1895 106
Weltanschauung — Pfingsten 1896 109
Zeitgemäßes Christentum 122
Über die Bedeutung des Bußtags 126

II.

Erziehung.

Jugend 137
Die Schule 145
Mittel und Wege 156
Erziehungsgedanken. (Massow) 180
Die Elemente der Erziehung 197
Turnen, Spiel und Sport sind Elemente der Volkserziehung . . . 205
Einfluß der Mutter auf die religiöse Erziehung des Kindes 210
Zwang oder Erziehung? 213

Alle Rechte vorbehalten.
Unbefugter Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

Gesammelte Schriften.

Vorträge und Aufsätze.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Vorrede XIII

I.

Religion — Weltanschauung.

Pfingstversammlung 3
Zur Religionsbewegung 20
Ostergewißheit 57
Religion und Konfession 63
Religion, Christentum, Kirche 68
Religion der That 73
Pfingsten. 1894 78
Weihnachten. 1894 80
Ein neues Jahr 1895 85
Urchristentum und Kirchentum 90
Ostern. 1895 94
Taufe 96
Ist sein Reich auch von dieser Welt? 100
Weihnachten. 1895 106
Weltanschauung — Pfingsten 1896 109
Zeitgemäßes Christentum 122
Über die Bedeutung des Bußtags 126

II.

Erziehung.

Jugend 137
Die Schule 145
Mittel und Wege 156
Erziehungsgedanken. (Massow) 180
Die Elemente der Erziehung 197
Turnen, Spiel und Sport sind Elemente der Volkserziehung . . . 205
Einfluß der Mutter auf die religiöse Erziehung des Kindes 210
Zwang oder Erziehung? 213

III.

Zeit- und Tagesfragen.

Seite

Über die Umsturzvorlage 227
Protestversammlung gegen die Umsturzvorlage 242
Ablehnung der Umsturzvorlage 247
Reichstag 249
Der Erlaß des Oberkirchenrats 255
Unsere Geistlichen 258
Brot bringt Christentum (die Königin) 260
Standesbewußtsein (der Fall Brüsewitz) 265
Berliner Vorkommnisse (Unterricht der Dissidentenkinder — der Mord an Levy) 274
Der Zweikampf 276
Die Kreuzzeitung 282
Duell ist Mord 289
Das Unglück in Paris 290
Der Prozeß Tausch 294
Patriotismus 300
Ernste Gedenktage 306
Zu Bismarcks Tode 310
Der Tod der Kaiserin Elisabeth 316
Frankreich 317
Die Emanzipation der oberen Stände 322

IV.

Volkswirtschaft und Sozialpolitik.

Landwirtschaft 333
Handelsverträge 340
Der Antrag Kanitz 347
Abgaben 354
Bodenbesitzreform und Genossenschaftswesen 368
Unsere wirtschaftliche Zukunftsform 372
Ueber den Achtuhrschluß der Läden 375
Der Hamburger Streik 376
Der internationale Kongreß für Arbeiterschutzgesetzgebung 391
Die Landwirtschaft und der Bund der Landwirte 403
Vaterländischer Sozialismus auf christlicher Grundlage 421

V.

Kaiser und Reich.

Fürsten 429
Königs Geburtstag 439

Seite
Das Beispiel 446
Reichsfeinde 452
Die Rede des Königs (in Königsberg) 458
Das neue Reichstags-Gebäude 463
Zum 18. Januar 466
Königsworte 469
„Unsere heiligsten Güter" 475
Das Begnadigungsrecht 480
Rekrutenvereidigung 486
Über die Bedeutung des Tages (Königs Geburtstag) 489
Zum 22. März 495
Begnadigungen 499
Volksvertreter 504
Flottenvermehrung 508
Was bringt der König uns mit? 514

VI.

Friedensbewegung.

Frieden 523
Zur Friedensbewegung 530
Der Amerikanisch-Spanische Krieg 540
Die Friedensbotschaft des Zaren 546
Erziehung zur kriegslosen Zeit 563
Die militärischen Gesichtspunkte der vom Zaren angeregten Aktion . . 581

VII.

Anarchismus.

Ordnung 591
Anarchismus und Christentum 601
Zwei Welten 605
Maßnahmen (Carnots Ermordung) 624
Spanien (Protestversammlung gegen die behördlichen Gräuel in Barzelona) 634
Anarchismus 644

VIII.

Allgemeines.

Katholisch-sozial 651
Wollen 655
Die Auswanderer 657
Graf Tolstoj 662
Zur Frauenbewegung 666

Seite
Internationaler Frauenkongreß 668
Evangelisch-sozial; demokratisch-sozial 671
Die ethische Bewegung 675
Über das Ineinandergreifen der Wandlungsbestrebungen 680
Der Zusammenhang unter den gegenwärtig sich regenden Wandlungsbestrebungen 689
Wahrhaftigkeit 706
Einige Worte zum Jahreswechsel 711
Neue Ideale 717
Jesus der Ewige 728
„Vor der Fluth" 733
Die Kunst dem Volke 741
Der Fall Ziethen 745

IX.

Kurze Betrachtungen und Kernworte.

Versöhnung 761
Was heißt „Soziale Religion" 762
Die Behandlung der Eingeborenen in den deutschen Kolonieen . . . 765
Die Flucht in die Öffentlichkeit 768
Pfarrer Naumann 770
Die Nationalsozialen 771
Über den Staat. (Ottomar Beta) 771
Kamerun 772
Elsaß-Lothringen 773
Die Kölnische Volkszeitung 775
Vermeintlich evangelisch 776
Die gute Sache (Naumann und Delbrück) 777
Verwandte Bestrebungen und Anderes 779
Begnadigung 781
„Wilhelm der Große" 782
Iltis-Untergang 783
Schiedsgericht 785
Konversion der Prinzessin Sophie 787
Die Fahneneidrede des Königs 788
Bismarck 790
Der Gott von Zorndorf 791
Entkonfessionalisieren 792
Die Erbsünde 793
Verein Frauenwohl 793
Hammerstein und Friedmann 794
Pflichtverständnis 795

Seite

Das Allmachtsgeſetz 795
Die Ernſten Gedanken 797
Der Evangeliſch-ſoziale Kongreß 797
Konfeſſionelle Eiferſucht 798
Jetzt gehen wir mit Gott 798
Jeſus als Sozialiſt 798
Die Entwickelung und die Menſchen 798
Der natürliche Zuſtand 799
Die Gräuel von Barzelona 799
Der Freund der Anarchiſten 800
Profeſſor Sohm 800
Der Spiritismus 800
Die Züchtung von Millionären 800
Der Reichskanzler und der lebendige Sozialdemokrat 800
Mauſoleum 801
Humus 801
Geſinnungsariſtokratie 801
Unhiſtoriſch 801
Sei treu der Pflicht — vorwärts-dankbar 801
Das Geſlecht der Ideen 801
Die Beſcheidenheit der liberalen Theologen 801
Das Revanchieren 801
Das werdende Recht 802
Volkstümlich 802
International 802
Des Königs Rock 802
Das Tier im Menſchen 802
Die Beſitzenden 802
Wohlthätigkeitsbeſtrebungen 803
Orientwirren 803
Das Denkmal Wilhelm I. 803

Vorrede.

Bald nach dem Tode Egidys wurde von seinen Freunden in allen Teilen Deutschlands der Wunsch geäußert, die Vorträge und Aufsätze des Verstorbenen in einem biographischen Werke gesammelt zu sehen. Die Familie von Egidy, welche den Wunsch der Freunde teilte, stellte bereitwilligst das erforderliche Material aus den Schriften und privaten Kundgebungen des Heimgegangenen zur Verfügung. Diesem allgemeinen Verlangen stattgebend, haben die ehemaligen Mitarbeiter Egidys, Herr Dr. Arthur Mülberger, Frau Amtsrichter R. Deutsch und Herr Lehrer G. Herter dem Unterzeichneten zur Herausgabe des vorliegenden Werkes ihre Mitarbeiterschaft und Mitwirkung geliehen. Von vielen anderen Freunden wurden Briefe und Zeitungsmaterial zur Verfügung gestellt. Jeder hat, was er konnte, gethan, damit das Werk in möglichster Vollständigkeit und ansprechender Form der Oeffentlichkeit übergeben werde. Ihnen Allen gebührt unser aufrichtigster Dank, denn ohne die Beihilfe so vieler Kräfte hätte das Werk kaum in der Vollständigkeit und nicht schon so bald fertiggestellt werden können.

Das Werk zerfällt in zwei Bände, von denen der erste, mit dem Bildnis Egidys geschmückt, die gesammelten Schriften und Vorträge enthält — mit Ausnahme der in Broschürenform erschienenen, von denen nur der „Bericht über die Pfingst-Versammlung" aufgenommen worden —, nach den verschiedenen Gebieten in zehn Abschnitte eingeteilt, innerhalb welcher die Arbeiten, soweit dies für den Inhalt derselben nicht störend wurde, chronologisch geordnet sind. Für diesen Band hat Herr Herter zum großen Teil das Material geliefert, indem er seine Stenogramme sämtlicher Berliner Vorträge Egidys seit dem Jahre

1895 in dankenswertester Weise zur Verfügung stellte. Der zweite Band, dem ein Faksimile beigegeben ist, umfaßt die Würdigung der Bestrebungen Egidys in der allgemeinen (religiösen) Darlegung seines Wollens und Wirkens vom Unterzeichneten; die Würdigung in sozialpolitischer Hinsicht war von Herrn Dr. Mülberger in Aussicht genommen, der jedoch wegen Arbeitsüberhäufung und Krankheit seinen Beitrag nicht mehr zum Abschluß bringen konnte, so daß wir uns damit begnügen mußten, eine frühere Betrachtung von ihm „Moritz von Egidy und die soziale Bewegung" als Ersatz für den Ausfall dem Werke anzugliedern. Den äußeren Lebensgang Egidys hat Frau Amtsrichter R. Deutsch beigetragen.

Einige Freunde werden nicht zufrieden damit sein, daß wir Schriften und Vorträge nicht vollständig gebracht. Andere werden uns um so dankbarer dafür sein, daß wir eine übersichtliche Auswahl weitschweifiger Vollständigkeit vorgezogen. Wir haben die vielfachen Wiederholungen, welche bei erziehlichen Bestrebungen, wie die Egidys waren, unvermeidlich waren, ausgeschieden. Durch dieses Verfahren mußte freilich mancher Aufsatz zerstückelt werden, so daß zuweilen nicht genügend Inhalt übrig blieb, um ihn als selbständiges Thema anzusetzen. Die betreffenden Teile wurden in solchem Falle anderen Aufsätzen verwandten Inhalts ein- oder angefügt und dabei vermerkt, aus welcher Zeit und Gelegenheit sie stammten; oder, wo auch dies unthunlich war, dem Abschnitt „Kurze Betrachtungen und Kernworte" angegliedert. Die ursprüngliche Einteilung des ersten Bandes in zehn Abschnitte ist durch Fortfall des Abschnitts „der Fall Ziethen" um einen verringert worden. Der Abdruck des großen Ziethen-Vortrages in der Tonhalle mußte aufgegeben werden, um den Band nicht zu umfangreich werden zu lassen. Das übrige Material über den Fall ist in dem Abschnitt „Allgemeines" (VIII) untergebracht worden und dürfte genügend darüber orientieren.

Wir glauben durch die Zusammenziehung uns den Dank aller Derer verdient zu haben, welche eine handliche, übersichtliche Auswahl den unterschiedslos aneinandergereihten „sämtlichen Schriften" eines Autors vorziehen. Etwas Wesentliches

von dem, was Egidy gedacht und gesprochen, werden die Leser jedenfalls nicht vermissen. Wir hoffen, ihnen den Inhalt seiner Lebensarbeit in anziehender Form vorzulegen und ein Bild seiner Persönlichkeit wie seines Wollens und Wirkens darzubieten, in welchem Alle, die ihm nahe gestanden, den lebendigen Egidy wiederfinden, und die Anderen, die ihn nicht gekannt, sich ihn in anschaulicher Weise vergegenwärtigen können und den Eindruck seiner starken Persönlichkeit verspüren.

„Liebe ist Kraft" — sein Lieblingswort — haben wir dem ersten Band dieses seine Lebensarbeit enthaltenden Werkes, das wir ihm als geistiges Denkmal setzen, als Leitwort vorangestellt, gleichwie es auf dem anderen von Freundeshand über seinem Grabe aus wuchtigem Granit errichteten eingegraben steht, das die markige Kraft seines Wesens versinnbildlicht. Möge kraft der Liebe, die er uns während seines irdischen Wandels eingehaucht, die Aufgabe gelungen sein, ihm gerecht zu werden. Der andere Band trägt als Denkschrift die Schlußworte aus Goethes Götz: „Wehe dem Jahrhundert, das dich von sich stieß — wehe der Nachkommenschaft, die dich verkennt." Möge sie dem deutschen Volke zur Warnung und Mahnung werden, daß die starken Wurzeln seiner Kraft in der Geistesrichtung liegen, welche M. von Egidy als ein anderer Götz, der allein den Kampf gegen eine ganze Welt von Unaufrichtigkeit und Trägheit aufnahm, vertreten hat.

Berlin-Wilmersdorf, März 1900.

Heinrich Driesmans.

I.

Religion — Weltanſchauung.

Pfingstversammlung.

Berlin; Architektenhaus, 19. u. 20. Mai 1891.

Hochgeehrte Herren:
Sehr ehrenwerte Deutsche Männer:

Ernst ergriffen stehe ich vor Ihnen.

Die Bedeutung, die wir für diese Stunde ersehnen, ist eine viel zu gewaltige, als daß ein Mensch sie in Worte fassen könnte.

Der christliche Gedanke, wie er der Welt vor neunzehn Jahrhunderten in der Person des Heilands gegeben wurde, sendet von Neuem seine klärenden, wärmenden, seine machtvoll wirkenden Strahlen in die Herzen der Menschen. Nebel und Trübungen, die uns umgeben, beginnen sich zu lichten; wir wissen: wenn sie gefallen, hindert nichts mehr die Entfaltung von Licht und Wärme, von Klarheit und Liebe.

Dieser Gedanke, diese Hoffnung, erfüllt unsere Herzen mit mächtigen Dankgefühlen zum alliebenden Vater; das Bewußtsein, wirken zu können, daß der Menschheit eine schönere Zeit erstehe, erhebt uns.

Ich aber bin am gewaltigsten bewegt. — Daß ich es wagte, „Ernste Gedanken" in die Welt ausgehen zu lassen; daß ich es wagte, Sie hierher zu bitten, um „Ernste Gedanken" zu gemeinsamem „Ernsten Wollen" zu gestalten, müßte mir vermessen dünken. Die Antwort indes, die mir von vielen Hunderten, und von diesen im Namen Tausender wurde, beruhigt mich, daß ich kein Unrecht that — Ihr Kommen beweist mir, daß ich Recht that.

Nicht mir steht es zu, Ihnen zu danken, was Gutes Sie Alle schon gewirkt, was Heilsames Sie erstreben; dafür können Ihnen nur Die danken, für die Sie wirken; dafür wird uns Alle das eigene Gewissen lohnen, durch das Gott mit uns redet. Aber: danken, aus der Tiefe meiner Seele Ihnen danken darf ich und will ich, daß Sie die Aufforderung eines Ihnen unbekannten, im öffentlichen Thun noch nicht bewährten Mannes beachteten.

Mein heißes Gebet ist, daß das edle Vertrauen, das Sie zu mir hatten, als Sie Sich entschlossen, hierher zu kommen, nimmer getäuscht werde. Mögen Sie immerhin mich unfähig finden, das zu leisten, was mein ernstes Bestreben ist — an der Aufrichtigkeit meines Wollens, an der Treue meiner Überzeugung sollen Sie nicht zweifeln. Ändern darf sich, wird sich, ja muß sich im gewaltigen Strome der belehrenden Zeit eine Überzeugung; aber unverändert von Jugend an soll im Deutschen Manne die Alles opfernde Treue leben, mit der er seiner jeweiligen, seiner reifenden, seiner sich immer mehr klärenden Überzeugung folgt. — In diesem Grundsatze folge ich meiner Überzeugung, wie dieser Grundsatz es auch ist, der mich hierher und vor Sie geführt hat. Es ist kein jäher Bruch mit meiner Vergangenheit, keine Trennung von meinem früheren „ich", die mich zu „Ernsten Gedanken" führte — es ist die bis in meine früheste Jugend zurück klar vor mir liegende Folgerichtigkeit eines Entwickelungsganges, dessen Bahnen von lauterster Liebe zu meinen Mitmenschen und von einem nicht zu bezwingenden Pflichtbewußtsein geleitet sind.

Den Zweck unseres Zusammenkommens kennen Sie:

„der Welt kund zu thun, daß eine Anzahl Deutscher
„Männer fest entschlossen ist, das Einige Christentum als
„beseligendes Eigentum für die Menschheit wieder zu ge-
„winnen; in kurzem Gedanken-Austausch die sehnenden
„Wünsche des bei Weitem größten Teiles unseres Volkes
„niederzulegen und die Grundzüge festzustellen, die unser
„Handeln fortan leiten werden."

Gemeinsam ist uns der Ausgangspunkt, gemeinsam das Ziel. — Als Ausgangspunkt betrachte ich das ursprüngliche, göttliche Empfinden, das uns Menschen gegeben und das der Heiland in uns wach gerufen; als Ziel: ein Reich Gottes auf Erden — das Christentum.

Gemeinsam ist uns die Überzeugung, daß wir auf falschem Wege sind. Sie Alle kennen die laut und überzeugend redenden Thatsachen so gut, Viele von Ihnen kennen sie besser als ich. Jeder ehrliche Blick in das Weltgetriebe sagt uns: wir gehen falsch; jede Frage an unser Gewissen ruft uns ein kräftiges „Halt" und „Umkehr" zu.

Was aber thut der ernst entschlossene Mann, der fehl gegangen? er stürmt nicht mit benommenem Kopfe auf gut Glück weiter; er setzt sich nicht mit geschlossenen Augen an den Straßenrand und erwartet ein Wunder; er läßt sich nicht von Anderen auf neue unbekannte Bahnen drängen oder folgt zögernd bis zu einem der früheren Abwege — — der entschlossene Mann geht graden Wegs dahin zurück, von wo er sicher weiß, daß der rechte Weg abführt.

Er sagt sich: habe ich mich erst zurückgearbeitet bis zu der ersten Ausgangs-Stelle, so bin ich von Neuem Herr meiner Zukunft; und da ich den falschen Weg nun kenne und weiß, welche Widerwärtigkeiten er birgt und in welch unschönes Gelände er führt, so will ich beim Betreten des nunmehrigen rechten Weges zuvörderst Gott danken, daß Er mich noch ein Mal vor diesen Weg stellte, und will ihn nun auch sicher halten — als Wegweiser soll mir fortan einzig der christliche Gedanke dienen. Dem Einzelnen wird wohl selten im Leben eine solche Wiedergeburt gegönnt — der Mensch gönnt sie sich zumeist selber nicht; der Menschheit aber ist sie verheißen; die Erfüllung dieser Verheißung däucht mir nahe.

Ernst klingen die Worte des greisen Kaisers abermals an uns heran, die der hohe Herr vor dreizehn Jahren nach dem ersten Mordversuch zu den Ministern sprach: „dem Volke muß

seine Religion wieder gegeben werden." Nicht aber darf man meinen, daß nur den Kreisen des Volkes, nur den Schichten der Bevölkerung, denen der Frevler angehörte, damals oder jetzt die Religion fehlte — „dem Volke" fehlt sie; das sind wir, sind Alle, die sich zur Gemeinsamkeit rechnen, ist die Nation. — Religion heißt freilich nicht: Unterordnung unter menschliche Lehrsätze; Religion heißt: Gewissenhaftigkeit. Nur um die Richtung zu bezeichnen, in der sich unsere Religion bewegt, nennen wir sie „Christentum". — Einst gab es im Deutschen Volke echte Religion. Dann aber lange Zeit und bis heute nur eine willkürliche, eine gemachte, eine Religion, die nicht im Stande ist, Allen Frieden, Freude, innere Zufriedenheit zu gewähren; eine, um Alles mit einem kurzen und doch schonenden Wort zu sagen: eine einseitige Religion. Sie hat gereicht und hat nicht gereicht; sie reicht nach der Meinung von Millionen schon lange nicht mehr; sie genügt in diesem Augenblick nur noch einer verschwindend kleinen Zahl und sie kann unmöglich Jemand genügen, der, wie der Heiland es that, nicht an sich, sondern an die Brüder denkt.

Wir müssen folgerichtig von der einseitigen zu der allseitigen Religion übergehen; wir müssen dem Volke, das ist dem Vaterlande, und wir müssen damit der Menschheit die Segnungen des Christentums endgültig sichern. Daß wir hierzu bis zur Erscheinung des Heilands zurückgehen müssen, sagt uns am besten, daß wir ein wirkliches, ein unser Leben darstellendes Christentum bisher überhaupt noch nicht hatten. — Unter Christentum in diesem Sinne kann ich nur eine große, fest geschlossene Gemeinsamkeit verstehen, die von einerlei Geist — dem Geiste Christi, das ist der Geist Gottes, und das ist der Geist der Liebe, beseelt ist.

Einzelne, sogar viele einzelne Christen hat es gewiß seither gegeben und giebt es heute — eine große, Völker umfassende Christenheit giebt es noch nicht. Denn: bekämpft hat den Versuch, eine solche Gemeinsamkeit zu bilden, vom ersten Augenblick an eine, dem Heilandswesen fremde, Richtung; seit dem ersten Konzil herrscht sie und stört mit eisiger Hand die Entfaltung

des wahr-christlichen Gedankens. Wir dürfen unter „heilandsfremd“ keineswegs nur die sich in offene Feindschaft zur Religion überhaupt stellende Richtung verstehen — jede Richtung, jede Bestrebung, die dem Wesen des Christentums, wie es uns der Heiland in Wort und Vorbild gegeben, entgegen ist, verdient diese Bezeichnung.

„Sein Will' ist mir ins Herz geschrieben, Sein Wort
„bestärkt mich ewiglich: Gott soll ich über Alles lieben, und
„meinen Nächsten gleich als mich. — Dies ist mein Dank, dies
„ist Sein Wille: ich soll vollkommen sein, wie er; so lang ich
„dies Gebot erfülle, stell' ich Sein Bildnis in mir her. Lebt
„Seine Lieb' in meiner Seele, so treibt sie mich zu jeder Pflicht;
„und, ob ich auch aus Schwachheit fehle, herrscht doch in mir
die Sünde nicht.“ —

Dem Menschen ist die Gott-Ähnlichkeit zugesagt. Er muß dazu aber das Bildnis Gottes in sich herstellen dürfen, wie er es seiner Auffassung nach fähig ist. Der Stoff, aus dem der Christ sich dies Bildnis formt, ist die Liebe — die Gestaltung bleibt ihm überlassen, muß ihm überlassen bleiben. Jeder, auch der geringste Zwang ist des Christen unwürdig; jedes, auch noch so umfassende Bekennen ist ein Irrtum, den wir erkennen werden, so oft wir, mit klaren Sinnen, zu bekennen versuchen — — — wer will Ihn nennen, wer Ihn bekennen!“ —

Das ist das allererste Erfordernis eines Gottesreiches, daß wir es fürder nicht wagen, das Wesen der Allmacht festgültig bezeichnen zu wollen, oder gar Andere veranlassen, eine Vorstellung, wie Einer oder Einige sie zufällig haben, als Normalbild hinzunehmen. Nicht zwei Menschen haben die ganz gleiche Vorstellung von dem Urquell aller Dinge; nicht einen Menschen giebt es, der, wenn überhaupt er denkt, seine Vorstellung nicht bis zum letzten Atemzuge umformte — vergeistigte.

Ebenso notwendig ist es, alle Versuche aufzugeben, die Erscheinung des Heilands in eine Reihenfolge von alleingültigen Sätzen fassen zu wollen. Für den christlichen Lebenszweck sind solche Sätze ohne Bedeutung. Ihr Vorhandensein erklärt sich einzig aus der Vergangenheit — dies Vorhandensein beweist aber

für die Gegenwart gar nichts, wenigstens entschieden nicht die Notwendigkeit eines Fortbestandes; und selbst die Thatsache, daß viele rechtschaffene Menschen Etwas bis heute für notwendig, für gut, sogar für wahr hielten, verliert für jetzt und für die Zukunft durch den Lehrsatz ihre bestimmende Kraft, daß für einen, selbst Jahrtausende währenden, Irrtum das Verjährungsrecht nicht gilt — sonst stände noch heute die Erde als große Fläche still.

Die Heiligkeit der Offenbarung Gottes in Christo, die Heiligkeit der Offenbarung des Göttlichen Willens durch Christum kann durch solche Sätze nur entweiht werden. Die Sätze sinken zu leicht zu tönender Schelle herab; sie werden nur zu häufig der Gegenstand kaltwissenschaftlicher Auseinandernahme, sie sind nur gar zu oft die sichere Wand, hinter der das unchristlichste Wesen unangreifbar schaltet.

Die Frage: „wer war Christus" ist nicht der Kernpunkt des Christentums; die Verkörperung des christlichen Gedankens in uns selber ist der Kernpunkt. Jede Erörterung über die Person Christi kann also ausscheiden aus unserem Religionsleben. Es muß dem Einzelnen durchaus und unter allen Umständen überlassen bleiben, sich darüber eine Vorstellung zu bilden, wie er es will; wie seinem Empfinden, seiner Denkkraft, seinem Fassungsvermögen, wie sogar seinem Wunsche sie entspricht.

Die wahre, die vergeistigte Gottessohnschaft des Heilands wird viel klarer vor unser inneres Auge treten und auf unser Wesen mächtig wirken, wenn wir von der Verpflichtung befreit sind, damit unfaßbare Geschehnisse, sogenannte Wunder, zu verbinden. Ich vermag jeden Gedanken, jedes Empfinden, jede Vorstellung, die sich an die Erscheinung Christi knüpft, bis zu dem vollkommensten Begriff: „Erlösung" in mir aufzunehmen — ich will nur frei sein von dem Zwange, Vorkommnisse glauben zu müssen, die mir das Wesen der Gottheit so sehr verkleinern.

Damit, daß der Einzelne durch Glaubensvertiefung seine Seele rettet, ist den Brüdern noch nicht geholfen. Christ aber ist erstanden, auf daß Allen geholfen werde. Unsere Pflicht ist es also, die Wege zum Reiche Gottes zu ebnen, zu bereiten, so

zwar, daß Alle ihm zueilen können. So wenig aber Jemand durch ein Bekenntnis Christ wird, so wenig bedürfen die Anderen seines Bekenntnisses, um ihn als Christen anzuerkennen. Christ sein heißt: den Willen thun unseres himmlischen Vaters — jede andere Anforderung weisen wir, weise ich wenigstens, als durch nichts berechtigt, auf das Entschiedenste zurück. Der Heiland Selbst hat uns nicht auf Sich, sondern auf den Vater verwiesen. Er ist aber unser Weg, unser Führer zum Vater, das heißt: zum „Recht thun". Und, da wir das Wort „Christen" von dem Namen herleiten, den man Jesus von Nazareth und nach Ihm allen denen gab, die dieselbe Lehre verkündeten, in der auch wir das Heil der Welt erblicken, so ist Jeder „Christ", der diese Lehren — aus dem damaligen Verständnis in das Jetzt übertragen — anerkennt und, danach zu thun, den festen Willen bekundet.

Wir dürfen Religion und Christentum keineswegs als eine geistige oder überhaupt innerlich abgeschlossene Thätigkeit betrachten, die als solche schon von entscheidendem Wert ist. Nur das angewandte Christentum hat Wert; nur die Übertragung der Religion auf unser Thun macht den Christen.

Das Kreuz auf dem Gotteshause ist gewiß würdig und schön — es soll aber unser ganzes Leben zieren, dies schlichte Kreuz: die Versinnbildlichung der Göttlichen Liebe, die auch von uns ausgehen soll. Es sollte also fortan überall da nicht fehlen, wo es von kennzeichnender Bedeutung ist; nicht im Reichs- nicht im Landes-Wappen; nicht auf der Schule, nicht auf dem Gerichtsgebäude; nicht in den Fahnen, nicht auf dem Stadthaus. Das äußere Zeichen thut es ja nicht, aber es pflegt den Geist anzudeuten, der Die beselt, die es sich als Wahrzeichen erkoren, und dessen beglückende Wirkung Allen fühlbar werden soll, die unter das Banner der Liebe gestellt sind.

Nicht darf man glauben, durch Gesetze, Anordnungen, Einrichtungen und Maaßregeln, so lange sie nicht vom rein Göttlichen Geiste eingegeben sind, ihnen vielmehr noch eine gewisse

— bewußte oder unbewußte — Selbstsucht innewohnt, der Menschheit das Christentum anerziehen zu können. Dieser Versuch ist eben der bis heut' verfolgte falsche Weg. Umgekehrt: die Gesetze, Anordnungen, Einrichtungen und Maaßregeln müssen von einer Christus gleichen Gesinnung ausgehen — müssen also selbst nichts Anderes sein, als reinste, hingebende, selbstlose Liebe; dann können die Menschen, denen solche Gesetze gelten, gar nicht anders als gut sein, und werden sehr gern gut sein.

Wir müssen also einen Staat schaffen nach Christi Lehrsätzen — das ist: nach Gottes Willen. Dann bildet der Staat das Christentum. Dann haben wir Alles in einem Begriff: Religion, Christentum, Kirche; Vaterland, Staat, Leben. Dann auch ist der Fürst des Landes nicht mehr oberster Bischof nur der Kirche, zu der Er Sich bekannt, noch weniger weisen die Vorschriften Seiner Religion Ihn an vaterlandsfremde Gewalten; dann vielmehr vereinigen sich Krummstab und Szepter im Kreuz. Unter diesem Zeichen wird der Fürst dann Seinem Lande der Stellvertreter Gottes auf Erden, wie es der Vater seiner Familie ist. In des Wortes Göttlichster Bedeutung heißt Fürst dann: Landesvater. Ob Er herrscht oder nicht herrscht, ob Er regiert oder nicht regiert — das bestimmt sich nach den Gesetzen des Landes und nach Seiner Persönlichkeit — Eines überstrahlt all Sein Thun: Er waltet mit Liebe in dem Lande, das Gott Seiner Pflichttreue anvertraut.

Jeder Bürger ist dann Christ — wahrer Christ. Wer es heut' noch nicht ist, wird es in kurzer Zeit sein; wer sich heut' noch nicht Christ nennt, wird es bald thun. Thut er es nicht, so erklärt er sich als Fremdling. In einem wirklich christlichen Staat, in einem Stück Christenheit, können nur Christen, können nur gleichartige Teile der Gemeinsamkeit Bürger sein. Die jetzigen, dem Gesetzes Wortlaut nach weitherzigen, der thatsächlichen Gestaltung nach aber unduldsamen, liebelosen Zustände sind unhaltbar. Sie werden aufhören, sobald wir unser Deutschland in Wahrheit verchristlichen, sobald für uns der Begriff: „Deutscher" „Christ" „Bürger" in einem Bewußtsein zusammen-

fällt, wie für den Franzosen: „Franzose“ „Christ“ „Bürger“ zusammenfallen wird.

Bei dieser Neugestaltung unseres Bürgertums darf man selbstverständlich vom freien Mann nicht verlangen, daß er durch einen Bekenntniszwang in eine Religions-Gemeinschaft eintrete, die ihm in ihrer bisherigen Bethätigung um nichts besser erscheint, als die seine. Vom Deutschen Bürger aber kann und wird das Deutsche Volk in Zukunft verlangen, daß er christlich denkt, christlich fühlt, christlich zu handeln wenigstens den ernsten Vorsatz hat. Wer das verweigert, fühlt nicht Deutsch, ist also nicht Deutscher, hat keinen Anspruch auf Deutsches Bürgerrecht. Er mag als Fremdling unter uns weilen, so lange es ihm gefällt — er ist unseres Schutzes und unsererseits auch der ganzen christlichen Liebe gewiß; aber er darf nicht mitreden, wenn wir über des Landes oder der Gemeinde Wohl zu Rate sitzen.

Ich habe keinen Zweifel: geben wir dem Christentum die rechte Deutung, eine Deutung, die dem Begriff „veredeltes Menschentum“ gleich ist, verlangen wir kein Bekenntnis, leben wir aber dieses Christentum mit ganzer Treue den Andern vor — so wird die Zahl der heutigen Deutschen Bürger sich nicht um einen Kopf verringern, wenigstens um keinen dem Vaterlande wertvollen; die Zahl der Christen auf der ganzen Erde aber wird sich in wenigen Jahren überraschend vervielfältigen.

Daß solche Begriffs-Verwirklichung sich nicht von heute auf morgen vollzieht, weiß ich recht wohl — eine Klarstellung aber kann heut' schon erfolgen.

Die Sonne der Aufklärung ging vor neunzehn Jahrhunderten auf; sie schien, mit flammender Klarheit, aber nur kurze Zeit. Noch blutigrot — die Erscheinung von Golgatha — wurde sie unserem Auge hinter einer dunklen Wand entrückt. Aber, Ewiges Gesetz des Weltalls: die Sonne blieb, *wir* wandten uns von ihr. Dichte Nebel lagern seitdem auf der Erde. Jetzt sind wir mit unserer Erdbewegung auf dem Punkte angelangt, wo eben wir die Sonne durch die am Saume lichter werdende Wolken-

schicht wieder schimmern sehen; der blaue Himmel eines herrlichen Frühjahrstages wölbt sich schon über uns. Wie lange wird es dauern, bricht die Sonne mit ganzer Kraft durch — — die Ewige Liebe entschwebt siegreich der finsteren Wand; ihre Strahlen durchglühen die noch frostigen Herzen — die Nebel sind gefallen — es ist Tag — es ist der endlich erwachte Frühling der Menschheit.

So stelle ich mir das bevorstehende Aufleben des Christentums vor, und das sind keine schwärmerische Phantasie-Gebilde, das ist eine ganz klare Vorstellung, die ihre festen Wurzeln hat in dem Vertrauen auf das ewig weise Walten des Lenkers der Welten, wie in dem Glauben an die Menschheit, daß überhaupt sie ein Herz hat, das zu erwärmen möglich ist. Viele glauben das ja eben nicht; ich aber glaube es fest und finde gerade in diesem Glauben den Mut und die Kraft zu meinem Thun.

Die Aufklärung herbeizuführen bezeichnet sonach unsere nächste Thätigkeit. Wie dies im Einzelnen geschehen kann und geschehen soll, darüber werden die Herren ja die Güte haben, sich auszusprechen. Mir schwebt nur die Notwendigkeit vor, das Licht der Erkenntnis zu verbreiten, allerorts hinzutragen und dabei alle dem wahren Christentum feindlichen Bestrebungen kraftvoll niederzuhalten — unter welchem Namen auch sie auftreten.

Ist Gott aber ein Geist, so darf auch Sein Reich auf Erden sich nur im Geiste vorbereiten, im Geiste gründen, im Geiste aufbauen. Vom ersten Augenblicke also an, wo wir ernst zu der endlichen Gestaltung desselben schreiten, giebt es kein anderes Mittel für uns, als das heiligste: den christlichen Gedanken. Ihm, so meint es der Heiland, ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Er wird jetzt ausziehen, seine Gewalt geltend zu machen; an seinem Siege ist nicht zu zweifeln.

Umfassend, kraftvoll, wirksam müssen wir diesen Gedanken unter unsere Mitmenschen tragen. Ernst, liebevoll, rücksichtsvoll, schonend müssen wir dabei an den Einzelnen herantreten. Nur der Lüge, der Entstellung der Wahrheit, der Heuchelei, der Täuschung treten wir mit schonungsloser Grobheit entgegen; immer bedenkend, daß wir uns mit dem besten Gewissen als be-

rechtigte Erben des Heilands-Gutes betrachten. Wir werden gewiß Niemand in seinen Menschenrechten kränken — wir lassen aber auch die unseren nicht antasten. Die Lage muß scharf gezeichnet, jede Entstellung ernst zurückgewiesen werden.

So ersteht, zunächst im Vaterlande, vielleicht gleichzeitig — wenn wir nicht zum Entschluß gelangen, wohl auch früher noch — in anderen Landen das Christentum, das Christentum: die große geistige Gemeinschaft aller Guten der ganzen gesitteten Welt.

Was Alles dies Christentum entbehrlich macht, was durch das Werden des Christentums zu sein aufhört, darüber wird ja die Zeit entscheiden. Wir sind nicht zusammengekommen, um zu zerstören, sondern um zu bauen: „Erst wenn die Umrisse des neuen großen Doms Aller Augen erkennbar sind, mögen die alten Gebäude langsam verfallen.“ Haben wir ein Christentum, so haben wir Alles. Der christliche Gedanke formt sich seine Gebilde dann ganz von selbst, und wird sie sich überraschend schnell formen. Neben einem Christentum hat Falsches, Unnötiges, Unlauteres, Gewaltthätiges keinen Platz. Ist erst Alles neu geworden, vergeht das Alte von selbst; darum brauchen wir heut' noch garnicht zu sorgen.

Vergessen wir nur das nicht: wie ein im Einzelnen ruhendes, in der Gemeinde lebendes, im Staat und in der Nation seinen vollen Ausdruck findendes, die Völker verbindendes, über die ganze Welt verbreitetes Christentum ausschaut, welche Segnungen der Menschheit dadurch werden — das wissen ja nur ganz Wenige, weil Niemand mehr zu hoffen wagt. Wie ganz anders es in wenigen Jahren auf der Welt aussehen kann, davon macht sich nur Derjenige einen Begriff, der sich den Glauben an die Göttliche Bestimmung des Menschen erhalten hat.

Meint aber Jemand, es müsse mit Wundern zugehen, daß solcher Wandel sich vollzöge, so sage ich: wohlan, ich lasse es gelten. Der da die Herzen der Menschen lenket wie Wasserbäche, warum sollte Der jetzt nicht die Menschen zur Erkenntnis führen? Nennt man das Wunder, so glaube ich an solche Wunder, glaube sogar mit der ganzen Kraft meiner Seele daran.

Ich bin keinenfalls dafür, heute oder überhaupt einen neuen Sonder-Verband zu bilden; bin auch nicht für den Anschluß an irgend einen bestehenden. Ich meine nicht, daß wir eine kleine Gemeinsamkeit bilden sollen, die allmählich sich vergrößert; ich meine, daß der christliche Gedanke gleichzeitig in den Herzen von Millionen und Aber-Millionen Wurzel fassen soll und daß dann, wie mit einem Zauberschlage, das Christentum da sein wird. Den Werdevorgang im Einzelnen mag Jeder sich ausdenken. Da die Verwirklichung solcher Vorstellungen aber von Personen und von Verhältnissen abhängt, denen gegenüber der Einzelne machtlos ist, so ist es nicht heilsam, darüber zu sprechen. Man muß eben Manches der Zeit und der Allgewalt derselben überlassen.

Bin ich also zunächst gegen jede größere Vereinigung und die damit verbundene schwierige Vereins-Gestaltung, so erscheint mir doch der sich natürlich ergebende Zusammenschluß in kleinen Kreisen, lediglich zum Wirken, um so notwendiger. Nur keinen neuen vielgliedrigen Aufbau, und — — wenn irgend möglich: keine Beiträge. Wer da hat, mag aus eigener Entschließung geben und mag reichlich geben, um das zu bestreiten, was notwendig ist, —

ich bin auch — jedenfalls für jetzt noch — gegen die Fassung von Beschlüssen. Wir haben nichts zu beschließen, grade nur über uns selber und auch das nur in beschränkter Weise. Beschlüsse sind nur zu leicht tönende Worte; der kräftige Entschluß des Einzelnen ist eine That, trägt wenigstens deren Keim in sich.

Also: zu Entschließungen wollen wir — innerlich — gelangen. Dazu sollen uns auch die Worte und Vorschläge Anderer verhelfen. Mir ist es dann vielleicht gestattet, das Ergebnis unserer Besprechung zusammen zu fassen.

Für die Aufstellung sogenannter Sätze — thesen — als Ausdruck einer übereinstimmenden Meinung bin ich dabei aber nicht. Die Aneinanderreihung von zwei Worten erheischt schon Meinungs-Verschiedenheiten, und wir wissen garnicht, ob Andere sich nach unseren Sätzen richten wollen — für uns selbst aber bedürfen wir keiner.

Vereinigungen und Beschlüsse, Verbände und Sätze teilen, trennen, können den herrlichen Strom eines Einigen Christentums, der soeben seinen Gott geleiteten Lauf beginnen soll, um sich in das Meer der Ewigkeiten zu ergießen, nur beengen. Nicht teilen, nicht beengen, sondern Alles an sich heranziehen, Alles in sich aufnehmen, was demselben Stromgebiet — dem christlichen Empfinden — angehört, will dieser Strom.

Ich meine daher auch, und wir wollen diesen Gedanken rückhaltlos unter unsere Mitmenschen tragen, ich meine: alle schon bestehenden Vereinigungen zur Anbahnung eines wahren Gottesreiches werden sich, je verdienstvoller ihr bisheriges Wirken war, je früher also sie ihre Aufgabe als gelöst betrachten können, dem Einheitsstrom anschließen, werden einmünden können in unsere jetzige, Alles umfassende Wirksamkeit. Das selbstlose Sichaufgeben solcher Vereine zum Heile des Ganzen würde als eine erste Bethätigung des im Deutschen Volke erwachenden Verständnisses für das Einige Christentum zu begrüßen sein. Ich hoffe, daß es an Anregung hierzu aus der Mitte der Zugehörigen nicht fehlen wird. — Daß ich dabei nicht an die herrlichen Verbände denke, die neben der Förderung christlicher Gesinnung auch die Bewährung derselben durch gute Thaten zum Zwecke haben, brauche ich nicht zu versichern.

Von durchschlagender Bedeutung halte ich ferner das baldigste Aufhören der sogenannten Sekten. Ihr Entstehen hat seinen Grund einzig in dem Nicht-anerkennen-können kirchlicher Lehrsätze und Bestimmungen. Ein Christentum aber, das nur das Gebot der Liebe kennt und nur deren Empfinden und Ausüben fordert, entzieht jeder Sekte die Notwendigkeit ihres Bestehens. Ich hoffe, daß diese Einsicht die Angehörigen aller Sekten und Religionssonderungen bald durchdringen und daß sie zum Aufgeben derselben führen wird — es wäre dies ein erster Sieg des christlichen Gedankens.

Hierzu bedarf es aber der Vorbereitung. Wir müssen dem Einzelnen, wir müssen den Verbänden und Sekten Zeit lassen, sich über die Notwendigkeit eines Entschlusses klar zu werden. — Das ganze Deutsche Volk muß aus tiefinnerstem Antriebe un-

widerstehlich zum Einigen Christentum drängen, dann nur wird es in Wahrheit, dann nur wird es zu ewigem Bestande erstehen; alle anderen Versuche an seinem Aufbau werden scheitern oder schaffen nur etwas dem raschen Wiederverfall Geweihtes. Dies Christentum aber, wieder geboren aus dem gesunden Sinn Deutschen Empfindens, trägt dann auch alle Bedingungen in sich für eine christlich gesunde Entwicklung unserer gesammten Lebens-Verhältnisse. Aus ihm heraus werden sich Zustände bilden, die dem Vaterlande den wahren Frieden und eine Alle befriedigende, mit der Zeit sogar beglückende Zukunft sichern.

Es werden daher schon jetzt alle Bestrebungen, die sich zur Zeit auf den zahlreichen Gebieten des öffentlichen Lebens geltend machen, als Boden für ihre Grundanschauungen das Christentum aufsuchen müssen. Nur, was dem christlichen Gedanken entspringt und entspricht, kann fürder auf Zustimmung beim Deutschen Volke rechnen — — wir wollen wirklich Christen heißen, nur, weil wir es sein wollen.

Umfaßt, begreift sonach unser Wollen Alles, was Gutes überhaupt vom Einzelnen für die Gemeinsamkeit erdacht werden kann, weil das Christentum der Boden für jede edle Empfindung sein wird, so wollen wir uns doch weise vor jeder Verquickung mit irgend einer Sonderbestrebung — mag sie noch so christlich ausschauen — hüten. Daß der Einzelne nebenher mancherlei alten oder neuen Zielen nachgeht, darf Keinen kümmern. In unsere Sache, in das Mühen am Aufbau des Reiches Gottes aber wollen wir nicht von vornherein Dinge verweben, die sich — gefördert durch unsere grundlegende Bewegung — aus ihr heraus ganz von selber entwickeln werden.

Nach dem Allen könnte es scheinen, als sei unser heutiges Zusammenkommen zwecklos. Ich hoffe indes, daß Jeder der ehrenwerten Männer sich vorher klar war, daß es sich nicht um Großthaten handelte, sondern um ein ernstes Opfer, das der Einzelne der heiligen Sache bringt, indem er hierher kam, lediglich um seinen Beschluß zu bethätigen: ich will wirken am

Aufbau des Reiches Gottes, — so denke ich also doch auch: der heutige Tag soll für das Vaterland, soll für die Welt nicht verloren sein.

Wie bald freilich und in welcher Weise aus unseren Worten Handlungen folgern? das läßt sich heut noch schwer sagen — ich wenigstens spreche mich nicht darüber aus. Ausklingen soll die Bewegung, die heute schon weite Kreise zieht, gewiß nicht in Worten; wir aber können immer nur wirken; das eigentliche Handeln steht den vollziehenden Gewalten im Vaterlande zu.

Es versteht sich dabei ganz von selbst, daß innerhalb der Grenzen etwa auf uns ruhender Verpflichtungen Jeder von uns sein ganzes Wesen einsetzen wird für die Verwirklichung unseres Wollens. Wir werden, und jeder Einzelne von uns wird, das Ziel fest vor Augen, in jedem Augenblicke das thun, was die Lage ermöglicht und erfordert. — Vor Allem werden wir unser Wahlrecht auf das Entschlossenste zum Heil des Vaterlandes, das ist zur Schaffung eines wahr christlichen Staates, einsetzen. In welche Vertretung es auch sei: wir entsenden nur noch Christen — — reine, wahre, ganze Christen, das sind dann auch vollwertige, rechtschaffene, Deutsche Männer. Man spricht immer von neuem Wein und neuen Schläuchen; in das Leben übertragen heißt dies: neue Zustände — neue Männer.

Ganz notwendig ist, daß wir mit voller Klarheit, mit rückhaltloser Offenheit aussprechen, was wir wollen. Unser Wollen ist so rein, so von Göttlichem Geiste getragen — wir haben gar nichts zu verschleiern. Nur keine Halbheit, keine Lauheit, keine Unklarheit, keine Unvollständigkeit. Wir wollen etwas Ganzes, etwas ganz Gutes. Und für dies Wollen treten wir mit ganzer Unerschrockenheit ein. Nur kein Zagen, nur keine Schwäche, wo es gilt, zu Gottes Ehre, dem Vaterlande nach einer mächtig sich uns aufdrängenden Überzeugung zu dienen.

Mut ist es, der Not thut — wo sind die Mutigen?

Irgendwie wird ja wohl Jeder ein kleines oder ein größeres Opfer zu bringen haben — viel höher als die Opferfülle steht dabei der Opfermut. Freilich muß das Vertrauen da sein, daß der Preis des Opfers, daß das Opfer des Mutes wert ist. Das

Christentum muß also in seiner ganzen Herrlichkeit, in seiner Wahrheit, seiner Reinheit gezeigt werden, dann auch werden Millionen ihm auf der geraden Bahn ehrlichen Entschlusses zueilen; Andere werden selbst vor einer Gefahr nicht schrecken, die übrigens oft nur eine vermeintliche ist.

Schwerer als der selbstthätige Mut, darum aber auch wertvoller, ist oft der leidende; auch darin wollen wir uns als gute Deutsche Krieger bewähren.

Daß wir — absichtlich und unabsichtlich — falsch verstanden werden, werden wir wohl noch eine Zeit lang ertragen müssen. Wie so ganz falsch die „Ernsten Gedanken" verstanden worden sind, das werden Sie Alle wissen. Keiner aber kann eine so schmerzliche Vorstellung davon haben, als ich, der ich so genau weiß, was Gutes ich will, und doch so vielfach erfahren mußte, wie Andere es nicht verstehen, Viele ja leider es nicht verstehen wollen.

Aufklären also nach Möglichkeit; kämpfen aber nur, wo uns der Kampf aufgedrängt wird; in der Hauptsache: Besitz ergreifen von dem, was uns gehört — das ungefälschte Christentum.

Was die Anderen meinen, wissen wir ja, wissen aber auch, daß es mit ihrer Meinung — trotz allen vorhandenen redlichen Willens — nicht besser geworden ist. Jetzt nutzen Versuche, Kuren, kleine Ausbesserungen nichts mehr. Es giebt wirklich nur noch eine Hilfe: das ist ein dem Deutschtum verständliches Christentum — alle anderen Mittel sind verbraucht. Wie immer im Leben: zuletzt greift man zum natürlichsten, zu spät ja nicht. Das ist auch jetzt gleich; wir rechnen nicht ab mit der Vergangenheit; wir machen einen Strich darunter und leben von Neuem. Das „Soll" auf beiden Seiten aller sich bis heute befehdenden Parteien ist so angewachsen, daß eine gründliche Auseinandersetzung nicht mehr möglich ist; darum: Strich, und mit den Blättern in das Feuer allseitiger Vergebung — — das Meer der Vergessenheit ist nicht sicher genug.

Sehr ehrenwerte Männer:

Hochgeehrte Herren:

Die Welt, vorerst das Vaterland, muß sich von der Notwendigkeit einer grundändernden Neugestaltung unseres ganzen Lebens durchdringen. Dazu muß vor Allem der fromme Glaube der Väter wieder in uns aufleben: Gott verläßt uns nicht — Gott giebt uns im rechten Augenblick, wessen wir bedürfen — Er wird uns jetzt das Christentum geben.

Er, Der den Menschen schuf nach Seinem Bilde, Er will auch, daß wir glücklich seien. Unerschütterlich ist unser, ist wenigstens mein Glaube: Die Allmacht wird durchdringen durch das Gewirre der Gegenwart; sie wird jetzt ihren Willen zum Werden gestalten.

Sind wir Gottes Kinder, so sind wir auch Seine Werkzeuge. An uns Menschen ist es, den Willen der Vorsehung, wie wir ihn erkannt, auszuführen: „Sein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden!"

Wir wollen heute unsere Gedanken in einen heiligen Vorsatz, in einen fest entschlossenen Willen umsetzen; wir wollen dann mit All-Deutschland sorgen, daß dieses Wollen in segenbringendem Thun sich verwirkliche.

Damit bewähren wir das stille Gelöbnis, das den Einzelnen heute hierher geleitet; damit erfüllt sich dann vielleicht auch das weihevolle Dichtervermächtnis:

„und es soll am Deutschen Wesen
doch noch Mal die Welt genesen."

Nicht in unwürdiger Überhebung sprechen wir diesen erhabenen Gedanken aus: nur in der klaren Überzeugung, daß allein am Christentum die Welt genesen kann; nur in dem berechtigten Bewußtsein, daß echt Deutsche Art wahres Christentum bedeutet; nur in dem feierlichen Entschluß, unser Dasein einzusetzen für die Erfüllung der schönen Verheißung:

Gott zur Ehre,
dem Vaterlande zum Segen,

dann auch — aber auch nur dann: der Welt ein Vorbild.

Zur Religionsbewegung.

I.*)

Berlin; Architektenhaus, 19. November 1891.

Sehr geehrte Anwesende — Männer und Frauen!

„Es ist in der That nicht leicht für mich, vor Ihnen zu sprechen. Ich weiß nicht, ob überhaupt Sie die Bestrebungen kennen, die mich durchglühen; ich weiß nicht, ob Ihnen die Schriften bekannt sind, in denen ich vor einem Jahr meine eigenen Ernsten Gedanken niedergelegt und durch die ich jetzt meine Mitmenschen zu gemeinsamem Ernsten Wollen angeregt, ich weiß nicht, ob Sie meine Auffassungen, meine Ansichten teilen — ich weiß vor Allem nicht, ob auch nur ein Einziger unter Ihnen ist, der — meinen Glauben? nein, — der die feste Zuversicht mit mir teilt, daß das wird, wonach seit langem die Herzen der Menschen so bang sich sehnen.

Gewiß soll das Alles mich nicht abhalten, mit ganzer Rückhaltlosigkeit das zu sagen, was mir auf dem Herzen liegt — es soll ebensowenig mich bestimmen, etwas zu sagen, was nicht meinem eigenen Ich entspringt, aber es ist mir dieses Unbekanntsein mit Ihrer Meinung um Ihrerselbst willen leid, weil ich ernstlich besorge, daß Dieser oder Jener von Ihnen enttäuscht fortgehen werde.

Enttäuscht werden Diejenigen sein, die eine stilvolle Rede, eine lichtvolle Abhandlung, eine wissenschaftliche Betrachtung, eine geistreiche Zergliederung des Stoffs erwarten — das kann ich nicht; enttäuscht werden Diejenigen sein, die ein farbendüsteres Gemälde unserer Zustände erwarten — das könnte ich wohl, wenn auch vielleicht nicht mit sehr geschickter Pinselführung, so doch mit grundwahren, ganz getreuen Linien; aber das will ich nicht. Ja,

*) Aus dem ersten öffentlichen Vortrag, gehalten in einem nur von Anhängern der gebildeten Kreise besuchten Saale. (Unvollendetes Manuskript.)

in der That, ich könnte es. Was früher ich geglaubt, jetzt weiß ich es; was früher ich gewußt, jetzt habe ich Beweise, habe die Belege dafür. Öffne ich heute mein Pult, so bietet sich mir in den vielen hundert Briefen, die mir zugegangen, eine Kulturgeschichte der Gegenwart dar, wie wahrer, klarer, zusammenfassender sie wohl nicht oft zuvor dem Einzelnen zu Gebote stand. Aber abgesehen davon, daß ich solche Briefe nicht zum Ausgangspunkt meiner Schilderungen machen möchte, — meine ich, daß es überhaupt nicht not thut, die Gegenwart erst noch ein Mal in ihrem ganzen Jammer zu schildern; jeder ehrliche Blick in das Getriebe unserer Umgebung zeigt ihn uns.

II.

Berlin; Architektenhaus, 22. November 1891.

Zu jedem Werden gehört zweierlei: der Gedanke und das Thun. Der Gedanke soll von Gott sein — göttlich denken; das Thun fällt uns Menschen zu — menschlich handeln. „Göttlich denken — menschlich handeln" — in diesen Worten hänget das ganze Christentum! Es ist die Erfüllung des Christentums — es begreift die Summe aller Gebote in sich, weil es uns den geheiligten Menschen ebensowohl darstellt, wie es uns das Ebenbild Gottes vorführt: um das Menschengeschlecht dieser Heiligung zuzuführen, wurde uns der Heiland geboren.

Eine ernste, heilige Bewegung soll durch unser Vaterland, soll durch die ganze Welt gehen. Von wem geht sie aus? Sie soll schließlich von uns Allen ausgehen, aber Einer muß doch die Anregung dazu gegeben haben. Nun wohlan: ich will mich dazu bekennen. Ich will die ganze furchtbare Verantwortung auf mich nehmen. Aber ich bin ruhig, — ich sehe der Zukunft ganz gefaßten, ja getrosten, oft sogar freudigen Herzens entgegen. Warum? Weil ich mir selbst des innersten Beweggrundes meines Gedankens so ganz klar bewußt bin, weil ich eine unantastbar klare Vorstellung davon habe, daß der Gedanke ein göttlicher, der Göttliche war — die Liebe war.

Ja, ich weiß es: die Erinnerung an diese mächtige Bewegung, da Ernste Gedanken in mir erstanden, zittert noch nach in meinem Innern. Heiße, glühende Liebe zu meinen Mitmenschen, zu den Brüdern zog mich — — — Und fragen Sie mich, woher ich weiß, daß mein Empfinden die Liebe, die wahre, göttliche Liebe war, so will ich es Ihnen auch sagen — ja ich muß davon sprechen, weil ich ja von der Bewegung zu Ihnen sprechen will und diese Liebe ja das Einzige ist, was diese Bewegung leiten, was sie in die diese bestimmende Kraft umsetzen darf. Göttliche Liebe aber ist „Kraft", ist die allbeseelende, Alles wirkende, Menschen bestimmende, Welt bewegende Kraft. Wer Göttliche Liebe im Herzen empfindet, ist fest davon durchdrungen, daß alle Menschen auf denselben Standpunkt gelangen können — werden. „Gottgewollt" heißt „unbedingtes Werden".

Deshalb kommt mir auch nicht der geringste Zweifel bei, daß das wird, was ich erstrebe und mit mir heut schon Tausende erstreben: Gott gewollte Zustände. Die Bewegung, die jetzt unser Vaterland — die Welt — durchziehen soll, soll und wird diese Zustände herbeiführen, aber eben nur, weil die Anregung dazu von wahrer Göttlicher Liebe ausging und nur in dem Maße wird die Bewegung weiter greifen, als diese Liebe uns Alle ergreift. Ich halte daher auch für ganz nutzlos, heute schon alle die Einzelheiten darzulegen — es muß sich Alles ändern. Vor Allem aber müssen wir den Boden gewonnen haben: die Religion — eine allseitige Religion, nicht nur das „Christentum", d. h. eine Religion, die sich in Kirchen und Sonstiges spaltet, sondern das Christentum. Um zu dieser Religion zu gelangen, bedarf es einer Beweguug — es bedarf einer grundändernden Umgestaltung der äußeren Formen, die das Religionsleben bedeuten; und wenn auch das allgemeine Wollen in uns, im Volke zuerst lebendig werden soll, so müssen doch die Männer, denen zur Zeit die Handhabung des äußeren Religionslebens anvertraut ist, vor Allem Kunde erhalten, daß das Wollen ein allgemeines ist — daß sie also nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet sind, diesem Wollen zu entsprechen.

Um eine Kundgebung also handelt es sich — ja wohl, um

eine Kundgebung, und für diese Kundgebung kann ich eine würdigere, schönere, ernstere Form mir nicht ausdenken, als daß *Jeder* seinem verordneten Religionsdiener, d. h. dem Vertreter der Religionsgemeinde, zu der er gehört, die einfache Erklärung abgiebt, daß er *gerade* im vollen Bewußtsein seines Christseins die bestehenden Kirchenformen als die richtigen, d. h. für des Vaterlandes Zukunft heilsamen nicht mehr anerkennen könne. Das ist kein Lossagen. Das ist keine Feindseligkeit.

An sich darf der Einzelne freilich nicht denken. Wer an sich denkt, an die kleinen Unannehmlichkeiten, falschen Beurteilungen, denen er sich etwa aussetzt, denkt, der ist noch kein Christ, der darf allerdings noch nicht schreiben, weil er nicht mit gutem Gewissen sagen darf, ich fühle mich als Christ. Wer aber von sich sagt und sagen kann: ich wandle in der Nachfolge des Heilandes, der *darf* nicht nur, der muß, der wird auch das thun, was der Heiland von ihm fordert. Oder meinen Sie, daß das Gleichnis vom reichen Jüngling damit erschöpft ist, daß man seinen Reichtum fortgiebt? Sich lossagen von dem, woran man gerade hängt — das lehrt uns der Heiland: sich überwinden, und wenn die Überwindung darin besteht, daß man gerade dem Geistlichen, den man so ganz besonders lieb hat, einen augenblicklichen Kummer bereitet, so *muß* es eben *doch* geschehen — gerade in *Liebe* geschehen. Die Liebe überwindet Alles, und wir sollen Gott mehr lieben als den Menschen; wir sollen *die* Menschen, unsere Brüder, wir sollen das Vaterland mehr lieben, als einen Menschen.

Wie denken Sie sich das Leben eines Christen inmitten dieser komplicierten Welt, worin man leben soll und muß und oft mit Dingen rechnen, welche Christus in seinem Leben nicht kennen lernte? Wir kommen beständig in Konflikte mit uns oder mit der Welt, wenn wir nur nach seinen Worten leben wollen. Es ist Jeder „Christ", der diese Lehren — aus dem damaligen Verständnis in das Jetzt übertragen — anerkennt und danach zu thun den festen Willen bekundet. Und es giebt wirklich nur noch eine Hilfe, das ist ein dem Deutschtum verständliches Christentum. Das Alte *muß* vergehen, es muß *Alles* neu werden.

Indem wir den Vater in der Liebe erkennen, wird Alles neu — wird auch die Vorstellung von der Frau neu. Die altteſtamentliche muß der chriſtlichen Platz machen. Nicht, um den Mann zu verführen, ſchuf Gott die Frau — wahrlich nicht — eine Gehilfin ſollte ſie ihm ſein; wie es in den „Ahnen" heißt: ſein „lieber Geſelle". Jawohl, jeden Gedanken müſſen wir in das Jetzt übernehmen, und das Jetzt damit heiligen.

Die Frau iſt dazu da, das Leben des Mannes zu weihen, es zu heiligen — das lehrt uns der chriſtliche Gedanke. Jawohl: Maria hat das beſſere Teil erwählt — ſo lange unſer öffentliches Leben noch der „Marthen" bedarf, wollen wir ſie auf den Händen tragen und in liebender Verehrung an ihnen heraufſehen; aber die Zeit muß kommen, wo jede Frau nur noch ihrem Hauſe eine Martha — der Welt aber nur eine Maria iſt: das heißt für die Frau Göttlich denken — menſchlich handeln.

Und ſo mag denn das, was ich Ihnen heute zu ſagen hatte, mit dieſem Gedanken ausklingen — Liebe iſt Kraft.

III.

Berlin; Architektenhaus, 25. November 1891.

Mit jedem Tage mehr überzeuge ich mich, daß ich nicht, noch nicht verſtanden bin, überzeuge mich, daß Tauſende, die da behaupten, ein Intereſſe für die Religion, ein Herz für unſer Volk, ein Sehnen nach Erfüllung des Chriſtentums zu haben, noch überhaupt gar keine Ahnung von dem haben, was ich eigentlich ſchrieb, daß ſie noch garnicht ſelbſt „geleſen", und nur aus Zeitungsabſätzen oder ſonſt woher eine überaus dumpfe, falſche, oft ſogar gefälſchte Vorſtellung von meinen „Ernſten Gedanken" und eine noch unklarere Vorſtellung von dem ernſten Wollen haben, zu dem ich ſie anregen möchte. Ich erfahre aber weiter, daß die Menſchen, die die Schriften geleſen, wie ſie ſogar ſagen: wiederholt geleſen, die dem Grund-Gedanken derſelben, wie ſie ſagen, durchaus ſympatiſch gegenüberſtehen, auch freundliche Geſinnung für den Schreiber im Herzen haben, daß ſelbſt

dieſe beſten, lieben, vortrefflichen Menſchen nicht nur über einen, nein, über hundert Sätze ſtolpern oder nicht fortkommen, in jedem Fall nicht den vollen, klaren, reinen, wahren, nicht den zutreffenden Wiederhall meines Denkens in ihrem Innern empfinden.

An wem liegt die Schuld? Ich würde ſie gern auf mich nehmen, wenn ich es mit gutem Gewiſſen könnte — einen Fehler einzugeſtehen war mir von jeher wirkliche Befriedigung — aber ich kann den Fehler hier nicht in mir finden, denn noch jedes Mal, daß Fragen oder Zweifel oder Mißverſtändniſſe an mich heranklangen, konnte ich ſie und habe ich ſie mit der eigenen Schrift gelöſt, beantwortet. Es ſteht wirklich Alles da. Es ſtand ſchon in den „Ernſten Gedanken“ Alles, für den wenigſtens, der eben aus einem Worte Sätze, der aus einem Satz Abſchnitte, der aus einem Abſchnitt Bücher zu machen weiß. Sollte ich denn die „Bücher“ ſelbſt ſchreiben? Es waren ja doch „Gedanken“ — „Ernſte Gedanken“ — die ſo gemeint waren: Fünfzig Seiten iſt für ein Hintereinanderwegleſen nicht zu viel — alſo vorerſt ein Mal durch vom erſten bis zum letzten Buchſtaben, von der erſten klaren, unzweideutigen Frage: Erfüllt die Kirche in ihrer heutigen Geſtalt ihren Beruf — die Bethätigung und Ausbreitung des Chriſtentums zu fördern? erreicht ſie ihren Zweck, zu ſammeln und zu erleuchten? — bis zu dem Namen des Mannes, der für das unerſchrockene „nein“ der Beantwortung eintrat, indem er dem Namen nicht nur in ſeinem Titel das Siegel, dem er vielmehr ſeine ganze Perſon beiſetzte mit dem Worte

„ich hab's gewagt!“

Was in dieſen drei Worten lag, haben nur Wenige verſtanden, und am wenigſtens die, die da meinten, es bedeute eine Selbſtanpreiſung meiner „That“. Ach nein: „ich hab's gewagt“ heißt in meinem Verſtändnis vom Siegel: ich bürge dafür — ich bürge Jedem, der „Ernſte Gedanken“ lieſt, dafür, daß „Ernſte Gedanken“ ein ernſtes Wollen Aller erzeugen werden und bürge dafür, daß dem „Ernſten Wollen“ ein es wird folgt. Verſtehen

wir uns aber nicht falſch: das „es wird“ kann nimmer meinem Munde entfließen — es kann ſich nur dem ſehnenden Herzen Aller entringen, um dann von dem Munde ausgeſprochen zu werden, deſſen einzige und heiligſte, deſſen Göttliche Pflicht es iſt, das zum Werden zu geſtalten, was das Volk — nicht Sein Volk — ſondern Gottes, d. h. unſer Volk will.

Nach dieſem einen Mal leſen nun aber tauſend Mal denken — nachdenken, über das Geleſene denken, dem Geleſenen „nach“denken.

Ich will nun aber wirklich auch nicht den Anderen die Schuld des Nichtverſtehens zuſchieben — ein nicht-Verſtehen iſt es auch eigentlich garnicht — es iſt ein bei den Gutgeſinnten nicht glauben-, nicht faſſen-, nicht hoffen-, nicht ein Mal ahnen-können, daß das möglich iſt, was dieſer Mann da anſtrebt, hofft — ſogar erwartet — — ja! als ganz ſelbſtverſtändlich werdend hinſtellt; und es iſt bei den Übel-, Miß-, Bösgeſinnten ein nicht glauben-wollen, ein abſichtliches, böswilliges, wohl auch von der Angſt hervorgerufenes Nicht-verſtehen-wollen. Ja, ſie ſchließen die Augen, weil ſie von dem Glanz der aufgehenden Sonne des Einigen und ſich bewahrheitenden Chriſtentums geblendet ſind, ſie hüllen ſich in erkünſteltes Schweigen, weil ſie merken, daß das Licht der Aufklärung ihnen nah, ganz nah auf den Leib rückt — ſie möchten am liebſten in ein Angſtgeſchrei ausbrechen, aber ſie fürchten, ſich zu verraten, wenn ſie laut werden.

Wie dem auch ſei: wir müſſen zum Verſtändnis gelangen und wahrlich, ich will Alles thun, was ich kann, es herbeizuführen, will ſchreiben und reden, will erklären, und ſagen, wie es gemeint. Aber Eins bitte ich dafür auch von Ihnen: erſtens denken Sie nun auch darüber nach — tief und immer tiefer, ernſt und immer ernſter, urſprünglich und immer urſprünglicher, und zweitens thun Sie denn das, wozu der Gedanke — das Denken — Sie führt, anregt.

So habe ich mir denn für heute und morgen vorgenommen, das, was bis heut ich drucken ließ, noch ein Mal kurz durchzuſprechen — vielleicht gelingt der Sprache das, was dem gedruckten Wort verſagt blieb — vielleicht gelingt dem Tone das, was die Feder nicht fertig brachte — aber aus dem Herzen kam

Beides; ich kann heut nicht inniger sprechen, als ich liebend schrieb, ich kann unmöglich klarer reden, als ich für den wenigstens schrieb, der sich Worte in Leben umzusetzen vermag.

Eine Geschichte der „Ernsten Gedanken" und der Folgenschaften will ich Ihnen nicht geben, dazu ist heute und ist jetzt nicht die Zeit; die Gedanken selbst mit einigen wenigen Erläuterungen will ich Ihnen im Zusammenhang vortragen.

„Ernste Gedanken" beginnen mit der Frage: Erfüllt die Kirche in heutiger Gestalt ihren Beruf, die Bethätigung und Ausbreitung des Christentums zu fördern, erreicht sie ihren Zweck, zu sammeln und zu erleuchten?

Ich beantworte diese Frage mit einem festen „Nein" und meine damit nur das zu sagen, was Millionen denken — Einige klar empfinden, — Andere unklar ahnen, und es stammt dies „Nein" aus der tiefinneren Überzeugung, daß die Kirche uns nicht die Wahrheit lehrt, indem sie sagt Christus sei ein Gott, Christus sei Gott gewesen. „Ernste Gedanken" wollen eine „Anregung" geben, daß die Kirche diese Forderung fallen läßt und daß auf Grund der dadurch gewonnenen Anschauung sich alle Christen wieder in einer einzigen großen Kirche, das ist im Christentum, zusammenfinden können. Religion ist der dem Menschen ins Herz gelegte göttliche Funke — ist die Liebe. Diese Religion ist der Abglanz der Gottheit, der uns empfinden lehrt, daß wir von der gleichen Art sind, und diese Religion begreifen wir unter dem Namen Christentum.

Ganz etwas Anderes ist die Kirche. Religion, Christentum sind göttlichen Ursprungs — die Kirche ist eine menschliche Einrichtung. Der Zweck ist die Religion — ein Mittel hierzu ist die Kirche, ist aber — ehrlich heraus — in ihrer jetzigen Gestaltung ein sehr wenig wirksames Mittel.

Der Kirche einziger Zweck darf doch, kann doch nur die Erziehung des Menschengeschlechts zur Religion sein. Diesen Zweck erfüllt sie nicht, oder erfüllt ihn wenigstens nicht mehr, weil sie etwas Unmögliches von uns verlangt, nämlich daß wir unsere Vernunft preisgeben, weil sie verlangt, daß wir Dinge für wahr annehmen sollen, die nicht wahr sein können.

„Ernste Gedanken" führen dann kurz aus, was der Mensch glauben (also für wahr halten) kann, was nicht; führen aus, daß das Dasein eines allmächtigen Schöpfers uns in jeder Sekunde unseres Lebens klar vor Augen steht, weil wir ja eben leben, und führen auch aus, daß wir an die Unsterblichkeit der Seele glauben können, daß ich wenigstens es kann, daß ich sogar eine ganz klare Vorstellung davon habe, führen aber weiter aus, daß ich das Alles nicht glauben könne, was den Ewigen Gesetzen widerspricht, die mir in Gottes von Ihm selbst gegebener Weltordnung klar vor Augen stehen — daß ich also die biblischen Erzählungen, soweit sie von sogenannten Wundern berichten, nicht für wahr halten könne.

Es werden dann die Widerlegungen dieser Auffassung berührt, wie sie in den kirchlichen Lehren begründet sind — das aber sind nur Lehren der Kirche — sind nicht Erfordernisse der Religion, nicht Gebote des Christentums. Diese Lehren, heißt es daher, müssen fort, sie sind dem urchristlichen Gedanken von späteren Menschen hinzugedichtet, sie können und müssen daher von den jetzigen Menschen wieder beseitigt werden.

Die Kirche, heißt es weiter, erkennt heut nur den als wirklichen Christen an, der an die Gottheit Christi und zwar wörtlich nach dem Buchstaben des Bekenntnisses glaubt. Diese Leute nennt sie Positive. Ich meine aber, daß der viel positiver ist, der etwas Gegebenes glaubt, und gegeben ist uns Menschen eine Weltordnung, die empfinden wir, wenn wir sie auch nicht ergründen können — die können wir also glauben. Was außerhalb dieser begreiflichen Weltordnung liegt, können wir nicht glauben, brauchen wir nicht zu glauben, und von dem Augenblick an, wo uns Jemand die neue Einsicht geöffnet hat, dürfen wir es nicht mehr glauben.

Im Anschluß daran führen die „Ernsten Gedanken" aus, daß die sogenannte Rechtgläubigkeit nicht das Wesentliche für einen rechtschaffenen Christen ist. Ich frage: wer ist denn der rechtgläubige Christ? Wir werden es in alle Ewigkeit hin nicht feststellen können — den Christlichen Lebenswandel aber können wir heut' schon ganz klar vorzeichnen.

Die Fülle der Gedanken, die sich mir damals und immer wieder an diesen Satz hängen, ersticken mir die Sprache, wie ich sie auch damals gewaltsam zurückdrängte — dem Denken des Einzelnen es überlassend, hierin sich zu ergründen. Nur in der reinen Luft eigenen Denkens, eigenen Empfindens, eigenen Urteils atmet man den frischen Hauch geistiger Selbständigkeit, ahnt, wie schön die Erde aussieht, wenn sie nicht von allerlei geistiger Täuschung umwölkt ist und versteht den über Allem erhabenen Begriff „christliche Freiheit".

„Ernste Gedanken" streifen dann die Einwendungen, die den bisherigen Darlegungen gemacht werden könnten und berühren zunächst die Beweise, die die Kirche für ihre Lehre in biblischen Worten sucht — alles Worte, die, ob sie nun gesprochen sind oder nicht, der vernunftgemäßen Auffassung von Religion immer zuwider sein können. Dann aber treten „Ernste Gedanken" streng der Auffassung entgegen, das Bedürfnis zu einer derartigen Betrachtung liege gar nicht vor; auch die, die man als Christen zu betrachten gewohnt sei, wären größtenteils längst soweit, daß ihre Zugehörigkeit zur Kirche eine nur noch ganz äußerliche und kaum dies noch sei, sie seien aber mit diesem Zustande durchaus zufrieden und wünschten höchstens, daß man sie in Ruhe lasse. Es kann ja sein, daß das Bedürfnis bei diesen Gleichgültigen noch nicht rege geworden ist, weil eine Befreiung aus diesem traurigen Zustande ihnen bisher unmöglich schien; mit dem Augenblick aber, wo sich die Möglichkeit zeigt, wird das Bedürfnis da sein und wird um so verlangender sich melden, je kräftiger es bisher zurückgehalten wurde. Ich glaube also an diese Bedürfnislosigkeit nicht und knüpfe an dies Geständnis mein Bekenntnis von dem unerschütterlichen Glauben an die Menschen, knüpfe daran den Ausdruck meiner heiligen Überzeugung, daß, wenn überhaupt der Mensch „böse" von Jugend auf ist, er doch auch ebenso gut von Jugend auf ist und daß es nur darauf ankommt, welchen von beiden Menschen man zuerst anfaßt und bearbeitet. Was ich damals schrieb: wenn die Leute sagen, der oder der hat ein Herz wie ein Stein, dann sage ich: kann sein — aber es ist ein Feuerstein, man soll nur mit dem rechten Stahl und soll

geschickt daran schlagen. Sie werden sehen, was für Funken daraus sprühen — das sage ich heute erst recht und grüb' es am liebsten in jeden Felsen ein, denn es ist wahr: die Menschen sind gut, man muß es ihnen nur sagen und muß sie lehren, es glauben.

Der etwaigen Aufforderung, aus der Kirche auszutreten, wenn man ihren Lehren nicht mehr glaubt, treten die „Ernsten Gedanken" bestimmt entgegen. Nicht darauf kommt es an, was der Einzelne zur eigenen Beruhigung thun möchte, sondern darauf, daß ich mich Christ nennen und erst recht Christ sein will, wiewohl ich die Lehren der Kirche verwerfe. Denn: derjenige, der die Lehren der Kirche nicht anerkennt, dies aber nicht ausspricht und sich dennoch Christ nennt, der täuscht — wie die Sachen nun einmal stehen. Es kann gar kein Zweifel darüber aufkommen: wer sich Christ nennt, d. h. Jeder, der in der gewissen Bevölkerungs-Zählkarte oder bei sonstigen Gelegenheiten sich in irgend einer Form als Christ, zum wenigsten als zu einer der Kirchen gehörig, bezeichnet hat, der darf dies nur thun, wenn er entweder noch ganz und gar in allen Dingen auf dem Standpunkt des christlichen Bekenntnisses steht, oder wenn er ganz rückhaltlos erklärt: nein, ich stehe nicht mehr auf diesem Standpunkt, aber ich betrachte mich noch als Christ — und nun ruhig abwartet, was weiter wird. Die Forderung, die ich — zum Erschrecken so Vieler — im „Ernsten Wollen" ausgesprochen, ist weiter gar nichts, als das B zu dem A, das Seite 28 in den „Ernsten Gedanken" steht und das damals Tausende so sehr wahr fanden, die jetzt bei der ganz einfachen Folgerung verwirrt dastehen. Ich habe Recht: es steht Alles schon in den „Ernsten Gedanken".

Dann kommt der kurze Absatz, der, so entsetzlich er auch bekämpft worden, doch richtig ist — ich sage ja auch nur: ich kann es mir nicht anders denken, als daß die meisten Angestellten aller Kirchen schon selbst eingesehen haben, daß es ihnen wenigstens zu irgend einer Zeit ihres Lebens klar war, daß die Lehren der Kirche nicht mehr geeignet sind, zu einem lebendigen Christentum anzuregen. Nun wohl:

stellt sich mir ein Geistlicher vor, der nie und in keiner Sekunde seines Lebens diesen Zweifel gehabt hat, d. h. gewinne ich die Überzeugung, daß es an dem ist, dann gehört er eben nicht zu den meisten — bis heute aber haben gerade die Männer, die die sogenannten Stützen der Kirche sind, mir nur immer versichert, durch welche furchtbaren Zweifel auch sie sich durchgerungen hätten — aber u. s. w. Also da habe ich doch recht — sie haben doch zu irgend einer Zeit ihres Lebens eine andere Vorstellung gehabt. Was nun ihre Zweifel beseitigt, das ist ja etwas Anderes und das haben wir nicht zu erörtern, aber die Worte der „Ernsten Gedanken" dürfen wir mit ganzer Kraft wiederholen: die Vertreter der Kirche sollen den notwendig gewordenen Änderungen in der menschlichen Einrichtung — denn nur um eine solche handelt es sich — — an der Religion, am Christentum werden alle Gewalten der Erde in alle Ewigkeit hin nichts ändern können — — also die Vertreter der Kirche sollen einer Änderung, will sagen: dem gänzlichen Aufgeben dieser menschlichen Einrichtung keinen Widerstand entgegensetzen; sie sollen nicht glauben, die Rechte der Kirche verteidigen zu müssen, wenn die gewaltige Macht der Wahrheit sich anschickt, ihre Herrschaft zu entfalten. Sie sollen nicht meinen, kämpfen zu müssen. Der Mensch muß nur gegen die Unwahrheit kämpfen; tritt ihm die Wahrheit entgegen, so darf er sie nicht bekämpfen — ist er der rechte Mann, so ergiebt er sich ihr rückhaltlos. Das ist männlicher, weil es tapferer ist, und es ist tapferer, weil mehr Mut dazu gehört, mit seiner ganzen Vergangenheit zu brechen, als dazu, ein Scheinleben fortzuführen. Wer hat den Mut? fragen „Ernste Gedanken" — wer hat ihn? fragen wir heute!

„Ernste Gedanken" treten dann an die ernsteste aller Fragen: war es denn notwendig, daß dies geschrieben wurde — wenn in der Kirche so Manches veraltet, könnte man's da nicht ruhig gehen lassen, bis sie eines Tages von selbst zusammenbricht? „Nein", sage ich — wir können nicht wissen, was sich dann auf den Ruinen des schönen Gottes-Gebäudes aufbaut, wenn es von seinen Feinden in Brand gesteckt worden — wir dürfen nicht abwarten, daß dem jetzt Bestehenden von ruchloser Hand der

Todesstoß gegeben wird, diese Hand könnte leichtlich sich nicht gegen die Kirche allein, sondern gegen das Christentum, gegen die Religion, gegen **Gott Selbst** kehren wollen.

Ein solcher Gedanke muß Jeden, an den er herantritt, mächtig ergreifen, Jeder wird ihn mit seiner eigenen Vorstellung ausdenken — ich habe nicht nötig, ihn auszuführen. Nicht mir, nicht Ihnen kann das Christentum, kann der Gottesgedanke geraubt werden — das weiß ich wohl — aber Tausenden Ihrer Mitmenschen. Wir wissen nicht Tag und Stunde, da der Bau zusammenbricht; gewiß wird Mancher seine Seele aus dem Schutt retten, manche Seele aber auch kann darunter begraben werden; wir dürfen es also nicht zum Zusammenbrechen kommen lassen, bevor wir nicht ein neues Heim haben — sorgen wir dafür!

Und in dies neue Heim werden auch die Millionen wieder einkehren, die jetzt — offen oder geheim, bewußt oder unbewußt, feindselig oder gleichgültig — draußen stehen; es sind deren unendlich viel mehr, als Viele meinen; die Kirche selbst weiß es am besten, aber da sie keine Gewalt hat, sie zurückzuführen in ihr Haus, spricht sie nicht gerne davon. Es giebt auch keine Gewalt, sie zurückzuführen, als die eine: die Liebe, und die Liebe ist Gott. Sind sie sicher, diesen Gott, wie er in ihrer Seele lebt, in den Hallen des Christentums zu finden, so werden sie sich seinem Wesen und seinen Lehren freudig wieder zuwenden — sie sollen nicht länger draußen stehen, — schon darum war es notwendig, dies zu schreiben.

Ja — wörtlich so steht es in den „Ernsten Gedanken", und als ich neulich sann und sann, Ihnen diesen Gedanken mit anderen Worten vorzuführen — ich verfiel immer wieder auf diese Worte; mögen Andere bessere dafür haben, ich gebe mein Bestes mit diesen.

Notwendig, sagen „Ernste Gedanken", ist es auch um der Millionen willen, die, wenn sie auch denken möchten, es nicht dürfen, die in den „Banden der Kirche" sind — — mit den Ausführungen hierüber sind und können der ganzen Betrachtung nach nur die römischen Christen gemeint sein. Das hatte jener

Mann, ein sogenannter Laie, nicht verstanden, der diese zwei Seiten zum Ausgangspunkt einer — ich muß es so nennen — Schmähschrift genommen.

Die „Ernsten Gedanken" berühren dann weiter die Notwendigkeit, daß es zu einer Verständigung komme zwischen Denen, die Christen sind, und Denen, die Christen heißen, auch zwischen denen, die es sind, deren einer Teil aber durchaus kirchlich, der andere es nicht ist, und schließlich auch zwischen den Kirchlichen, von denen es Viele nur aus Grundsatz, die Anderen, Wenigeren, es noch aus Überzeugung sind, und weisen auch zur Gewinnung der Heiden auf die Notwendigkeit, dem Christentum seine ursprüngliche, faßliche und glaubhafte Gestaltung wiederzugeben, es also vom Bekenntnis zu befreien.

Dann wenden sich die „Ernsten Gedanken" zur Beantwortung der Frage, ob es denn notwendig sei, jetzt, gerade jetzt, „Ernste Gedanken" der Welt zu übergeben, — ein unbedingtes „Ja" beantwortet diese Frage, ein knapper Hinweis auf den Jammer unserer Zustände erläutert dies „Ja", und wahrlich, ich meine auch noch heute, und jede Stunde befestigt mich mehr in der Überzeugung, daß jetzt die Zeit da ist, wo wir der Menschheit das volle, uneingeschränkte Christentum geben können, weil Geist und Gemüt der Menschen vollständig reif für eine christliche Freiheit sind, und ich meine auch, daß gerade jetzt es geschehen muß, weil Geist und Gemüt der Menschen gerade jetzt empfänglich sind für den Gedanken: Liebe — Gott — Religion! Predigt die Kirche seit Jahrhunderten den Opfertod des Heilandes als das größte Liebeswerk für die Menschen — predigt sie, daß Christus freiwillig in den Tod ging, auf daß der Mensch lebe — wohlan: die Zeit ist gekommen, wo sie diese Predigt bethätigen kann: sie opfere sich selbst für die Religion! sie gebe freiwillig ihre jetzige Gestalt auf, auf daß das Christentum lebe.

Folgerichtig fragen „Ernste Gedanken" dann, ob es denn notwendig sei, daß gerade „ich" der Welt diese Gedanken übergebe; dafür gab es damals und giebt es heute nur die eine Antwort: war es auch nicht notwendig, so wurde es zur Notwendigkeit,

einfach, weil's kein Anderer that, wenigstens in dieser Form nicht und in meiner so unmittelbar zum Handeln anregenden Absicht nicht. Erlassen Sie mir die Ausführung dieses Gedankens — die damalige sowohl, die Sie ja nachlesen können, wie die sich mir immer und immer von Neuem aufdrängende; es mußte sein, so bang auch die Betrachtung, mit der „Ernste Gedanken" ausklingen, mir das Herz beschwerte: was wird — — nicht etwa, was wird aus mir? Ach nein, aber: was wird?

Hier zwischen kühnem Hoffen und bescheidenem Zagen, zwischen vertrauensseligem Erwarten und vorausgesehener Enttäuschung im Gleichgewicht bleiben, ist nicht ganz leicht — darüber war ich mir klar, aber ich war mir auch darüber klar, daß es geht — „es will nur eben alles geübt sein" — und ich hatte mich geübt, und ich übe mich fort und fort darin und noch bin ich im Gleichgewicht und deshalb haben auch die handelnsfeindlichen Gefühle, so bitter schwer mir auch die einzelnen Momente wurden und so heißes Abringen mir sie immer wieder kosten, die handelnsfeindlichen Gefühle haben noch in keinem Moment die Oberhand in mir gewonnen — und, wenn ich mich recht kenne, werden sie auch nicht, werden nie die Oberhand in mir gewinnen, wenn es auch noch so lange währt, bis sich's bewahrheitet, was „Ernste Gedanken" an dieser Stelle sagen: dem wahr Überzeugten folgen die Anderen.

Ein Jahr ist seitdem vergangen und wird auch die Frage was wird vielleicht noch einige Zeit — nicht mehr lange — als eine offene bestehen bleiben, so dürfen wir, so müssen wir doch heut auch schon fragen: was ist geworden? Mein kühnes Hoffen hat sich nicht erfüllt. „Ernste Gedanken" wurden da abgelehnt, wo im Augenblick die Entscheidung lag; aber mein vertrauensseliges Erwarten hat sich zu unumstößlicher Zuversicht befestigt, denn „Ernste Gedanken" wurden nicht getödtet, weil sie nicht zu töten sind, sonst hätte man sie getötet; und Etwas, was nicht zu töten ist, lebt, und Etwas, was überhaupt nicht zu töten ist, hat sogar das ewige Dasein und Alles, was lebt, entwickelt sich, und Alles, was der Ewigkeit angehört, vollendet, vervollkommnet sich. — „Ernste Gedanken" leben.

IV.*)

Joëls Säle, 6. Dezember 1891.

Was ich eigentlich will? Dürfte ich nur einen Willen, einen „beſtimmenden" Willen haben. Ich muß mich darauf beſchränken, zu ſagen, was ich meine, anſtrebe, bezwecke, und das iſt: eine gänzliche Neu-Geſtaltung unſeres ganzen Lebens — von Innen anfangend — ſich immer mehr nach Außen geſtaltend — beim Einzelnen anfangend — ſo das Ganze erfaſſend — bei den Kern-Geſetzen anfangend — ſo allmählich die ſcheinbaren Unweſentlichkeiten ergreifend.

Um mich recht verſtändlich zu machen, muß ich ſagen, was ich nicht meine (das Ungeſagte wird zur Laſt gelegt): ich will Ihnen keine Verſprechungen geben — aber den Glauben erwecken, daß es wird, wenn wir wollen. Ich will Ihnen nicht zumuten, dieſelben Vorſtellungen, die ich von den heiligſten Fragen habe, anzunehmen — nur ab und zu will ich ſie ausſprechen — am wenigſten Sie auf ein Jenſeits vertröſten, aber: Ihnen verſichern, daß mein ganzes Denken darauf gerichtet iſt, das Diesſeits ſo zu geſtalten, wie denkbar ſchön, edel, erhaben es nur ſein kann. Freilich ſchwebt mir als Zweck dieſes ganzen irdiſchen Lebens immer nur die Bearbeitung, die Veredelung unſeres inwendigen Menſchen vor — ich habe aber auch gar keinen Zweifel: wenn wir nur erſt unter Zuſtänden leben, die dem Einzelnen eine Veredelung ſeines inwendigen Menſchen geſtatten, wird ihn ein heißes Verlangen dazu führen. Augenblicklich beſchäftigen uns die äußeren Lebensbedingniſſe derartig, daß wir meinen, das Leben ſei damit erledigt — ſind dieſe Vorfragen aber erſt in einem dem Menſchentum, wie der Heiland es uns gelehrt, entſprechenden Sinne erledigt, geregelt, dann werden wir uns ganz notwendig dem Jenſeits zuwenden. Das wird ſich Alles ganz folgerichtig entwickeln, wenn auch der Einzelne heute noch nicht an eine der-

*) Die erſte öffentliche Volksverſammlung, in einem von ſozialdemokratiſchen Parteigenoſſen beſuchten Saale.

artige Entwickelung glauben kann. An eine Anders-Gestaltung unserer heutigen Zustände glauben wohl Welche, sogar Viele, sie machen sich aber von dem Werdevorgang Vorstellungen, die keinenfalls den Keim einer Vervollkommnung in sich tragen. Ich will garnicht von Denen reden, die an Gewaltthätigkeiten irgend welcher Art denken — daß solche Wege das Vaterland nicht beglückenden Zuständen zuführten, das sieht wohl Jeder ein. In einem Kampfe siegt Einer — der Andere wird zum Frieden (Nachgeben) gezwungen — von Stund an sinnt er, und wenn er mit Ketten angeschmiedet wäre: Rache, Vergeltung. Nein, ein Kampf giebt uns ganz sicher nicht den ersehnten Frieden im Innern, so wenig wie wir von einem etwaigen Kriege mit anderen Nationen den Weltfrieden zu erwarten haben. „Friede" kann nur nach dem Waffenstillstand kommen. Als solchen können wir allenfalls den jetzigen europäischen Zustand betrachten — wer hat die Verwegenheit, ihn mit dem Wort: „friedlich" belegen zu wollen? Was Friede heißt, werden uns erst die kommenden Jahre sagen; ich glaube nicht, daß Jemand von sich sagen würde, er lebe mit seinen Hausbewohnern auf gutem Fuß, wenn er selbst den geladenen Revolver fortgesetzt in der Tasche trägt und die Anderen ganz genau wissen, er hat unter seine Treppe Dynamit gelegt, mit dem er in jedem Augenblick das ganze Haus in die Luft sprengen kann.

Wir müssen aber endlich klar werden, — wir dürfen das Wort „Friede" nicht mißbrauchen — der „Friede auf Erden" ist eine Verheißung, die untrennbar ist von der Vorbedingung: „Ehre sei Gott in der Höhe," und die erst den Menschen ein Wohlgefallen erzeugen wird.

Also von Gewaltthätigkeiten rede ich garnicht, sondern nur von der sogenannten verfassungsmäßigen Anders-Gestaltung unserer Zustände; aber auch diese würde eine Vergewaltigung und zwar Derer sein, die nicht freiwillig diese Veränderung anstreben und naturgemäß würden diese von Stund ab wieder auf Änderung sinnen. Ein derartiger „Wechsel" schließt aber den Begriff der Vervollkommnung aus; nur wenn wir uns gleichmäßig fort nach der selben Richtung bewegen, dürfen wir beglückende Zustände

erwarten. Also: daß es „anders“ wird, glauben Viele — sie fragen aber nicht danach, ob es besser, wenigstens beruhigen sie sich, wenn es für sie und auch für sie nur scheinbar besser wird. Eine wirkliche Besserung haben wir nur von einer anderen Grundlage zu erwarten; darauf komme ich immer und immer wieder zurück. Ich will auch nicht etwa die einzelnen Gedanken, Forderungen, Wünsche erörtern, die Sie als Ihre Ziele bezeichnen — das, was ich als „Ziel“ bezeichne, übertrifft Ihre Auffassungen so gewaltig, daß Sie mich in der That kaum verstehen würden; ich will Ihnen nur erstens in großen Umrissen das Leben zeichnen, wie es sich künftig für uns gestalten soll und will, zweitens Ihnen sagen, was meiner Ansicht nach vom Einzelnen geschehen muß, damit wir diesem Leben zuschreiten.

Ich will ganz sicher nicht die Männer in Ihren Augen verdächtigen, die Sie als Ihre Führer betrachten. Im Gegenteil: ich erachte die Dankbarkeit als eine der edelsten Regungen, wenn nicht die edelste im Menschen. Und Sie haben allen Grund, den Männern mit inniger Dankbarkeit anzuhängen, die, wie sie, selbstlos und von edlen Empfindungen getrieben, Ihnen den Weg beglückenderer Zustände bahnen wollten. Ich werde mich nimmer zwischen diese Führer und Sie stellen wollen, noch aber will ich gar selbst Ihnen Führer werden. Ich anerkenne den Begriff Partei überhaupt nicht, ich kenne nur „das Vaterland“ — Gemeinde, Familie — — kenne auch Vaterland als einheitliche Einheit für den Begriff „Christenheit“, und als „Führer des Vaterlandes“ anerkenne ich nur den dazu geborenen Fürsten, der uns ganz gewiß so führen wird, wie wir geführt sein wollen — an uns ist es aber, dieses unser Wollen auch kundzugeben, und zwar nicht in Parteien, in Gruppen, in feindlichen Heerlagern, sondern in überzeugender Einmütigkeit. —

Man versteht unter Führer aber auch noch etwas Anderes: Wegweiser — und wenn Sie mich als solchen anerkennen, annehmen wollten — ach, mit Freuden träte ich in Ihren Dienst. Ihnen den Weg zu zeigen, der zum Altar, den Weg zu zeigen, der zum Throne führt — das dünkt mir die schönste Berufung für mich.

Ich sage zum „Altar" und bin hier nun bei den Begriffen angelangt, über die wir uns vor Allem in ehrlicher, klarer, rückhaltloser Weise verständigen müssen. Der Altar ist für mich der Begriff der Weihe, die über unserem ganzen Leben liegen soll — mir ist das Leben Religion — ich trenne diesen Begriff von nichts und garnichts, was zu unserem irdischen Dasein gehört. Und dieses Leben möchte ich geweiht sehen, nicht nur mir — das thue ich ja und Niemand kann es mir wehren — ich möchte das Leben aller Menschen derart geweiht sehen, und dazu meine ich eben, müssen wir uns den Altar — vorerst im Herzen — aufbauen. Wir bedürfen eines solchen Altars, wenn wir uns auch noch so sehr dagegen zu wehren versuchen; ohne diesen Altar ist das Leben öde, tot. Wir existieren, aber wir leben nicht; das Fleisch, die Materie lebt, aber der inwendige Mensch verkümmert, und wir haben doch nun einmal diesen inwendigen Menschen, ihn wegzuleugnen ist unmöglich. Also Jeder seinen Altar — ja, Jeder seine Kirche in sich selber. Jeder Mensch seine eigene Kirche — es ist ja auch heute schon so, nur daß sie sich äußerlich zu Gruppen zusammenschließen, um sich dann wieder zu befehden.

Ich will Ihnen also nicht den Weg zu einer Kirche, sondern zu Ihrer eigenen Kirche zeigen — und der können Sie angehören ohne Bekenntnis und brauchen auch nie Jemand Rechenschaft abzulegen außer Ihrem Gewissen, und dieses Gewissen heiße ich Gott — und Gott ist mir der Inbegriff der Liebe, garnichts Anderes. Sie haben also bei dieser Rechenschaft, die Sie vor Gott, das ist vor Sich Selber abzulegen haben, nur immer und stets die eine Frage sich zu beantworten: that ich, wie die Liebe es gebot?

Heute nicht über die Liebe — nur kurz, Liebe ist Kraft. Also nicht zur Kirche zurück, wer schon ausgetreten — im Gegenteil: beschämendes Beispiel für die, die den Mut nicht haben, die Folgen ihrer Denkweise zu ziehen.

V.*)

Eiskeller, 13. Dezember 1891.

Ich darf daran erinnern, daß ich „zur Religions-Bewegung" vor Ihnen spreche. Sie haben sonach keinen „Anspruch" auf stilgerechte Abhandlungen mit Überschrift, Einteilung, Dreiteilung und Schluß — keinen Anspruch auf einen sogenannten „roten Faden", der sich durch ein Thema zieht. Ich spreche nicht ohne Veranlassung dies Alles aus — — und grade: ich meine dem Zweck meines Sprechens viel besser zu dienen, wenn ich einfach vor Sie hintrete und — wahrlich nicht unvorbereitet, aber ohne Sonderthema das, und über das — mich ausspreche, was zur Verständigung dient; wenn ich gewissermaßen meinen Gedankenzettel mit Ihnen durchgehe. Daß durch diesen nur ein Faden geht: „Religion und Bewegung", will sagen, unser Leben und Wirken, daß dies Leben so wird, wie es werden kann, soll und muß — — das nur dürfen Sie verlangen. Andere mögen „Thema" behandeln, der Sache diene ich auf meine Weise besser.

Wie sich der Gedankenzettel aufstellt? Heut steht obenan: „Was verstehen Sie — nämlich ich — unter „christlichem Gedanken"? Ich finde diese an mich ergangene Frage wohl sehr berechtigt, aber mit einer bündigen „Erklärung" finde ich Sie nicht, finde ich mich nicht ab. Ich hasse die Erklärungen, weil sie „eherne Gesetze" schaffen, — ich mag aber nichts von „ehernen Gesetzen", ich mag nur von „lebendigem Leben" etwas wissen, ich mag keine Buchstaben, ich will Geist. Ja, Geist! der christliche Gedanke ist für mich der Geist, der mir aus dem Evangelium, will sagen: aus den Schriften des neuen Testaments entgegenweht. Der Heilands-Geist.

Ich vermeide absichtlich jedes Eingehen auf besondere Kapitel oder Worte dieses Testaments; es giebt deren so viele, es giebt deren so einander widersprechende, daß schließlich man Alles

*) Siehe Anmerkung S. 35

daraus und damit behaupten und beweisen kann, was man nur will — — diesem Umstand allein verdanken wir ja die Bildung der ungezählten Sekten, dieser Umstand allein aber macht auch jede Sekte, ja jede Kirche angreifbar; denn was ist denn eine Kirche anders als eine Sekte, die nur, so lange die staatliche Gewalt auf ihrer Seite ist, sich den prunkvolleren Namen „Kirche" verleiht. So lange sie nicht die Menschheit in sich vereint, verdient sie keinen anderen Namen als Sekte, Sonderung.

Also der Geist ist es, der mir als christlicher Gedanke vorschwebt — ich sage der „Heilands"-Geist, und ich meine damit „den Geist Gottes"; ich sage „der Geist Gottes" und ich meine damit die wahre, treue, selbstlose, ehrliche Verbrüderung der Menschen; ich sage „die Verbrüderung der Menschen" und meine damit die Summe aller Lehren, die uns das Evangelium predigen will.

Auf die Summe, will sagen, das Ergebnis — die Vergeistigung der gesamten Überlieferungen aus damaliger Zeit kommt es an. Wir müssen uns die Worte, die der Heiland gesprochen haben soll (denn welche Worte er in Wirklichkeit gesprochen hat — wer wollte kühnlich heut das behaupten) — wir müssen diese Worte, müssen die Erklärungen der Apostel, die Erzählungen der sogenannten Evangelisten, müssen das Alles uns in eine Retorte gethan und über dem lebendigen Feuer eigenen Empfindens gehängt denken — — der Äther, der Geist, der dann dieser Ansammlung menschlicher Empfindungen von damals entsteigt, das ist der christliche Gedanke, das ist der Wunderbalsam, der auch heute noch alle Wunden heilt, das ist der Heilstropfen, der die Herzen in Liebe entbrennen läßt, das ist das Lebenswasser, das alle Glieder der Menschheit zu lebendigem Schaffen neu belebt, das ist das Fluid, das die Völker gleichmäßig durchziehen und zu einem Ganzen vereinen wird.

Ich lasse dabei absichtlich jeder Vorstellung freien Raum. Darauf kommt es ja so garnicht an, welchem Ratschluß des Schöpfers, welchem Vorgang in der Weltseele die Menschheit die Heilands-Erscheinung verdankt. Es ist ganz wichtig, es ist notwendig, daß wir an diesen Vorstellungen gerade in diesem

Augenblick beim Einzelnen so wenig wie möglich rühren. Er soll sie ja gerade so recht in sich einschließen — wir verlangen nur, daß jede Vorschrift in dieser Beziehung fällt und sind der unerschütterlichen Überzeugung, daß jede bestehende Vereinigung — Sekte wie Kirche — Religions-Verein wie Kirchen-Sonderung — die Ausbreitung des Christentums behindert — — aber die Sonder-Vorstellung, namentlich wo sie im Einzelnen feste Gestalt gewonnen, wo sie ihm lieb geworden, wo sie ihm die Quelle seiner christlichen Handlungen geworden — die wollen wir nimmer antasten. Von der meinen spreche ich garnicht, denn darauf kommt es ja noch weniger an, wie sich nun gerade in mir die Heilands-Vorstellung gestaltet — aus meinen Schriften ist sie deutlich zu ersehen.

Nicht zwei Menschen haben, können die ganz gleiche Vorstellung von diesen dem „Göttlichen" zugehörigen Dingen haben — am allerwenigsten heut schon haben. Daß wir uns, und zwar rasch, einer Zeit nähern, wo unsere Vorstellung von all diesen Dingen eine immer ähnlichere, in den entscheidenden Punkten vollkommen übereinstimmende wird, darüber habe ich nicht den geringsten Zweifel — es kann garnicht anders kommen, und es wird in dem Augenblicke da sein, da wir die Schule zur Pflanzstätte der Wahrheit gemacht, da sie unsere ist, d. h. dem Vaterlande, nicht mehr, wie heute, der Kirche oder einer sonst herrschenden Richtung angehört.

Es giebt ja Menschen, die fest davon überzeugt sind, ein Jesus von Nazareth, wie er uns in den Neutestamentlichen Büchern geschildert wird, habe überhaupt nie gelebt, und die dabei doch ganz vortreffliche Christen sind — nach meiner Vorstellung — und es giebt Andere, die den Heiland mit ganz deutlichem Auge „ganz körperlich" zur rechten Hand Gottes sitzen sehen, zu richten die Lebendigen und die Toten, und auch ganz vortreffliche Christen sind. Dazwischen giebt es nun ungezählte Vorstellungen, giebt es und muß es so viel Vorstellungen geben, als es denkende Menschen giebt.

Um nun all diesen Vorstellungen zu genügen — ich will ja eben Alle vereinen — habe ich oft das Wort „christlicher Gedanke"

gebraucht — das begreift Alles, das kann wenigstens Jedem genügen und das wird Jedem genügen, der demütig ist. Der Hochmütige freilich meint, nur seine Vorstellung sei die richtige, und wer eine andere Vorstellung vom Heiland habe, für den sei er überhaupt nicht geboren und deshalb meint er auch, die Heilands-Angelegenheit sei für ihn erledigt, wenn er sein Bißchen Seele gerettet. Der Demütige denkt: ach nein, auf mich kommt's doch so gar nicht an: der Heiland ist der Welt geboren — der christliche Gedanke ist Allgut — — und wer nun im Dienste der Menschheit stehen will, der sorgt dafür, daß dies Allgut auch nun in den Besitz Aller, will sagen, in die Verwertung für Jeden übergehe, und sucht deshalb nach Worten, die eine allseitige Verwertung ermöglichen.

Soll ich die einzigen Eigenschaften des christlichen Gedankens nun also zergliedern? Ja, da kann ich nur eben den Geist, den „Äther", der mir vorhin aus der Verschmelzung aller Eindrücke, wie das neue Testament sie in Übereinstimmung mit dem eigenen Bewußtsein bei uns hervorruft, gewinnen, da kann ich diesen Geist eben nur wieder zurückanalysieren, und es treten uns da die Eigenschaften des Heilands, wie wir sie uns in vollendeter Göttlichkeit zu denken haben, entgegen.

Ernst, Sanftmut, Gütigkeit, Freundlichkeit, Hochherzigkeit, Edelsinn, Erbarmen, Mitleid, Vergebung — Brüderlichkeit — und alle anderen uns dem Gottwesen ähnlicher gestaltenden Empfindungen müssen wir uns in der Seele des Heilands zu denkbar höchster Vollkommenheit ausgebildet denken. Wir wollen ja nicht mit der Sonde einzelner Erzählungen an die Heilands-Erscheinung herantreten — wir wissen ja doch gar nicht, was von dem Allen, was wir lesen, wahr und was nicht wahr ist, was gesagt, ob es gesagt und wie es gesagt worden; für uns besteht nur die Thatsache, daß ein Mensch unter uns gewandelt — ich sage: daß die Vorsehung einen Menschen geboren werden ließ —, der, wenn ich einmal ein kurzes, aber nicht etwa dogmatisches, Wort sagen soll: Mensch war und Gott wurde.

Jesus Christus ist für uns der Mensch, ist der erste Mensch, in welchem das Bewußtsein, ein Teil des Allgeistes zu sein, soweit

entwickelt war, daß er sich in seinem Wesen Eins wußte mit dem Wesen dieses Allgeistes, Gottes — „ich und der Vater sind Eins"; aber er erkannte im Wesen Gottes doch eben auch seinen Schöpfer und konnte sich in dieser Auffassung nur Gottes Sohn nennen — Christus ist der als Mensch vorgestellte Gott — mir ist das Alles so klar, so verständlich, man braucht, um zu diesem Verständnis zu gelangen, doch wahrlich nichts Uebernatürliches, nichts Uebermenschliches im Heiland zu erblicken, ich meine, man braucht seine Geburt, sein Leben und seinen Tod doch nicht mit unmöglichen Erscheinungen in Verbindung zu bringen, um zu verstehen, daß er sich Gottes Sohn nannte, und ebensowenig darf man gestatten, daß Andere diese oder andere Worte als Ausgangspunkt einer Lehre nehmen. Für sich selbst, ja, da mag sich doch Jeder seine Lehre, sein Bekenntnis aufstellen, aber unseren armen Kindern eine Vorstellung einimpfen, dann eine Beschwörung eines ganz und gar unverstandenen Bekenntnisses verlangen, das ist eine Vergewaltigung der Zukunft, die wir nicht eine Stunde länger mit ansehen dürfen.

Ich sage: die heutige Gesellschaft bedarf keiner sogenannten Kirchen-„Lehren" mehr. Der Mensch hat die Anlage, sich seines Seins in Gott bewußt zu werden in sich selber; der Geist Gottes durchweht Alles, die ganze Schöpfung, er durchweht alle Gesetze, nach denen leblose Dinge sich zu einander verhalten (vereinen und trennen, hinneigen und abstoßen), der Geist Gottes durchweht das Pflanzen- und Tierreich — im letzteren schon mit dem Recht der Selbstbestimmung — das Bewußtsein aber ist einzig dem Menschen gegeben. Dieses Bewußtsein enthält den Keim der Erkenntnis, daß wir unser Wesen in Gott haben. Der Zweck unseres ganzen Erdenlebens ist, diesen Keim zu befruchten, ihn stets lichter und reiner zu entwickeln — dabei aber nicht nur an sich selber denken, nicht sich lieben, sondern die Menschheit lieben — das ist die Aufgabe, die uns in der Gegenwart zufällt; will sagen: wir müssen beseitigen Alles, was die Brüder an dieser Entfaltung, Veredelung der Gottes-Erkenntnis hindert. Gott soll nicht einzelnen Menschen bewußt werden; er soll der Menschheit zur klarsten Vorstellnng gelangen; dazu ist uns der Heiland geboren.

Ganz falsch würde es sein, wollte man den christlichen Gedanken als einen ehernen, im Sinne eines unorganischen Wesens ansehen, wollte man die Heilands-Erscheinung als eine marmorne — des Fortlebens und der Entfaltung unfähige — bezeichnen. Wie der christliche Gedanke — insofern er uns Religion bedeutet — von Urbeginn an vorhanden, nur aber vor dem noch keinem Menschen so zum Bewußtsein gelangt war, wie dem Heiland, so ist er auch der unendlichen Entwickelung fähig: nur, wenn wir uns den Heiland als mit der Entwickelung des Menschengeschlechts fortlebend denken, hat er Wert für unsere eigene Vervollkommnung. Wir müssen uns den Heiland, ausgerüstet mit der Gottes-Erkenntnis und fortgeschritten mit dem Menschengeschlecht, in sich selbst vollendet, zu jeder Stunde müssen wir ihn, ganz besonders in dieser Zeit, unter uns tretend denken und müssen in gewissenhafter Erwägung seines Willens, seiner Predigt, seines Bewußtseins von damals uns nur immer fragen: was würde ein Jesus von Nazareth von heute der Welt predigen — wir müssen uns fragen: wie muß der christliche Gedanke sich heute in der Welt, auf dieser Erde offenbaren?

Tritt uns aus jedem Wort des Heilands der Gedanke entgegen, daß die Religion aus der fesselnden Hülle äußerer Formen zu befreien und in das Leben zu übersetzen sei, so lehrt uns das, daß wir heut dem Dogma, der Kirchenlehre, der Einrichtung: Kirche (nimmer dem Gotteshause) entsagen müssen.

Lehrt uns der Heiland mit jedem Wort, daß wir einander lieben sollen, so müssen wir jedem Gedanken des Grolls, der Zwietracht, der Spaltung, der Parteiung entsagen — und ist es dem Heiland zum Bewußtsein gekommen, daß Er nicht nur für sein Volk, sondern für alle Völker, für die Welt geboren sei — ich erinnere an die rührende und in ihrer Bedeutung großartige Begegnung mit dem Kanaanitischen Weibe — so heißt das für uns: jede Schranke beseitigen, die es auch nur einem Menschen versagen könnte, sich zu Christo, als dem Weltheiland zu bekennen, ihn als seinen Bruder, sich also als Christ zu betrachten, — wenn selbst er aus kleinlichen Gründen den Namen ablehnt

und sich nur Mensch nennen will — uns soll's nicht stören, wenn er nur Christ ist.

Das für uns Nächstliegende ist: den christlichen Gedanken in das Leben zu übertragen — denn *erst* muß er leben, dann erst können die bisherigen Formen fallen — die Schale zerbricht erst, wenn das Küchlein daraus hervorgekrochen.

VI.

Joëls Säle, 20. Dezember 1891.

Das ist ja aber das ganze Unglück, unter dem wir leiden, das ist ja der einzige Grund, warum ich vor Ihnen stehe: wir wollen die *Grundsätze*, die wir anerkannter Weise als die Zierde jedes Menschen betrachten, ganz in Sonderheit als die Zierde eines Menschen, der sich — unter meiner Vorstellung vom Christentum — zum Christen veredelt hat, vor Allem auch auf die Gesetze, Einrichtungen und Maßregeln anwenden, die der Gemeinsamkeit dienen sollen. Einzelner Christen giebt es Viele — der Staat aber steht noch außerhalb — ganz weit ab vom Christentum, und wunderbar: ganz dieselben Menschen, die den höchsten Werth darauf legen, als Musterchristen im Privatleben dazustehen, — sobald es sich darum handelt, den Heilands-Geist in der Öffentlichkeit (Landesvertretung 2c.) zu bethätigen, so versagen sie vollständig, versagen so vollständig, daß die allermeisten Menschen den Glauben an die Möglichkeit christlicher Zustände verloren haben. Das aber ist ganz falsch — wir werden christliche Zustände an dem Tage haben, wo wir, in welche Vertretung auch immer, Männer entsandt haben werden, die die „Unerschrockenheit" — Mut — die das *Herz* haben, auch in den öffentlichen Angelegenheiten sich als Christen zu bewähren.

Das Christentum also recht eigentlich *Staatssache* — d. h. Sache jeder menschlichen Vereinigung, nicht nur der Familie, nicht nur der Gemeinde, nicht allerhand Sondervereinigungen, sondern *gerade* nur erst recht des Staates. Das Christentum erste, einzige, heiligste Sache des Vaterlandes — damit erledigt sich

Alles. Alles entwächst diesem Grundgedanken in neuer herrlicher Entfaltung. Jeder Versuch, im Einzelnen zu helfen, ändern, bessern, ist nur ein schwacher Ausweg, Notbehelf. Ehe wir uns nicht darüber verständigt haben, welcher Geist ein für alle Mal unsere Gesetze und Einrichtungen durchwehen soll, können wir welche Gesetze immer machen, Einrichtungen treffen — wir werden nie zu einer beglückenden Entwickelung, nie auch nur zur leisesten Befriedigung gelangen. Haben wir aber den Grundgedanken festgelegt — ist es zum verfassungsmäßigen, von allen Seiten mit glühender Begeisterung ausgesprochenen Grundsatz erhoben worden, daß der Geist, der die Einrichtungen des Vaterlandes beherrschen soll, der christliche, der urgöttliche, der rein menschliche sein soll, dann ist der Friede im Lande gesichert, dann giebt es keine Parteien, giebt es keinen Haß, keinen Streit mehr, dann stehen wir am Anfang des Zeitalters der Vollendung.

Und wahrlich, es ist Zeit, daß wir die Thore dazu öffnen — an uns ist es, dies zu thun. Es ist Zeit für Alle — Alle. Die Vorboten, daß wir dazu gelangen, sind da. Das Elend, das zur Zeit in den weitesten Kreisen herrscht, ist, ebenso wie die Unhaltbarkeit unserer Zustände, der gesamten Menschheit zum Bewußtsein gelangt. Die Menschen sind zu zählen, oder vielmehr, sie zählen nicht mit, die in jetziger Zeit nicht mitleiden. Der Jammer umgiebt uns aller Orten; wir dürfen ihn wahrlich nicht nur in den feuchten Kellerwohnungen der Vorstädte oder in der kalten Dachstube einer armen Näherin suchen — in Häusern, an Stätten, wo man ihn nicht suchen zu dürfen, nicht suchen zu brauchen meint, herrscht die Not, der Kummer, die Sorge in furchtbarster Weise: ich glaube, es ist Niemand in diesem Saale anwesend, der dies nicht wüßte, dem es nicht schon das Herz zerschnitten hätte, wenn ihm die entsetzlichen Bilder solcher Einzelheiten vor die Seele traten. Solchem Elend gegenüber ist die Einzelhilfe, ist selbst die sogenannte organisierte Wohlthätigkeit ganz machtlos — sie erreicht Einzelne, sie hilft Tausenden, hilft am richtigen, hilft am falschen Flecke, hilft wirklich, hilft scheinbar, erzieht mit ihrer Hilfe, verdirbt auch mit ihrer Hilfe, thut wohl, beleidigt auch — kurz: den guten, den ehrlichsten Willen voraus-

gesetzt, die treueste Arbeit vorausgesetzt — das Elend wird nimmer beseitigt. Da können nur Zustände, können nur Maßnahmen helfen, die ein solches Elend überhaupt nicht aufkommen lassen. Solche Zustände *sind* möglich zu schaffen. Die Gesamtmittel der Gemeinsamkeit reichen aus, *müssen* ausreichen, um Jedem ein menschenwürdiges Dasein zu sichern — nicht ohne jede Gegenleistung, aber unter Forderung einer die Notwendigkeit nicht übersteigenden Gegenleistung und unter Befreiung aller Unfähigen (Kinder, Greise, Frauen) von *jeder* Gegenleistung. Die sogenannte Armut ist *keine* Notwendigkeit, das Elend ist durchaus überflüssig. Die Beseitigung dieses furchtbaren Gebrechens unserer heutigen Gesellschaft fordert die Gemeinsamkeit nicht nur um Derer willen, die von der Not selbst betroffen sind, sondern auch um Derer willen, die mit den Brüdern leiden. Wir sind dem himmlischen Vater dankbar, aus der Tiefe unserer Seele dankbar, daß er unsere Herzen dem Verständnis für die Not der Brüder erschlossen hat, daß die ewige Liebe so gewaltig in unsere Herzen eingedrungen ist, daß wir die Not mit demselben Schmerz empfinden, als seien wir von ihr betroffen: denn nun erst, da die Liebe in unser Herz eingezogen, setzt sie sich — sonst ist es nicht die göttliche — zu Kraft in uns um, nun erst treibt sie uns zum Handeln. Wir wollen den Brüdern helfen, und — wie schön! — wir lindern damit den eigenen Schmerz.

Ich frage: wer kann, wer *darf* denn heute seines Besitzes sich freuen? Wer kann denn die schönen Lebensgüter *froh* genießen? Wenn wir auch noch so lange die Augen verschließen, noch so sehr uns sträuben, die schreienden Mißstände unserer Zeit anzuerkennen, irgendwo und irgendwann treten sie denn doch mit einer Gewalt vor unsere Seele, die uns auf das Furchtbarste erschüttert; oder wir verschließen uns der Empfindung wirklich, — nun, das sind dann eben entmenschte Menschen, d. h. Geschöpfe, die sich ihrer Menschenwürde beraubt haben. Wir haben in der That auch um unserer Selbst willen das Recht, mit ganzer Kraft auf Zustände zu dringen, die Allen den Grad von irdischer Glückseligkeit erschließen, der denkbar ist. Gott *will* nicht, daß seine Geschöpfe, die Einen im Elend versinken, die Anderen im furcht-

barſten Mitgefühl gepeinigt ſind. Der Kummer zehrt, drückt nieder, er veredelt nicht — das Gegenteil behaupten nur Menſchen, die noch nie gehungert haben, die noch nie ihre eigenen Kinder haben hungern ſehen, die mit einem Wort kein Herz für die Brüder haben, und auch Diejenigen, die nicht ſelbſt Not leiden, aber der Brüder Leiden nicht ſehen können, ohne zu meinen, ſie könnten ja garnicht in dem Grade helfen, wie ſie helfen möchten. Auch ſie alſo können ganz glücklich nie ſein. Es iſt aber eitel Irrtum, zu ſagen, wir dürften hier auf Erden nicht glücklich ſein — wir dürfen nicht nur, wir ſollen glücklich, d. h. ſelig ſchon hier ſein. Jawohl: „Ihr ſollt vollkommen ſein, wie Euer himmliſcher Vater auch vollkommen iſt," „Ihr ſollt heilig ſein, denn ich bin heilig" — das Alles ſchließt die Gemeinſamkeit, je nachdem Gemeinde oder Staat (ich verſtehe unter Staat niemals die rohe herrſchende Gewalt einer widergöttlich zugeeigneten Macht, ſondern verſtehe darunter den wirklichen Willen des Volks — Volk begreift für mich natürlich das geſamte Vaterland), die Gemeinſamkeit alſo muß ſorgen, es iſt ihre ganz unabweisbare Pflicht, daß die Armut aufhört; damit hört dann auch die beleidigende Wohlthätigkeit auf. Die Brüder haben ein Recht auf durchaus den gleichen Lebensgenuß als Andere — ſtellt ſich uns die Sache heute irgendwie anders dar, ſo liegt das an irgend welchen Geſchehniſſen der Vergangenheit, die zu ertifteln ich mir garnicht die Mühe gebe. Mir genügt vollſtändig die Thatſache, daß der falſche Zuſtand beſteht, um von der Notwendigkeit, ihn zu beſeitigen, überzeugt zu ſein. Mit der Erkenntnis der Notwendigkeit erſchließt ſich mir aber auch die unumſtößliche Gewißheit der Möglichkeit. „Notwendig" ſage ich in dem Bewußtſein, daß Gott es ſo will — was Gott aber will, das können wir Menſchen. Dies beſtreiten, heißt Gott — will ſagen: die Allmacht, den Schöpfer — läſtern.

Ich meine alſo: alles Einzelthun, alles Wohlthun ſchafft den Jammer nicht aus der Welt; der Entſchluß, „Chriſten auch in der Geſammtheit zu ſein," beſeitigt ihn in kürzeſter Zeit. Daß ſchon heute Vieles anders ſein könnte, wenn wir ernſtlicher wollten und von Amtswegen die verfügbaren Mittel einheitlicher ver-

wertet würden, ist wohl kein Zweifel. Was Anderes aber kann die Gemeinsamkeit bewegen, sich zur wirklichen Beseitigung des Elends zu entschließen, als Religion, als Christentum, als Liebe, als die Ueberzeugung: wir sind Brüder, sind eines Vaters Kinder, sind eines Allgeistes Atome, sind einer Weltseele zugehörig? Nur in dieser Vorstellung liegt die Veranlassung zur Hilfe, nur diese Weltanschauung — nur die Religion — reift den Entschluß: Ja, es muß anders werden, und nur diesem ganz freiwilligen Entschluß entkeimt Segen. Jede andere Vorstellung zeitigt vielleicht Aenderungen, schafft vorübergehende Hilfe, beseitigt zeitweise Uebel — aber nur so lange der Druck dieser irgendwie zur Gewalt gelangten Vorstellung dauert. Eine auch nur leiseste Gewähr für dauerndes Glück, für die Möglichkeit einer Vervollkommnung, für ein Zeitalter der Vervollkommnung geben solche, auf mechanischem Wege erlangte Veränderungen nicht. Also Religion — was ich darunter verstehe — Staatssache, und zwar derart, daß der ganze Staat überhaupt nur aus Religionsbewußtsein besteht, nur im christlichen Gedanken atmet.

Ja, in der That, damit regeln sich alle Verhältnisse in einer nie geahnten, wunderbar schönen Weise, und regeln sich mit überraschender Leichtigkeit und Schnelligkeit. Wie groß, eingreifend, umfassend auch die Veränderungen auf allen Gebieten sind, denen wir entgegen gehen, mit der Stunde, da wir uns entschlossen haben werden, Christen zu sein, so wird sich das Alles ruhig, friedlich, für die Meisten kaum bemerkbar vollziehen. Mit je freudigerem Herzen jeder das kleine Opfer bringt, das er etwa der Gemeinsamkeit in Bezug auf Anschauung, Ansicht, Gewohnheit, Vorrechte ꝛc. zu bringen hat, desto friedlicher vollzieht sich die Wandlung — und diese Opferfreudigkeit wird die Menschen ergreifen, sobald die Liebe in ihnen mächtig wird, sobald also der Menschheitsgedanke sie beherrscht. Der andere Weg: das Verlangen, Fordern, Erzwingen, Vergewaltigen auf irgend welche Weise verhilft vielleicht zu einem Siege, aber sichert noch nicht den endgültigen Frieden: eine Siegessäule ist wohl schön — eine Friedenssäule aber ist das vollkommenere! Gesiegt zu haben ist wohl Etwas — den Frieden für das Vaterland errungen zu

haben aber erſt iſt Alles. Dieſen Frieden bringt nur die Religion, bringt einzig das Chriſtentum — das iſt ja ſtets dasſelbe für mich. Alſo Religion Staatsſache! Religion das einzige Mittel zum Frieden.

Man verkennt noch immer ſo ganz meine Beſtrebungen, man getraut ſich nicht, an den Ernſt und das Umfaſſende derſelben zu glauben. Man meint, ich wolle „reformieren“ — etwa an der evangeliſchen Kirche reformieren — ach nein. Ich bekämpfe ja jede Sonderung im Vaterlande, bekämpfe ſogar jede nichtnatürliche Sonderung in der Welt. Welchen Wert könnte es für mich haben, an der Anders-Einrichtung eines Vereins, als welchen man doch eine Kirche nur anſehen darf, zu wirken. Der Verein nennt ſich Kirche, weil der Staat es ihm erlaubt, ſeine Einrichtungen bezahlt, während er die anderer Vereine nicht bezahlt. Ich verwahre mich auf das Entſchiedenſte dagegen, daß ich irgend etwas Beſtehendes ſchmähe oder läſtere. Meine Ehrfurcht vor dem Lenker des Weltalls iſt eine ſo tiefe, daß ich mir bei jeder Betrachtung des gegenwärtigen Jammers ſage: es hat wohl ſo ſein, ſo werden, ſo kommen müſſen — für die Erziehung des Menſchengeſchlechts war es wohl ſo notwendig; aber mein Glaube an eine beſſere Beſtimmung für eben das Menſchengeſchlecht, alſo mein Glaube an die Güte des Lenkers unſerer Entwickelung iſt auch ein ſo gewaltiger, daß ich mir ebenſo auch ſage: Wir treten jetzt in eine neue Zeit — wir haben die Flegeljahre hinter uns — wir werden mündige Menſchen.

Ich ſchmähe alſo nicht die beſtehenden Verhältniſſe, ich ſage nur: unſer Bewußtſein von Recht und Unrecht, von Richtig und Unrichtig, von Gott-gewollt und Menſch-erlaubt iſt auf allen Gebieten und iſt mit einer ſo gewaltigen Entſchiedenheit den beſtehenden Feſtſetzungen entrückt, daß es zur Zeit im ſchreienden Widerſpruch mit den thatſächtlichen Einrichtungen ſteht. Wir regen uns über allerhand Vorkommniſſe, Äußerungen, Geſchehniſſe ſchrecklich auf — warum: weil ſie uns ungeheuerlich erſcheinen. Prüfen wir dieſen Vorgang aber an der Hand der Verfaſſung, der Geſetze, der herrſchenden Richtung, der bis heute als ſelbſtverſtändlich angeſehenen Auffaſſung, ſo werden wir finden,

daß dies oder jenes Vorkommnis, das uns so entsetzt, die ganz einfache Folgerung aus dem zu Recht Bestehenden ist. Woher also trotzdem unsere Verstimmung? Weil unser innerstes Bewußtsein dieser ganzen heut noch zu Recht bestehenden Anschauung widerspricht. Statt also dem Einzelnen zu zürnen, der im Bewußtsein seines Rechts handelt und statt sich über Zustände aufzuregen, die dem bisherigen Rechts-Zustand ganz notwendig entwachsen mußten, sage ich einfach: wir müssen Hand anlegen, daß Verfassung, Gesetze, Einrichtungen, die heute kläglich hinter unserem Bewußtsein nachhinken, wieder auf den gleichen Boden mit dem Volksempfinden gestellt werden. Ich finde das so einfach, natürlich, selbstverständlich, und da dies Bewußtsein ein ganz allgemeines ist und täglich allgemeiner wird, so habe ich auch nicht die leiseste Sorge, daß das beabsichtigte Verfahren auf Widerstand stoßen wird. Es kommt nur darauf an, daß Diejenigen, in denen das Bewußtsein am klarsten entwickelt ist, auch mit der größten Unerschrockenheit für die rechtliche Anerkennung ihres Bewußtseins wirken. Im Allgemeinen wird es dabei darauf hinaus kommen, daß Alles gerade umgekehrt richtig ist, als man es bis heute für richtig hielt; das kommt einfach daher, daß Staat, Kirche, herrschende Richtung den Heilands-Geist, das christliche Bewußtsein, den Gott-gewollten Ursprungszustand allmählich derart verstellt haben, daß wir heute auf einem Punkt angelangt sind, wo wir die Sache nur einfach umzudrehen brauchen, um Menschheitsbewußtsein und Rechtszustand in Einklang zu bringen. Ja wirklich: in den allermeisten Fällen kann man zu dem Bestehenden ganz freundlich lächelnd sagen: grade umgekehrt ist's richtig.

Man tadelt, lächelt, höhnt sogar, daß ich keine praktischen Vorschläge bringe. Ich meine nun freilich, daß nicht viele Sterbliche mit einem so urpraktischen, so rein praktischen und so umfassend praktischen Vorschlag hingetreten sind, wie ich, indem ich sage: vor dem Neubau die Grundlage. Den Neubau rufen ja Millionen als Erfordernis aus; ebensoviele Millionen aber erschrecken vor dem Neubau, weil sie — mit vollem Recht — sich fragen: was wird erstens überhaupt; was wird zweitens mit uns — oder vielmehr sie fragen: erstens, was wird aus uns, und zweitens,

was wird überhaupt? Ich meine nun: a) die Millionen, die das Erfordernis eines Neubaues erkannt haben, können und werden auch sehr erfreut sein, daß diesem Neubau eine Grundlage gegeben wird. Bisher entbehrte er einer solchen durchaus. Und ich meine b) die Anderen werden sich mit dem Gedanken „Neubau" aussöhnen, wenn sie sehen, daß dieser Neubau sich vollzieht auf Grund der Empfindungen und Anschauungen, die schon immer in ihren Herzen — bei Einigen freilich nur auf den Lippen — lebten. Jetzt wird ihnen nun endlich das, was die Einen ehrlich im Herzen ersehnten, die Anderen heuchlerisch mit den Lippen redeten — es wird ein Christentum.

Ich kann diesen Gedanken nicht des „praktischen Vorschlags" gänzlich entbehrend finden — er ist nur etwas mehr im großen Stile aufzufassen, als kleine Geister ihn zu erfassen vermögen. Wir sind ja eben bei so trostloser Ratlosigkeit angelangt: wenn die seit Jahren ganz notwendig kommen müssenden Dinge: der Zusammenbruch einiger Geldmänner da ist, schreit man nach Gesetzen! Wenn endlich einmal ein paar von den Fürchterlichkeiten, die sich täglich vollziehen, durch ein Gerichts-Verfahren breiter getreten werden, ergeht man sich in sittlicher Entrüstung und verfällt auf die wunderbarsten Erfindungen — mit einem Male ist dann Jeder Musterchrist. Wenn ein paar Gassenjungen sich angesichts eines Leichenbegängnisses rüpelhaft benommen, schreibt man spaltenlange Artikel nach gesetzlicher Abhilfe. Das sind dann die sogenannten praktischen Vorschläge, und groß stehen die Männer da, die dann mit Anträgen und Entrüstungsabstimmungen am raschesten bei der Hand sind. Ach, 's ist rührend! Ich sage: gar keine Entrüstung, aber viel Herz und etwas Verstand und nur den einzigen Antrag: wir wollen von morgen ab „Menschen", d. h. „Christen" sein und an demselben Tage, wo dieser Antrag angenommen ist, können dreiviertel unserer Gesetze in das Feuer wandern und das andere Viertel muß vorerst verchristlicht, will sagen vermenschlicht werden, um allmählich so nach und nach überflüssig zu werden.

Es war mir interessant: vorigen Sonntag wurde ich aufgefordert, doch mal über die — ja, ich möchte das Wort nicht

aussprechen, weil ich es in der That seit Jahren schon nicht mehr in den Mund nehme, das Wort selbst aber von Kindheit an verabscheut habe: ich muß es nur zum Verständniß sagen — ich sollte also über die Gesinde-Ordnung reden. Wie kann ich über eine derartige Ordnung noch „reden" — nicht eine Silbe verliere ich darüber. In dem Staat, den ich anstrebe, den ich als christlich bezeichne, während ich „menschlich" meine, in unserem Vaterlande der Zukunft soll ja doch die Liebe die Grundlage bilden. Diese Liebe, denn ich meine die göttliche, ist untrennbar von dem Begriff Gerechtigkeit. Nur das Recht kann ich für uns Menschen als göttliches, als menschliches anerkennen, das in diesem Worte enthalten ist. Dieses Recht gliedert die Menschheit aber nicht nach oben und unten, aufwärts und abwärts als Herrschende und Dienende, sondern gliedert sie in die Breite — gliedert sie als Brüder nebeneinander, fest verbunden durch die Liebe. Nein, mit solchen Einzelheiten halte ich mich in diesem Augenblicke nicht auf. Das ist ja alles erledigt in dem Augenblick, da wir Christen sind; ich betrachte jede Beschäftigung mit derlei dem Christentum fremden Begriffen für Kraftvergeudung und ich meine, wir haben heute unsere ganze, unsere entschlossene Kraft für die Erreichung dieses einen Ziels: christlicher Staat, einzusetzen.

Andere bemerken achselzuckend, daß der einzige praktische Gedanke, dne ich bisher entwickelt, der sei, daß ich zu der Erklärung an die Geistlichen aufgefordert, und halten gerade diesen Vorschlag für höchst merkwürdig. Ich kann meinen Gedankengang so unlogisch nicht finden. Ich sage: 1) die heutigen Zustände sind entsetzlich, wo man auch hinblickt; 2) sie müssen anders werden; 3) Besserung, dauernde, der Vollendung entgegenreifende Besserung ist nur vom Christentum (Menschentum) zu erwarten; 4) der Begriff Christentum schließt jede, nicht durch die natürlichen Verhältnisse gebotene Sonderung aus: der Heiland ist a) der Welt geboren, also nicht nur den Menschen, die sich Christen nennen, und b) ist der christliche Gedanke, der Heilandsgeist nicht vom Katholiken so, vom Reformierten anders aufzufassen — das Heilandswesen läßt nur eine Deutung zu;

folglich müſſen wir 5) jede Sonderung innerhalb der ſich Chriſten Nennenden und auch jede ſonſtige Religionsſonderung aufgeben. 6) Da nicht zu erwarten ſteht, der freie Bürger auch garnicht abzuwarten braucht, daß er gefragt wird, da die jetzige Landesvertretung nicht auf dem Boden des Volksbewußtſeins ſteht, ſo iſt es ſein Recht nicht nur, ſondern ſeine unabweisliche Pflicht, an die dafür zuſtändige Stelle ſeine Meinungs-Äußerung auch ungefragt abzugeben, weil nur auf dieſe Weiſe die Kunde von dem ehrlichen und wirklichen Denken des Volkes in die Kreiſe dringt, wo man ſich dem Erkennen der Notwendigkeit eines umfaſſenden Wandels verſchließt. Ich meine ja durchaus nicht, daß nur die Angehörigen der einen Kirche dies thun ſollten — jeder zum Vaterland gehörige Erwachſene, Mann wie Frau, ſollte in entſprechender Weiſe dies thun. Daß es nicht geſchieht, daß gerade die Männer, die ſelbſt bisher nicht Worte genug gegen die herrſchende Richtung in ihrer Kirche finden konnten, jetzt, wo es ſich darum handelt, mutig die Folgerungen eines vernünftigen Denkens zu ziehen, feige ſeitab ſtehen, das kann mir doch nicht zum Vorwurf gemacht werden. Ich habe unerſchrocken die Folgerungen aus „Ernſten Gedanken“ gezogen — es iſt eine furchtbar kennzeichnende Erſcheinung unſerer Jämmerlichkeit, daß gerade Die, die in den „Ernſten Gedanken“ eine willkommene Hilfe für ihre Beſtrebungen erblickten, in dem Augenblick abſpringen, da „Ernſte Gedanken“ zum „Ernſten Wollen“ auffordern — nur, weil ihre Beſtrebungen eben eine klägliche Halbheit ſind; das Chriſtentum erfordert allerdings ganze Männer, nicht Partei-, nicht Vereins-Männer.

Ich habe deshalb auch mit unzweideutiger Klarheit ſchon auf der Pfingſtverſammlung und ſeitdem immer wieder zur Auflöſung aller der Vereine aufgefordert, die nur eine Spaltung, zunächſt in der betreffenden Kirche und ſomit alſo im Vaterlande bedeuten. Natürlich meine ich Auflöſung zu Gunſten der wirklichen Geſamt-Vereinigung — das muß klar ausgedrückt werden. Das wird dann dem Einzelnen erſt recht ſeine neue Pflicht, auf den engen und endgültigen Zuſammenſchluß Aller im Vaterlande hinzuwirken, zum Bewußtſein bringen; es kann aber der Einzelne

viel kraftvoller wirken, wenn er frei ist, als wenn er durch Sätze und Regeln gefesselt ist. Ich kann in jedem solchen Verein nur die furchtbare Anklage gegen die Haupt-Anstalt, d. h. gegen die betreffende Kirche sehen — ich rede nämlich nur von diesen Kirchen-Vereinen großen und kleinen Kalibers. Entweder ist die Vereinsbildung gerechtfertigt, dann hat also die Kirche das nicht gethan, was zu thun *ihre* Pflicht war, oder sie ist nicht gerechtfertigt, dann darf eine mit so viel Gewalt ausgerüstete Anstalt, wie die Kirche es doch immer noch ist, nicht dulden, daß solche Bünde und Vereine sich bilden. Kann sie nach bestehenden Verhältnissen auch vielleicht den selbständigen Mann nicht fernhalten; daß ihre eigenen Angestellten solchen Vereinen beitreten dürfen, ist ein Kennzeichen, will sagen Verurteilung der Gegenwart, wie treffender man sie nicht finden kann. Die Gedanken der Zeitgenossen bewegen sich eben zu allermeist außerhalb der Wirklichkeit, das heißt außerhalb der thatsächlichen Lage. Der Vorstand eines Vereins — ich meine die evangelische General-Synode — tagt außerhalb *jeder* Berührung mit dem Volksbewußtsein, natürlich um so einmütiger — dafür tagen gleichzeitig wieder allerlei Verbände, Bünde, Vereine in feindlichster Stimmung gegen diesen Vorstand oder in haltlosem Schwanken zwischen Vorstand und Volksbewußtsein, jedenfalls außerhalb des ihnen zugewiesenen Rahmens, der da heißt: Kirche — sonst könnten sie ihr Wirken doch der geordneten Vertretung überlassen; es kommt doch immer auf einen Mangel an Vertrauen zu dieser Vertretung heraus. Überall Halbheit, Viertelheit — es ist schrecklich! Nirgends *Einheit*, nirgends etwas Ganzes, weil nirgends *ganze* Männer oder richtiger: weil die ganzen Männer noch nicht hervorgetreten und noch immer den Anderen das Feld gönnen.

Nach dieser Ausführung habe ich wohl nicht mehr notwendig, festzustellen, wie falsch die Meinung ist, ich suchte Anschluß an irgend eine Partei im Vaterlande. Ich *anerkenne* ja keine Partei, wie kann ich in Verbindung mit ihr treten wollen — ich meine mit einer Partei als solcher. Ich kenne nur Männer; freie, deutsche, christliche Männer, Männer, die nach meinem Begriff *Menschen* sind. Ich denke, die Zeit ist nicht fern, wo

es deren in jeder Partei und bald so viel in jeder Partei geben wird, daß die Partei vor lauter Christlichkeit aufhört. Männer, Persönlichkeiten, Charaktere — zusammengeschlossen zum Vaterland! Eichstämme, starke, festgewurzelte, zusammenstehend im deutschen Wald. Auch mein Hier herkommen darf man ja nicht falsch verstehen — nicht die Partei*), die sonst hier tagt, suche ich, sondern die „Menschen", die sonst hier verkehren. Ich suche alle Menschen, suche Alle, die Menschen sind, und Christen werden wollen — wer es lieber hört, dem sage ich auch: ich suche Alle, die „Menschen" sein und bleiben wollen. Wenn ich nur darin erst recht verstanden würde, daß mir die Bezeichnung nur eine Äußerlichkeit ist — eine praktische Handhabe zur Einigung. Allerdings daran halte ich unerschütterlich: der christliche Gedanke, der Heilands-Geist — der steht mir fest. Der Geist steht mir fest — der Name ist mir wandelbar; denn: der Geist ist von Gott — der Name aber von den Menschen.

Ich warte aber nicht, daß die Menschen zu mir kommen. Darauf habe ich kein Recht und dann würde ich allein bleiben; und da ich wohl weiß, daß die Menschen aus der Vorstadt nicht ins Architektenhaus kommen, so gehe ich eben hierher, und wenn ich sicher wüßte, ich träfe wo anders mehr, dann ginge ich dorthin. Aber ich meine mit meinen Worten nicht etwa nur diese! Wenn ich sage: ich will den Gedanken an Gott, die Vorstellung eines „Lebens mit Gott" wieder in die Kreise tragen, wo sie abhanden gekommen, so meine ich damit genau so auch die Menschen, die ihren Fuß nur selten in die Vorstadt, in solchen Saal wohl nie setzten, und die trotz alles Ueberflusses ein elendes Leben führen. Freilich, wenn ich sage: ich will das Evangelium der Versöhnung hinaustragen, da meine ich: ich will hierher gehen, denn an Diesen ist es, die Unbill zu vergessen, die das Leben ihnen bis heut zugefügt; an Diesen ist es, die Hand, die sich ehrlich ihnen bietet, nicht abzuwehren, sondern herzlich zu erfassen. Es hat ja doch wohl bis heute so sein müssen — wir wollen der Zukunft vertrauensvoll entgegenblicken, daß es anders wird. Und man reicht Ihnen die Hand. Das

*) Sozialdemokratie.

ist ganz gewiß wahr. Sie haben recht, man merkt es noch nicht — ja, woran sollen Sie es denn merken? Die Zeitungen? Davon ein kurzes Wort nachher. Die Gesetze? Wir haben ja noch keine christliche Landes-Vertretung. Also die Wirkung muß erst sich zeigen — das Wollen, der Gedanke. Die Einsicht ist da, ganz gewiß, — in viel höherem Grade, als die Meisten glauben. Man kann sich nur noch nicht zurecht finden, — aber das findet sich Alles. Wenn nur die Einen erst redlich wollen, dann wollen die Anderen gewiß. Diejenigen sind die Größeren, sind die Edleren, die zuerst wollen.

Man hat mich nach meinen Anhängern gefragt. Dabei muß ich zunächst den Gedanken, der sich auch zuweilen an diese Frage geknüpft, als handle es sich um eine „Lehre", zurückweisen. Es giebt für die Menschheit überhaupt nur eine Lehre, das ist der durch Christus oder in Christo (wie Jeder es hören will) geoffenbarte Wille Gottes — eine Offenbarung, wie wir auch sagen können, die wir Jeder im eigenen Herzen haben, und auf deren Vorhandensein uns der Heiland nur erst hingewiesen. Also, daß ich eine „Lehre" bringe, ist das Letzte, was meine Absicht. Ich will nur der schon vorhandenen Lehre Geltung verschaffen da, wo sie bisher noch nicht anerkannt wurde: in den Gesetzen der Gemeinsamkeit, in dem Thun des Vaterlandes als ein Ganzes gedacht. Ich weise ferner jede persönliche Anhängerschaft auf das Bestimmteste zurück (Egidyaner).

„Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes, so wird Euch solches Alles zufallen."

Oster-Gewißheit.*)

Jesus lebt.

Das brauchen wir nicht nur zu glauben — das wissen wir; und die es nicht wissen, sollen es erfahren.

Daß der Jesus-Geist unter uns blieb und in alle Ewigkeit hin die Entwickelung der Menschheit leiten, regieren und beherrschen

*) Berliner Neueste Nachrichten, 2. April 1893.

wird, das empfindet der, der dieſen Geiſt in ſich leben fühlt. Welch wunderbares Geheimnis aber dieſen Gottes-Gedanken umgiebt, daß weiß Niemand; darüber ſich eine Vorſtellung zu machen, iſt Eigenſchaft jedes Einzelnen. Alle aber müſſen wir uns vom Glauben „Jeſus iſt auferſtanden" durchringen zu der Gewißheit: Jeſus lebt. —

Dieſe Gewißheit dürfen wir nicht wonneſelig in unſer Herz verſchließen; dürfen uns nicht an dem Gefühl Genüge thun, daß der Geiſt Gottes in Jeſu war und daß Jeſus ſo Großes für die Menſchheit that — wir müſſen dieſen Jeſus lebendig in uns werden laſſen, müſſen Ihm nacheifern im Thun für die Menſchen. Sein heiliger Zorn gegen das Unrechte und Ungerechte, gegen das Unlautere und Unwahre, gegen den Schein und gegen die Heuchelei muß auch uns erfüllen, und dieſer Zorn muß endlich das Alles töten, wirklich ausrotten — nicht nur bekämpfen — was Unheiliges heute noch uns und unſeren Zuſtänden anhaftet.

Das Uebel dürfen wir glühend haſſen; den Menſchen aber ſollen wir göttlich lieben. So that Jeſus. Der Haß iſt ſachlich, die Liebe perſönlich. Wir, die wir den Namen von Jeſus „dem Chriſt" angenommen, können Ihn nicht anders ehren, als indem wir es Ihm gleich thun: „Gott dem Herrn im Menſchen dienen."

Die Welt muß gewiß werden, daß Jeſus lebt. Worte ſagen gar nichts, ein fühlbarer Wille erweckt wohl Vertrauen; Thaten überzeugen. Thaten aber ſind unabhängig von Innenvorſtellungen. Ueberlaſſen wir doch Jedem die Ausgeſtaltung der Geſchehniſſe von damals in ſeinem Innern, wie er deſſen für ſein Empfinden, für ſeine Innenheiligung bedarf. Irrt Einer unter uns dabei, macht er ſich falſche Vorſtellungen über irdiſche Vorgänge, ſo wird das ſeine Gutheit nicht ſchmälern; irrt Einer, macht er ſich unrichtige Begriffe über den Ratſchluß der Allmacht, ſo kann ihn darüber wohl Keiner belehren. Denn: Keiner kennt dieſen Ratſchluß; wir glauben doch Alle nur. Der Eine glaubt dies, der Andere etwas Anderes. Ungläubig iſt niemand, nur andersgläubig. Andersgläubig aber iſt Jeder. Nicht zwei Menſchen haben die ganz gleiche Vorſtellung über die heiligſten Dinge; warum alſo künſtlich Unterſchiede unter übrigens gleich

gearteten Menschen machen; warum einteilen, warum abgrenzen, warum sondern, warum trennen? Sind wir nicht Jeder ein selbstständiges Gotteskind vor unserem himmlischen Vater? Haben Andere eine andere Auffassung und eine andere Bezeichnung für das Verhältnis des Menschen zur Allmacht, sind sie darum Sünder? Wer wagt zu sagen, daß seine Auffassung die rechte sei? Für Jeden ist sein Eigen-Bewußtsein das Entscheidende. Gilt denn aber das Bewußtsein des Anderen nichts? Gilt namentlich nicht eine in heißem Ringen erworbene Ueberzeugung ebensoviel, wie ein ungeprüfter Glaube? Haftet einer Ueberzeugung denn weniger Frommheit an, wie dem Glauben? Die Frommheit entscheidet, die Demut entscheidet, die Treue entscheidet, die Eingebung und Festigkeit entscheidet — nimmer die Vorstellung über etwas, nimmer der Glaube. Jede edle Regung, jede heilige Empfindung ist gleichwertig vor der Allmacht, deren Majestät der Mensch weder erhöhen noch erniedrigen kann. Die Majestät ist unantastbar; nur unseren eigenen Innenmenschen können wir durch Verinnerlichung heiligen. Welches Verfahren Jeder dabei einschlägt, welchen Läuterungsvorgang er für sich anwendet, muß ihm überlassen bleiben. Religiös ist Jeder, der überhaupt an sich arbeitet — „in meines Vaters Hause sind viele Wohnungen."

Wie es heute um uns aussieht, dürfen wir uns nicht wundern, wenn so Viele nicht glauben wollen, daß Jesus lebt. Der Geist, der unser Gesamtdasein durchdringt, ist ein Jesusfremder; es ist nicht der Geist der Liebe.

Ich sage nicht, daß die Liebe ausgestorben. Im Gegenteil! Ich weiß, daß die Liebe lebt; aber sie herrscht noch nicht; sie beherrscht uns und unsere Zustände noch nicht; sie waltet und regiert noch nicht als einziger, Alles leitender Gedanke. Anderes herrscht. Ich brauche kaum zu sagen was: Geld, Eitelkeit, Geltungssucht, Wohlleben, Sonderneigungen, Sonderinteressen, Sonderbegehren. Das Liebesbewußtsein verkümmert im Geräusch der Welt, und, wo es im Einzelnen zu kraftvollem Bewußtsein, zu ernstem Wollen erstarkt ist, da hindern die Verhältnisse das Ausleben dieses ernsten Wollens, da hindern die Zu-

stände ein Auswirken in Thaten. Nur Thaten, einzig Thaten erzeugen Gewißheit. Ein Liebe-vermissendes, Liebe-entbehrendes Dasein, wie unsere heutigen Zustände es kennzeichnen, löst schließlich den stärksten Oster-Glauben in Zweifel auf; eine Liebe-erfüllte Atmosphäre führt die unglücklichsten Zweifler zur Oster-Gewißheit.

Was alle Lippen der Gläubigen nicht verkünden können, das beweisen Thaten. Leben wir die Liebe, so brauchen wir sie nicht mehr zu predigen; leben wir den Jesus-Geist, so wird Niemand mehr an seinem heiligen Wesen zweifeln. Dies Wesen freilich muß erkennbar werden in all unserm Thun. Nicht das Einzel- und Familienleben allein soll sich Jesus-ähnlich gestalten; nicht in Vereinen und Sonderbestrebungen allein soll sich der Jesus-Geist fühlbar machen, in unseren gesamten vaterländischen Einrichtungen, in unseren Gesetzen und Maßnahmen, soll die Liebe — eine ehrliche, treue, gesunde, kraftvolle, rückhaltlose Liebe Aller zu Allen — der einzig leitende, Alles bestimmende, Alles regelnde, Alles versöhnende, jeden Gegensatz ausgleichende Gedanke sein. Das ist „angewandtes Christentum"; das erst macht unser Volk zu einem christlichen; das erst berechtigt uns, von einem christlichen Staat zu reden; das allein giebt Altar und Thron die Kraft der Unvergänglichkeit.

Die ernste Frage der Gegenwart lautet also nicht: sind wir noch Christen; die Frage heißt: sind wir schon Christen? Stellt unser Gesamtleben die Verkörperung des Jesusgeistes dar? Die Antwort giebt Jeder sich am Besten selbst.

Wer fürder sich Christ nennen will, muß den Heiland als Weltheiland anerkennen, geboren und in der Welt gekommen für alle Menschen. Auch wir also müssen alle Menschen, müssen „den" Menschen lieben. Wer das nicht vermag, darf nicht sagen, daß er in der Nachfolge Jesu wandelt. Er ist vielleicht als Christ getauft, aber er ist nachmals der Gemeinschaft untreu geworden, für die er bestimmt war. Für Den, der überhaupt liebt, so liebt, wie Jesus liebte, für Den ist diese Forderung selbstverständlich; ihre Erfüllung ist ihm ein Leichtes, weil sie der schlichte Ausdruck seines Empfindungslebens ist, unabhängig von jeder Glaubensvorstellung.

Wie so ganz andere Anforderungen freilich treten an unser Pflichtgefühl, wenn wir das evangelische Bewußtsein zur Grundanschauung machen, aus der heraus wir unsere Gesamtzustände formen; nicht in wörtlicher Uebereinstimmung mit diesem oder jenem Satz der heiligen Schrift, sondern im Geiste dessen, der unter uns fortlebt und unter vernünftiger Berücksichtigung einer um fast 2000 Jahre geförderten Entwickelung. Wie so ganz anders gestalten sich unsere Begriffe von Pflichten und Rechten, wenn wir uns entschließen, Liebe zu leben; eine Liebe, die zugleich die vollkommenste Gerechtigkeit ist. — Wie aber werden nun auch die solchergestalt geschaffenen Zustände das religiöse Bewußtsein in unserem Volke wieder mächtig beleben; vorausgesetzt, daß diesem religiösen Bewußtseinsleben die Freiheit der persönlichen Entwickelung gegeben wird. In dieser Wechselwirkung liegt die Erfüllung des Vermächtnisses unseres ehrwürdigen Kaisers, „dem Volke muß die Religion wiedergegeben werden."

Schwer ist das Alles nicht. Ein einziger ernster, frommer, selbstüberwindender Entschluß erringt dem Guten den Sieg. Wer den Jesus-Geist in sich wirken fühlt, den treibt es gewaltig, das zu thun, was sich in ihm als Willen des Vaters zum Bewußtsein gestaltet. Die Erkenntnis des göttlichen Willens, die Erkenntnis von „Gut" und „Richtig" ist nicht eine in alle Ewigkeit hin gleiche. Wie sie sich seit der Kindheit des Menschengeschlechts bis zur Heilands-Erscheinung unausgesetzt geändert und vervollkommnet, so hat sie sich auch seitdem geläutert und im Geiste Jesu weiter entwickelt. Und gerade jetzt macht sich das Herannahen einer neuen entscheidenden Periode in dieser Entwickelung fühlbar. Millionen sind bereits von dieser Erkenntnis ergriffen, Andere widerstreben noch. Einige nennen diese Erkenntnis „das entwickeltere Kulturbewußtsein"; Andere fühlen den Odem des göttlichen Geistes darin und ahnen die endliche Erfüllung unseres täglichen Gebets „Dein Reich komme"; Andere noch erwarten eine leibhaftige Wiederkunft Jesu. — Unter welcher Vorstellung die Erkenntnis sich Bahn bricht, daß wir unsere Zustände Gott-gewollt umzuformen haben, das ist in diesem Augenblick des Wandels der Dinge gleich. Kein Zweifel ist, daß,

stände ein Auswirken in Thaten. Nur Thaten, einzig Thaten erzeugen Gewißheit. Ein Liebe-vermissendes, Liebe-entbehrendes Dasein, wie unsere heutigen Zustände es kennzeichnen, löst schließlich den stärksten Oster-Glauben in Zweifel auf; eine Liebe-erfüllte Atmosphäre führt die unglücklichsten Zweifler zur Oster-Gewißheit.

Was alle Lippen der Gläubigen nicht verkünden können, das beweisen Thaten. Leben wir die Liebe, so brauchen wir sie nicht mehr zu predigen; leben wir den Jesus-Geist, so wird Niemand mehr an seinem heiligen Wesen zweifeln. Dies Wesen freilich muß erkennbar werden in all unserm Thun. Nicht das Einzel- und Familienleben allein soll sich Jesus-ähnlich gestalten; nicht in Vereinen und Sonderbestrebungen allein soll sich der Jesus-Geist fühlbar machen, in unseren gesamten vaterländischen Einrichtungen, in unseren Gesetzen und Maßnahmen, soll die Liebe — eine ehrliche, treue, gesunde, kraftvolle, rückhaltlose Liebe Aller zu Allen — der einzig leitende, Alles bestimmende, Alles regelnde, Alles versöhnende, jeden Gegensatz ausgleichende Gedanke sein. Das ist „angewandtes Christentum"; das erst macht unser Volk zu einem christlichen; das erst berechtigt uns, von einem christlichen Staat zu reden; das allein giebt Altar und Thron die Kraft der Unvergänglichkeit.

Die ernste Frage der Gegenwart lautet also nicht: sind wir noch Christen; die Frage heißt: sind wir schon Christen? Stellt unser Gesamtleben die Verkörperung des Jesusgeistes dar? Die Antwort giebt Jeder sich am Besten selbst.

Wer fürder sich Christ nennen will, muß den Heiland als Weltheiland anerkennen, geboren und in der Welt gekommen für alle Menschen. Auch wir also müssen alle Menschen, müssen „den" Menschen lieben. Wer das nicht vermag, darf nicht sagen, daß er in der Nachfolge Jesu wandelt. Er ist vielleicht als Christ getauft, aber er ist nachmals der Gemeinschaft untreu geworden, für die er bestimmt war. Für Den, der überhaupt liebt, so liebt, wie Jesus liebte, für Den ist diese Forderung selbstverständlich; ihre Erfüllung ist ihm ein Leichtes, weil sie der schlichte Ausdruck seines Empfindungslebens ist, unabhängig von jeder Glaubensvorstellung.

Wie so ganz andere Anforderungen freilich treten an unser Pflichtgefühl, wenn wir das evangelische Bewußtsein zur Grundanschauung machen, aus der heraus wir unsere Gesamtzustände formen; nicht in wörtlicher Uebereinstimmung mit diesem oder jenem Satz der heiligen Schrift, sondern im Geiste dessen, der unter uns fortlebt und unter vernünftiger Berücksichtigung einer um fast 2000 Jahre geförderten Entwickelung. Wie so ganz anders gestalten sich unsere Begriffe von Pflichten und Rechten, wenn wir uns entschließen, Liebe zu leben; eine Liebe, die zugleich die vollkommenste Gerechtigkeit ist. — Wie aber werden nun auch die solchergestalt geschaffenen Zustände das religiöse Bewußtsein in unserem Volke wieder mächtig beleben; vorausgesetzt, daß diesem religiösen Bewußtseinsleben die Freiheit der persönlichen Entwickelung gegeben wird. In dieser Wechselwirkung liegt die Erfüllung des Vermächtnisses unseres ehrwürdigen Kaisers, „dem Volke muß die Religion wiedergegeben werden."

Schwer ist das Alles nicht. Ein einziger ernster, frommer, selbstüberwindender Entschluß erringt dem Guten den Sieg. Wer den Jesus-Geist in sich wirken fühlt, den treibt es gewaltig, das zu thun, was sich in ihm als Willen des Vaters zum Bewußtsein gestaltet. Die Erkenntnis des göttlichen Willens, die Erkenntnis von „Gut" und „Richtig" ist nicht eine in alle Ewigkeit hin gleiche. Wie sie sich seit der Kindheit des Menschengeschlechts bis zur Heilands-Erscheinung unausgesetzt geändert und vervollkommnet, so hat sie sich auch seitdem geläutert und im Geiste Jesu weiter entwickelt. Und gerade jetzt macht sich das Herannahen einer neuen entscheidenden Periode in dieser Entwickelung fühlbar. Millionen sind bereits von dieser Erkenntnis ergriffen, Andere widerstreben noch. Einige nennen diese Erkenntnis „das entwickeltere Kulturbewußtsein"; Andere fühlen den Odem des göttlichen Geistes darin und ahnen die endliche Erfüllung unseres täglichen Gebets „Dein Reich komme"; Andere noch erwarten eine leibhaftige Wiederkunft Jesu. — Unter welcher Vorstellung die Erkenntnis sich Bahn bricht, daß wir unsere Zustände Gott-gewollt umzuformen haben, das ist in diesem Augenblick des Wandels der Dinge gleich. Kein Zweifel ist, daß,

Von Religion klar und bis zu den folgestrengsten Ergebnissen, zu denen ehrliches Denken uns führt, zu unterscheiden: Konfession. Die Religion das der Menschheit Gemeinsame; die Konfession das dem Einzelnen Eigene. Dergestalt, daß eine Sonderung unter den Menschen auf Grund der Religion fürder undenkbar wird; dergestalt aber auch, daß die Konfession fortan nach keiner Richtung hin etwas Gemeinschaftbildendes sein kann, sein soll, oder gar sein muß. Giebt es nur Eine, nur die Einige Religion, so giebt es soviel Konfessionen, als es (selbstständig denkende) Menschen giebt.

Konfession also Alles, was der Einzelne glaubt, vermutet, annimmt, ahnt, für wahr hält; Konfession Alles, was und wie er sich etwas vorstellt. Konfession auch die Vorstellung, die sich der Einzelne von dem Ursprung und von der Wesenheit der Regungen macht, die wir Religion nennen. Nach dem zu einem mehr oder weniger klaren Bewußtsein ausgebildeten Empfinden der großen Mehrzahl unter uns, zu denen auch ich gehöre, bethätigen sich diese Regungen im Menschen als ein von der Materie gesondertes, wenn auch nicht immer von ihr unabhängiges, Geistleben. Für uns, die wir dieses Empfinden, diese Vorstellung, dieses Bewußtsein haben, ist die Religion gleichzeitig der Empfindungsfaden, der uns mit dem Einigen Geist, mit dem Schöpfer, mit Gott, in unlösbarem, von Urbeginn an und bis in die Ewigkeit währendem Zusammenhang erhält — Geist von Seinem Geiste. Andere leiten dies Empfinden, gleich jeder anderen Lebensbethätigung, von den, mehr oder weniger mechanisch gedachten, Funktionen der Materie her. Thatsache für die Einen wie für die Anderen aber ist: das Empfinden — die Religion — ist vorhanden; es lebt, unter welcher Vorstellung und unter welcher Bezeichnung auch immer man sich mit dem Woher und Warum beschäftigt.

Religiös (beanlagt) sind wir also Alle; ob wir es sein wollen oder nicht; ob wir uns so nennen oder nicht; ob wir das in uns Vorhandene entwickeln oder nicht. Die Einen sind religiös im Bewußtsein eines Geistlebens neben oder in der Materie (Metaphysiker, Transzendentalisten, Dualisten); die Anderen sind

es unter Verneinung eines gesonderten Geistlebens (Materialisten, Monisten). Einige sind religiös als Lehr-Gläubige; Andere sind es als selbständig-Denkende. Nicht zwei Menschen sind es unter allenthalben übereinstimmender Auffassung; nicht zwei Menschen gehören in Wirklichkeit und in Wahrheit der gleichen oder der selben Konfession an.

Für Metaphysiker und Materialisten werden Andere die Worte: Theisten und Atheisten einsetzen wollen. Die sprach- und sinngebräuchliche Berechtigung hierzu will ich nicht untersuchen, sie keinenfalls bestreiten. Jedenfalls sind dann die Atheisten genau so religiös (beanlagt) wie die Theisten. Es fallen auch diese Worte unter den Begriff: Konfession. Der Mensch-Wert der Einen wie der Anderen bemißt sich nicht nach Dem, was sie sich für Innengebilde machen, sondern nach Dem, was sie für die Gemeinsamkeit sind. Die Allermeisten Derer übrigens, die sich heute als Atheisten bezeichnen, haben lediglich eine „andere" Vorstellung von Gott, eine andere, als frühere Menschen sie hatten, eine andere, als Kirchen- oder sonstige -Lehren es verlangen. Gegen derartige Lehren zu streiten, ist, namentlich im Augenblicke, wo wir vor allem das religiöse Bewußtsein überhaupt beleben und zu Thaten anregen wollen, müßig. Blöde und dünkelhaft — unreligiös — aber ist es, Jemanden für minderwertig zu halten, der in ehrlichem Streben nach innerer Klärung zu einer, von der Vorstellung Anderer abweichenden Gottes-Vorstellung gelangte, vielleicht sogar diesen Begriff aus seinem Denken vorläufig ganz ausschaltete, weil er keinerlei Vorstellung, am wenigsten die ihm einst gelehrte, damit zu verbinden vermag. — Bleibt also auch wirklich eine Anzahl Atheisten (Materialisten), sogenannte Gottesleugner, übrig, so wird damit weder die Religion noch gar Gott gekränkt. Wenn Gott ist, dann ist Er; und dann ist Er, ob der Mensch es glaubt oder nicht; aber Gott ist dann auch so, wie Er ist; nicht, wie Jemand glaubt oder lehrt, daß Er sei. Die Eiferer, die eigentlichen Anti-Theisten, sind natürlich unangenehme Menschen; gerade so unangenehm wie jeder andere Eiferer in Glaubenssachen es ist. Solche Eiferer, gleich welcher Richtung, werden dann

gemeingefährlich, wenn der Eifer in Fanatismus ausartet. Der Fanatismus in jeglicher Gestalt ist ein Störenfried in der Entwickelung.

So wenig wir also die Kraft und den Wert eines religiösen Bewußtseins danach beurteilen dürfen, welche Vorstellung sich der Einzelne von dem „Woher" der Regung macht, so wenig auch darf Kraft und Wert als abhängig von der Vorstellung angesehen werden, welche sich der Einzelne von dem oder über das Jenseits macht. Auch diese Vorstellungen müssen wir folgerecht von dem Begriff Religion trennen und in das Gebiet der Konfession verweisen. Wir müssen uns insgesammt dazu erziehen, unsere Pflichten als Erdgeborene unabhängig von der Vorstellung aufzufassen, die wir über ein Jenseits und von dem Jenseits haben. Die Diesseits-Pflichten, soweit sie sich auf unsere menschlichen Einrichtungen — im weitesten Sinne — beziehen, führen den Metaphysiker wie den Materialisten, den Jenseits-Gläubigen wie den Diesseits-Abschließenden, zu dem gleichen Gebot, das alle diese Pflichten zu beherrschen bestimmt ist: Unterordnung des Ich-Interesses unter das der Gemeinsamkeit. Es ist nicht wahr, daß eine Vorstellung vom Jenseits, welcher Art immer sie sei, einen die Pflichten gegen unsere Mitmenschen einschränkenden, die Thatkraft für das Diesseits hemmenden Einfluß haben darf oder gar haben muß. Daß, in falsch verstandener Auffassung von religiöser Pflicht, ein solcher Einfluß sich noch hier und dort geltend macht, wissen wir Alle; diesen Einfluß unschädlich zu machen, ist Sache der Erziehung. — Es ist aber ebenso wenig wahr, daß erst das Verneinen eines Jenseits den Menschen zum Denken und Wirken für das Diesseits befähigt oder ihn sonderlich dazu vervollkommnet. Das Ausleben unserer Religiosität im Diesseits kann und muß sich durchaus und allerwegen unabhängig von der Innenvorstellung gestalten. Diese Innenvorstellung ist zwar für jedes Einzelwesen der Nährboden seines persönlichen religiösen Bewußtseins; die Früchte dieses Bewußtseins aber gehören der Gemeinsamkeit — darum: „an ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen."

Und grade wir, denen die Religion das Heiligtum der

Menschheit bedeutet, und die wir uns durch die Religion verbunden fühlen mit dem heiligen und Einigen Geist, wir freveln gegen diesen heiligen Geist, wenn wir irgend eine Lehre, irgend ein Bekennen, irgend eine Vorstellung über die Wesenheit für allein oder unbedingt richtig erachten und meinen, daß ohne die Anerkennung bestimmter Lehren unseren Mitmenschen die Vollwertigkeit hier und die Seligkeit dort versagt sei, oder gar von uns Menschen versagt werden dürfe. Wir maßen uns damit eine Erkenntnis an, die wir noch nicht haben, nach der wir zwar streben und der wir auch — das ist meine feste Ueberzeugung — durch die schon heranbrausende geistige Flutwelle um ein Beträchtliches näher geführt werden sollen, nur aber näher kommen können, wenn wir zuvor die Bahn, die uns zu vollkommnerer Erkenntnis führt, frei gemacht haben. Wollen wir Allen, buchstäblich Allen, das Bewußtsein von einer Allmacht wiedergeben, so dürfen wir das Alles nicht mehr als Erfordernis betrachten, was Denen gewiß belassen sein soll, die der einmal erfaßten Lehren und Vorstellungen bedürfen, was aber für Millionen und Abermillionen Hinderung geworden ist, ihren Innenmenschen wieder in Verbindung zu setzen mit dem heiligen Wesen außer ihnen — die Leitung ist unterbrochen.

Soll „dem Volke die Religion wieder gegeben werden", so müssen wir zuvor den heiligen Begriff abklären von jeglicher Zwangslehre, von jeglicher Erkenntnis-Bedingung und müssen darauf verzichten, irgend eine Vergangenheits-Vorstellung als allein und für Alle maßgebend hinzustellen. Sprechen wir von Offenbarung, so dürfen wir die Offenbarung nun und nimmer für abgeschlossen betrachten und müssen begreifen, daß diese Offenbarung eine Erleuchtung ist, die Jedem zu Teil wird, der ihr sein Herz erschließt. Fortan sollen Alle der Offenbarung ihr Herz erschließen, sollen aber die Offenbarung in sich zum Bewußtsein gestalten. In dieser Bewußtseins-Religion wird sich sehr bald die Kulturwelt und wird sich dereinst die Menschheit einen. „Einigkeit" heißt nicht: Uebereinstimmung in der Erkenntnis vom Wesen der Religion. „Einigkeit" stellt den großen Dom dar, der sich über alles Glauben und Bekennen wölbt und in dem Jeder nach seiner

Erkenntnis der Allmacht dient, selbstlos dient, dient: im Menschen. Das aber wissen wir:

Es giebt im Heiligtum der Religion ein Allerheiligstes, zu dem nur der Hohepriester Zutritt hat. Jede Seele ein Allerheiligstes — jeder Mensch sein eigener Hohepriester.

Religion; Christentum; Kirche.*)

Wie wir von dem Begriff Religion Alles abstreifen müssen, um das Wesen derselben in seiner ganzen Erhabenheit, Vollkommenheit und Reinheit zu empfinden, so müssen wir von dem Begriff Christentum Alles abthun, was uns hindert, diesen Begriff einzusetzen für Religion. Das dürfen wir thun, wenn wir — Jeder sein eigener Hohepriester — unser Inneres in heiliger Weihe erhalten, und das müssen wir thun, wenn wir an die Jesus-Erscheinung nicht mehr nur Welt-bezwingende, Welt-befreiende, Welt-erlösende „Betrachtungen" knüpfen wollen, vielmehr unser ganzes Sinnen und Trachten einzig und unmittelbar darauf richten: aus unserem christlichen Bewußtsein heraus Zustände zu schaffen, die den Sieg des Guten bedeuten.

„Unser Leben selbst Religion" heißt in anderer Sprache: wir müssen das Christentum ernst nehmen. „Ernst nehmen" aber heißt in jeder Sprache: verwirklichen. Verwirklichen nicht nach irgend einem Buchstaben, verwirklichen nach dem Geist, wie er sich als der Eine, der Einige und der heilige Geist zu allen Zeiten bis in die Gegenwart hinein, im Menschen offenbarte und in alle Ewigkeit hin offenbaren wird. Verwirklichen nicht in Empfindelei und Betrachtungen, verwirklichen durch ehrliches Denken, entschlossenes Wollen, tapferes Thun.

Weder die von Jesus — wirklich oder vermeintlich — gesprochenen Worte machen das Wesen des Christentums aus, noch die nachmals an Seine Erscheinung geknüpften Lehren. Wer die

*) Aus dem Vortrag vom 29. Oktober 1893. „Versöhnung" Nr. 3; 1894.

buchstäbliche Befolgung solcher Jesusworte fordert, oder wer die Anerkennung irgend einer von späteren Menschen erdachten Lehre verlangt, nimmt dem Christentum seine Bedeutung für die Menschheits-Entwickelung. Mit jeder solchen Forderung wird das Christentum seiner Bestimmung entrückt: Religion — die Religion — zu sein. Jede solche Forderung macht das Christentum zu einer Konfession und schränkt damit die Menschheit-fördernde Wirkung ein, welche Diejenigen erhoffen, die die Bedeutung der Jesus-Erscheinung in ihrer ganzen Fülle erfassen.

Das Christentum leitet seinen Namen nicht von einer Person, sondern von einer Vorstellung ab. Jesus erschien seinen Zeitgenossen als „der Christ", als „der Gesalbte". Die Jesus so nannten, empfanden, daß in Ihm Das zum Bewußtsein gelangt war und sich den Hörern offenbarte, was in ihrer eigenen Seele als Wahrheit schlummerte; sie empfanden, daß der Geist, der in Ihm lebte und der aus Ihm zu den Hörern sprach, „Geist von Seinem Geist" in menschlichster Vollkommenheit war. Deshalb dürfen auch wir den Christ-Namen nur als durchaus vergeistigten Begriff nehmen und gebrauchen. Wer kann ernsthaft auch nur einen Augenblick daran denken, daß irgend eine der heutigen, als christlich bezeichneten, Sonder- oder Gruppen-Anschauungen je von der gesamten Menschheit anerkannt werden, daß also irgend eine dieser Lehren, irgend eines dieser Bekenntnisse je die Menschen einen wird. Anerkennen aber wird heute schon die Kulturwelt und dereinst die Menschheit das Christentum als Allen gemeinsame Religion, das sich den Geist und das Wollen Jesu „des Christen" zu eigen macht. Wie Er, so sollen wir Alle, soll Jeder unter uns, soll Jeder für sich, soll die Menschheit für alle Zeiten, mit heiligem Ernst und in ehrlicher Verinnerlichung, nach einem religiösen Bewußtsein ringen; wie Er, soll Jeder dann aber auch dieses Bewußtsein leben. Daß die Menschheit bei solcher Verinnerlichung auf dieselbe Bahn: vorwärts-aufwärts geführt wird, die Jesus wandelte, ist kein Zweifel. Die gesittete Welt von heute und dereinst die Menschheit wird um so rascher sich auf dieser Bahn zusammenfinden, je früher und je entschlossener ihr der Weg zu dieser Bahn frei gemacht

wird von allen heutigen Hindernissen: Dogma, Bekenntniszwang, Glaubens-Vorschrift, Glaubens-Bedingnis.

Um Namen wollen wir nicht streiten; es handelt sich um das Wesen. Nur ein Christentum, das sich in dem einzigen Wort „Religiosität" ausdrückt, hat Wert für die Menschheit. Unter welchen konfessionellen Vorstellungen der Einzelne sein persönliches Christentum begreift, ist innere und folglich eigene Angelegenheit. Den Christen-Namen aber zu verwerfen, weil er, wie jeder, selbst der hehrste Name und Begriff, gewissen Mißdeutungen, selbst dem Mißbrauch unterlag, ist ganz unberechtigt. Es schließt dies Wort für den bei Weitem größten Teil unseres Volkes heute schon — oder heute noch — die Summe alles Guten, alles Richtigen, alles Rechtschaffenen, alles Tugendhaften, alles Mensch-entsprechenden in sich ein. Ueber alle heutigen Lehren und Sonder-Auffassungen hinweg soll ein, von jedem Buchstaben-Einfluß befreites, evangelisches Bewußtsein uns nicht nur jetzt erlösen aus der sozialen Not; es wird dies Bewußtsein fortan der einzige Leitstern sein für die Weiterentwickelung der Menschheit.

Sich Christ zu „nennen", um Mensch von denkbarster Vollkommenheit zu sein, ist nicht notwendig. Weder wird eine Allmacht je über den Namen mit uns rechten, noch hat die Gemeinsamkeit ein Recht auf irgend eine derartige Bezeichnung ihrer Zugehörigen. Religiös sind wir Alle; sind es als Menschen; hierzu bedarf es also keiner Rubrik. Name und Vorstellung aber, unter der Jeder seine Religion innerlich lebt und äußerlich bethätigt, bedarf nie und nach keiner Richtung hin einer öffentlichen, amtlichen Bezeichnung. Ein Name ist kein Wertmesser, und selbst ein abgelegtes Bekenntnis bietet keine Gewähr für den Wert des Bekenners. „An unseren Früchten soll man uns erkennen." Den Geist, der diese Früchte zeitigt, als Religion, oder als Christentum, oder als evangelisches Bewußtsein, oder als erhaben-menschlich, oder sonst wie, oder gar nicht zu bezeichnen, ist Jedermanns Recht. Eine Verpflichtung, sich irgend einer Bezeichnung zu beugen, oder auch nur sie über sich ergehen zu lassen, darf in einem gesitteten Gemeinwesen für Niemanden bestehen. Religion — Menschentum; Christentum — Deutschtum:

für den vernünftigen, vorurteilsfreien, selbstlosen Menschen, für eine rein und natürlich empfindende Seele bedeutet jedes der vier Worte dasselbe: eine im Rahmen der Verhältnisse, in die wir hineingeboren wurden, geheiligte Lebensführung. Nur kleine Seelen streiten um den Namen. Große, und namentlich tapfere Herzen getrauen sich, unter jeglichem Namen ihre Eigenart festzuhalten und auszuleben; sie bedürfen keiner Namensbenennung, um sich ihres rechten Wertes bewußt zu werden.

Je mehr wir den Geist einer Idee in uns aufnehmen, desto mehr tritt auch die Form zurück, in der wir den Geist bisher faßten und erfaßten — die Kirche. Die Kirche ist nicht in dem Sinne „Geist" und ist nicht in dem Sinne „Gedanke", wie Religion und Christentum es sind. Die Kirche ist eine von Menschen geformte Einrichtung. Der Schöpfer schuf nicht eine Kirche mit der Forderung, daß wir, Seine Geschöpfe, uns in diese Richtung hinein zu leben, hinein zu entwickeln hätten. Der Schöpfer begabte uns mit einem religiösen Empfinden. Dies Empfinden zu pflegen, es zu entwickeln, schufen die Menschen Einrichtungen, die wir — im Rahmen des jeweiligen Entwickelungsstandpunktes — als weise anerkennen müssen. Eine solche Einrichtung war die Kirche.

Es ist daher unter allen Umständen Frevel, pietätlos oder gar schmähend der Kirche zu gedenken. Der Kirche — wem denn sonst? — verdanken wir die Aufbewahrung, Förderung, Vervollkommnung unseres religiösen Bewußtseins bis zur heutigen Stunde. Sie ist eine Erscheinung in der Menschheits-Entwickelung, die wir, wie Alles, als ein Erfordernis zur Förderung auf dem Wege der Vervollkommnung begreifen müssen. Jetzt aber, da unser Volk den Grad religiöser Selbständigkeit erreicht hat, daß wir einer in die Form zwängenden Anleitung zur Religiosität, wie die Kirche sie bietet, nicht mehr bedürfen, jetzt sind wir der einst notwendigen Einrichtung entwachsen.

Es wäre daher ebenso Frevel, wenn wir nun, da die Zeichen der Zeit uns deutlich verkünden, daß die Gegenwart sich einer Einrichtung, wie die heutige Kirche sie darstellt, entwachsen zeigt, a, daß das Festhalten an dieser Einrichtung das machtvolle Aus-

leben des Geistes, dem die Form (Kirche) zu dienen bestimmt war, hindert, wenn wir Dem gegenüber, nur um des historischen Bewußtseins willen, oder selbst aus Gründen der Pietät, oder aus Schwerfälligkeit, oder gar aus unlauteren Beweggründen an Einrichtungen festhielten, gegen die unsere bessere Überzeugung und ein abgeklärtes religiöses Bewußtsein streiten.

Was der Gemeinsamkeit frommt — das entscheidet. Wir brauchen uns um die Gestaltung der Zukunft nicht zu sorgen, sobald wir diesen Grundsatz in Wirklichkeit und Wahrheit zum leitenden gemacht haben werden. Schaffen wir Einrichtungen, die unser religiöses, oder unser christliches, oder unser evangelisches Bewußtsein verkörpern, so wird die Religion zum Leben; das Christentum ist erfüllt. Das Innenleben auch nicht eines Einzigen ist damit gefährdet. Im Gegenteil: für Millionen, welche von einem Innenleben bisher nichts wußten, wird ein Empfindungsleben, ein Geistleben, ein Leben in Gott erst beginnen. Für die Anleitung der Jugend sorgt ein geweihtes Familienleben und eine Schule, die nichts Anderes ist, als eine Weihestätte der Gemeinsamkeit.

Die Gemeinsamkeit sorgt auch für die sonstige und weitere Befriedigung des Verlangens nach Andacht, Weihe, Erbauung — Kultus. In diesem Sinne werden wir unser religiöses Bewußtsein gewissermaßen nationalisieren. Ob wir dabei von einem Deutschen Christentum, oder von einem christlichen Deutschtum, oder nur von Religion, nur von Christentum, nur von Deutschtum sprechen, ist gleich. Gemeint ist: jede Nation (jedes Volk, jedes Land, jeder Stamm) gestaltet, wie seine Zustände überhaupt, so auch die Befriedigung seines Weihe- und Andachts-Bedürfnisses dem national-individuellen Empfinden entsprechend; wir Deutsche anders als die Italiener, die Engländer anders als die Spanier. Einen Universal-Völker-Typus, wie ihn Einige aufstellen möchten, giebt es nicht; die Individualität der Völker besteht; sie unbeachtet zu lassen ist eine Verleugnung des Natürlichen.

Um die der Gemeinsamkeit heilsamen Einrichtungen zu schaffen, bedarf es allerdings eines Gesamtwollens, bedarf es aber weder einer Kirche, noch sonst eines Sonder-Verbandes

innerhalb unseres Vaterlandes. In einem von der Vernünftigkeit geleiteten Gemeinwesen waltet nur Einerlei Geist, der Alles ordnet, Alles regelt, Alles leitet. Pflicht der Gemeinsamkeit ist es, gewissenhaft zu sorgen, daß — im Rahmen der Vernünftigkeit — dem Bedürfnis, auch dem Andachts-Bedürfnis, Aller entsprochen werde. Pflicht des Einzelnen ist es, seine Sonderwünsche dem All-Interesse, seine Vergangenheits-Ideen den Forderungen der Gegenwart unterzuordnen. Treten wir, die Gemeinsamkeit als solche und jeder Einzelne als Glied derselben, mit diesem Pflichtbewußtsein an die Gestaltung unserer Zustände heran, so werden wir zu der Einsicht gelangen, daß wir nicht zwiefacher Einrichtungen — nicht der Verwaltung und der Kirche — bedürfen, um der uns zufallenden Aufgabe gerecht zu werden: Sicherstellung einer Mensch-entsprechenden Lebensführung für Jeden im Volke.

Religion der That — angewandtes Christentum.*)

Wir dürfen Religion und Christentum nicht als eine innerlich abgeschlossene Thätigkeit betrachten, die als solche schon entscheidenden Wert hat. Nur das angewandte Christentum hat Wert; nur die Übertragung der Religion auf unser Thun macht das „Geschöpf" zum „Menschen".

Wir sprechen von einem praktischen Christentum, von einem sich bethätigenden Christentum; von einem angewandten Christentum wissen wir noch nichts. Es genügt nicht, daß der Einzelne sich in gewissen Momenten seines Lebens als ein guter, als ein religiöser Mensch zeigt oder durch gewisse Handlungen christliche Wallungen erkennen läßt — praktisches Christentum; es genügt auch nicht, daß wir allerlei Vorkehrungen treffen, um der Not, dem Elend, der Armut zu steuern, oder um Wunden zu heilen und Thränen zu trocknen — werkthätiges Christentum; es genügt am Allerwenigsten, daß wir uns in Betrachtungen und Empfin-

*) „Versöhnung" Nr. 9; 1894.

dungen ergehen — Gefühlschriften; oder daß wir uns darauf beschränken, einen Tag der Woche der Erbauung und Verinnerlichung zu weihen — Sonntagschriften. Wir brauchen Alltagschriften, brauchen Jederzeitchristen, brauchen Voll-Christen, brauchen Thatchristen — wir brauchen ein angewandtes Christentum: die Religion der That.

Unter angewandtem Christentum verstehe ich, daß ein heiliger Geist, der Geist Gottgewollter Zusammengehörigkeit, uns, unsere Einrichtungen und unsere Zustände beherrscht. Ich verstehe darunter, daß ganz dieselben Instinkte, Erwägungen und Empfindungen, die wir gewissen Entschlüssen und Handlungen auf abgegrenzten Gebieten unseres Lebens zu Grunde legen, um vor uns selbst als gute, als rechtschaffene, als religiöse Menschen zu bestehen, daß ganz dieselben inneren Regungen für die Entschließungen der leitenden und der amtlichen Organe, der Gemeinde- und der Volksvertretungen maßgebend sind, wenn es sich um die Gestaltung unserer Einrichtungen, also um unser öffentliches Leben, unsere Gesetze, unsere Zustände handelt. Die Begriffe Religion und Politik schließen sich nicht nur nicht aus, sondern bedeuten für den ernst-religiösen That-Menschen ganz und gar dasselbe. Die Konfession allerdings, im weitesten wie im engsten Sinne, hat mit der sogenannten Politik nichts zu thun, so wenig wie eine gesunde Politik, will sagen: ein gesundes, vaterländisches Leben, etwas mit dem Parteihader und dem Interessenkrieg zu thun hat.

Wir leben kein einheitliches Leben. Man hält es nicht nur für angängig, man hält es sogar für ganz gerechtfertigt, daß der Einzelne sich seinen Mitmenschen unter allerlei „Gewand" zeigt. Das müssen wir abschaffen. Weder ein politisches, noch ein kirchliches, noch ein wissenschaftliches, noch ein amtliches, noch sonst irgend ein Gewand soll oder braucht der Mensch anzulegen, um das zu sein, was er zu jeder Stunde seines Lebens sein soll: gesund empfindender, klar denkender Mensch. Das reicht aus, um jede Pflicht treu und heilsam zu erfüllen, die der Augenblick von uns fordert. Ein ganzes Lager von Gewändern braucht andernfalls solcher Gewandmensch. Das unaufhörliche

Umziehen aber verleitet zu dem traurigen Irrtum, als ob es sich dabei zugleich um eine Wandlung des Innenmenschen handle; dergestalt, daß man als Beamter ein anderer Mensch sein dürfe, wie als Vater; als Geschäftsmann ein anderer, wie als Freund; als Volksvertreter ein anderer, wie als Religionsdiener.

Kein Gewand, nur ein Innenkern: religiöses Bewußtsein. Dieser Kern aber muß unser ganzes Wesen durchdringen; er muß unserem Wesen an jeder Stelle, an jedem Ort, zu jeder Sekunde, für jede Thätigkeit das gleiche Gepräge, den gleichen Adel der Gesinnung verleihen.

Dieser Innenkern soll sich ebensowohl in der Selbstlosigkeit unseres Handelns offenbaren, wie er ihm die allerwärts gleiche Vernünftigkeit, Klarheit und Festigkeit aufdrücken soll. Wir dürfen nicht fürder die Vernünftigkeit von der sonstigen Gesinnung trennen, und wir dürfen weder die Gesinnung noch die Vernünftigkeit von Dem trennen, was wir Religion nennen; wir dürfen somit — es klingt Alles wieder in demselben Gedanken aus — die Religion nicht vom Leben, wir dürfen sie am allerwenigsten von der sogenannten Politik trennen. Politik ist gar nichts Anderes, als das Hineintragen solchen Geistes und solcher Ideen in unser Gesamtleben, wie sie uns ein geläutertes Bewußtsein als richtig, als heilsam, vor Allem als den Erfordernissen der Gegenwart entsprechend eingiebt. Innere Politik ist die Verwertung dieses denkbar vervollkommneten Bewußtseins für unsere vaterländischen Einrichtungen; äußere Politik ist die Vornehmheit und der Gerechtigkeitssinn, in welchen Diejenigen den Verkehr mit anderen Völkern leiten, die dazu berufen sind.

Die Religion der That, das angewandte Christentum, führt uns also mitten hinein in das sogenannte politische Leben, ich sage lieber: in den Dienst der Gemeinsamkeit, und hebe damit den Unterschied hervor zwischen diesem Dienst und der Zugehörigkeit zu einer Partei. Das Aufgehen in einer Partei, wie unser Parlamentarismus es erheischt, schließt den Begriff „Volksvertreter" in seiner idealen Auffassung ohne Weiteres aus — und andere, als ideale Auffassungen, dürfen einen Menschen nicht

leiten, der Anspruch auf Wertung macht; am wenigsten dürfen idealloſe Auffaſſungen den Mann leiten, der über ſeines Volkes Wohl mit ratet und mit beſchließt.

Jede Partei ſagt zwar, ſie thue Alles und verlange Alles „zum Heile des Vaterlandes“. Mit dieſer Behauptung begehen die Parteimenſchen aber eine ſchwere Täuſchung. Die ehrlichen, die ſelbſtloſen unter ihnen täuſchen in erſter Linie nur ſich ſelbſt — ſie „glauben“ vielleicht dem Ganzen zu dienen; die Minderwertigen unter den Parteimenſchen, die Selbſtſüchtigen, die Intereſſe-Politiker aber begehen ein ſchweres Unrecht an der Gemeinſamkeit, indem ſie weite Kreiſe durch dieſe Vorſpiegelung einer falſchen Thatſache zur Selbſtbeſchwichtigung verleiten. Unvermerkt werden auf dieſe Weiſe ganze Volksgruppen, und zwar allerlei Art, dem Zuſammengehörigkeits-Gedanken entfremdet. In Wirklichkeit giebt es keine Partei, welche als ſolche ganz und nur im Dienſte des ganzen Volkes ſteht; unter Volk immer verſtanden: wir Alle.

Wir ſprechen von „chriſtlichen Staaten“; auch unſere vaterländiſche Gemeinſamkeit bezeichnet ſich als ſolchen — ohne Berechtigung. Der Begriff „Staat“, wie er ſich herausgebildet hat, ſchließt die Verbindung mit dem Worte „chriſtlich“ eigentlich überhaupt aus. Ein Staat, wie er in der Vorſtellung des heutigen Durchſchnitts-Politikers gedacht iſt: der ſogenannte (Römiſche) Rechts-Staat, kann die evangeliſchen Lehren gar nicht verwirklichen. Den Römern, deren Begriffe von Staat und Recht uns noch heute beherrſchen, war evangeliſches Denken fremd, wie ihnen Deutſches Empfinden fremd war. Man kann nur von einem chriſtlichen Gemeinweſen, von einem chriſtlichen Land, von einem religiöſen Volk ſprechen. Der Name ſoll es ja nicht machen; man könnte alſo auch von einem chriſtlichen Staat reden — der müßte dann nur etwas ganz Anderes werden, als unſer heutiger Staat iſt.

Der Grundgedanke jedes evangeliſchen Denkens iſt die Zuſammengehörigkeit aller unter gleiche Daſeins-Bedingungen geſtellten, zunächſt alſo aller dasſelbe Land bewohnenden Menſchen. Erſt, wenn dieſe Auffaſſung als die alleingültige anerkannt ſein

wird, dürfen wir uns als christliches Gemeinwesen betrachten. Von diesem Augenblicke an wird die Religion unter uns zur That, sie wird zum Leben werden; von diesem Augenblicke an wird von einem angewandten Christentum die Rede sein können.

Daß wir uns dann nicht mit einzelnen Aenderungen begnügen, daß wir nicht dabei schon Genüge finden werden, wenn wir die heutigen Gesetze und Bestimmungen nur etwas anders handhaben, wird Jedem vor die Seele treten, der nur ein einziges Mal mit geläutertem Empfinden unser heutiges Staatswesen und unser ganzes heutiges Leben durchdringt. Wem es schwer wird, eine solche Prüfung mit seinen eigenen Gedanken vorzunehmen, der versuche nur, sich auf Schritt und Tritt seines Gedankenganges zu vergegenwärtigen, was Jesus „der Christ", wenn Er heute unter uns träte, zu dieser und zu dieser und zu dieser Einrichtung (Gesetz), zu diesem und zu diesem und zu diesem Vorgang (öffentliches Leben), zu diesem und zu diesem und zu diesem vaterländischen Thun (Beschluß der Volksvertretung) sagen, wie Er in heiligem Zorn dazwischen fahren würde.

Die Religion der That setzt buchstäblich bei den ersten Sätzen der Verfassung ein; neue Grundanschauungen erfordern neue Grundgesetze, und diese zeitigen naturgemäß in der Folge durchweg neue Einrichtungen. Ob wir dabei nun zuerst an die Schule oder zuerst an die Steuerverhältnisse, ob zuerst an das Strafgesetzbuch oder zuerst an eine Klärung des Begriffs vom Boden-Eigentum, ob zuerst an eine dem Ideal näher kommende Zusammensetzung unserer Volksvertretung oder zuerst an eine Beseitigung jener widernatürlichen Abschließung gegen andere Völker denken — das wird sich finden. Denken werden wir wohl, sobald wir überhaupt beginnen, die Wände vor unseren Augen und in unserem Innern niederzulegen, an Alles zugleich; erledigen können wir nur Eins nach dem Anderen, allenfalls Eins neben dem Anderen. Ganz gewiß wird diese Erledigung sich nicht ohne denjenigen Zusammenhang mit der Gegenwart vollziehen, den das Entwickelungsgesetz erfordert, das keinen Riß zuläßt. Andererseits wird sich die Erledigung dem allgemeinen Verlangen anpassen, das, gegenüber dem wenig fördernden Streben der

letzten Jahrzehnte, zu einem kräftigen Ruck in der Entwickelung drängt.

Anfangen aber können wir nicht, bevor wir uns nicht mit unseren Nachbarvölkern dahin verständigt haben, daß die heutige Waffenruhe in den Frieden, in den wirklichen Frieden, übergeht. Religion und Christentum, Kultur und Gesittung sind Menschheits-Güter; es sind Werte, die nicht als Sondergut einer Nation gedacht werden können. Die Religion kann gar nicht That werden, das Christentum kann gar nicht Anwendung finden, bevor wir uns nicht mit den an diesen Werten mitbeteiligten Völkern -- zunächst kommt die Kulturwelt in Frage — darüber geeinigt haben, daß wir diese Werte in gemeinsame Benutzung nehmen wollen; trotzdem ganz gewiß jede Nation in ihrer und nach ihrer Art. Wir werden die Religion zwar nationalisieren, aber kein Volk der Erde kann das Christentum als Sonderbesitz in Anspruch nehmen.

Es erfüllt sich Alles. Knüpft sich an die Jesus-Erscheinung die Verheißung: Friede auf Erden, so wird das Christentum, das Jesus „der Christ" der Welt hat bringen wollen, nicht eher, dann aber mit siegender Gewißheit in die Erscheinung treten, wenn Friede waltet. Dies Christentum ist dann nicht mehr nur Konfession, es ist Religion, es ist „die" Religion. Religion ist dann nicht mehr nur Empfindung und Glaube, Religion ist Bewußtsein und Leben — ist That.

Pfingsten 1894.*)

Wir wollen das Christentum leben; wir wollen dabei unser religiöses Empfinden, soweit wir der äußeren Formen, des Kultus, bedürfen, nationalisieren. Wir wollen die Formen, Gebräuche, Feste und feierlichen Handlungen, die nach wie vor unser Leben begleiten sollen, unserem deutschen Empfinden entsprechend gestalten, wie andere Nationen sich die Aeußerlichkeiten ihres religiösen

*) „Versöhnung" Nr. 19; 1894.

Lebens ihrem Empfinden entsprechend einrichten werden. Die Gestaltung dieser Formen dürfen wir getrost der Zukunft überlassen. Sobald jeder Zwang, jede Bedingnis in Bezug auf die mit der Form verbundene Innenvorstellung gefallen sein wird; sobald jede Vorschrift sowohl bezüglich der Gedanken, die wir mit den feierlichen Handlungen verbinden, als auch bezüglich der Worte, deren wir uns dabei bedienen, beseitigt sein wird — wird sich ein in seinen Empfindungen sonst geeinigtes Volk bald auch einen Einigen Kultus gestalten; er soll ja allezeit nur da sein für Die, denen die Andacht, die Weihe, die Feier Bedürfnis ist. Und Deren sind doch noch recht Viele im Vaterlande; ich bekenne mich rückhaltlos zu Diesen, und meine: von dem Tage an, da das Bekenntnis gefallen sein wird, werden wieder Ungezählte mehr dies Bedürfnis empfinden; es wohnt dem Menschenwesen unlöslich inne, und ist gerade vom Deutschen Wesen unzertrennlich.

Schon heute — ehe noch der Konfessionalismus endgültig und anerkannter Weise beseitigt ist — dürfen wir ein Fest als das allen Volksgenossen gemeinsame bezeichnen — es wird vielleicht dereinst als höchstes gelten: Pfingsten. Wie auch immer wir die Ausgießung des heiligen Geistes deuten, wie auch immer wir den Geist, als Selbst-Wesen oder in Zusammenhang mit der Materie, begreifen: unser Volk darf sich weder als christliches, noch als gesittetes, noch als national-geeintes bezeichnen, bevor nicht der Eine, der Einige, bevor nicht der Einerlei Geist uns beseelt. Nach diesem Einerlei Geist sehnen sich die Vollkommensten unter uns mit der ganzen Kraft inneren Verlangens. Dieser Einerlei Geist wird uns Frieden, Beseligung, Gesittung, wird uns menschenwürdige Zustände bringen, und wird Jedem die Mensch-entsprechende, Jedem auch eine geweihte Lebensführung gewährleisten. Um diesen Geist beten wir; um diesen Geist ringen wir; diesen Geist müssen wir selbst unter uns erwecken, müssen ihn lebendig werden lassen, müssen ihn in die Erscheinung führen.

Das Pfingsten der Zukunft ist des Christentums Erfüllung; der Einerlei Geist kann kein anderer sein, als der Geist Jesu, an

dessen Namen sich das religiöse Bewußtsein der Kulturwelt knüpft. Der Einerlei Geist bedeutet zugleich die Wieder-Entwirrung der menschlichen Gedankenwelt. Noch lastet der Fluch des Turmbaues auf uns: „lasset uns eine Stadt und einen Turm bauen, deß Spitze bis an den Himmel reiche, daß wir uns einen Namen machen." Dieses Babel ist unser Konfessionalismus. Nicht, daß der Mensch mit seinen Gedanken nicht gen Himmel steigen, das Weltall durchforschen, den Weltenlenker suchen dürfe; aber: daß ein Mensch und daß Gruppen von Menschen glauben, mit ihren Gedanken je „an den Himmel reichen", je das All in seiner Unendlichkeit durchforschen, je den Weltenlenker in Seiner Wirklichkeit erkennen zu können, das ist das Vermessene; und das ist das Verhängnisvolle, und also Fluchbeladene, daß jede Konfession sich „einen Namen machen will" vor der anderen. Bescheiden wir uns in Demut, daß wir, so hoch auch immer unsere Gedanken steigen, doch erst jenseits unseres Materie-Lebens den Geist ergründen werden; entsagen wir in vernünftiger Selbsterkenntnis dem Verlangen, uns einen Namen machen zu wollen, dann ist unser Inneres frei, den Einerlei, den einigenden und den heiligenden Geist aufzunehmen, dann sind wir fähig, diesen Geist in uns und unter uns zu erwecken.

Weihnachten 1894.*)

Man streitet, ob Weihnachten ein altgermanisches, oder ein christliches Fest sei. Die alten Deutschen hatten um die selbe Zeit zwar auch ein Fest — das Christentum aber gab ihm eine neue Bedeutung. Seit Jahrhunderten ist Weihnachten das Fest der Geburt Jesu; es ist das Fest einer frohen Botschaft. Welche Innenvorstellung auch der Einzelne sich von dem Wesen der Heilands-Erscheinung macht — ob er in seinem Herzen dem kirchlich-dogmatischen Christus oder dem lebendigen und ewig fortlebenden Jesus näher steht — das Christentum ist ein Mo-

*) „Versöhnung" Nr. 52; 1894.

ment in der Menschheits-Entwickelung, von dessen Bedeutung die Innenvorstellung des Einzelnen nichts zu und nichts ab thun wird. Die Bedeutung aber liegt recht eigentlich noch vor uns; erst seine Erfüllung wird es zur Welt-erlösenden Macht machen.

Wir haben die Botschaft. Beseelt uns auch ein fester Glaube daran? Ist die Ahnung, die vor zweitausend Jahren durch die Seele frommer Menschen zog, uns zur Gewißheit geworden? Hat die Verheißung Gestalt angenommen? — — Ist Friede auf Erden?

Nein. Und warum nicht? Wir haben unserem Glauben eine irrige Richtung gegeben; wir haben nur immer an den Oster-Christus gedacht; wir haben nicht an den Weihnachts-Jesus gedacht. Wir sind wohl tausendmal mit Christus gestorben; aber wir haben nicht mit Jesus gelebt. Und wenn wir mit Ihm lebten, haben wir uns nicht der Botschaft erinnert, die sich an einen lebendigen Jesus knüpft; und wenn wir uns der Botschaft erinnerten, haben wir kleingläubig, fast gotteslästerlich gezagt: es wird ja doch nichts — die Menschen sind nun einmal so. Wir haben uns die Botschaft gefallen lassen, wir haben sie bejubelt und besungen, wir haben Jahrhunderte hindurch und bis zur Stunde um das Geheimnis der Botschaft gestritten, aber: wir haben die Botschaft nicht ernst genommen.

Wir wollen die Vergangenheit dieserhalb nicht schmähen, und wollen auch uns nicht anklagen. Die der Menschheit bei Jesu Geburt gewordene Verheißung und Jesu Lehren sind zu gewaltige Gedanken; es mußten wohl zwei Jahrtausende vergehen, bis die Lehre und mit ihr die Verheißung sich zur Verwirklichung entfalteten. Wir dürfen uns dessen nicht wundern, und dürfen uns auch nicht wundern, daß die Menschheit und auch die Christenheit inzwischen Irrwege ging; wir müssen die ganze Vergangenheit noch zur Menschheits-Kinderzeit rechnen. Gab es auch Zeiten großartigen Kulturlebens darin, so lebten doch selbst diese Völker noch in mangelnder Erkenntnis der eigentlichsten Menschheits-Bestimmung dahin. Diese Erkenntnis ist jetzt im

Erwachen. In den Herzen von Millionen brennt das Verlangen nach der Erfüllung des Christentums. Millionen, die sich als mündige Christen fühlen, erinnern sich der heiligen Christgabe, die das wunderbare Jesus-Kind der Welt übergab. Die mündige Christenheit meldet ihre Ansprüche bei der Allmacht, von der die Verheißung ausging, an; sie fragt nach dem Frieden.

Und die Antwort? „Ihr habt vergessen, daß der Verheißung eine Forderung voraufgeht: Ehre sei Gott; und Ihr bedenkt nicht, daß Ihr Menschen selbst die Vollzugs-Werkzeuge des Allmacht-Gesetzes seid, und daß Ich — der Schöpfer — Euch mit Vernunft und Willen begabte, um den Offenbarungen, die Euch im Herzen brennen, Leben zu geben."

Ehre sei Gott. Haben wir die Allmacht denn nicht besungen und gepriesen und von ihr gepredigt? Haben wir nicht Die für gute Menschen gehalten, die ihr Leben im Namen Gottes führten? Haben wir nicht Die gering geschätzt, die den Gott nicht mehr anerkennen mochten, wie ihn die Kirche lehrte; haben wir nicht sogar Diejenigen ins Gefängnis geworfen, die, weil sie den Kirchen-Gott nicht für den wahrhaftigen Gott halten, diesen Kirchen-Gott schmähten? Wir gaben Gott doch viel Ehre. Ja; wir thaten's, wie wir es eben verstanden. Weil wir die Botschaft nicht ernst nahmen, bekümmerten wir uns auch wenig um den Ernst der Forderung, die die unerläßliche Voraussetzung für die Erfüllung der Verheißung ist. Beanspruchen wir jetzt Erfüllung, so müssen wir zuförderst die Forderung beachten; die Botschaft also lautet für uns: Wenn wir Gott die Ehre gegeben haben werden — werden wir Frieden haben.

Wie können wir Gott die Ehre geben? Steht die ganze Botschaft mit der Geburt Jesu in einem innerlich empfundenen Offenbarungs-Zusammenhang, so kann „Gott die Ehre geben" nichts Anderes heißen, als daß wir die Lehre Jesu annehmen; sie annehmen heißt: sie leben; sie leben heißt: unter Festhalten der Volks-Eigenart und unter Berücksichtigung des Jahrhunderts den Jesus-Gedanken in unseren Zuständen und Einrichtungen

Gestalt geben: Jesus ein Volks-Zugehöriger, Jesus ein Zeitgenosse. Ganz gewiß: Jesus Christus gestern und heute und Derselbige auch in Ewigkeit. Damit aber ist nicht ein eherner Christus, sondern ein lebendiger, ein fortlebender, ein mit der Welt, mit jedem einzelnen Menschen und auch mit jedem einzelnen Volke weiter lebender Jesus gemeint. Wie Jesus seine damaligen Lehren auf uns heute-Menschen, wie er seine vor den Juden ausgesprochenen Worte auf uns Deutsche angewendet sehen will, das ist maßgebend; das heißt: seine Lehre leben, und das heißt: Gott die Ehre geben.

Giebt es eine Offenbarung, so ist die Offenbarung nicht abgeschlossen. Es giebt eine Offenbarung: der Gott in unserem Busen — das Bewußtsein unserer Pflichten. Mächtiger, als in den ganzen letzten Jahrhunderten, regt sich eine neue Erkenntnis in der Menschheitsseele; die Offenbarung der Gegenwart greift gewaltig um sich, sie lehrt uns neue Pflichten, Pflichten, durch die wir erst recht eigentlich in das Christentum, wie Jesu es gemeint hat, hineingeführt werden.

Jesus lehrte uns, daß wir Brüder, gleichberechtigte, ebenbürtige Geschöpfe des Einen Schöpfers, den Er Vater nannte, seien. Seine Lehre leben, heißt also: Zustände schaffen, die die Gleichberechtigung — nicht eine widernatürliche Gleichheit — Aller im Volke zur Wahrheit machen: vorweg den unbedingten und bedingungslosen Anspruch Aller, leben zu können; im Zusammenhang damit Einrichtungen, die „den Brüdern" gleiche Entwickelungs-Bedingungen bieten. Wir nennen uns „Brüder"; wir sind aber ungleich gestellt; so ungleich gestellt, daß wir — durch die Verhältnisse gezwungen — als Feinde einander gegenüberstehen. Wir dürfen uns dessen nicht einmal wundern; der christliche Bruderbegriff ist in der jetzigen (nicht-mehr-) Ordnung eine Unmöglichkeit. Wir sprechen seit Jahrhunderten von einem christlichen Staat; in Wirklichkeit haben wir einen heidnisch-römischen Staat, der einem Kirchentum Schutz gewährt; einem Kirchentum, das sich in seinen Lehren — soweit sie die Einzelseele betreffen — zwar an gewisse Jesus-Lehren anlehnt; immer aber nur so weit, als der heidnisch-römische Staat, beziehentlich

das Interesse Derer, die von diesem Staat Vorteil haben, es zuläßt. Weder dem mittelalterlichen Ständestaat, noch dem heutigen Klassenstaat kann überhaupt — ehrlicher Weise — das Beiwort „christlich" gegeben werden. Mit solchem Beiwort will man doch das Alles Beherrschende ausdrücken; in Wirklichkeit aber beherrscht der christliche Gedanke unser (Staats-)Leben ganz und gar nicht; der Staats-Gedanke, wie er heute noch zu Recht besteht, unterdrückt vielmehr jedes Aufleben, jedes sich-bethätigen des Jesus-Geistes.

Das „Ehre sei Gott" stellt uns somit vor die Wahl: „(bisheriger) Staats-Gedanke" oder „Jesus-Geist". Der Jesus-Geist macht uns zu Brüdern und macht unser Volk zu einer ehrlich geeinten und von einem Einigen Geist getragenen Gemeinsamkeit; er verbindet die Kulturwelt in dem gleichen Streben nach Vervollkommnung ihrer Zustände und zwingt die noch minder entwickelten Völker zum allmählichen Anschluß an dieses Kulturleben. Kultur im Jesus-Sinne heißt nicht: Errungenschaften, deren sich nur ein Teil des Volkes erfreuen darf; fortan verstehen wir unter Kultur: Zustände, die das Wohlbefinden Aller sicher stellen.

Der Ernst der Gegenwart mahnt zur Entschließung; sollen die Weihnachtsglocken nicht zur klingenden Schelle werden, so müssen sie uns den Jesus-Geist in das Herz hineinläuten. Den verlorenen Schatz der einzelnen Seelen; den Jesus-Geist als Versöhner der grausigen Gegensätze von heute; den Jesus-Geist als den Sieger über den heidnischen Stände-, Klassen- und Interessen-Staat; den Jesus-Geist als Erwecker eines ehrlichen und treuen Gemeinsamkeit-Bewußtseins; den Jesus-Geist als Beherrscher aller und jeder Einrichtung (Verfassung und Gesetze) in unserer Gemeinsamkeit; den Jesus-Geist immer aber als einen „volkstümlichen" und als einen „derzeitigen" gedacht. Indem wir uns für diese Wahl entscheiden, geben wir Gott die Ehre; in demselben Augenblick haben wir den Frieden. Wir haben ihn im eigenen Herzen, wir haben ihn — was das Bedeutungsvollste — im eigenen Volke, und wir haben ihn in der Kulturwelt; wir haben ihn vielleicht sogar „auf

Erden"; jedenfalls haben wir Deutsche fortan Frieden mit allen Völkern.

Wir stehen an einer Wende in unserer Entwickelung; für den Edelmenschen, für den Vollchristen giebt es in dieser Zeit nur denkende, sorgende ernste Weihnachten. Die Weihnachtsbotschaft klingt mit noch nie dagewesener Feierlichkeit an unser Herz; ein ernster Weihnachts-Entschluß birgt die Erfüllung der frohen Botschaft in sich.

Ein neues Jahr.*)

„Vorwärts den Blick und aufrecht stehe,
Sieh traurig sinnend nicht zurück;
Wie dir auch wechsle Freud und Wehe,
Der Mut im Herzen ist dein Glück,
Es nimmt ein allumfassend Schauen
An deinem Leben liebend teil —
Ein gotterfülltes Selbstvertrauen
Führt dich den sichern Weg zum Heil."

(Julius Hammer.)

Ein geeigneteres Wort für den Eintritt in ein neues Jahr giebt es kaum. Nicht ein Jahreswechsel vollzieht sich, als ob ein „anderes" Jahr das vorige ablöse; wir wachsen in ein „neues", in ein dem Ziele näher gerücktes Jahr hinein; wir schreiten weiter.

Darum „vorwärts den Blick"; dem Ziele der Vervollkommnung zu. Wer den Odem der Schöpfung versteht, kennt nur Entwickelung, kennt nur der Vollendung zuschreiten. Ob unsere Gedanken ihre Begrenzung in den Ereignissen unseres augenblicklichen Volks- oder gar nur des persönlichen Lebens finden, ob sie über die Gegenwart und die vor uns liegenden Jahrzehnte hinaus in der Unendlichkeit sich verlieren — vorwärts den Blick.

*) „Versöhnung" Nr. 1; 1895.

Wie der Schöpfer uns schuf: fähig, den Blick aufwärts und niederwärts zu richten; fähig, Umschau zu halten; abgewandt aber von dem, was hinter uns liegt.

Wie der Schöpfer uns schuf: „und aufrecht stehe". Aufrecht. Die Summe aller Anforderungen an den Edelmenschen liegt in diesem einzigen Worte; die Summe aller heißen Neujahrs-Gedanken für unser Volk liegt in dem einen Begehren, daß seine Männer endlich lernen, „aufrecht" einher wandeln; daß unser Volk endlich begreife, daß ehe es irgend eine andere Frage an Diejenigen richtet, denen es sein Geschick anvertraut, es sich den Mann ansehe, ob er „aufrecht steht". Aufrecht vor sich selber — Eigenbewußtsein, Manneswürde, Kraftgefühl, unbesiegbare Zuversicht; aufrecht vor jedem anderen Menschen, vor dem Freunde und vor dem Widersacher, vor dem Vater und vor dem Kinde, vor dem Gewaltigen und vor dem Unterdrückten, vor dem Rechtschaffenen und vor dem Bösewicht — sicheren Blick, empfindsames Herz, gradliniges bis-zu-Ende-denken, klares Wollen, keinen Zweifel an der eigenen Bewährung; aufrecht vor Gott — andächtiges Verstehen des Ewigen Gesetzes, bewußtes verbunden-sein mit dem Urquell allen Seins, heiliger Vorsatz, der eigenen geläuterten Erkenntnis — dem Gott im eigenen Busen — treu zu sein allerorts und jederzeit, wie auch diese Erkenntnis sich wandle.

„Sieh traurig sinnend nicht zurück". Was ist es, das unsere Blicke so viel und so oft und so ohne Nutzen zurückzieht? Einmal der Schmerz, die Reue über Fehlthaten aller Art; gewiß heilsam, insofern der Rückblick einen kraftvollen Entschluß zum Guten in uns zeitigt; wenn wir aber in unserem Schmerze wühlen, wird das Rückschauen schädlich, krankhaft, die Besserung störend. Das Andere, was unsere Blicke wieder zurück wendet, ist die Volksverräterische Selbstsucht Derer, die in den absterbenden Zuständen einen größeren Vorteil für sich und die Ihren ersehen; es ist die unedle Eigenliebe, der das teure, aber faulende Ich wertvoller ist, als das in seinem Werte noch unerkannte, aber gesunde Gemeinsamkeits-Bewußtsein; es ist die bequeme, verzärtelnde, alles Selbst Leben ertötende Gewohnheit, die sich vom

Hergebrachten nicht losmachen kann, weil damit eine Denk-Anstrengung oder gar eine Anforderung an die innere Kraft verbunden ist, sich loszureißen vom Gestorbenen; es ist die Zagheit vor dem Kommenden, das dem Auge, das nie sich übte, in die Zukunft zu schauen, noch verschleiert erscheint, dieweil Andere schon längst die edlen Formen der neuen Gebilde erkannten; es ist die Gott-vergessende Furcht, das Werdende könnte auch das vernichten, was nicht vernichtet werden darf, oder nicht vernichtet zu werden braucht. Wer aufrecht steht vor seinem Gott, der kennt diese Furcht nicht, der weiß, daß jeder nächste Schritt in der Menschheits-Entwickelung ein Schritt zum Heil ist — „der Mut im Herzen ist sein Glück". Herrliches Wort! Der Mut im Herzen — das Gott-Vertrauen, das Bewußtsein, die Gewißheit, daß eine Allmacht der Entwickelung das Gesetz gab.

Eine liebende Allmacht; eine Allmacht, die wir durch das Wort „Liebe" ersetzen können; „es nimmt ein allumfassend Schauen an unsrem Leben liebend teil". Alle, selbst Diejenigen, die kaum noch das Wort „Gott" hören mögen — weil ihnen Gott nur als Kirchen-Gott denkbar erscheint — können sich in dieser Dichter-Strophe zurecht finden. Wer wollte das „allumfassende Schauen" leugnen — mag er das Wesen dieser Kraft sich zu erklären versuchen wie er will; ein „Versuch" ist doch immer nur die eine Erklärung, wie die andere. Das Wesen der Kraft werden wir nie ergründen, aber seiner Art sollen wir uns bewußt werden, weil wir Art derselben Art, Geist von Seinem Geiste sind: Liebe. Liebe gedacht als Kraft, als That, als ausgleichende Gerechtigkeit; Liebe als Töter jedweder Furcht; Liebe als Ersatz heutigen Zwanges; Liebe an Stelle der erniedrigenden Gnade.

Wem diese Liebe im Herzen brennt, der ist Gott-erfüllt; wer Gott-erfüllt ist, der ist auch von Selbstvertrauen beseelt. „Gott-erfülltes Selbstvertrauen" — auch in diesen zwei Worten hängt ein ganzes Daseins-Gesetz. Es kann der Ideal-Zustand eines Innenmenschen nicht vollkommener ausgedrückt werden, als durch diese zwei Worte. Das Bewußtsein, nicht aus eigener Kraft Mensch zu sein; daneben die dankbare Zuversicht, daß wir aus einer nie ver-

siegenden Quelle die Kraft schöpfen dürfen, welche uns befähigt, nach eigener Erkenntnis recht zu thun — das drücken diese Worte aus. In dem Recht-thun liegt das Ziel; nicht in dem sogenannten Erfolge. Erfolg ist ein trügerischer Begriff; oft ist der Erfolg nur ein scheinbarer; neue Folgen hängen sich an ihn und gestalten ihn früher oder später zum Unsegen. Der Gedanke an Erfolg führt uns nur gar zu oft zur Selbsttäuschung. Wir wollen etwas erreichen, wir streben nach vorgesetzten Zielen, wir opfern der Erreichung dieses Zieles den ganzen Stolz eines vornehmen Eigenbewußtseins, wir erniedrigen uns innerlich, um äußerlich die Stufen vermeintlicher Höhe zu erreichen, wir sonnen uns im Erfolg, dieweil wir unser wirkliches Ziel verfehlen: die innere Beglückung.

Nicht anders unser Volk als Ganzes; nicht anders die Menschheit als Ganzes. Noch beten sie den Erfolg an, noch fehlt uns das feine Unterscheidungsvermögen zwischen dem wahren Volkswohl und dem vermeintlichen Glück einer Nation; noch blenden uns strahlende Aeußerlichkeiten; noch erfaßt uns geheimnisvolle Scheu vor Dingen, die ein Nichts sind; noch sind wir von Wahnvorstellungen tausendfacher Art befangen. Aber die Erkenntnis erwacht. So schwer auch die Gegenwart mit den betrübenden Erscheinungen unseres öffentlichen Lebens auf uns lastet, durch alle Trübungen der Gegenwart hindurch dürfen wir frohmütig einer nahenden, lichtvolleren Zukunft entgegenschauen. Es sind ihrer doch schon recht viele, Männer und Frauen, die dem wirklichen Ziele: dem Gesamtwohl zustreben. Sie haben begriffen, daß ein Volk an der irrigen Auffassung beschränkter Menschen, die unter Ordnung ein ehernes Gesetz der Unabänderlichkeit verstehen, zu Grunde gehen müßte; sie haben begriffen, daß Alles Entwickelung ist, daß Entwickelung „leben" heißt, und daß leben „vorwärts-aufwärts" schreiten heißt; sie haben auch begriffen daß sie im Weiterschreiten manches Verbrauchte zurücklassen müssen.

Es wäre vermessen, wollte Jemand sagen: das neue Jahr wird uns Dies oder es wird Jenes bringen; es wäre zu kühn, anzunehmen, daß gerade schon dieses Jahr uns um den er-

warteten Schritt in der Entwickelung fördern, daß gerade schon in diesem Jahr der Durchbruch einer höheren Erkenntnis erfolgen werde. Denn, darüber müssen wir uns klar sein: es handelt sich für unser Volk und für die Kulturwelt in dem bevorstehenden Entwickelungsmoment darum, daß die Erkenntnis — die Vernünftigkeit — die heute allenthalben verstreut sich regt, so um sich greift, daß die wertvolleren Elemente aller Schichten unseres Volkes davon erfaßt werden; dergestalt, daß diese höhere Erkenntnis — die Vernünftigkeit — zur Herrschaft gelangt. Bestimmen zu wollen, wann und wie dieser Durchbruch in die Erscheinung tritt, von wann ab und in welcher äußeren Form die Erkenntnis wirken wird — das wäre verwegen; aber der Hoffnung, daß es wird, bald wird, dürfen wir mutig Raum geben.

Als wenn der Gott-erfüllte Dichter gerade für unsere Zeit, gerade für den diesmaligen Jahreswechsel seine Worte gesetzt hätte, als wenn er ganz und gar mit unseren Herzen gedacht hätte, lautet sein Schlußvers:

Es wandelt ihrem Ziel entgegen
Die Menschheit den gemessnen Gang:
Zahlloser Kräfte rastlos Regen
Beseelt der eine mächt'ge Drang:
Zu immermehr erhöhtem Schauen
Des Ganzen zu befrein den Teil,
Führt gotterfülltes Selbstvertrauen
Die Menschheit ihren Weg zum Heil.

Jedes Wort entfesselt eine neue Gedankenfülle in uns. „Zahlloser Kräfte rastlos Regen" — so ist es. Kräfte verschiedenster Art, Kräfte auch von verschiedenem Wert, Alle aber „beseelt von dem einen mächtigen Drang", auf den Einzelnen zu wirken, den Teil — den Einzelnen — zu befreien, um so der Ganzheit zu dienen. Der Einzelne soll losgelöst werden von dem Banne der Selbsttäuschungen, die ihn gefangen halten; er soll loskommen von den Ketten, die den frei geborenen Menschen schon mit der Geburt an eherne Vorurteile und Verhältnisse schmieden, gegen die er zwar, sobald das vernünftigere Ich sich in ihm regt, angeht, anstürmt, meist aber nur, um entmannt

unter der Wucht einer heute noch giltigen Ordnung zusammen zu brechen. Deshalb: die innere Befreiung des Einzelnen zu erleichtern, durch unerschrockenes Vordringen in der Richtung einer gesunden Entwickelung täglich neuen Schaaren den Anschluß an die Vorwärts-Schreitenden zu ermöglichen, das gotterfüllte Selbstvertrauen im Einzelnen zu stärken, den Drang nach etwas Höherem, Vollkommnerem, Greifbarem zu beleben — das sind die Pflichten, die uns in das neue Jahr geleiten. Läuterung, Klärung, Erziehung; anders können wir nicht wirken. Wir müssen uns vorbereiten; wir müssen uns für das Werdende erziehen; wir müssen uns das Werdende aus uns selbst herausbilden. Ist in den Einzelnen die richtige Anschauung zur Geltung gelangt, dann werden sie als Gemeinsamkeit ihr Wollen sicher zur Geltung bringen; die Einrichtungen dazu haben wir: die Volksvertretung. Für Den, der der Gemeinsamkeit ehrlich dient, giebt es nur einen Wunsch an der Schwelle des neuen Jahres: die notwendigen Männer an die rechte Stelle.

Urchristentum und Kirchentum.*)

Das Wort: „Urchristentum" führt unsere Vorstellung gar zu leicht in die damalige Zeit zurück; wir sind versucht, ein möglichst getreues Nachleben damaliger Zustände auf unsere Jetztzeit übertragen zu wollen; wir verfallen damit leicht in den Fehler der verschiedenen Sekten, die sich an irgend eine biblische Schilderung aus damaliger Zeit halten, und, um im Urchristentum zu leben, sich streng nach dem gedruckten Wort richten. Es kann sich für uns immer nur um den Geist Jesu handeln; den Geist so aufgefaßt, daß sich jeder gesittete Mensch, auch wer sich nicht Christ nennen will, dazu bekennen kann. Diesen Geist müssen wir uns vergegenwärtigen: ein Mal als den Geist rückhaltloser, kraftvoller, tapferer Auflehnung gegen Alles, was dem gesunden Denken, dem natürlichen Empfinden — dem religiösen

*) „Versöhnung" Nr. 8; 1895.

Bewußtsein — widerspricht; und dann als den Geist der Milde, der Versöhnlichkeit, des Verständnisses für den Mitmenschen. Beides, die Auflehnung und die Milde, entsprang demselben innersten Beweggrund: der Liebe zu den Mitmenschen. Deshalb dürfen wir einen solchen Zorn einen „heiligen" nennen und brauchen eine solche Milde nicht als Schwäche anzusehen. Deshalb aber auch darf nur Der sich Christ nennen, dessen Zorn und dessen Milde von keiner anderen Regung geleitet ist, als von ehrlicher, kraftvoller Liebe. Indem wir uns mit demselben Geist der Auflehnung und mit derselben bewußten Milde ausrüsten, leben wir Jesum, sind also Christen. Es giebt kein vollkommneres Bekennen zu Ihm. Alle Innenvorstellungen sind bedeutungslos gegenüber dieser Art von Sichbekennen. Ein solches Bekenntnis in Worte zu fassen, ist ebenso unmöglich, wie wertlos; es würde, wie scheinbar einig man auch im Moment wäre, doch nur immer wieder den alten Streit aufmachen.

Nicht die Worte machen es, sondern die Auffassung. Wäre die Auffassung des heutigen Apostolikums von der offiziellen Kirche frei gegeben, so bestände gar keine Gefahr in seiner Anwendung; es wäre dann anerkannter Weise, was es in Wirklichkeit ist: ein bedeutsames geschichtliches Wahrzeichen. Andererseits: so lange über die Auffassung nicht volle Uebereinstimmung herrscht — und das ist undenkbar — entfacht auch ein neues Bekenntnis von noch so wenig Worten den selben Streit, der jetzt sich an das Apostolikum hängt. Es kann sich nicht um den Triumph irgend einer theologischen Richtung handeln; es handelt sich darum, daß weiten Kreisen unseres evangelischen Volkes das Bewußtsein innerer Wahrhaftigkeit wiedergegeben werde. Dies Bewußtsein fehlt, muß wenigstens Jedem fehlen, der sich einst (bei der Konfirmation) zu der apostolischen Glaubensformel bekannte, jetzt aber — ohne eine förmliche Erklärung darüber abgelegt zu haben — innerlich von der Auffassung abgewichen ist, unter der er damals das Gelübde ablegte. Daß Tausende und Abertausende sich nicht klar sind, oder sich darüber hinweg täuschen, wie schwer sie sich gegen die innere Wahrhaftigkeit versündigen, ist ein betrübendes Zeichen für den Tiefstand unserer moralischen Erkenntnis; daß die

vielfach innere Auflehnung gegen den jetzigen Allgemein-Zustand noch nicht in helle, thatende Empörung überging, beweist nur, wie entsetzlich schwer und belastend der Druck ist, den unsere heutige Lebensverfassung auf den Einzelnen ausübt, und der jedes ehrliche Sichausleben einer vollkommneren religiösen Erkenntnis verhindert. Fürchterlich.

Ich denke bei thatender Empörung selbstverständlich nur an würdige Entschließungen und Handlungen. Zu diesen müssen wir jetzt allgemein gelangen. Von den heutigen Kirchenregimenten ist nichts mehr zu erhoffen; wir müssen diese ganze Institution als „künftig fortfallend" schon jetzt in unseren Einzelentschließungen übergehen. Der Begriff Kirchenregiment widerspricht dem Jesustum durchaus. Wir brauchen Religion; wir nennen diese Religion Christentum; und wir brauchen einen unserem nationalen Empfinden angepaßten Kultus. Wer sich an diesem Kultus nicht beteiligen will, läßt es; er ist darum nicht minder Christ, nicht minder religiös. Die Anleitung der Gesinnung, also des inneren Christ-seins, ist Sache der Volksleitung überhaupt, insonderheit Sache der Erziehung: Haus; Schule; öffentliches Leben; Verfassung und Einrichtungen (Gesetze). Die Regelung eines deutschen (christlichen) Kultus ist erst recht Sache des deutschen Volkes, das heißt seiner Vertreter. Wollen sich Einzelne oder Einige zum Zwecke eines gesonderten Kultus, oder in der (trügerischen) Voraussetzung, gleichen Glaubens zu sein, zusammenthun, so ist das deren Sache; die Gemeinsamkeit (der bisherige Staat) darf mit solchen Absonderungen nichts mehr zu thun haben.

Dieser Uebergang aus dem jetzigen Kirchentum zum eigentlichen Christentum wird sich allmählich, aber ich hoffe: bald, vollziehen. Es ist das der einzig würdige Zustand. Nur innerhalb eines derartigen Christentums ist durch die damit verbundene Gesittung Jedem die unangetastete Freiheit gewährleistet, sich über die Grundlagen seines religiösen Empfindens eine Vorstellung zu machen, wie sie ihm als die wahre, meinetwegen als die einzig wahre, erscheint, oder selbst, wie sie ihm Bedürfnis ist. Weder darf Jemand in seinen Vorstellungen behindert werden, noch freilich darf er Andere damit belästigen. Die Gesittung

und die Vernünftigkeit wird allmählich ganz von selbst alles Unvernünftige und Unmögliche von unserer Vorstellung abstreifen.

Das Wichtige ist, daß wir aufhören, feierlich Bekenntnis abzulegen. Wir müssen Alles daran setzen, die heutige Konfirmation unserer Jugend in eine Einsegnung umzuwandeln. In der Form so feierlich, weihevoll, eindrucksvoll wie nur denkbar, aber kein bindendes Bekenntnis der gänzlich unreifen jungen Wesen. Damit bewahren wir unsere Kinder vor dem früher oder später sich meldenden inneren Widerstreit und behüten sie vor innerer Unwahrhaftigkeit. Gewiß halten Einige auch im ferneren Leben an dem Bekenntnis fest, genau, wie damals sie es gemeint, oder kehren dazu zurück; aber auch Diese erleiden keinen Schaden, wenn sie nie im Leben ein Bekenntnis „vor vielen Zeugen" abgelegt. Zu sagen: wir wollen das Apostolikum abschaffen, ist gerade so falsch, wie zu sagen: wir wollen die Bibel abschaffen. Abschaffen lassen sich derartige Markſteine unserer Entwickelungsgeschichte nicht; etwas Anderes aber ist, welchen Gebrauch wir fortan von dem Einen und von dem Anderen machen.

Es ist sehr erfreulich, daß die Kirchenregimente der verschiedenen deutschen Staaten gerade jetzt ihre — heute noch zweifellos zu Recht bestehende — Macht anwenden; man darf nicht etwa sagen: mißbrauchen, denn sie thun als Kirchenbehörde nur, was ihres Amtes ist. Diese Anwendung der Gewalt über die Gewissen der Geistlichen wird hoffentlich die Erkenntnis von der Unhaltbarkeit unserer Zustände namentlich auch in den Kreisen der Geistlichen reifen. So schmerzlich es auch für den Einzelnen ist, der von der Wucht dieses Nicht-Christentums (Kirchentums) zerschmettert wird; und so tief wir die einzelnen Opfer beklagen: neuerdings Pfarrer Schwarz in Binau und Prediger Lisco in Rummelsburg bei Berlin, so wertvoll sind doch die Mahnungen, die aus diesen Vorkommnissen zu uns sprechen. Auch der hessische Pfarrer Wenk, der sich erdreistet hatte, das lebenswarme Charakterbild eines politisch Verfehmten (des bayrischen Reichstagsabgeordneten von Vollmar) in der „Hilfe" zu bringen, wird von dem Großherzoglichen Kirchenregiment dieserhalb gemaßregelt; Jesus würde den Pfarrer Wenk nicht maßregeln; um so nach-

haltiger freilich würden unsere gesamten evangelischen Kirchenregimente (das einige katholische weniger) heute einen Jesus maßregeln. Sache des Deutschen Volkes ist es, um Jesu willen, gegen dessen heiligen Geist unsere Kirchenbehörden unausgesetzt freveln, das jetzige Kirchentum als selbständige Einrichtung zu überwinden; Besserung ist nach der ganzen Anlage des Instituts ausgeschlossen.

Ostern 1895.*)

Niemandes Vorstellung über den Ratschluß einer Allmacht soll angetastet werden; Niemandes Vorstellung über die äußerlichen Vorgänge, welche sich an den Tod Jesu knüpfen, soll angerührt werden. Die Zeit nur kann diese Vorstellungen abklären; die Heute-Menschen sterben dahin; eine Schule, wie die Zukunft sie uns schaffen wird, überwindet alle Trübungen. Vorstellungen, Gebilde, Lehren sind vergänglich, die Ergebnisse der Forschung sind der Neuprüfung unterworfen. Unvergänglich allein ist der Geist: „Jesus Christus, gestern und heute und Derselbige auch in Ewigkeit."

Dieser gewaltige, aus der Liebe geborene Geist — er soll sein Auferstehen feiern. Dieser Geist, wie er von Uranfang unter der Menschheit lebt: „Ehe denn Abraham ward, bin ich"; dieser Geist, wie er zu allen Zeiten kraftvolle, würdige, begeisterte Träger gefunden; dieser Geist, der der Menschheit in alle Ewigkeit hin Führer, Förderer, Leuchte auf ihrem Entwickelungswege bleiben soll; dieser Geist, der unser ganzes Dasein beleben, unsere Einrichtungen durchdringen muß, um (das ist des Christentums Erfüllung) die Unvollkommenheit zu überwinden, die Ungerechtigkeit zu beseitigen, Not und Elend zu verdrängen: die Sünde zu bezwingen.

Dieser Jesus-Geist soll von Neuem Auferstehung unter uns feiern, auf daß die Jesus-Gedanken endlich die Menschheit regieren. Dieser Geist flammenden Zornes gegen die Gebrechen seiner Zeit und gegen die Uebelthäter selbst. Auch wir wollen

*) „Versöhnung" Nr. 15; 1895.

dem Jesus-Zorn unser Herz öffnen, wollen uns durchglühen von heiligem Unwillen über die Schäden und Gebrechen, wie sie uns auch heute noch umgeben, wollen mit mutigem Ernst an Die herantreten, die auch heute noch verwegen allerlei Gerechtsame und Vorbegünstigungen für sich in Anspruch nehmen; zumal an Die, die wir verantwortlich machen dürfen für die sträfliche Aufrechterhaltung einer von den Besseren im Volke längst verurteilten, unvollkommenen Ordnung der Dinge. Daneben der Geist einer bewußten Milde gegenüber den Schwachen im Können. Auch wir wollen der Jesus-Milde unsere Herzen öffnen, wollen mit freundlichem Verstehen das Festhalten am Vorgefundenen würdigen, wollen die Unschlüssigen stützen, wollen Die nicht tadeln, die das Werden noch nicht verstehen, wollen Denen nicht zürnen, die dem Neuen sich feindlich zeigen, nur, weil sie es noch nicht fassen können.

Beides: der flammende Zorn, wie die ernste Milde, aus derselben Liebe geboren; nicht aus der Schwachheit, sondern aus der Kraft. Liebe ist Kraft. Dieser Kraft bedürfen wir; diese Kraft erwarten wir von dem Ostersegen; sie wird über uns kommen in dem Maße, als wir der Liebe unsere Herzen öffnen.

Aber, so lautet die bange Osterfrage: „Wer wälzet uns den Stein von des Grabes Thür?" Wer beseitigt die Hemmnisse, die das Lebendigwerden gestaltungsfroher Liebe hindern? Kraftlosigkeit, Selbstsucht, Niedrigkeit und Unklarheit lagern vor der Gruft, darinnen die Liebe schlummert; Gesetz und Gewalt hüten den Stein: „Sie gingen hin, und verwahreten das Grab mit Hütern und versiegelten den Stein."

„Als aber die Woche um war . . ." Wir wissen es nicht, wer die Hüter bezwingen, wir wissen nicht, welche geheimnisvolle Macht den Stein beseitigen wird. Das aber wissen wir: schreiten wir voll heiligen Verlangens dem Jesus-Grabe zu, wir werden den Stein fortgewälzt finden. Jesus, der Christ, weilet nicht bei den Toten, Er wandelt mit den Lebendigen. Sein Geist regieret uns, das thatberufene Geschlecht der Gegenwart — das ist unsere Ostergewißheit.

Die Liebe löset die Gewalt ab.

Taufe.*)

Nicht selten wird gefragt, wie sich der Einzelne bezüglich der Taufe verhalten solle. Es lassen sich in dieser Beziehung immer nur Gesichtspunkte aufstellen. Jeder Fall liegt anders; nicht zwei Fälle sind auch nur annähernd gleich; bei jedem Fall wirken eine ganze Summe von Erwägungen mit. Welche Erwägung die bestimmende, die Ausschlag-gebende ist, das kann und darf ein Anderer überhaupt nicht entscheiden. Was der Eine unbedenklich thun kann, was ein Anderer unbedingt thun muß, das darf ein Dritter um notwendiger Rücksichten willen nicht thun. Die Hauptsache ist, daß Jeder ehrlich vor sich selber und vor den Anderen bleibt. Zu welcher Entschließung er zuletzt gelangt, ist unter Umständen gar noch nicht das Wichtigste; das Wichtigste ist, daß er in jedem Moment gegen Jedermann rückhaltlos seine Ansicht und seine Ueberzeugung ausspricht, vor Allem Die nicht im Unklaren läßt, die bei Behandlung der Frage irgendwie beteiligt sind: die eigene Frau oder den eigenen Mann, die Eltern und Schwiegereltern, die Freunde und etwaigen Pathen, die Geistlichen.

Wir leben in einer Uebergangszeit; wir müssen, wir dürfen auch der Gegenwart, will sagen: den noch herrschenden Zuständen, dürfen namentlich der Pietät, dürfen den eigenen echten Empfindungen und den berechtigten Empfindungen Nahestehender Zugeständnisse machen; wir dürfen es mit gutem Gewissen allerdings nur dann thun, wenn wir daneben mit ganzer Kraft für eine Andersgestaltung der konfessionellen Zustände eintreten. Auf die Wandlung überhaupt kommt es an, nicht auf die Erledigung der Frage für einen Einzelnen.

Das Bedürfnis, die Geburt eines Kindes mit einem Weiheakt zu begleiten, ist vorhanden. Heute haben wir noch keine Gemeinde, die irgendwie die Deutsche Gemeinsamkeit, das Deutsche Volk darstellt; der Volksgedanke, der Gemeinsamkeits-Begriff hat noch nicht Platz gegriffen unter uns, geschweige

*) „Versöhnung" Nr. 28; 1895.

denn, daß er schon Gestaltung gewonnen hätte. Auch die freireligiösen Gemeinden sind konfessionelle Sonderungen; sie haben sich zwar — im Unterschiede von den Menschen, die nur innerlich von der Kirche abfallen, äußerlich aber als gute Kinder der Kirche weiter wandeln — öffentlich von den Lehren losgesagt, die ihnen als Irrlehren erscheinen, aber sie haben doch wieder nicht nur neue Lehren, sondern teilweise auch geradezu neue Glaubensforderungen aufgestellt. Die Forderung, zu glauben, daß unsere Seele nicht unsterblich ist, ist gerade so unberechtigt, wie jede andere Glaubensforderung.

Das Würdigste wäre, und so soll es in Zukunft sein, daß (auf Verlangen der Eltern) ein Religionsdiener — nicht ein Konfessions-Angestellter — das Kind in weihevoller Feier der Gemeinsamkeit — der Familie, Gemeinde, dem Volk, der Menschheit — übergiebt. (Ausbau der „Ernsten Gedanken" Heft 4.) Der Begriff „Christenheit" liegt für uns fortan in den Worten, „Gemeinde", „Volk". Wir sind Deutsche und nennen uns Christen, oder wir sind Christen und nennen uns Deutsche, wie Jeder es auffaßt. So lange indes unser Volk noch aus Sekten besteht, wird gewissermaßen jedes Kind, statt in das Volk, in eine Sekte hineingeboren. Seine Seele erleidet keinen Schaden, wenn es nun auch feierliche Aufnahme in dieser Sekte (Kirche) findet. Die damit verbundene Zustimmung der Eltern, an der sich auch die Pathen beteiligen, daß das Kind in einer, von den Eltern und Pathen vielleicht als Irrlehre erkannten Lehre erzogen werde, hat allerdings ihr sehr Bedenkliches. Dem gegenüber ist es nicht nur ein Recht der Eltern, sondern es kann ihnen, je nach ihrer Auffassung, sogar zur Pflicht werden, ihr Kind von vornherein in eine Gemeinde aufnehmen zu lassen, deren Lehren den Eltern richtigere zu sein scheinen; die Hauptsache aber ist, daß den Kindern selbst das Bestimmungsrecht für ihren Glauben gewahrt bleibt.

Wir haben keine Konfession oder Sonder-Gemeinde in unseren deutschen Landen, deren Moralgehalt auf die Seele eines Kindes schädlich wirken könnte. Was in dieser Beziehung von der Jesuiten-Lehre oder dem Talmud, oder von einigen Ge-

meinden behauptet wird, ist Gehässigkeit; unsere Bibel enthält auch Sätze, die, wenn man sie buchstäblich nehmen wollte, der Gesittung zuwider sind. Eine Gefahr liegt nur in den Glaubensvorstellungen, welcher Art immer, die dem Kinde beigebracht werden. Die Gefahr schlummert, so lange das Kind wirklich das Alles glaubt, was ihm erzählt wird, und in diesem Glauben glücklich ist; die Gefahr erwacht aber mit der Erkenntnis, daß es doch wohl anders sein könnte, als der Konfessionslehrer es vorgetragen und zu glauben verlangt hat; die Gefahr erwacht mit der erwachenden Vernünftigkeit, mit dem sich regenden Selbstdenken des Kindes oder des schon älter gewordenen Menschen. Ist das Kind bei diesem Erwachen frei, darf es ungehindert, wenn auch vorläufig noch an der Hand von Eltern und Erziehern, seiner Erkenntnis nachgehen, so ist die Gefahr beseitigt: zu einem Uebel, unter Umständen zum wirklichen Unglück für das Kind oder den Erwachsenen gestaltet sich die Gefahr erst durch ein eigentliches Glaubens-Gelübde. Erst dadurch, daß ein junges, unmündiges, geistig noch unentwickeltes Wesen veranlaßt wird, sich in Form eines Konfirmations-Gelübdes auf Lebenszeit zu einem Glauben zu verpflichten, ist es gefesselt. Hier also müssen wir einsetzen. Das Konfirmations-Gelübde in jeglicher Form muß beseitigt werden; damit sichern wir unseren Kindern die Möglichkeit selbständiger Entwickelung; damit erhält die Taufe ganz von selbst eine andere Bedeutung; damit ist das Wesen des heutigen Kirchentums gebrochen.

Ganz falsch ist es, die Tauffrage mit der Person, das heißt, mit der Richtung des taufenden Geistlichen in irgend welchen Zusammenhang zu bringen. Der Geistliche ist nur der verordnete Diener seiner Kirche; ein Instrument des Kirchenregiments. Der Täufling wird der Kirche (Sekte) zugesellt, nicht einer beliebigen Sonderrichtung innerhalb derselben. Mag diese Richtung den Eltern noch so sympathisch sein, insoweit sie — ich spreche jetzt von der Königlich Preußischen Evangelischen Landeskirche — von der offiziellen, durch Generalsynode und evangelischen Oberkirchenrat vertretenen Kirche, insoweit sie von

den im Glaubensbekenntnis niedergelegten Satzungen dieser Kirche abweicht, bedeutet sie eine Verletzung des Ordinations-Gelübdes. Die sogenannte kirchliche Rechte ist vom Standpunkt des Kirchenwesens aus unbedingt in ihrem Recht; weil sie aber Recht hat, muß dem ganzen Kirchenwesen, insoweit es sich aus Glaubenssätzen und Kirchenregiment zusammensetzt, ein Ende gemacht werden; an seine Stelle soll Religiosität und Gemeindewesen treten.

Unser ganzes Dasein muß in den Dienst der Neuordnung unseres Gesamtlebens gestellt sein; jeden Einzelmoment unseres Lebens müssen wir zur Förderung dieses Zieles ausnutzen; ganz besonders geeignet hierzu sind derartige konfessionelle Fragen, wie Taufe, Konfirmation. Jeder, an den solche Fragen herantreten, ob als Eltern, Pathen, Geistliche, oder wie sonst immer, soll sie so handhaben, daß dem Ganzen gedient wird.

Nicht darauf kommt es an, daß der Einzelne in aller Stille sich mit einer Lösung abfindet, die ihm Beruhigung giebt, während im Uebrigen Alles beim Alten bleibt; mag lieber der Einzelne für sich beim Alten bleiben, dafür aber an dem Alten, insoweit es von unserer Kenntnis überwunden ist, mit unerschrockenem Freimut und vor aller Oeffentlichkeit rütteln.

Das richtige Verständnis für die Erfordernisse der Gegenwart muß in immer weitere Kreise unseres Volkes getragen, das Verlangen nach ehrlicher und vernünftiger Religiosität allenthalben geweckt werden.

Die Frage lautet heute nicht mehr: was muß ich thun, daß ich selig werde? Die Frage heißt: was muß geschehen, auf daß — wie Gott es will — *Allen* geholfen werde? Antwort: Verwirklichung des evangelischen Grundgedankens — Volksganzes, unbedingte Freiheit des Einzelnen, zu glauben, was er für wahr hält; Wertung unserer Mitmenschen nicht nach dem, was sie glauben, sondern nach dem, was sie sind; Aufhebung jeder äußerlich-konfessionellen Sonderung; die Rubrik „Konfession" verschwindet aus unserem ganzen öffentlichen Leben. Die Zukunft wird uns dann von selbst einen Kultus bringen, der dem *neuen* — wahr-evangelischen — Geist entspricht.

Ist Sein Reich auch von dieser Welt.*)

Herr Professor Sohm, Leipzig, hat kürzlich vor dem 28. Kongreß für innere Mission in Posen einen Vortrag gehalten.

Für Millionen unserer Volksgenossen hat Herr Professor Sohm das Christentum seines kostbaren Gehalts beraubt. Er hat es zur Konfession des Ichs entwertet; Jesus „der Christ" verkörperte die Konfession der Gemeinsamkeit. Für Herrn Professor Sohm erschöpft sich der evangelische Gedanke in der bangen Sorge Luthers: „was muß ich thun, daß ich selig werde"; Millionen Andere ruft die frohe Botschaft, die uns „den Frieden auf Erden" und „ein Wohlgefallen", heißt: „befriedigende Zustände" verheißt, zum entschlossenen Thun; zu einem Thun, das nicht eher ruht, bis „Allen geholfen" ist. So wollte es Jesus. Mit dieser seiner Auffassung ist Herr Professor Sohm, wie Jeder es ist, Christ „in seinem Sinne". Er hat das Recht, Christ in seinem Sinne zu sein; er hat auch das Recht, seine persönliche Konfession vorzutragen, namentlich dann, wenn sie so korrekt zu Ende gedacht ist, wie sich dies aus dem Vortrage ergiebt, und wenn der Vortragende nicht den Anspruch erhebt, daß man sein Christentum als Normal-Christentum anerkennt.

Dem Herrn Professor Sohm ist das Christentum nur Konfession; nur innere (Glaubens-)Angelegenheit. Für ihn beschränkt sich das Christentum auf das eine Wort „Mein Reich ist nicht von dieser Welt". Die unzähligen Worte und Lehren, durch die der Menschensohn bezeugt, daß Sein Reich (trotz dieses einen Wortes) auch von dieser Welt ist, anerkennt Herr Professor Sohm nicht. Er verdrängt den christlichen Gedanken aus unserem öffentlichen Leben; er verdrängt ihn damit aus der Bethätigung unseres Lebens überhaupt: „Die Fragen des öffentlichen Lebens sind nicht Fragen der Liebe. Die gesellschaftlichen Klassen als solche begehren Rechte, aber nicht Liebe; das Recht, das mit ihnen geboren ist. Recht fordern sie mit Recht. Und es soll ihnen

*) „Versöhnung" Nr. 41; 1896.

werden." ... „Die christliche Liebe giebt auf Rechtsfragen und damit auf die soziale Frage keine Antwort."

Wie muß den Millionen im Volke zu Mute sein, die sich einer beseligenden Ruhe in dem Gedanken hingaben: das Evangelium giebt uns auf Alles Antwort; in Jesu Christo haben wir einen Ratgeber für Alles, was mit unserem Leben zusammenhängt. Herr Professor Sohm sagt: Nein. Er trennt — was Jesus zwar nicht und nirgends thut — er trennt die Liebe von der Gerechtigkeit. Er nimmt für das Christentum, soweit es im Dienste der Gemeinsamkeit wirken soll, nur die bescheidene Rolle der Nachhilfe, der Aushilfe, der Ergänzung in Anspruch. Der Christ erscheint im öffentlichen Leben nur als Samariter, als Tröster, als Missionar. Im Uebrigen waltet das Recht: „Recht fordern sie mit Recht. Und es soll ihnen werden." Ein entschlossenerer Bundesgenosse konnte den Vergewaltigten und Unterdrückten nicht erstehen. Sie brauchen sich in ihrem Verlangen nur noch mit dem Recht auseinander zu setzen; die „Göttliche Weltordnung", wie sie in den Köpfen aller Selbstsüchtigen lebt, hat Herr Professor Sohm zertrümmert; an ihre Stelle tritt das Recht.

Welche Stellung der Herr Professor zu dieser „Rechts"-Frage einnimmt, geht ganz klar aus seinen Leitsätzen und aus seiner Rede (soweit ich sie kenne) allerdings nicht hervor: „In diesem Sinne (nämlich, daß „der Christ nach seinem Glauben von allen diesen Dingen frei, aber nach der Liebe allen diesen Dingen unterthan" ist) ist der Christ im Verhältnis zu den gesellschaftlichen Klassen als solchen ein Diener der Gerechtigkeit, der wahren Gerechtigkeit, die auch dem werdenden Rechte zur Geltung hilft, — die das Eigene, ihm Gebührende behauptet, als die notwendige Grundlage der eigenen Freiheit, aber zugleich den neugebildeten, aufsteigenden Klassen Luft und Freiheit schafft zur Entfaltung christlichen Persönlichkeitslebens." Leicht ist es nach diesen Worten nicht, zu ergründen, ob „die Behauptung des Eigenen ihm Gebührenden" oder ob „das werdende Recht" den Vortritt habe. Es fehlt der jeden Zweifel niederschlagende Satz: Unser ganzer Entwickelungsgang heißt Vervollkommnung; das Werdende ist das Vollkommnere; mithin gebührt dem Werdenden höhere Wertung.

„Die Fragen des öffentlichen Lebens, unter denen die soziale Frage hervortritt, sind Fragen der Gerechtigkeit (der Machtverteilung), das heißt, sie sind Fragen von dieser Welt. Sie werden durch das Christentum nicht gelöst.“ Dem Herrn Professor Sohm ist das Christentum nur Idee, nicht That. Ein sogenanntes praktisches Christentum, das heißt gewisse Werke der Barmherzigkeit, der Gnade und sonstiger, mehr dem Hochmut als der Demut entspringender, unheiliger Regungen bleiben zwar dem Christentum vorbehalten; daß es aber ein Christentum giebt, durch dessen entschlossene und ernsthafte Anwendung alle Fragen unseres öffentlichen Lebens gelöst werden können und durch die Thatchristen in unserem Volke in Bälde gelöst werden — weil sie gelöst werden müssen — davon weiß das Christentum des Herrn Professor Sohm nichts. Ist auch nicht nötig. Ist deshalb nicht nötig, weil der Herr Professor, indem er wirklich und ganz auf die Verwertung des Christentums im öffentlichen Leben verzichtet, an seiner Stelle eine andere Macht wirken läßt: die Gerechtigkeit.

Wem das Christentum nur Jenseitskonfession, nicht auch Diesseitsthat ist, muß zu den Schlüssen des Herrn Professor Sohm gelangen. Entweder — oder. Entweder ist Sein Reich nur von jener Welt, dann möglichst gar keine Bezugnahme auf diese Welt; dann zieht sich das Christentum am besten zurück in das Allerheiligste der ganz persönlichen und individuellen Innenvorstellung. Oder: Sein Reich ist auch von dieser Welt; dann muß das Christentum auch diese Welt ganz und in allen ihren Teilen beherrschen. Herr Professor Sohm hat sich für das Entweder entschieden; Niemand ist zu einem Einspruch berechtigt, solange der Herr Professor statt des Christentums die Ersatzmacht „Gerechtigkeit“ wirken läßt; Niemand darf dem Herrn Professor wehren, das Christentum nach seiner Art zu fassen, solange er es nicht etwa unternimmt, Andere wegen deren abweichender Auffassung zur Rede zu stellen. Jedenfalls ist die Stellung, die Herr Professor Sohm als Christ dem öffentlichen Leben gegenüber einnimmt, eine wohlthuendere und bescheidenere, als die Haltung gewisser Musterchristen, die zwar sein Reich auch auf diese Welt auszudehnen geneigt sind, aber nur für Diejenigen, die sich einer

von beliebigen Menschen erklügelten Auffassung vom Christentum (Dogma) unterwerfen; die Auffassung des Herrn Professor ist auch eine würdigere, als das heuchlerische Gebahren Derer, die ihr Christentum da im öffentlichen Leben zur Schau tragen und seine Anwendung für geboten erachten, wo und so weit ihre persönlichen Interessen es zulassen, es aber unter allerlei Vorwand aus dieser Welt verweisen, wenn und wo ihre Sonderinteressen die Verweisung ins Jenseits erfordern. Es giebt allerdings auch Christen — ich zähle zu diesen —, die da meinen: Sein Reich ist von jener und von dieser Welt, von dieser und von jener Welt; sie meinen sogar, daß es überhaupt keine zwei Welten, sondern nur eine Welt giebt; daß unser bischen Erde zwar nur ein Sandkorn im Weltenganzen ist, doch aber mit jener Welt in unlösbarem Zusammenhang steht. Andere freilich meinen: Jene Welt hat mit dieser Welt deshalb nichts zu thun, weil auf diese Welt Alle, Alle sogar den gleichen Anspruch erheben, während auf jene Welt Viele ihren (vorläufigen) Verzicht erklärt haben.

„Trauungszwang, Taufzwang ist nicht christlich, ist ein Widerspruch in sich selbst." Ein Anfang zur Verdrängung des Konfessionalismus aus unserem öffentlichen Leben. Aber nur der Anfang; Herr Professor Sohm wird dies so gut wissen, wie wir Anderen. Auch hier würden wir bald vor einem Entweder — Oder stehen. Verdrängen wir die eine Konfession aus unserem öffentlichen Leben, so müssen wir alle Konfessionen und damit den Konfessionalismus überhaupt aus dem öffentlichen Leben verweisen; das ist es, was die Abgeklärten im Volke anstreben. Keine Rubrik mehr für die Konfession; nirgends, bei keiner Gelegenheit mehr tritt die Konfession des Einzelnen — wer es auch sei — in die Oeffentlichkeit. Damit steht, darüber müssen wir uns klar werden, viel im Zusammenhang. Die Vertreter der öffentlichen Ordnung müssen darauf verzichten, sich auf eine Konfession zu stützen; die Vertreter des Gemeinwesens, bis hinauf zu den Fürsten, müssen verstehen, daß sie Vertreter Aller sind, daß jedes Wort und jedes Thun, das der Gemeinsamkeit gilt, frei sein muß von der einengenden, immer nur für Wenige

gültigen Konfession. Damit steht weiter in Zusammenhang die vollständige Loslösung aller heutigen konfessionellen Sonderungen von dem (heute noch) Staat (bald Gemeinwesen); der Staat (Gemeinwesen) als solcher entkleidet sich jeglichen Hoheitsrechts, jeglicher Einsprache, jeglicher materiellen Mitwirkung gegenüber konfessionellen Verbänden; die willkürliche Unterscheidung zwischen anerkannten und verachteten Glaubensvorstellungen hört auf.

Ein Nachteil für die Förderung des Gesamtwohls wäre das gewiß nicht. In dem Grade, als der hemmende, trennende, Streit-erregende Konfessionalismus zurückgedrängt wird, erhält die Religiosität Freiheit, sich zu entwickeln. Die Religion — der Drang zur Vervollkommnung — wird die Beherrscherin unseres Gesamtlebens. Religion dann nicht mehr nur neben unserem Leben — dann unser Leben selbst Religion. Konfession dann das geheiligte, unantastbare Sondergut jedes Einzelnen: jeder Mensch sein eigener Hoheprieſter. Jenachdem der Einzelne das Christentum auffaßt, wird er das Wort dann einschalten: entweder für Religion oder für Konfession. Wem, wie mir, das Christentum Alles ist: Innenleben und Lebensbethätigung, der wird sagen: Christentum nicht mehr neben unserem Leben — unser Leben selbst Christentum. Wem das Christentum das ist, was es dem Herrn Professor Sohm ist, der wird mit ihm sagen: „es giebt kein christliches Recht . . . es giebt keine christlich-soziale Ordnung . . . das Christentum hat es nur mit den Fragen des Jenseits zu thun."

Ich soll „Stellung nehmen" zu dieser Auffassung vom Christentum. Stellung nehmen darf man zu der Konfession eines Anderen nur, indem man seine eigene daneben stellt. Ich komme zwar vielfach zu denselben Ergebnissen, zu denen Herr Professor Sohm gelangt; meine Auffassung vom Christentum ist aber die der seinen ungefähr entgegengesetzte. Für mich hat das Christentum als Konfession Wert nur insoweit, als es das Einzelglied der Gemeinsamkeit tüchtig macht, dem Volksganzen zu dienen; der Wert des Einzelwesens bemißt sich nach der Bedeutung, die sein Dasein für die Vervollkommnung der Menschheit hat. Herr Professor Sohm macht einen Unterschied zwischen Christentum

und Leben und zielt auf eine Trennung von Kirche und Staat. Für mich fallen die Begriffe „Christentum“ und „Leben“ zusammen, wie ich auch überzeugt bin, daß in nicht ferner Zeit die heutigen Einrichtungen „Staat“ und „Kirche“ sich in dem vollkommneren Zustand „Gemeinsamkeit“ auflösen werden. Diese Gemeinsamkeit soll von dem Geiste geleitet sein, den Herr Professor Sohm „Gerechtigkeit“ und den ich „Liebe“ nenne. Nennen wir aber die Macht, die unser Leben beherrscht, Gerechtigkeit, so muß diese Gerechtigkeit jedenfalls so vollkommen sein, daß sie eines Zusatzes von konfessioneller Liebe nicht bedarf.

Wir sind gewöhnt, die Auslassungen eines Betitelten höher zu werten, als die des Unbetitelten; wir sind auch gewöhnt, aus dem Umstande, daß sich Jemand viel mit der Vergangenheit beschäftigt hat, ihm eine größere Bedeutung für unser Gegenwartsleben und ein besonderes Verständnis für die Erfordernisse der Zeit zuzuerkennen. Das müssen wir uns abgewöhnen; das führt zu Irrungen. Die Rede des Herrn Professor Sohm mag für seine Fach- und Berufs-Genossen, mag für den abgesonderten Kreis, vor dem er sprach, und mag für Diejenigen, die in ihm ihren Lehrer suchen, von Belang sein; das Deutsche Volk würde sich mit den Anschauungen des Herrn Professors erst zu beschäftigen haben, wenn er Anspruch erhöbe, mitzuwirken an der Neugestaltung unserer Zustände; wenn er Eintritt begehrte in die Werkstätte unseres öffentlichen Thuns: in die Volksvertretung. Es würde dann zu prüfen haben: 1) ob die Auffassung von Christentum, wie der Herr Bewerber sie hat, ihn besonders befähigt, dem Volke zu dienen? Diese Frage wird man nicht wohl bejahen können; der Herr Professor verweist das Christentum *aus* dieser Welt, das Deutsche Volk aber ist *von* dieser Welt. 2) Ob seine Auffassung den Herrn Bewerber verhindert, dem Volke zu dienen? Auch das wird man nicht ohne Weiteres behaupten können; der Herr Professor setzt an Stelle des aus dem Leben verwiesenen Christentums eine andere Kraft, mittelst deren er der Gemeinsamkeit dienen will: die Gerechtigkeit, das Recht.

Weihnachten 1895.*)

Dürfen wir Weihnachten feiern? Ja. Der Mensch bedarf der Ruhepunkte im Leben; und wenn auch unser Zukunftsleben ein überhaupt viel ruhigeres werden soll, so sollen doch auch dann besondere Ruhemomente nicht fehlen; sie dienen der Stärkung, der Erbauung, der Verinnerlichung.

Die Kirche hat uns daran gewöhnt, den inneren Frieden nur im Zerknirschtsein und in der Entsagung zu suchen; Reue und Buße allein geben aber noch keine neue Kraft. Wir wollen fortan ein Leben führen, das des unausgesetzten Zerknirschtseins gar nicht bedarf. Der ernste, gesunde, Gewissens-ruhige Mensch findet gerade in der Freude Erholung; ein dankbares Genießen ist ihm neue Stärkung. Es ist ein häßlich Wort, das wir so oft hören müssen: nichts sei dem Menschen so schwer zu tragen, als eine Reihe von guten Tagen. Nein; wir wollen uns daran gewöhnen, die guten Tage als den uns von der Allmacht gewährten Normalzustand dankbar und ernst hinzunehmen; wir wollen auch werktags, alltäglich, froh und sogar fröhlich sein; ohne freilich je mit diesen Begriffen eine Seelen-vergiftende Ausgelassenheit zu verbinden. Aber selbst in diesem ernst-, froh-, dankbar-genießenden Leben wollen wir noch ein besonderes Fest der Freude haben — das soll unser Weihnachten sein.

„Siehe, ich verkündige Euch große Freude, die allem Volke widerfahren wird." Große Freude allem Volke; allem Volke große Freude. Geehrter und lieber Leser: am liebsten überließe ich Sie jetzt Ihrem eigenen ernsten Denken. Eine Welt von Gedanken, das Paradies der Zukunft, der Friede, das Heil ruht in diesen Worten. Ruht in diesen Worten aber nur dann, wenn wir sie mit unserem heiligen Wollen durchdringen. Es ist schon richtig und es kann dabei bleiben, daß wir gewisse Leitworte für unser Leben der Bibel entnehmen, die uns dadurch eine „heilige" Schrift wird. Doch: Du mußt es auch verstehen, ihres Geistes stilles Wehn. Die Bibel nicht Sondergut der

*) „Versöhnung" 52; 1895.

sogenannten Christenheit; die Bibel nicht preisgegeben der willkürlichen Auslegung kleinherziger Priester; die Bibel nicht Geschichts- oder Geschichtenbuch — die Bibel nur insoweit eine heilige Schrift, als sie das Empfinden der Menschheitsseele wiederspiegelt; in diesem Sinne müßte die Bibel sogar fortgesetzt werden.

Große Freude allem Volke: Nicht nur dem damaligen Volke der Juden, auch dem heutigen Volke der Deutschen; auch dem Volke, das der Deutsche bisher gelehrt wurde, als „Feind" zu betrachten; jedem Volke, allen Völkern. Und diese Freude heißt Friede. Allem Volke: Allen, die das selbe Land bewohnen. Nicht nur einem Teile des Volkes; weder nur den irdisch Bevorzugten, als wenn Diese allein ihres Lebens auf Erden froh werden dürften, noch ausschließlich den irdisch-Benachteiligten, denen dadurch ein Vorrecht für das Jenseits geschaffen werden soll. Alle haben Anspruch auf Freude; Niemand soll von dem würdigen Genießen der Erdengüter, Niemand von einem vollkommneren Jenseits ausgeschlossen sein.

Allem Volke: dem ungeteilten, ungetrennten Volke. Die frohe Botschaft kennt keinen, gar keinen Unterschied; auch von Konfessionen weiß sie nichts. Große Freude nicht nur Denen, die auf den Beinamen „Christ" Wert legen — recht oft, ohne den damit übernommenen Adelspflichten gerecht zu werden; große Freude auch Denen, die keinen Wert auf einen Beinamen legen. Wir müssen unser gesamtes Leben, alle unsere Einrichtungen, wir müssen ganz besonders auch Weihnachten entkonfessionalisieren. Weihnachten — das Fest der Freude — gehört nicht den Christen; Weihnachten gehört den Menschen. Entkonfessionalisieren heißt nicht, dem Fest die Gedankenverbindung mit der Heilandserscheinung rauben; entkonfessionalisieren heißt nur, von dem Fest die willkürlich erdachten Gebilde abstreifen, die mittels Kirchenlehren an den Christgedanken gehängt wurden. Die Jesus-Erscheinung als solche ist, wie sie im ewigen Gesetz der Entwickelung begründet war, auch in Ewigkeit hin nicht aus der Menschheits-Entwickelungsgeschichte herauszunehmen. Aber eben: aus der Menschheits-Geschichte; denn auch Jesus gehört „den Menschen", nicht „den Christen". Wir, die wir uns Christen

nennen, haben keinen Sonderanspruch an die „große Freude“; und wenn Einer die Kirchenlehren aller Jahrhunderte in sich aufgenommen hat, so hat er darum nicht mehr Anspruch auf Freude, als ein Anderer, dem Jesus nicht nur Kirchenpatron, sondern Weltheiland ist. Weltheiland in des Wortes allumfassender Bedeutung; Weltheiland sich deckend mit dem Worte Religion, Religiosität, Vervollkommnung; Weltheiland ohne jede Einschränkung, ohne jede Glaubensforderung; Weltheiland als etwas bedingungslos Gegebenes.

Entkonfessionalisieren heißt nicht, den Christgedanken alles Metaphysischen entkleiden; nur soll es der Individualität, dem Bedürfnis des Einzelnen überlassen sein, wie weit er sich mit seinen Gedanken über das Greifbare hinaus bewegen, und ob er sich dabei der Führung Anderer bedienen, oder ob er sich auf sich selbst stellen will. Befreien wir den Christgedanken von den Glaubensforderungen geistiger Machthaber (Kirche, Theologie, Geistlichkeit), so machen wir ihn zum Menschheitsgedanken. Damit wird es jedem denkenden Menschen möglich, ihn in Verbindung zu bringen mit dem Weltgedanken überhaupt. In diesem Sinne überschreitet jeder Mensch an irgend einer Stelle die Grenze des Greifbaren. Garnicht-Metaphysiker giebt es nicht, so wenig es in Wirklichkeit und Wahrheit A-Theisten giebt; es soll sich nur nicht Jeder, der sich nicht in den Gott einer beliebigen theologischen Richtung hineinfinden kann, Atheist nennen. „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen“; heißt: Alle haben Platz; Alle sind sogar in dieses Haus — in die Welt — hineingeboren; es gehört Jeder zur Allmacht, ob er sich nun dazu zählt oder nicht.

Weihnachten soll uns das Fest der Freude, das Fest der Wiedervereinigung der Menschen, das Fest des Friedens werden. Welche Sondervorstellung der Einzelne damit verbindet, unter welchen Erzählungen und Gesängen wir unsere Kinder in die „fröhliche, selige, gnadenbringende Weihnachtszeit“ hineinführen, ist nicht das Entscheidende. Keine der lieblichen Erzählungen kann Schaden anrichten an der reinen Seele eines Kindes; keine der dem Einen heiligen Sondervorstellungen kann die Freude des

Anderen stören. Jeder freut sich seines Heilandes in seiner Weise; Jeder läßt die Jesus-Erscheinung nach seinem eigenen inneren Verlangen auf sich wirken.

Weihnachten das Fest der Freude. Nur ein Gebot ist mit diesem Weihnachtsgedanken verbunden: daß Niemand — Niemand ausgeschlossen sei von dieser Freude. Denn: „Siehe, ich verkündige Euch große Freude, die allem Volke widerfahren wird."

Weltanschauung; Pfingsten.*)

Es sind nicht Wenige, die als wichtigstes Erfordernis der Gegenwarts-Bestrebungen die Gewinnung, die Aufstellung, ja sogar die dogmatische Fassung einer neuen Weltanschauung ansehen. Man kann unter Weltanschauung etwas sehr Verschiedenes verstehen; hier handelt es sich im Wesentlichen um die Fassung eines Gottesbegriffes und um die damit in Zusammenhang stehenden konfessionellen Fragen: in Sonderheit um die Betrachtungen über ein Jenseits und über das Wesen der Jesuserscheinung.

Manche empfinden es als Enttäuschung, daß ich nach dieser Richtung hin nicht nachdrücklicher wirke. Gerade von mir hatten sie, wie sie sagen, eine Art Reformation, Mancher sogar eine Art Stiftung von neuer Religion erwartet. Zu dieser Erwartung mögen „Ernste Gedanken" Veranlassung gegeben haben; mir selbst hat nie auch nur entfernt etwas Derartiges vorgeschwebt. Ich habe es sogar von dem Augenblick an, da ich sah, daß man mich als lediglich konfessionellen Reformator verwenden wolle, vermieden, meine eigenen Innenanschauungen auf konfessionellem Gebiete öfter und eingehender auszusprechen, als dies zwingend notwendig war. Was ich anstrebe, ist nicht, daß Andere dasselbe glauben, was ich glaube; was ich anstrebe, ist, daß Jeder glauben, und nichtglauben darf, was seiner inneren Beseligung dient, und was ihn zum Dienste am Volke, zum Dienste an der Menschheit,

*) „Versöhnung" Nr. 125; 1895.

tüchtig macht. Was ich anstrebe, ist, daß wir dem Staat die Anmaßung entwinden, darüber befinden zu wollen, was der Mensch glauben und was er nicht glauben darf; richtiger, daß wir — der Staat sind immer wieder „Wir" — uns zu einer Gesittung erziehen, die das Innenleben des Anderen als dessen heiliges und unantastbares Sondergut betrachtet und dem entsprechend behandelt.

Religionen können überhaupt nicht „gestiftet" werden; Religion ist der der Menschheit auf ihrem Entwickelungsweg mitgegebene Drang zur Vervollkommnung. Wir können höchstens von Konfessions-Begründern und von Reformatoren innerhalb der verschiedenen konfessionellen Richtungen sprechen. Daß, und zwar in nicht ferner Zeit, sich innerhalb der Kulturwelt ein neuer Gottesbegriff Bahn brechen wird, ist kein Zweifel; Vermessenheit aber wäre es, wenn ein Einzelner je sich als Begründer dieses neuen, uns Allen innewohnenden Begriffs bezeichnen wollte. An die Stelle der heutigen Vorstellung von Gott, persönlicher Gott, Gott ein Geist, Gott als Wesen, Dreieiniger, oder selbst Einiger Gott, wird die Vorstellung von einem „heiligen Entwickelungsgesetz" treten.

Die Lehren von einem Dreieinigen Gott, von einem Gott als Person, von einem Gott als Wesen haben die gesunddenkenden Menschen der Gegenwart überwunden. Der Gedanke „Urmaterie" kann nicht befriedigen; wir brauchen ein Etwas, das unserem Vorstellungs-Verlangen gerecht wird und das einem ernsten und ehrlichen Denken nicht widerspricht. Wir haben dies Etwas in der Vorstellung von einem „Heiligen Entwickelungs-Gesetz", ein Begriff, den wir fromm in das Wort „Vorsehung" fassen. Das ist die Vorstellung, die sich die Kulturwelt binnen Kurzem zu eigen gemacht haben wird, und in der die Menschen denjenigen Frieden finden und wiederfinden werden, den allein ehrliche Überzeugung giebt. Diese Vorstellung deckt sich mit Allem, was die Natur uns offenbart; sie steht nicht im Widerspruch mit einer wissenschaftlichen Vorstellung vom Universum.

Diese Vorstellung wird die Menschen in weit höherem Maße befriedigen, als es die heutigen Gottesvorstellungen (noch)

vermögen. Für Den, der sich von ererbten Vorstellungen nicht losmachen kann, bedeutet „Gesetz" das nämliche wie „Person" — Gott. Andererseits wird Der, der sich in die überlieferte Gottesvorstellung nicht hineinzufinden oder sich nicht mehr mit ihr abzufinden vermag, den Begriff „Gesetz" gern annehmen. Es läßt sich dieser Begriff eher vereinen mit dem, was die Natur uns lehrt, und steht nicht im Widerspruch mit unserer Vorstellung vom Universum. An die Stelle der Allmacht tritt die Allweisheit: das heilige, das „vollkommene" Gesetz. Vollkommen von Ewigkeit her. Ehern an sich, insofern es kein Durchbrechen dieses Gesetzes, kein Wunder, giebt; ehern aber nicht in sich; unter Ordnung verstehen wir: Wandel, Entwickelung, Vervollkommnung.

Eine Anlehnung, die dem Menschenherzen notwendige Anlehnung, gewährt der Begriff „Gesetz" in noch vollkommenerem Maße, als der bisherige Gottesbegriff, der sich die Gottheit als etwas Wandelbares, den Einwirkungen (Gebet) des Menschen Zugängliches vorstellt. Sind wir nach unserer jetzigen Vorstellung von einem beweglichen Willen abhängig, dessen Entschließungen zwar gerecht und weise, aber doch, im freundlichen wie im strafenden Sinne, von unserem eigenen Denken und Verlangen, Thun und Treiben, zu beeinflussen sind, so unterstehen wir fortan einem unwandelbaren Gesetz, in dessen geheimnisvolles Gewebe von Ursache und Wirkung wir uns versenken. In diesem Bewußtsein werden wir Anlehnung und Stütze für unser Innenleben finden.

Wir lernen, uns bescheiden; wir werden endlich wirklich das, dessen wir uns längst rühmen, was wir aber bis zur Stunde nicht sind: Gottes- (Gesetzes-) fürchtig. Wir lernen andererseits, die uns innewohnende Befähigung: Vernunft und Willen, werten. Durchdrungen von der Erkenntnis, daß nicht „ein Anderer", nicht Gott-Selbst, die Handlungen vollzieht, die gethan sein müssen, durchdrungen von der Erkenntnis, daß wir selbst die Träger nicht nur, sondern, soweit es sich um unsere Vervollkommnung handelt, auch die Vollstrecker des Entwickelungsgesetzes sind, werden wir endlich thun, was unsere Erkennt-

nis uns vorschreibt; werden Neues setzen an die Stelle des Überlebten. Das Verständnis für das Walten und die Forderungen eines heiligen Gesetzes flößt uns den hierzu erforderlichen, heute noch so sehr mangelnden Mut ein; wir werden thatentschlossen, thatfreudig zugreifen.

Dem neu sich bildenden Gottesbegriff entsprechend wird unser Gesamtleben sich umgestalten; und zwar wird die Neugestaltung unseres Volkslebens das Gepräge des neuen Gottesbegriffs an sich tragen. Es ist das gleiche, ob wir sagen: die Menschen schufen sich zu jeder Zeit ein Gottes-Bild, das ihrem eigenen Wesen entsprach; oder ob wir sagen: die Menschen gestalteten von jeher und gestalten noch heute ihre Einrichtungen im Zusammenhang mit der Vorstellung, die sie sich vom Wesen der Gottheit machen. An die Stelle eines regierenden (persönlichen) Willens tritt — allenthalben — das Gebot der Vernünftigkeit; diese Vernünftigkeit anerkennt recht wohl eine Leitung, Regelung, Ordnung — Gesetz. An die Stelle dogmatisch gebietender Autorität tritt — allenthalben — eine durch pflichttreues Selbstdenken erworbene Überzeugung. Solches Selbstdenken lehnt sich zwar selbstverständlich zunächst an das vorhandene (vermeintliche) Wissen an, aber es unterzieht das Übernommene, so oft ihm Zweifel kommen, einer Neuprüfung.

Den neu sich bildenden Gottesbegriff jetzt oder je in einen festen, für Alle annehmbaren Satz fassen zu wollen, sollte Niemand versuchen; gar aber, wie das Etliche wünschen, die sich bildenden oder selbst die nach einiger Zeit fester gestalteten Begriffe abermals als „Bekenntnis" formulieren, ihnen schließlich die Bedeutung eines Dogmas aufdrücken zu wollen, ist Versündigung an dem heiligen Gesetz selbst, das „Entwickelung" — nicht „Unfehlbarkeit" — heißt. Jedes Dogma schließt den Charakter der Unfehlbarkeit ein. Wir brauchen indes in dieser Beziehung keine Sorge zu haben; zu einem derartigen „Konzil", wie es Einigen vorschwebt, mit allen seinen verderblichen Nachwirkungen kann es nicht wieder kommen.

Zwar werden wir, die Kulturwelt, in nicht ferner Zeit die heutigen Kirchenlehren sowohl, wie den durch diese Lehren herauf-

beſchworenen Glauben an die Nurmaterie überwunden und uns von Neuem in einer gemeinſamen Hauptanſchauung wieder zuſammengefunden haben — das Metaphyſiſche, dies Transzendentale iſt ein aus dem Weltall nicht fortzulehrendes Gelände — in dieſem Lande jenſeits des Greifbar-Faßbaren wird ſich aber der Einzelne nach ſeinem eigenen Gefallen bewegen. Er mag an der Hand vorhandener Lehren in das Land eingeführt werden, keine Macht der Erde aber darf dem zum Selbſt-denken-können herangereiften Menſchen Vorſchriften für ſein Sich-vorſtellen, für ſein Vermuten erteilen. Und es ſollen allmählich Alle im Volke zum Selbſtdenken heranreifen; wir werden Einrichtungen (Schulen) ſchaffen, die ſie dazu heranbilden, erziehen.

In dem Augenblicke alſo, da wir uns zu einer gemeinſamen Hauptanſchauung wieder zuſammenfinden, werden wir uns, weil Jeder ein Selbſtdenker, auch von der Unmöglichkeit überzeugen, dieſe Anſchauung dogmatiſch feſtzulegen. Der ſelbſtarbeitende Intellekt der Millionen, die an der Faſſung ſolcher Sätze mitzuwirken berechtigt wären, läßt nie wieder ein Dogma dieſer Art aufkommen; iſt das heutige gefallen — ein neues iſt undenkbar. Sind wir, als Gemeinſamkeit, ſo weit, daß wir die heutigen Anſchauungen ſowohl von Staats- wie von Geſellſchaftswegen ihres dogmatiſch-vergewaltigenden Charakters entkleiden, dann ſind wir auch ſo weit, zu begreifen, daß die momentan gewonnenen Anſchauungen der unausgeſetzten Wandlung, Verfeinerung, Vergeiſtigung, Verklärung unterſtehen. Noch ſo weit, noch ſo elaſtiſch gefaßte Glaubensformeln legen irgendwie und irgendwo unſerer Denkberechtigung Feſſeln an. Sätze ſind etwas Feſtes, die Erkenntnis iſt etwas Fortſchreitendes; die Zeit ſchafft alſo — wir leiden ja heute ſo ſchwer darunter — eine Kluft zwiſchen Bekenntnis und Erkenntnis. Darum für ewige Zeiten Beſeitigung jedes mit irgendwelch bindender Kraft ausgeſtatteten Bekenntniſſes.

Falſch aber wäre es, Jemanden wegen ſeines ehedem ausgeſprochenen und wirklich oder angeblich feſtgehaltenen Bekenntniſſes zu beunruhigen. Es iſt nicht, wie viele annehmen, Vorbedingung für eine Andersgeſtaltung unſerer Zuſtände, daß wir uns zuvor in einer übereinſtimmenden oder auch nur überein-

stimmenderen Weltanschauung zusammengefunden haben; es ist also auch nicht Hauptaufgabe der Gegenwart, diese gleichmäßigere Vorstellung anzustreben. Für jetzt kommt es vielmehr wesentlich nur darauf an, die Menschen in eine Richtung hineinzubringen, die sie das Unzulängliche und die Uebel der Gegenwart erkennen läßt. In diese Bahn des Erkennens darf Jeder und soll Jeder sein eigenes Bekenntnis, wie auch immer es laute, mit hineinnehmen; gerade auf Grund seines eigenen Bekennens, gerade auf Grund seiner Zugehörigkeit zu dieser oder jener heute noch organisierten Konfession werden wir Mitwirkung bei der Abstellung des Uebels von ihm verlangen. Sprechen es Tausende von Geistlichen im Namen von Millionen unserer Volksgenossen sonntäglich aus, daß „die Liebe gegen alle Menschen in uns erwachsen und zunehmen" soll, dann sind wir auch berechtigt, von den erwählten Vertretern dieser Millionen zu verlangen, daß sie uns Einrichtungen schaffen, die von diesem Geiste, dem Geiste der Liebe gegen „alle" Menschen, getragen sind.

Wir stehen in der Pfingstzeit. Ob wir Pfingsten als ein altgermanisches oder als ein römisch-kirchliches Fest betrachten, ist gleich; Hauptsache ist, daß wir es unter den richtigen Gedanken begehen; nicht als ein Fest der Erinnerung, sondern als Tage ernster Mahnung.

Der gesunde und klare Mensch schaut sich nicht um nach Zeichen und Wundern; ein kräftiger und abgeklärter Geist ringt in sich selbst und mit sich selbst nach immer lichterem Schauen dessen, was das heilige Gesetz der Entwickelung von uns verlangt, heute von uns verlangt. Der thatfreudige Mensch erschöpft sein Wirken nicht in Betrachtungen über den Wert einstiger Lehren; der Thatidealist drängt in dem Maße nach Verwirklichung seiner Erkenntnis, als er diese Erkenntnis für verwirklichungsmöglich hält. Er beteiligt sich an irgendwelchen Einzelbethätigungen, die sich in der neuen Richtung bewegen, oder er bewirbt sich um das Mitarbeiterrecht bei der eigentlichen Verwirklichung: Volksvertretung. Pfingsten soll nicht nur eine Erneuerung unseres Denkens, soll nicht nur eine Vervollkommnung unserer Erkenntnis bedeuten; Pfingsten soll den Bethätigungs-

drang, den Verwirklichungsdrang kraftvoll in uns beleben. Fort mit Allem, was der Entwickelung im Wege steht. Der Erneuerung unseres Lebens muß eine ernste, eine gründliche Aufräumungsarbeit, eine weitgreifende Beseitigungsarbeit voraufgehen. Nicht etwa pietätlose Gesinnung oder wüste Freude am Beseitigen darf die Anregung zu dieser ernsten Arbeit geben; das berechtigte Verlangen nach Vollkommnerem treibt uns dazu.

Pfingsten mahnt uns, immer noch kräftiger, immer noch entschiedener, immer noch unbefangener, immer noch rückhaltloser, immer noch unverhohlener gegen alles Das anzugehen, was der Bethätigung unserer Erkenntnis im Wege steht. Der Geist, nach dem wir ringen, ist der heilige Eifer, zu erneuern. Ja, wir wollen „Neuerer" sein. Ueber alle Verbands-Organisationen, wie sie auch immer heißen mögen, hinweg, aller Meinungs-Trennungen ungeachtet, soll der Gedanke und das Wort „Neuerer" uns Alle, Männer und Frauen, die wir uns mit heiligem Ernst in den Dienst der Erneuerung unseres Volkslebens stellen, verbinden.

Das Amt, das die notwendig gewordene Neuerung dem einzelnen Neuerer zuweist, ist für Jeden ein anderes. Jeder muß sich seinen Fähigkeiten, seiner Erkenntnis, seinem Bethätigungsdrang und der ihm gegebenen Arbeitsmöglichkeit entsprechend selbst anstellen; Selbstberufung, Selbsteinschätzung, Selbstbestimmung. Ich will der Neuerer Bannerträger sein. Niemand darf das Thun eines Anderen um deswillen bekritteln oder gar minder werten, weil dieser Andere nicht gerade dasselbe thut, was er oder sie thut. Entscheidend für den Wert unseres Wirkens ist die Treue; die Treue gegen uns selbst, das ist, gegen unsere Erkenntnis, und die Treue gegen die Gemeinsamkeit, der wir angehören und der wir dienen. Mein Pfingstgelöbnis ist: der Neuerer treuer Bannerträger will ich sein.

---

*) Pfingstbetrachtung darf für thatkräftige, für thatberufene Menschen nichts Anderes sein als Pfingstmahnung. Wir haben Pflichten, müssen zu jeder Zeit dieser Pflichten eingedenk sein. Stellen wir unser Pflichtbewußtsein aber unter das besondere

*) Egidy-Vereinigung, 9. Juni 1896.

Pfingstwort, dann führt es uns ganz unmittelbar auf den Gedanken, der so recht geeignet ist, den Grundton in dem Worte „Erneuerung unseres Volkslebens“ zu bilden. Pfingsten heißt Wiedervereinigung; vielleicht müssen wir sagen: erstmalige Vereinigung der getrennten Richtungen, der getrennten Bestrebungen. Pfingsten heißt: wir sind ein Volk. Wir wollen nun auch durch unser ganzes Volksleben die Zusammengehörigkeit als Volk bethätigen. Pfingsten heißt: wir sind eine Menschheit; wir wollen danach streben, daß das Zusammengehörigkeitsbewußtsein die Kulturwelt und allmählich die ganze Menschheit durchdringt.

Eines erinnerlichen, eigentlichen Bruches mit der Vergangenheit bin ich mir persönlich überhaupt nicht bewußt. Die Entwickelung ist für mich eine zusammenhängende. Wollte man einen Bruch gelten lassen, so da, als ich mit den „Ernsten Gedanken“ hervortrat; als ich damit brach, mein Innenleben in mir zu verschließen, und als Offizier fürs öffentliche Leben eintrat, als ich anfing, das Autoritätsbewußtsein in mir als erschüttert zu betrachten und nun dahin zu wirken begann, daß der Autoritätsglaube überhaupt aus unserem Volke verbannt werde.

P. Nordheim sagt*), ich hätte die Ergebnisse der Forschung mit einem gewissen Vorbehalt betrachtet. Das ist nicht richtig. Wenn ich zu irgend einer Zeit mit meinen Gedanken bei aller Kraft doch noch nicht an dem Punkte angelangt war wie später, so lag das daran, daß die Entwickelung noch nicht mit ihrem Bohrer da war, aber niemals an einem inneren Vorbehalt. Ein innerer Vorbehalt ist immer eine gewisse bewußte Ablehnung der Forschungsergebnisse, und einer gewissen bewußten Ablehnung bin ich mir nicht bewußt. Ich habe vielleicht über das Ergebnis der Forschung hinaus noch meine Vorstellungswelt weiterhin mit Ideen belebt, von denen ich allmählich zurückgekommen bin, aber Vorbehalte gegenüber dem Ergebnis der Forschung habe ich nicht. Dem Wesen nach begreife ich es vollständig, wenn mir auf Veranlassung dieser Veröffentlichung Jemand sagte, daß er damit nicht einverstanden sei und nicht für die Verbreitung wirken

*) „Versöhnung“ Nr. 126; 1896.

würde, weil ihm die Gedanken nicht ganz zusagten. Im Geiste der Versöhnung ist das nicht richtig.

Es wird von mir verlangt, daß ich den Gottesbegriff formuliere. Es müßte ein Wort über den Gottesbegriff gesagt werden, weil mit dem Worte „Gott" Vorstellungen verbunden werden, die andere Leute irritieren. „Gottesbegriff" und „heiliges Entwickelungsgesetz" erscheint fast als Widerspruch. Auf das Wort „Gottesbegriff" kommt es gar nicht an. Wir können dafür sagen „Begriff" oder „Glaube".

Wir müssen uns klar werden, daß wir in der Zukunft immer mehr die Vorstellungen überwinden werden, die mit dem heutigen Gottesbegriff zusammenhängen: Dreieiniger Gott, persönlicher Gott, Gott als Wesen und — erschrecken Sie nicht! mit aller Vorsicht aufnehmen! — auch den Begriff „Gott ein Geist". Wir dürfen da einen Unterschied machen zwischen „Gott-Geist" und „Gott ein Geist". Darin liegt doch immer der Begriff des Persönlichen, des Einzelnen und des Wesens, während in dem Begriff „Gott-Geist" der Begriff des Alls, des Umfassenden mehr ausgedrückt ist. In jedem Falle müssen wir und werden wir dahin gelangen, daß in kurzer Zeit die ganze Kulturwelt von dem Gedanken, von der Vorstellung beherrscht sein wird, daß es auf unserer Erde wie im Universum überhaupt gesetzmäßig zugeht, daß es ein ganz sicheres Gesetz giebt, das wir Ursache und Wirkung nennen können.

In diesen durch nichts zu erschütternden und für Alles in der ganz gleichen Weise geltenden Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung dürfen wir uns und müssen wir uns vertiefen. Die einzelnen Elemente dieses Gesetzes zu erforschen, das wird wohl die Aufgabe der nächsten Jahrhunderte und Jahrtausende sein. Soweit es das Wahrnehmungsleben betrifft, ist es die Aufgabe der Naturforschung, die Aufgabe aller Menschen, sich darüber immer klarere Vorstellungen zu machen, immer mehr die einzelnen Paragraphen des Gesetzes zu erforschen. Soweit es das Empfindungsleben, das Geistesleben, ein gewisses, unsichtbares Walten, das wir heute unter „Vorsehung" verstehen, betrifft, soweit wir die Gesetze von Ursache und Wirkung in dem

Walten dieſer Vorſehung zu erkennen bemüht ſein werden, kann einzig und allein unſer ſcharf ausgebildetes Unterſcheidungsvermögen, unſer Gerechtigkeitsbewußtſein, unſer unangekränkeltes Empfinden uns leiten. Ich ſchrecke vor dem Gedanken, daß wir auf dieſem Gebiete noch Fortſchritte machen werden, gar nicht zurück. Schon heute kann ich es nicht anerkennen, wenn die Menſchen ſagen: „Hier kann ich's nicht verſtehen, warum geht es dieſen Menſchen ſchlecht und jenen gut?" Wenn wir uns daran gewöhnen, nicht nur mit unſeren Gedanken an der Oberfläche zu weilen, ſondern tiefer zu ſchneiden; wenn wir verſuchen, in den Ratſchluß Gottes, in das Weſen der Vorſehung oder, wie wir am Allerrichtigſten ſagen, in den Zuſammenhang zwiſchen Urſache und Wirkung einzudringen, wenn wir allezeit rechtſchaffen und bis auf den Grund nach der Urſache ſuchen und die Wirkung nicht immer meinen auch ſchon auf der Oberfläche finden zu müſſen, ſondern uns klar ſind, daß die Urſache auf ganz anderem Gebiet, in ganz anderer Zeit und Richtung zu finden iſt, dann werden wir weiter kommen in der Erforſchung von Urſache und Wirkung.

Es iſt zu verſtehen, daß, wenn von einem Geſetz die Rede iſt, man nach einem Geſetzgeber forſcht, und es ſoll gewiß kein Vorwurf Den treffen, der nach dem Geſetzgeber ſucht. Nur ſoll Jeder, der in dieſer Beziehung grübelt, klügelt, der ſich da bemüht, nun den Geſetzgeber zu finden, ſich beſcheiden und darüber klar ſein, daß, welche Gebilde auch immer er ſich macht, es doch eben nur „Gebilde" ſind. Wer die Heiligkeit, die Größe, die Gewalt eines Geſetzes, des Geſetzes nicht verſtehen kann, wem es nicht genügt, unter ein Geſetz geſtellt zu ſein, wer es durchaus mit einem Geſetzgeber, einer Perſon, einem Weſen zu thun haben will, der mag ſich, der darf ſich ganz gewiß einen ſolchen Geſetzgeber konſtruieren. Nur ſoll er ſich darüber klar ſein, daß eben das, was er ſich da bildet, nur eine von Anderen ſchon früher erſonnene oder von ihm ſelber erdachte Konſtruktion iſt. Ein Vorwurf trifft ihn erſt dann, wenn er von Anderen verlangt, daß ſie dieſelbe Konſtruktion ſich bilden, oder wenn er gar Andere auf eine ſolche Konſtruktion verpflichtet, wie die Kirche,

oder wenn er wie der Staat die eine Konstruktion für die vornehmere hält.

Das ist der eine Teil meiner Betrachtung. Ich möchte mein Versöhnungswerk gründen auf diesen Begriff und meine Gedanken auf ihm aufbauen.

Der zweite ist der: (es ist nichts Neues damit gesagt, aber etwas Altes angewendet auf den Begriff des Gesetzes, nämlich das,) daß zu allen Zeiten die Menschen sich den Gottesbegriff danach gestalteten, wie ihn sich die Menschen selbst dachten; wir können auch sagen: die Volkseinrichtungen, die Gesetze, die ganze Gestaltung unseres Volkslebens hat zu jeder Zeit das Gepräge, den Charakter getragen, den sich die Menschen von dem Universum, von der Leitung des Universums machten: das Patriarchalische, das Absolute, die Herrschaft der Person, das Beherrschtwerden durch einen zu beeinflussenden Willen. Demgegenüber gelangen wir zu einem Begriff von Gesetzmäßigkeit. Während wir den Gottes-Begriff — in welcher größeren Weite oder Enge wir ihn auch gefaßt haben — immer so uns dachten, daß er zu beeinflussen, daß durch unsere Empfindungen, Gebete, durch unsere Entschließungen und Handlungen nun auch wieder die Entschließungen und Handlungen, die Wohlthaten und Strafen Gottes beeinflußt werden könnten, so haben wir es in der Zukunft mit dem Begriff eines unwandelbaren, durch nichts zu beeinflussenden, niemals zu verrückenden, vollkommenen Gesetzes zu thun.

Dieses selbe Gesetz der Vernünftigkeit, dieses höchste Gesetz beherrscht unser Zukunftsleben. Nicht was der Einzelne für gut und richtig hält, oder gar, was seinen Zwecken dient, was dem Interesse einer Gruppe oder Einzelner dient, wird bestimmend für unsere Volkseinrichtungen und unser Volksleben, sondern was der Gemeinsamkeit frommt, was um der Vernünftigkeit, um der Gesetzmäßigkeit willen das Richtige ist.

Wir werden unter ein Gesetz gestellt, das allerdings wir uns selbst geben, nach der Erkenntnis dessen, was wir für vernünftig, weise und gut halten. Nicht mehr also die Herrschaft Einzelner über Andere, sondern das Walten wirklicher Gerechtigkeit, das Walten wirklicher Vernünftigkeit, das Walten

ehrlicher Liebe. Dieſen Gedanken wird jeder nachfühlen und für richtig halten.

Im Anſchluß an dieſen Gedanken komme ich zu meinem eigentlichen Pfingſtwort: Bethätigungsdrang.

Was nützt aller Geiſt, wenn er uns nicht zum Thun, zu Handlungen leitet! Was nützt das beſeligendſte Innenleben des Einzelnen, wenn die Gemeinſamkeit oder tauſend Glieder derſelben nicht beſeligt ſind. Das iſt der Unterſchied gegen früher. Sie wiſſen, daß Luther ſich fragte: „Was muß ich thun, daß ich ſelig werde?“ Wir ſagen: „Was habe ich zu thun, auf daß allen geholfen werde?“ Nicht um das eigene bißchen Seligkeit ſoll ſich unſer ganzes Leben drehen, wälzen und wenden, ſondern um das Ergehen des Ganzen. Wenn die Menſchen fragen nach neuen Idealen, nach neuen Begriffen, die uns in der Zukunft beherrſchen, und die das Leitwort für das neue Jahrhundert werden ſollen, ſo ſagen Sie nur: Zuſammengehörigkeitsbewußtſein.

Der Begriff, daß wir eine Menſchheitsſeele bilden, und daß Jeder nur Glied in dieſem lebendigen Körper iſt, daß er zu leiden verpflichtet iſt, wenn die anderen Glieder des Körpers leiden, dieſes eine Ideal neben dem anderen: „Perſönlichkeitsbewußtſein“, füllt ſchon die Arbeit eines ganzen Jahrhunderts aus, und weiter als bis ins nächſte Jahrhundert hinein haben wir gar nicht die Pflicht zu denken.

Noch ein Wort aus dem Pfingſtwort: Recht einprägen möchte ich den Satz: „Ja, wir wollen Neuerer ſein!“ Ich hoffe, daß die meiſten von Ihnen mir das nachgefühlt, nachgeſprochen haben, wie ich das gemeint: „wollen“ — „Neuerer“. Wir legen Wert darauf, daß alle Welt es erfährt. Nicht halb oder dreiviertel. Nicht Reformation, ſondern Reform, Wandlung im Rahmen des Beſtehenden, unter Feſthaltung desſelben, unter Anerkennung der Verfaſſung — Neuerer! Und je ernſter die Menſchen das Wort nehmen, deſto lieber kann es uns ſein. Man kann das Wort Neuerer gar nicht ernſt genug nehmen. Die Bibel ſagt auch, daß das Alte vergehen und Alles neu werden muß.

Um „Anhang“ habe ich dabei nie gebuhlt, nach Sonderverbindungen habe ich nicht gestrebt; für mich giebt es nur das selbständige, selbstdenkende, über sich selbst bestimmende Individuum und das Volksganze. Nicht in den verschiedenen Organisationen, so wertvoll sie auch in den vorbereitenden Stadien gewesen sein mögen, liegt die unserem Volke im Augenblick benötigte Kraft; der in uns allen lebendig werdende Wille stellt das Kraftzentrum dar, von dem der Entschluß zu einer Umgestaltung unseres Volkslebens ausgeht. Ehe dieser Wille uns nicht in der Gesamtheit erfaßt hat, eher wird nichts. Diesen Willen zu beleben, ist die Heute-Aufgabe derjenigen Männer und Frauen, die wahrhaft Volks-treu sind, und die den Mut haben, nach Erfordern auch Prinzipien-untreu zu sein. Die Aufgabe für morgen ist dann eine andere; Vorbereitungen zu dieser folgenden Aufgabe müssen wir selbstverständlich zwischendurch schon heute treffen: aber alle Vorbereitungen auf morgen nützen uns nichts, ehe wir nicht die erste Aufgabe erledigt haben: Den Willen rege gemacht.

Von dem Augenblick an, wo der Einzelne ehrsüchtig wird, eifersüchtig strebt, daß ihm der Ruhm werde, ist das Thun nicht mehr das geweihte. Sein Thun ist dann nicht mehr selbstlos, um des Thuns, des Richtigen-willen, sondern ein Thun um der Person willen. In dieser Beziehung muß sich Jeder abstreifen und in dieser Beziehung brande ich selbst mit meiner Anschauung an dem Felsen Nordheims, den er Egoismus nennt.

Nordheim sagt, daß die Kirchengläubigen mich bisher noch als Glaubensgenossen betrachtet haben. Das ist nicht der Fall. Die streng Kirchengläubigen wandten sich nach den „Ernsten Gedanken“ von mir ab; die Anderen haben sich wenigstens gescheut, öffentlich ihre Zugehörigkeit zu bezeugen. („Hilfe“, evangelisch-sozialer Kongreß).

„Nicht mehr Versöhnung, Kampf heißt jetzt der Wahlspruch,“ sagt P. Nordheim. Nein, so steht es nicht. Kampf ist immer gewesen. Der Titel heißt „Versöhnung“. Damit ist aber nur das Ziel genannt, das wir erreichen wollen. Gekämpft habe ich seit den „Ernsten Gedanken“. Ich habe mich noch

wie der sogenannte freiere Christ, der gegenüber seinen Mitchristen bezüglich des Glaubens gewisse Vorbehalte macht, ein Stümper ist. Auch der Gottesbegriff nämlich muß für den Lebenschristen unabhängig von seinem Christ-sein gedacht werden. Es kann Jemand — das Christentum als „die" Religion aufgefaßt — ein vortrefflicher Christ sein, wiewohl er mit seiner Gottesvorstellung von der vorgeschriebenen kirchenchristlichen weit abweicht und es kann Jemand in Bezug auf den Gottesbegriff ein strammer Kirchenchrist, im Uebrigen aber doch kein für voll angesehener Glaubenschrist sein. Für den gradedurch denkenden Menschen giebt es nur ein Entweder — Oder. Entweder Glaubenschrist, dann gilt auch das Unfehlbarkeits-Dogma; warum denn nicht? Oder Lebenschrist, dann gar kein irgendwie bindendes Dogma, gar keinen grundlegenden Glaubenssatz, gar kein uns miteinander verbindendes Bekenntnis.

Brauchen wir unter diesen Umständen überhaupt den Namen „Christen"? Nein, wir *brauchen* ihn nicht; um der Ehrlichkeit und um des Friedens willen wäre es sogar gut, wenn der Name plötzlich aus unserem Volksleben fortgezaubert werden könnte, und wenn sich dann die heutigen Glaubenschristen „Kirchlinge" oder „Päpstlinge" nennen, die anderen bisherigen Christen aber auf jeden konfessionellen Sondernamen verzichten würden, um als das zu leben, als was Jeder geboren wurde: Oldenburger, Deutscher, Mensch. Andererseits ist es, abgesehen von der Unmöglichkeit, den Namen aus einer zweitausendjährigen Zeitspanne fortzuzaubern, nicht notwendig, ihn zu beseitigen; deshalb *wollen* wir ihn nicht aufgeben. Wahr ist, daß das, was uns Deutschen seiner Zeit als Christentum gebracht wurde, schon nur noch wenig vom Jesusgeist an sich hatte; wahr ist, daß eine unduldsame Kirche auch in der Folgezeit fürchterlich gegen diesen Jesusgeist gefrevelt; wahr ist, daß im Namen des Christentums die entsetzlichsten Greuel gegen „die Brüder" verbrochen wurden. Aber wahr ist auch, daß Tausende und Abertausende unserer Volksgenossen, auch ich, mit dem Christentum die höchsten Begriffe von Gesittung und Vollkommenheit, Reinheit und Lauterkeit, Gradheit und Gerechtigkeit verbinden. Die eines gesunden Volkes würdigere Aufgabe

jedenfalls ist: wir lassen den Namen bestehen und setzen unsere ganze Kraft ein, die Bedeutung desselben gemäß der Erkenntnis der Vorgeschrittensten unter uns auszufüllen — zeitgemäßes Christentum. Die Aufgabe so gestellt, kann Jeder an der gemeinsamen Arbeit teilnehmen: ob er in die heutige christliche Konfession hineingeboren wurde, oder nicht; ob er sich heute noch Christ nennt, oder nicht; ob er sich zu den Glaubens- oder zu den Lebenschristen zählt. Das Christentum so aufgefaßt, umfaßt Alle, die zum Deutschen Volke zählen, umfaßt die Kulturvölker, und bedeutet in Wirklichkeit und Wahrheit Erlösung von allem Uebel. Ein zeitgemäßes Christentum hört auf, Konfession zu sein; es fällt mit dem Worte „Religion" zusammen, es bedeutet nicht mehr Scheidung unter den Menschen, sondern Vereinigung; das zeitgemäße Christentum deckt sich voll und ganz mit dem Wort und Begriff „Menschentum".

Die Entwickelungskurven der ehrlichen Menschen kreuzen sich vielfach und laufen schließlich, wenn alle durch die rechte Läuterung durchgegangen, in einem Ziel zusammen. Die ehrlichen Glaubenschristen werden mittels ihres Glaubens bei nur geringer Denkanstrengung zu der Einsicht gelangen, daß unser heutiges Gesamtleben dem Jesus-Gedanken Hohn spricht; werden zu der Erkenntnis gelangen, daß unser „christlicher Staat" ein heuchlerischer Widerspruch in sich selbst, in seiner Bethätigung ein Jesusfeindliches Erzeugnis mittelalterlicher Ungesittung ist; werden zu der Ueberzeugung kommen, daß als christlich — im Sinne Jesu — nur eine Gemeinsamkeit gedacht werden kann, die, aus dem Wesen einer für Alle fürsorglichen Liebe heraus geboren, sich auf ein täglich vollkommneres Gerechtigkeits-Empfinden stützt. Die ehrlichen Lebenschristen, denen Buchstabe und Formel nichts gelten, werden bei ehrlicher Abklärung mit ebenso wenig Denkanstrengung zu der Erkenntnis gelangen, daß, wenn sie für sich eine „kleine" Freiheit im Glauben in Anspruch nehmen, sie kein Recht haben, ihren Mitchristen die Inanspruchnahme einer etwas größeren und schließlich der vollen Freiheit zu wehren. Erst da, wo sich uneingeschränkte Denk- (Glaubens-) Freiheit die Hand reicht mit der Verwirklichung der in das Heute übertragenen Jesuslehren, dürfen

wir von einem zeitgemäßen Christentum sprechen. Ein Christentum aber, das nicht zeitgemäß ist, hat, ob als Glaubens- oder als Lebens-Christentum gedacht, seinen religiösen Gehalt verloren; ein Christentum, das nicht zeitgemäß ist, ist eine Versündigung gegen den heiligen Geist, dem wir die fromme Erkenntnis verdanken, daß Alles — auch der christliche Gedanke — der Entwickelung untersteht.

Über die Bedeutung des Bußtages.*)

Wir wollen unser Leben entkonfessionalisieren, aber n wollen es nicht der Weihe, nicht der Andacht berauben. Weih und Andacht, wir können es als dasselbe bezeichnen; wir könne uns aber auch für jedes Wort besondere Begriffe machen. M der Weihe erheben wir unsere Herzen. Sagen wir, wir erhebe sie zu Gott. Wir dürfen es sagen, wenn wir es Jedem übe lassen, sich den Gottesbegriff zu gestalten, wie es seinem Bedür nis nach innerer Beseligung entspricht, und wie es dazu angetha ist, ihn, den Einzelnen, auf den Weg der Pflichterfüllung z führen.

Wir erheben unsere Seele, wir erheben sie in das Unend liche, in das Unerreichbare, Unfaßliche. Diese Sehnsucht lebt i Menschen. Der Mensch hat ein Recht darauf, dieser Sehnsuc nachzugehen. Das ist Weihe. Wir wollen unser Leben nic führen nur nach dem Verstande; wir wollen auch das, was üb ein mit dem Verstande zu fassendes Diesseits hinausgeht, — w wollen auch über die Grenzen des Greifbar-Faßbaren hinau unsere Seele heute schon wandeln lassen. Das ist Weihe.

Neben dieser Weihe die Andacht. Fassen wir die Weih als ein Erheben unserer Seele auf, so darf die Andacht für un eine Verinnerlichung sein, ein Sich-versenken, ein Sich-vertiefe in sich selbst. Auf dem untersten Grunde unserer Seele, da lei

*) Egidy-Vereinigung, 18. November 1896.

das, was durch die Erfordernisse des Tages gewaltsam niedergehalten wird, da lebt das, was uns, wenn wir nach Weihe streben, hinauf und hinüber führen kann. Dieses sich in sich selbst Versenken, bei sich selbst Sammlung Suchen ist es, was so recht eigentlich Andacht ist. Sich sammeln, nach Erkenntnis über sich selbst ringen. Der Versuch, die Anstrengung, das Sehnen, sich über sich selbst ganz klar zu werden, wie es denn eigentlich um uns bestellt ist. Das ist die beste Andacht. Sich sammeln, Halt machen mitten im Gedränge des Lebens, mitten unter den Erfordernissen der Zeit, um klar zu werden, um zu wissen, ob man auf dem rechten Wege wandelt, um Kraft zu sammeln um erneut weiter zu schreiten.

Liebe Freunde: Andacht, Sammlung heißt Rückblick, Rückblick auf unser vergangenes Leben, Anfragen bei sich selbst: War ich so, wie ich sein mußte? War ich so, wie ich sein wollte? Ich könnte die Frage auch in eine einzige andere Frage verwandeln; die wäre: Habe ich so geliebt, wie ich mir vorgenommen hatte zu lieben? Habe ich jeden meiner Mitmenschen so geliebt, wie er Anspruch hat auf meine Liebe? Habe ich „überhaupt" geliebt? Sie wissen, liebe Freunde, dieses „überhaupt" steht unter Anführungszeichen. Habe ich wahllos geliebt? Habe ich geliebt um der Liebe willen, aus dem innersten Drange meines eigenen Wesens heraus, ohne zu überlegen, ob der Andere der Liebe wert war? Bin ich selbst so liebenswürdig, so liebenswert gewesen, als ich es sein möchte, als ich mir in manchen Stunden meines Lebens vornahm zu sein? Bin ich Jedem meiner Mitmenschen freundlich, liebevoll, mit Ueberlegung begegnet? Habe ich wirklich über mir gewacht, daß nichts geschah, was den Anderen verletzen, was ihm wehe thun konnte? Habe ich immer in der Seele meiner Mitmenschen gelebt? Bin ich aus mir herausgetreten? Habe ich gedacht und gefühlt mit dem Herzen, mit dem Wesen des Anderen? Bin ich dankbar gewesen? Habe ich mit rechter Freundlichkeit die Liebeserzeugungen anderer Menschen entgegengenommen? Habe ich die freundlichen Worte, das auch nur freundliche Wollen meiner Mitmenschen so auf mich wirken lassen, wie es von dem Anderen gemeint war, ohne zu

unterſuchen, ob er es nun auch in richtiger Form that, ob er ſo that, wie ich es gerade wünſchte? Habe ich mir dabei g nügen laſſen, daß er ſo war, wie er ſein kann, ſeinem Vermög entſprechend? Bin ich dafür dankbar geweſen? Habe ich mei Dankbarkeitsgefühl gezeigt? Habe ich ihm wohlgethan? Hal ich das Wohlthun, mit dem er ſich mir nahte, wieder gegebe

Bin ich zufrieden geweſen? Habe ich mir genügen laſſ an dem, was mir nun einmal noch übrig geblieben iſt an Freu und Glück? Habe ich nicht nur immer das angeſehen, was m genommen wurde, was mir fehlte? Habe ich vielmehr das a geſehen und mich daran erfreut, was mir blieb, und was n mehr blieb als anderen meiner Mitmenſchen? Bin ich zufrie geweſen und habe ich auch meine Mitmenſchen empfinden laſſ daß ich zufrieden bin? Habe ich ſie nicht beläſtigt durch Klag

Bin ich treu geweſen? Ich ſagte vorhin, ich könnte All was Rückblick heißt, in die Worte faſſen: „Habe ich gelieb Und ebenſo kann ich Alles in die Worte faſſen: „Bin ich t geweſen?“ Dann nämlich, wenn wir unter Treue die Tr gegen uns ſelbſt, die Treue gegen unſere eigenen Vorſätze als allerhöchſte Treue und als die Treue auffaſſen, in die der ga Begriff zuſammenfließt. Bin ich mir treu geblieben? Habe danach gerungen, ein Leben zu führen, mich mit Anſchauun zu durchdringen, ſo daß es genügt, wenn ich mir ſage: ich mir treu geblieben, ſodaß die Treue gegen mich ſelbſt nic Anderes bedeutet, als das Beharren auf dem rechten Wege? Hat Niemand Aergernis an mir genommen? Wir können gewiß ſchon unter die Liebe rechnen. Wir können beim Dankb ſein, beim Zufriedenſein das mit erwähnen. Aber es iſt Gedanke für ſich: Hat Niemand Aergernis an mir nehm müſſen? Habe ich ſo gelebt, bin ich ſo gewandelt, war me Lebensführung ſo, daß Niemand Anſtoß daran nehmen mu oder auch nur konnte?

Und nun als Letztes von den Einzelgedanken, von d Einzelrückblick: Bin ich tapfer geweſen? Habe ich die Hind niſſe, die meiner Pflichterfüllung in den Weg traten, üb wunden? Habe ich in dem Maße — liebe Freunde, wir wol

keine Anforderungen an uns stellen, die wir nicht erfüllen können — als die Verhältnisse es mir gestatten, meiner Erkenntnis entsprechend gelebt? Habe ich so gesprochen, und habe ich so gehandelt? Bin ich tapfer gewesen? Habe ich da den Mund aufgethan, wo in meiner Gegenwart gesprochen wurde, was ich nicht für richtig halte? Bin ich eingetreten überall, wie ich konnte, wo ich es nur irgend durfte? Bin ich eingetreten da für die Anschauungen, zu denen ich nach meiner eigenen Erkenntnis gelangt bin, und die ich für die richtigen halte? Liebe Freunde, bin ich tapfer gewesen?

Sammlung, Rückblick. Rückblick auf unser Leben, und die Frage: Wie bin ich meinen Vorsätzen gerecht geworden? Rückblick auf die Schuld, Rückblick auf die Verfehlungen, auf die Verirrungen, auf die Abirrungen, die jede einzelne Person bei sich begangen hat und deretwegen sie mit sich selbst zu Rate, ins Gericht gehen muß.

Nun aber noch eine Schuld. Neben der Einzelschuld, neben der Einzelabirrung, Verfehlung und Verirrung, mit der wir fertig zu werden trachten müssen, haben wir, hat jeder Einzelne von uns schuld an den Vergehungen der Anderen: mea culpa, mea maxima culpa — mein großer Anteil an der Schuld überhaupt, an den Vergehungen, an den Verbrechen, die um uns her begangen worden, an dem Unrecht, das in unserem Volke lebt, an dem Uebel, an der Not. Das ist eine ganz besondere Bußtagsbetrachtung. Das ist eine ganz besondere Art von Verschuldung, unser Anteil, der Anteil, den Jeder von uns daran hat, daß es heut noch nicht so im Volke aussieht, wie wir selbst es wünschen, daß es aussehen möge.

Liebe Freunde, der Anteil, den der Einzelne hat, ist ein verschiedener, je nach der Berufung, je nach der Stellung, die der Einzelne im Volke einnimmt, je nach Maßgabe seiner Fähigkeit, seiner Möglichkeit kraft seines Berufes. Je nach Maßgabe dieser Fähigkeit ist seine Schuld zu bemessen. Ganz gewiß sind die am Meisten, am Schwersten belastet, die da in den verantwortungsvollsten Aemtern, Würden, Berufen unseres Volkes wirken. Aber wir Anderen sind nicht entlastet. Ich habe es Ihnen oft gesagt,

bei einem Volke, das verfassungsmäßig schon heut so mitwi
kann und darf an der Gestaltung seiner Zustände, wie es
uns der Fall ist, bei einem solchen Volke ist auch wirklich Je
mitbeteiligt an dem Unrecht, das noch da ist. Darüber woll
wir uns recht klar werden, über den Anteil des Einzelnen
dem, was an Vergehungen und Verfehlungen im Volke noch le

Sammlung, Rückblick. Für dieses Wort nun, weil der T
uns darauf hinweist, das Wort Buße. Liebe Freunde, n
wollen wir uns das Wort Buße erklären, das Wort auffasse
Am besten setzen wir dafür das Wort Sühne. Sühne al
nicht so aufgefaßt, daß wir die Schuld, die wir selbst hab
über die wir uns klar geworden sind, ablagern auf einen Ander
Sühne so aufgefaßt, daß wir ganz und gar mit uns selber fer
zu werden entschlossen sind, nicht ohne nach innerer Kraft
ringen, nicht ohne daß wir die Kraft, das Böse, das Fehlerha
in uns zu überwinden nach einer machtvollen Quelle suchen, ni
ohne, daß wir unser eigenes Innere in Verbindung zu set
bemüht sind mit der Quelle, aus der alle Kraft kommt, mit d
Urquell der Kraft, die wir Liebe nennen. Aber doch so, d
wir es nicht notwendig haben, unsere Sünde — nennen wir
lieber nur unsere Vergehung und Verirrung — einem Mensch
aufzutragen. Sühne so aufgefaßt, daß wir nach Kraft such
die Fehler zu vermeiden, die Verirrungen zu beklagen, Al
das in uns selbst zu überwinden, was überwunden werden mu

Sühne, zunächst ernste Reue, ernstes „mit sich Unzufriede
sein", soweit man zur Erkenntnis gelangt ist, daß man nicht
gehandelt hat. Wie weit dieses „mit sich Unzufriedensein"
einem Zerknirschtsein werden darf, mag der Einzelne mit sich c
machen. Das ist nicht die Hauptsache, darauf kommt es ni
an, daß wir den Kopf hängen lassen; darauf vor Allem kom
es nicht an, daß die Anderen merken, daß wir Reue empfind
daß wir über uns jammern, klagen. An unseren Früchten s
man uns erkennen; an den Früchten unserer Reue, die wir ge
allein mit uns abmachen, Jeder in seinem Kämmerlein. An d
Anders-werden, an dem Anders-geworden-sein sollen unsere M
menschen die Reue, den inneren Vorgang erkennen.

Liebe Freunde, wir wollen unser Leben entkonfessionalsieren. Wir wollen alles das, was Innenleben heißt, in uns einschließen. Die Konfession — und Alles, was ich heut vor Ihnen spreche, gehört in das Gebiet der Konfession — ist die Art, wie der Mensch mit sich fertig zu werden trachtet. Diese Konfession ist unser Heiligtum, ist das jedem Einzelnen gehörige unantastbare Sondergut. Die Reue, je ernster sie ist, desto mehr in sich abgeschlossen, trachtet nur danach, daß es anders wird. Dann werden es auch die Anderen schon merken.

Mit dieser Reue, die nun wirklich Umschau, Einkehr thun muß in unser vergangenes Leben, ist verbunden, aus ihr heraus wächst am Sichersten der neue Vorsatz. Liebe Freunde, übersetzen Sie sich gleich das Wort Vorsatz. Das Wort Vorsatz ist für mich und soll für Sie, indem ich es spreche, nur das Sprungbrett, der Abschwung sein, um zu dem Worte zu kommen, um das es sich handelt: die Kraft, anders zu werden. Das Wort Vorsatz ist nur berechtigt, wenn wir es uns übertragen in das Wort Kraft, wenn es ein ernster Wille ist. Dieser ernste Wille bedeutet schon die Kraft, denn wer da will, der hat auch die Kraft.

Freunde, es ist schon kein Fehler, wenn wir uns der Worte erinnern, die uns in unserer Jugend — und ich hoffe, bei Manchem von Ihnen bis in den heutigen Tag hinein — aus der Bibel entgegenleuchten. Ich habe schon manchmal vor Ihnen von dem Werte, der Bedeutung der Bibel gesprochen. Sie ist und bleibt ein Schatz, eine Fundgrube herrlicher Worte, großer und tiefer Gedanken. Man muß sie nur im Geiste lesen und „Du mußt es auch verstehen, ihres Geistes stilles Wehen." Wenn es da heißt: „So ihr mich suchet, werde ich mich finden lassen", das haben wir uns nur zu übersetzen in das Wort: Wer da ernst will, der hat die Kraft, in dem entwickelt sich die Kraft, so zu sein, wie er will.

Mit der Reue beginnt es, der Vorsatz ist das Sprungbrett, die Abschnelle, mit der er zu der Kraft sich durchringt, zu der Kraft, liebe Freuude, anders zu werden. Der Gedankengang ist nun gegeben. Wir haben Rückblick gethan auf unser Leben,

einmal — wie hat der Einzelne unter uns gelebt, wie hat er geliebt! War ich dankbar! War ich zufrieden? Habe ich kein Aergernis erregt? War ich treu? War ich tapfer? Und wir haben zum andern uns gefragt und uns gesagt, daß wir teil haben an der Gesamtschuld.

Wenn es sich nun darum handelt, nach Kraft zu ringen, anders, besser, vollkommener zu sein, nach Kraft zu ringen, die Abirrungen nun nicht nur jedesmal, wenn man sie begangen hat, einzusehen und zu bereuen, sondern sie zu vermeiden, die Fehler sich abzuerziehen, wenn es sich um die Kraft dazu handelt, so habe ich dieselben Worte nur zu wiederholen.

Wir wollen von Stund an noch ganz anders lieben, als wir bisher geliebt haben; wir wollen lieben, überhaupt lieben, Jeden lieben, wahllos, ohne uns zu fragen, ob er Anspruch auf unsere Liebe hat, oder gar etwa zu fragen, ob er unserer Liebe wert ist.

Wir wollen lieben, wir wollen dankbar sein; wir wollen freundlich sein; wir wollen liebenswürdig, liebenswert sein. Wir wollen zufrieden sein, wir wollen Niemand Aergernis geben. Wir wollen treu sein, wir wollen tapfer sein. Und, liebe Freunde, wir wollen unser ganzes Selbst einsetzen, an unserem Teile mitzuwirken, daß Not, Jammer, Elend, daß Verbrechen, Vergehungen und Verfehlungen in unserem Volke immer weniger werden.

Ich bin überzeugt, daß so wie ich selbst es heut im Gottesdienst gehört habe, Tausende von Geistlichen heute mit einer mir unfaßlichen Befriedigung, ich möchte es fast eine Art Selbstberäucherung nennen, davon gesprochen haben, daß wir nun endlich soweit sind, daß unser deutsches Volk geeint sich beugt vor Gott. Liebe Freunde, ich kann den Satz nicht, und keiner von uns darf den Satz unterschreiben. Ich meine, es sieht ganz anders in unserem Volke aus. Ich meine zunächst, daß unser Volk ganz und gar noch nicht sich vereinigt hat in seinem Andachts- und Weihegefühl. Ich meine, daß wir uns gerade nach dieser Richtung hin noch ganz fremd sind. Da ist nicht nur die Mainlinie, die seit 1866 nun nicht mehr gilt, da gehen

durch unser Volksleben ganz andere, ebenso tiefe Gräben, die uns voneinandertrennen. Es ist gar keine Einigkeit in Bezug auf Innenleben. Wie viele, nein, wie wenige, von den 50 Millionen Deutschen haben denn überhaupt heute Momente der Andacht durchlebt? Und wie blutwenig sind es, die wirklich das Bedürfnis nach einer gemeinsamen Andacht und Weihe oder gar Buße zusammengeführt hat? Ja, wenn freilich unsere Geistlichen unter evangelischer Landeskirche das deutsche Volk verstehen, und wenn sie sich nicht einmal darüber klar sind, daß auch unter denen, die nach der Rubrik noch zur evangelischen Landeskirche gehören, es doch ganz Wenige nur sind, die die Stätte der Andacht aufsuchen!

Liebe Freunde, unser Volk ist noch gar nicht einig und ist es am Allerwenigsten insofern, als es sich um Andacht, um Weihe handelt. Das soll ja erst kommen. Das wollen wir ja erst erstreben; das ist ja unser letztes, aber auch höchstes Ziel, daß wir eine Andacht, eine Form für die Andacht und für die Weihe finden, die wirklich unser ganzes Volk, ohne jeden Unterschied der Innenvorstellung — das ist es, was wir unter Konfession verstehen —, ohne jeden Unterschied des Standes, des Ranges, oder sonstiger Verhältnisse vereint.

Zu dem Bedürfnis nach Buße, nach Weihe und Andacht gehört es, wenigstens für viele Menschen und gerade für die, die so mit ihrem ganzen Leben der Gemeinsamkeit angehören, daß sie mit ihren Mitmenschen gemeinsame Stunden, Minuten der Weihe, der Andacht verleben. Und, wie ich es schon manches Mal gesagt, das ist nicht das Höchste, danach streben wir nicht, eine neue Gemeinde zu bilden, etwa uns in irgend einer Anschauung zusammenzufinden, die nun mit ängstlicher Sorgfalt überwacht werden muß. Das, liebe Freunde, ist nicht unser Ziel.

Unser letztes Ziel, unser Streben ist, Formen zu finden — dazwischen liegt die ganze Arbeit der Neu-Gestaltung unseres Volkslebens — uns dazu zu erziehen, uns darin zu üben, daß wir, über die Einzelanschauungen unserer Mitmenschen fort, interkonfessionell eine Weihe, eine Andacht haben können, und daß wir

dann, wenn wir dazu schreiten werden, einen gewissen Kultus für unser deutsches Volk uns zu gestalten, wie er unserer deutschen Durchschnittsart entspricht, daß wir dann uns einen Tag festlegen, an dem wir in Wirklichkeit und Wahrheit das ganze geschlossene Volk in Einigkeit und Innigkeit Halt machen, uns sammeln, Rückschau halten auf unser Einzelleben und auf das Gesamtleben und an dem wir gemeinsam nach Kraft ringen, weiter zu schreiten; daß wir uns einen (nennen wir es ruhig) Bußtag schaffen, wie wir ihn heute noch nicht haben. Das ist wenigstens mein Wunsch und auch meine Hoffnung. Möge die Zeit kommen, liebe Freunde, wo dieser Bußtag, dieser vielleicht ernsteste Tag im Jahre, unser Volk wirklich einig findet. Wir werden dann einig sein, wenn Jeder von uns, wenn Jeder im Volke lieben gelernt hat, wenn Jeder die Liebe lebt.

II.

Erziehung.

Die Jugend.*)

Es giebt so wenig Männer, die der Jugend gerecht werden, das heißt: auf der einen Seite das Streben und Thun der Jugend nicht nur, sondern auch deren Fehler und Irrtümer zu würdigen verstehen, und auf der anderen Seite mit fester Hand die Grenzen ziehen zwischen dem, was des Mannes ist, und dem, was der Jugend zukommt. Entweder schilt man die Jugend — zumeist wenn sie nicht dabei ist — oder man überschüttet sie aus gesicherter Stellung mit Vorwürfen, oder man macht ihr schädliche Zugeständnisse, verwöhnt sie, schmeichelt ihr wohl gar. Da darf man sich dann nicht wundern, wenn in der Jugend das Bewußtsein schuldiger Ehrerbietung kaum noch aufkommt. Die Jugend läßt sich allzeit von einem natürlichen Instinkt leiten. In dem Maße, als wir älteren Menschen der Jugend als ganze Männer und als echte Frauen erscheinen, flößen wir ihr Achtung ein; ja, wir „gebieten" ihr sogar Achtung. Nimmer wird eine von der älteren Generation „wohl" erzogene Jugend dieser die Ehrerbietung versagen. Bei den Mündigen, nicht bei den Unmündigen liegt die Schuld an Dem, worüber so Viele heute klagen.

Ich spreche zu jungen Wissenschaftlern. Den Wert der Wissenschaft weiß ich recht wohl zu würdigen. Vor dem wurzelechten Wissen habe ich dieselbe ehrliche Hochachtung, wie vor dem Ergebnis jeder anderen rechtschaffnen Arbeit. Wir zehren Alle

*) „Versöhnung" Nr. 5; 1894. Aus dem Vortrag in der Sozialwissenschaftlichen Studentenvereinigung in Berlin: „Die Aufgabe der Gegenwart".

ren der Wissenschaft: wir zehren Alle von der Geistesarbeit früherer Zeiten und heutiger Männer. Wir müssen uns aber klar sein, daß zu verschiedenen Perioden der Menschheits-Entwickelung wir die Arbeiten und Leistungen auf den verschiedenen Thätigkeits-Gebieten verschieden werten; ihr Nutzen, ihre Bedeutung wechselt.

Im Augenblick handelt es sich mehr wie je darum, daß sich die Wissenschaft unmittelbar in den Dienst der Gemeinsamkeit stellt; das für die Gegenwarts-Erfordernisse verwertbare Wissen ist heute am höchsten im Wert. Wir haben ungeheure Vorräte an Wissen aller Art aufgespeichert; heute handelt es sich um den Verbrauch — angewandte Wissenschaft.

Wir unterscheiden für jeden größeren oder kleineren, bedeutungsvollen oder weniger einschneidenden Entwickelungs-Abschnitt eine Vorbereitungszeit und den Moment der Durchführung. Die Denker, die Wissenschaftler, die Emsigen, Sammler, die Beobachter, die Rechner arbeiten vor; die Durchführung verlangt Charaktere. Ich denke an den bisher größten vaterländischen Entwickelungsmoment: 1813. Jahre hindurch war die Erhebung, bei der es sich keineswegs nur um die Abschüttelung des Fremdjochs, sondern vor Allem um die innere Neugeburt handelte, vorbereitet. Im entscheidenden Moment aber bedurfte es eines York, der sich aus den Geleisen vermeintlicher Pflicht und geltender Gesetzlichkeit heraus rückte und das Sehnen des Volkes zur That gestaltete. Reichlich hatte man, wie heute National-Oekonomie, so damals Kriegswissenschaft getrieben, und doch mußte ein Blücher kommen, der, unwissenschaftlich wie er war, kurz fragte: „wo steht der Feind?“ — der Feind steht hier — „den Finger drauf, den schlagen wir“; „wo liegt Paris“? — Paris liegt hier — „den Finger drauf, das nehmen wir.“

So auch bewegt sich das entscheidende Wissen für den Thatmenschen der Gegenwart in sehr einfachen, aber durchschlagenden Gedanken: Ich weiß, daß heute viele Tausende meiner Volksgenossen hungern; ich weiß, daß heute viele Tausende meiner Volksgenossen kein oder nur ein sehr mangelhaftes Obdach haben; ich weiß, daß heute viele Tausende meiner Volksgenossen an allen

sonstigen Bedürfnissen des Lebens quälenden Mangel leiden. Weiter weiß ich, daß die Allmacht dem Menschen — nicht einzelnen Menschen, nicht einigen Menschen — die Erde zuwies und diese Erde überreich mit den Gütern ausstattete, die zur Befriedigung der Bedürfnisse Aller ausreichen; ich weiß, daß die Verwertung dieser Güter heute eine nur unzulängliche ist und daß die Verteilung eine nicht geordnete, eine nicht Gott-gewollte, ist; und ich weiß gleichzeitig, daß der Mensch mit der Fähigkeit, Vernunft und Willen, begabt ist, um eine unserer erhöhten Erkenntnis entsprechende Verwertung und um eine ordnungsmäßige Verteilung vorzunehmen. Dies Wissen genügt, um im rechtschaffenen Menschen ein zwingendes Pflichtbewußtsein zu erwecken; es genügt, um im thatfähigen Menschen Entschließungen zu zeitigen; es genügt, um zu der Einsicht zu gelangen: es muß endlich Ordnung unter uns Gleichgeborenen werden; es genügt, um zum Handeln anzuregen.

Ferner auch weiß ich, daß viele meiner Volksgenossen, die ein äußerlich recht sehr menschenwürdiges Dasein führen, an innerer Hohlheit leiden, von innerem Zusammenbruch unausgesetzt bedroht sind; ich weiß, daß viele meiner Volksgenossen, deren äußere Bedürfnisse überreich befriedigt sind, unter einer grausamen Abhängigkeit, empfunden oder nicht empfunden, ein Menschen-nichtentsprechendes Dasein führen; und ich weiß, daß viele meiner Volksgenossen, die mit irdischen Gütern, sogar mit irdischem Ansehen gesegnet sind, in geistiger Unselbständigkeit stumpfsinnig dahin leben. Dies Wissen genügt, um in einem wahrhaft liebenden Herzen das brennende Verlangen zu erzeugen: es muß anders, ganz anders, Alles anders werden; wir brauchen andere Einrichtungen, weil wir andere Zustände haben wollen.

Wissen schafft Wollen. Heute gilt es also, sich das Wissen und die Art Wissen anzueignen, die Wollen erzeugt. In keinem Augenblick soll dabei vergessen sein, daß das Wissen Allem voran das Können vorbereiten soll. Können wir denn aber heute wirklich nicht? Wer dürfte wagen, das zu behaupten! Freilich: Hindernisse stehen dem Können heute noch im Wege, aber das sind Hindernisse, die die Wissenschaft weder aufgebaut hat, noch be-

seitigen kann; das sind innere Hindernisse, die wir in uns selbst zu überwinden haben.

Warum können wir denn heute noch nicht; richtiger: warum meinen wir denn, heute noch nicht zu können, oder überhaupt nicht zu können? Weil wir die Aufgaben der Gegenwart unter Festhalten am Vergangenen zu lösen versuchen — das geht nicht; weil wir an die Hindernisse mit einer Ueberlastung an Vorurteilen und an vermeintlich Unentbehrlichem heranreiten — das kann das edelste Blut nicht leisten; weil wir die neue Zeit, der wir entgegenreifen, in den Rahmen einer zu Grabe gehenden Weltanschauung einspannen wollen — das läßt sich die einem höheren Gesetz — einem höheren Willen — gehorchende Entwickelung nicht gefallen.

Die vornehmste, die dringlichste Aufgabe der Gegenwart ist daher die Bearbeitung des eigenen Innenmenschen. An dieser Aufgabe haben alle Glieder unseres Volkes, Jung wie Alt, nach Maßgabe des erwachenden Bewußtseins gleichen Anteil. Insoweit es sich dabei aber um die Einwirkung durch Lehre und Beispiel, insoweit es sich um die eigentliche Jugenderziehung oder gar um die Volkserziehung handelt, stehen wir allerdings im Augenblicke vor einer Schwierigkeit, die gewissermaßen den Knoten in der ganzen zu lösenden Frage bedeutet.

Nur erzogene Männer, nur erzogene Frauen können Bildner der Jugend sein. Sind unsere heutigen Männer, sind unsere Frauen für die Pflicht, unsere Jugend der neuen Zeit entgegenzuführen, schon erzogen? Nein. Also Selbsterziehung; Umbildung des erwachsenen Geschlechts der Gegenwart. Zu so hoher und schwerer Arbeit dürfen naturgemäß nur gereifte Männer, nicht junge Männer, aufrufen; nur Männer, die in Wirklichkeit und Wahrheit das Alles leben und gelebt haben, was sie von ihren Mitmenschen fordern. Um wirken, um überzeugend wirken zu können, bedarf es der eigenen Ueberzeugung von der Möglichkeit, das zu leben, was man von Anderen fordert; diese Ueberzeugung kann der Mensch sich nur aus einer eigenen Vergangenheit verschaffen. Und es bedarf, um wirken zu können, eines selbsterarbeiteten Ansehens, das dem Jüngling naturgemäß ver-

sagt ist; er kann sich nicht auf ein Selbst-Gelebthaben berufen, er kann sich nicht auf eine Vergangenheit stützen. Der Jüngling kann nur auffordern, kann nur antreiben, kann nur glauben; der Mann darf fordern, darf versichern, darf von einem Ueberzeugtsein, darf von einer Erfahrung sprechen. Der Jüngling kann, was eigenes Thun betrifft, nur versprechen; der Mann darf auf sein früheres Leben, auf sein Gethan-haben, er darf auf seine Bewährung hinweisen. Thut er dies auch nicht laut, so giebt ihm doch die Vergangenheit eine innere Berechtigung zu seinem Thun und rüstet ihn zugleich mit jenem hohen Grad von Verantwortlichkeitsbewußtsein aus, der die Voraussetzung für jedes öffentliche Thun bildet, der aber der Jugend, wollte man sie nicht ihres schönsten Vorrechts berauben, noch garnicht zugemutet werden darf.

Das wissen wir ja Alle: Viele von den Männern, die durch ihr Amt oder durch sonst einflußreiche Stellung oder als Volksvertreter berufen wären, die Aufgabe der Gegenwart zu lösen — versagen; viele von den Männern, die über einen geistigen Schatz an Wissen oder über reiche geistige Eigenschaften an Können verfügen — versagen; viele von den Menschen, die über materielle Mittel gebieten, die sie in den Dienst der Gemeinsamkeit stellen könnten — versagen. Indes: im rechten Moment, das heißt: sobald die Gemeinsamkeit innerlich genügend vorbereitet ist, werden sich schon die Männer finden, deren wir bedürfen; die Männer, in denen sich Vernünftigkeit, Herz und Charakter auf dem elementar natürlichen Wege derart ausgebildet haben, daß sie die Erfordernisse der Gegenwart begreifen und aus diesem Verständnis heraus thun, was ihnen ihr religiöses Bewußtsein vorschreibt.

Aber eben der Mann thut, nicht der Jüngling. Der Mensch wird in Rechte hineingeboren, nicht in Pflichten. Diese Anwartschaft auf zunächst nur Rechte ergiebt sich daraus, daß der Mensch unschuldig an seiner Geburt ist, und ergiebt sich aus der Hilflosigkeit, Unselbständigkeit und Abhängigkeit, in die das Kind hineingeboren wird. In dem Maße, als diese Abhängigkeit, und in dem Maße, als die durch unsere ganze heutige Erziehungsart

künſtlich gepflegte Unſelbſtändigkeit andauert, beſtehen die nur Rechte fort. Nur in dem Maße, als die Gebundenheit aufhört, kann von Pflichten die Rede ſein. Die Jugend, zu allermeiſt die wiſſenſchaftliche Jugend, befindet ſich noch in voller Abhängigkeit und Unſelbſtändigkeit, wenn auch oft unfreiwillig oder gar durch die Not gezwungen.

Wir müſſen unterſcheiden: Pflicht und Zwang. Die Art Pflichterfüllung, die entweder inſtinktiv die Weiſungen Anderer befolgt, oder aus Furcht vor Strafe ihre ſogenannte Schuldigkeit thut, iſt keine Pflichterfüllung, wie ſie einem evangeliſchen Bewußtſein entkeimt, iſt nicht die Pflichterfüllung eines Edelmenſchen. Weder, wie das großartigſte Krieger-Denkmal des Altertums uns verkündet: „wie das Geſetz es befahl", thun wir unſere Pflicht, noch weil ein Deutſcher Denker den kategoriſchen Imperativ entdeckt hat, ſondern, wie Einer aus der geiſtigen Jeſus-Jüngerſchaft es verlangt „nach dem inwendigen Menſchen". Nur Handlungen und Thaten, die einem gut gearteten inwendigen Menſchen entkeimen und deren Ausübung mit dieſem gut gearteten Innenmenſchen in voller und ehrlicher Uebereinſtimmung ſtehen, ſind Pflichtthaten in vollkommenem Sinne; bis dahin iſt Alles Zwang in ſeinen verſchiedenen Abtönungen: Gefügigkeit, Willfährigkeit, ſogenannte Beſcheidenheit, Unterordnung, Gehorſam.

Die erwachende Erkenntnis bildet in jedem Lebensalter den Uebergang vom Recht zur Pflicht. Nur in dem Maße, als im Kinde, im Jüngling, im Manne das Bewußtſein von der ihm zukommenden oder zuſtehenden Pflicht erwacht iſt, dürfen wir überhaupt von Pflicht ſprechen. Wo die Erkenntnis fehlt, giebt es auch keine Pflichtverſäumnis; beziehentlich liegt die Verſäumnis bei Denen, die die Erkenntnis zu erwecken verſäumt haben. In ſeinem Thätigkeitskreiſe hat alſo auch das Kind ſchon ernſte und heilige Pflichten, und der Jüngling in erhöhtem Grade; wo es ſich aber um die Pflicht handelt, im Dienſte der Gemeinſamkeit ſchaffende Thaten zu thun, darf nur an den Mann gedacht werden. Der Jüngling ſteht auch in dieſer Beziehung in einer Uebergangszeit, die für ihn gleichzeitig eine ernſte Kampfeszeit, eine Läuterungszeit iſt; eine Zeit, die ihn hinüberleitet aus der Pflicht,

Rechte zu genießen, in das durch nichts mehr begrenzte und durch nichts mehr zu schmälernde Recht, Pflichten auszuüben.

Soll ich die dem Jüngling für diese Zeit des Kampfes erwachsende Aufgabe in ein Wort zusammenfassen, so ist es: Bescheidung; Selbstbescheidung. Der Kampf wird ein um so ernsterer für den jungen Mann, je klarer die Erkenntnis, daß etwas geschehen muß, in ihm erwacht, je dringender der Ruf nach Thaten von allen Seiten an ihn heran klingt und je dürftiger — anscheinend — die Zahl der wirklichen Männer ist, über welche die Gegenwart verfügt. Und dennoch sage ich: Selbstbescheidung; nicht der Zeit, nicht der Berechtigung vorgreifen. Alles ist Entwickelung. Der Entwickelung die Bahn frei! nicht aber störend eingreifen in die Entwickelung. Charaktere brauchen wir; im Feuer der Läuterung willensgefestete Stahlmänner brauchen wir. Männer brauchen wir, die dem Ideale und dem Gelübde ihrer Jugend treu bleiben. Dazu sich formen, dazu sich täglich ernster selbst erziehen, dazu heranreifen — das ist für den Jüngling die Aufgabe der Gegenwart. Und gerade in einer Zeit, die bang nach Männern fragt, hat die Jugend die Pflicht, alle ihre geistigen und physischen Kräfte weise anzusammeln, um als unangebrauchte, als thatfrische Männer dann, wenn ihre Zeit gekommen ist, dem Vaterlande ihre Vollkraft anbieten zu können.

Daß in meinem Herzen innige Liebe zur Jugend lebt, bedarf keines Wortes. Wem anders, als der Zukunft, also der Jugend gelten denn alle unsere Bestrebungen? Weil aber unser Wirken in jeder Beziehung und nach allen Richtungen hin von den lautersten Regungen und von den vornehmsten Erwägungen getragen sein soll, habe ich es bis zur Stunde gewissenhaft vermieden, etwa gerade die Jugend zur Mitträgerin meiner Ideen aufzufordern. Ich bin mir der in der Jugend lebenden — werdenden — Kraft voll bewußt; aber eben: diese Kraft soll erst ausreifen. Ich weiß auch, bei der Jugend und ganz besonders bei der Studentenschaft den schon fast herangereiften jungen Mann von dem eben dem Gymnasium entwachsenen Jüngling wohl zu unterscheiden. Ich habe bisher mit peinlicher Gewissenhaftigkeit vermieden, etwa gerade junge Seelen an mich zu fesseln; ich habe

allzeit abgewehrt und habe die vielen Halberwachsenen, die an mich wandten, an ihre Eltern oder Erzieher verwiesen; habe jeden Briefwechsel oder sonstigen Verkehr gegen das W ihrer Hüter abgelehnt. Ich habe darauf verzichtet, die Ue zeugungskraft, die in der Selbstverständlichkeit meiner Bestrebun in der Reinheit meines Wollens, in der Folgerichtigkeit me Ideen liegt, der größeren Empfänglichkeit der Jugend gegen scheinbar zu mißbrauchen.

Ich habe mir die schwerere Aufgabe gestellt: die verhärt verkrusteten und falsch gestimmten Innenmenschen der zur E Berechtigten und Berufenen zu bearbeiten. Erst, wenn die strebungen, denen in Wahrheit heute schon ungezählte Tau innerlich angehören, von der Gemeinsamkeit, das heißt von Vernünftigen und Entwickelten aller Kreise und Schichten un Volkes anerkannt sind, erst, wenn das Wollen von Milli angeregt und der Entschluß gefaßt ist, zur That zu schreiten dann erst darf die Begeisterung der Jugend für die neue angefacht werden. Erst wenn wir uns selbst für diese neue erzogen haben werden, können und dürfen wir daran denken, heutige Jugend für ein Leben zu erziehen, das wir auch wir selbst leben. Jeder vorzeitige Versuch nach dieser Richtung belastet das thatberufene Geschlecht der Gegenwart mit Fluch ehrloser Selbstschonung; wir würden damit die jun Seelen den Gefahren ernster Kämpfe aussetzen, denen nur erpr Herzen gewachsen sind.

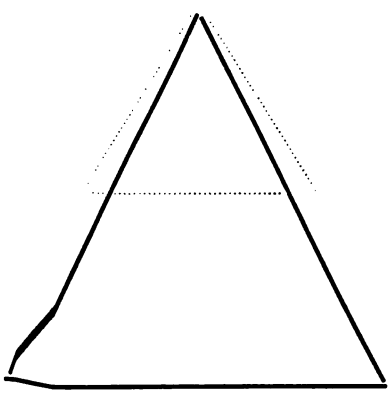
Sorgen wir, daß unsere Jugend, wenn sie Mann wird, an der Arbeit findet; sorgen wir, daß die von nun an Gebor in Einrichtungen und in Zustände hineingeboren werden, die ernst-religiöse Mensch mit ehrlichem Gewissen als Gott-verord bezeichnen darf.

Die Schule.*)

Ich will, wenn ich von der Schule spreche, nicht von den sogenannten höheren Lehranstalten, ich will nicht von den besonderen Berufsvorbereitungen sprechen, sondern von dem, was wir heute Volksschule nennen.

Der mich leitende Grundsatz ist der, daß es nicht sowohl darauf ankommt, die Bildung Einzelner bis zu einem hohen Vollkommenheitsgrade zu führen, sondern vor allen Dingen darauf, die Mindestbildung des Volkes zu heben, ohne selbstverständlich irgend Jemand in dem Sehnen, in dem Verlangen und in der Möglichkeit nach Vervollkommnung im Wege zu stehen.

Mir schwebt ein Vortrag oder vielmehr das Bild in einem Vortrage vor, den ich in der Universität hörte. Da war ein Dreieck gezeichnet, ungefähr gleichseitig. Und es wurde nun auseinandergesetzt, daß wir uns als Spitze die Bildung zu denken hätten und daß von dieser Spitze die Bildung immer herunter sickerte nach den unteren Schichten.



Für mich aber nahm die Figur eine ganz andere Gestalt an; ich verwandelte die Figur zu einem Zukunftsbilde und sagte mir: Wenn wir die Figur als das heutige Bild betrachten, so kommt es für uns darauf an, die Grundlinie der Spitze näher zu bringen, es kommt für uns darauf an, das Dreieck von unten nach oben zusammenzudrücken. So daß wir sagen, das

*) Vortrag am 27. April 1894 im Germaniasaal, Berlin.

Dreieck entwickelt sich so und sieht nach (siehe Figur) 10
30 Jahren vielleicht so aus. So kommen wir der Bildung
unteren Schichten immer näher.

Welches ist denn nun die Aufgabe der Schule?

Zwei Worte treten uns da sofort entgegen:

Unterricht und Erziehung; Erziehung und Unterri
Ganz gewiß ist die Schule da, eine nicht nur gewisse, sonk
eine ganz entschiedene und nötige, tüchtige Menge von Bild
und Wissen unseren Kindern beizubringen; sie ist dazu da, e
Unterrichtsanstalt zu sein. Aber es ist keineswegs damit
Aufgabe der Schule erfüllt, sondern der Erziehungsgedanke ist
allen Unterricht und alles Wissen durchdringende und überfasse
Gedanke. Ich muß dabei an das Soldatenleben denken, wo
auch die eigentliche Ausbildung unterscheiden von den sogenann
inneren Künsten und vom rechten Geist, mit dem wir
Soldaten durchdringen. Und nun meine ich, daß gerade in ei
Übergangszeit wie jetzt die Schule so recht eigentlich dazu da
im Verein mit den Eltern den nachwachsenden Generation
den richtigen Geist einzuimpfen, besonders heute, wo tausende v
Familien noch gar nicht in der Lage sind, ihren Kindern die
ziehung zu geben, die wir selbst für die nachkommenden Generation
wünschen. Wenn wir sagen, daß wir bei der Schule anfan
müssen, so sage ich mir als Antwort: Nein, wir müssen bei u
anfangen. Die Schule, das heißt die Kinder können sich doch ni
selbst ihre Erziehung bringen, die Kinder können sich nicht sel
den Geist einimpfen, den wir für die Zukunft wünschen. W
müssen also vor allen Dingen uns selbst, das heißt das Materi
das nachher den Kindern zur Erziehung dient, mit dem richtig
Geiste durchdringen, dergestalt, daß in der That durch
Schule erst unsere Elternhäuser zu dem gemacht werden, was
heute leider noch nicht sein können.

Die Aufgabe der Schule in wenigen Worten zu bezeichne
ist gar nicht möglich; sie ist die Pflanzstätte der Gemeinde,
Tempel Gottes, wie wir sagen, sie ist der Garten, in dem
jungen Pflanzen groß gezogen werden zu herrlichen Geschöpf
Gottes und so der Menschheit nützlich werden. Wir müssen u

die Schule so einrichten, daß sie die Aufgabe, dem Volke Männer und Frauen zu geben, wie wir sie bedürfen, erfüllen kann.

Ich sagte schon: nur eine Schule. Soll die Schule uns die nachwachsenden Generationen zu dem machen, was wir eben für unser Zukunftsvolk ersehnen, so muß doch vor allen Dingen die Schule das Gebilde an sich tragen, in dem überhaupt unser Volk sich ausleben will, das Gebilde der Gemeinsamkeit, der — unter allen Umständen — Zusammengehörigkeit. Es ist also ganz selbstverständlich, daß, wenn wir uns als eine nicht-zu-trennende, als eine ganz zusammengehörige Volksseele betrachten, daß dann unsere Kinder ebenfalls in ein und dieselbe Schule gehen, dergestalt, daß selbstverständlich die Kinder dieses Häuser-vierecks in diese, die Kinder jenes Häuservierecks in jene Schule gehen, genau so, wie man früher Gemeinden hatte, die sich um eine Kirche sammelten: so wird die Abteilung eben sich um eine Schule sammeln. Wenn ich hier von Häuserviereck spreche, so meine ich, daß es dann nur Wohnungen giebt, die vom (Keller-wohnungen giebt es dann nicht mehr) ersten bis dritten Geschoß gelegen sind: und in diesem Hause bis hinunter alle Kinder in dieselbe Schule. Und nun namentlich auch Knaben und Mädchen zusammen.

Ich möchte nicht die ganze Frauenfrage an dieser einzelnen Stelle erörtern. Es ist für mich ganz selbstverständlich, daß wir dem Unfug ein Ende machen müssen, daß wir die Frau für etwas Anderes ansehen als den Mann; nicht blos, daß die Erde dem Menschen und nicht dem Manne gehört, sondern daß überhaupt die Frau ganz und gar ein selbständiges Wesen ist, wie der Mann. Diese gewissen Unterschiede, wie wir sie heute noch überall uns künstlich aufsuchen, sind eben Vorstellungen, die wir in Zukunft ganz sicher fallen lassen werden.

Es ist für mich allezeit ein entsetzlicher Gedanke gewesen, gerade im Gotteshause Männer und Frauen getrennt sitzen zu sehen, wie dies in sehr vielen Gegenden noch strenge Sitte ist. Also ganz selbstverständlich: Knaben und Mädchen zusammen in diese eine Schule, in ein und derselben Zahl, wie sie unter einem und demselben Himmel aufwachsen, unter einem und demselben Dache wohnen.

Ganz selbstverständlich nun: kein Schulgeld. Ich meine, wenn es wirkliche Gemeinsamkeits-Einrichtungen sind, daß die Kosten von der Gemeinsamkeit bestritten werden müssen.

Eine weitere Frage, die auch mit dem Schulgeld eng zusammenhängt, ist der Schulzwang.

Ich glaube und ich muß sogar so glauben, ich könnte das Alles, was ich Ihnen hier ausführe, überhaupt nicht denken, wenn ich nicht die felsenfeste Ueberzeugung hätte, daß der Begriff „Zwang" aus unserem Bewußtsein, aus unseren Empfindungen weichen wird. Er wird weichen in dem Augenblick, wo wir Einrichtungen im Vaterlande haben, die keinem Menschen mehr Zwang anthun. Ich meine also, man kann dies der Zukunft überlassen. Wir wollen nicht eine Beschlagnahme der Freiheit. Ich meine, daß selbst der Gedanke „Schulzwang" kaum ausgesprochen werden darf. Die Lage wird dann die sein, daß man in der That einen Vater, eine Mutter, überhaupt Eltern, die ihre Kinder nicht in die Schule schicken, wirklich für ganz unzurechnungsfähig halten kann. Es wird gar nicht vorkommen, daß, wenn wir Zustände haben, wenn wir eine Schule haben, wie wir sie brauchen, Jemand seine Kinder nicht in die Schule schickt.

Zu dem Worte „Schulzwang" gehört der Begriff — —: „Privatschule".

Nach dem Satze der Unabhängigkeit und Selbständigkeit darf es Niemanden benommen sein, eine Privatschule aufzuthun.

Ich aber meine, wenn die Gemeinsamkeit Schulen einrichtet, wie wir sie brauchen, so kann das die Einzelnen gar nicht ermutigen, Privatschulen zu eröffnen, und außerdem wird uns ein derartiger Gemeinsamkeitsgedanke beherrschen, daß Niemand seine Kinder in Privatschulen senden wird. Ich meine also, daß wir über alle solche Begriffe ruhig hinfort schreiten können. Schafft erst die Gemeinsamkeit die rechten Einrichtungen, so geschieht alles Andere ganz von selbst, und es wird Alles fortfallen, was nicht hinzu gehört.

Schulpaläste brauchen wir nicht, aber wir brauchen Gebäude, die allen den Anforderungen entsprechen, die wir für

Ich rechne zu diesem Umgang mit der Natur auch den Umgang mit dem Tiere.

Wir müssen die Kinder lehren, das Tier ehren und lieben. Bei dem Worte „lieben" denke ich niemals daran, daß der Begriff der Liebe damit erschöpft ist, wenn wir sagen: Du sollst Deinen Nächsten lieben, Du sollst überhaupt lieben, und ich meine, daß ein Mensch, der wirklich liebt, einem Tiere niemals weh thun kann.

Also nach dieser Richtung hin in unseren Kindern die richtigen Gefühle des liebevollen, des sorgenden, des sich ganz und gar selbst vergessenden Denkens zu entwickeln, das ist unsere Pflicht; aber immer in den Grenzen der Verständigkeit gerade dem Tiere gegenüber. Der Umgang mit der Natur, der Umgang in der Natur und noch ein zweites ist es, was ich mit dem Worte „Spiel" und „Freude" bezeichnen möchte. Die Freuden der Jugend, das ist ein ganz besonderes Kapitel.

Daß diese gepflegt werden müssen, das dürfen wir nicht vergessen. Wir wollen die Erde nicht mehr als Jammerthal betrachten, die Erde soll wirklich ein Paradies für uns Menschen werden; wir werden sie uns erobern. Dann muß natürlich die Freude, die Entwickelung des sich-Freuens, des sich-Auslebens in der Schule gepflegt werden; nicht nur durch künstliche Spiele, die etwa schematisch eingelernt werden, sondern indem man den Kindern fröhlich und sorgenfrei durch das Leben zu wandern gestattet.

So trifft Alles, was wir von der Schule sprechen, in dem Worte „Erziehung" zusammen. Alles das, was wir der Schule zuweisen, sind die Erziehungsgedanken, und diese Erziehung greift auch in den Unterricht hinein.

Das ganze Schulleben soll ein Erziehungsleben sein. Es wird und muß denn auch für jeden Lehrer soviel Zeit bleiben, daß er keine Gelegenheit vorbeigehen läßt, die Kinder auf ein richtiges Denken hinzuführen, die richtige Gesinnung in ihnen zu entwickeln. Wie kann sich heute ein Lehrer, wenn er irgend einen kleinen lehrreichen Vorfall findet, damit beschäftigen, da ihm die Zeit dazu fehlt? Solcher Schulvorkommnisse giebt es un-

gezählte, daneben für die weiterentwickelten Schüler Vorkommniſſe des öffentlichen Lebens. Es iſt ja kein Fehler, wenn auch in der Schule dieſer oder jener öffentliche Fall beſprochen wird, aber nur um die Kinder in die richtige Auffaſſung hinein zu führen.

Die „Unterrichtsgegenſtände“ ſelbſt zu behandeln, dazu ſind wir nicht zuſammengekommen.

Ich greife nur Einiges heraus. 1. Der Geſchichtsunterricht. Wie könnten wir ihn ausnutzen in erziehlichem Sinne! Ich bin nicht gegen das Wiſſen, aber es nützt den Menſchen nicht viel, wenn ſie nicht auch dazu erzogen worden ſind, alles nach der Geſinnung zu prüfen, aus der heraus ſich die geſchichtliche Handlung vollzog, ſelbſtverſtändlich im Rahmen einer damaligen Anſchauung und Auffaſſung. Es iſt ja ſehr gut, wenn wir die Kinder lehren, mit den alten Griechen zu denken oder mit den alten Deutſchen zu empfinden. Sie müſſen aber auch lernen, mit dem Herzen der Mitmenſchen zu denken. Sie müſſen lernen, die geſchichtlichen Handlungen daraufhin zu prüfen, ob ſie durch Selbſtloſigkeit, Rechtſchaffenheit, Treue oder von Selbſtſucht, Ruhmſucht, Eigenſucht oder Untreue geleitet waren. Die Kinder ſollen lernen, daß es nicht auf den äußeren Erfolg ankommt, ſondern auf das innerſte Weſen, das zur That führt. Der große Fehler, den wir bisher gemacht haben, iſt der, daß wir bei der Geſchichte zu ſehr ausgingen von einzelnen Ereigniſſen, von einzelnen Fürſten.

Es war in der Vergangenheit wirklich ſo, daß ſich (und zwar in ſehr großem Maßſtabe) an die Entſchließung des Fürſten die Entwickelung knüpfte, die natürlich fern blieb von dem Kulturleben des Volkes.

Ich komme zur „Religionsſtunde“. Wir werden eine Religionsſtunde, eine ganz richtige Religionsſtunde haben und ich hoffe unter keinem anderen Namen. Wir brauchen keinen anderen Namen, und ich meine, daß der Name „Religion“ doch wahrhaftig nichts ausſchließt von alle Dem, was die Menſchen bedürfen, wohl aber alles Das in ſich aufnimmt, wonach wenigſtens hier ſehr Viele von uns recht herzlich Verlangen tragen. Ich

bin oft schon aufgefordert worden, doch nun einmal einen Entwurf zu geben, wie nun der Religionsunterricht der Zukunft sich gestalten werde, und ich habe einen derartigen Leitfaden schon vielmals in meinem Kopf und Herzen fertig gehabt. Ich glaube, schon wiederholt betont zu haben, daß wir einen gewissen Moment in unserer Entwickelung abwarten müssen, bis wir zur That schreiten, wir müssen warten, bis der einerlei Geist über uns kommt. In dem Augenblicke, glauben Sie mir, werden die notwendigen Dinge, alle derartigen Religionsleitfäden usw., aus der Erde sprießen, mehr, als wir vielleicht wünschen. Es ist wirklich nicht schwer, nachher in wenigen Tagen zu sagen, wie sich denn nun ein Religionsunterricht für die Jugend gestaltet. Vergessen Sie doch nicht, daß wir uns in einem Uebergangsstadium, in einer Uebergangszeit befinden, daß wir also die Pflicht haben, auf die Empfindungen der Gegenwartsgeneration ganz und gar Rücksicht zu nehmen. Es ist eine Verirrung, den Menschen, der nicht den Namen Christ trägt, ohne Weiteres zu bekämpfen und zu verurteilen. Wir dürfen das Glaubensleben unserer Mitmenschen nicht beunruhigen. Ich meine, die Hauptsache ist, daß den Kindern kein Gift in die Seele geträufelt wird und ich meine, daß man den Religionsunterricht von tausend verschiedenen Grundlagen ausgehend aufbauen kann. Sie sind alle wertvoll und keine enthält Gift. Ob nun der eine die zehn Gebote, der andere das neue Testament, wieder ein anderer die Jesuserscheinung als Grundlage annimmt, ist gleich, wenn nur die Seelen der Kinder richtig gestimmt werden. Es wird also nicht nur in dem Uebergangsstadium, sondern es wird wohl überhaupt und es muß sogar überhaupt der Individualität des Lehrers überlassen sein, wie er die ihm anvertrauten Kinder auf dem Wege führt, der sie selbst vorwärts und aufwärts bringt. Und damit bin ich beim Letzten, aber auch bei dem Notwendigsten, beim Lehrer. Sie erinnern sich, als wir von der Volksvertretung sprachen, daß wir zunächst von der Stellung sprachen, die die Volksvertreter haben müssen; dann erst von den Anforderungen, die wir an sie stellen würden und uns endlich nach dem Material umsahen, wie wir es brauchen. So ist es auch

mit den Lehrern. Wir müssen zunächst die Stellung kennzeichnen, die die Lehrer der Zukunft einnehmen werden. Wenn die Schule das Höchste ist, was die Gemeinsamkeit hat, so muß der Lehrerberuf neben dem der Volksvertretung das höchste Ansehen genießen, das wir ihm selbstverständlich geben, weil wir ihm ja das kostbarste Material anvertrauen, unsere eigenen Kinder. Wie bei den Volksvertretern, so auch bei den Lehrern hängt mit dem inneren Ansehen auch zusammen die äußere Stellung, die wir unmöglich belasten dürfen mit Nahrungssorgen oder sonstigen Bedürfnissen. So können sie heute unmöglich das sein, was der Lehrer sein muß und die Lehrerin. Nach dieser Richtung hin andere Begriffe uns anschaffen: das versteht sich von selbst. Nun erst dürfen wir von den Anforderungen sprechen. Diese sind natürlich die denkbar höchsten. Ich möchte sagen, daß wir beim Lehrer, wie in vielen Berufsarten, unterscheiden wollen: Künstler und Handwerker. Recht wenig Handwerker und möglichst nur Künstler. Dann braucht aber der Lehrer, der den Erziehungsberuf in sich fühlt, nicht etwa Philologie zu studieren. Auch die Theologie wird nicht mehr studiert, wenn wir sie leben. Jura brauchen wir nicht, wenn wir unsere Kinder in dem richtigen Bewußtsein aufwachsen lassen. Philosophie: das ist keine Wissenschaft, das ist eine Kunst, die Kinder zu unterrichten. Das Erziehen der Kinder, das muß der Mensch wie ein Talent an sich haben. Ja, Philosophie zu studieren, das ist etwas, was ich noch nie begriffen habe: Philosophie die lebt man! Ich kenne eine Waschfrau, die eine Philosophin ersten Ranges ist. Also ich sage: die Lehrer gerade müssen wirklich für ihren hohen Beruf geboren werden, mindest sich selbst hineingelebt haben. Es ist nötig, daß die Lehrer, um vor unsere Kinder treten zu dürfen, um selbst erziehen zu können, schon ein Stück Leben hinter sich haben, und daß wir junge Leute unter fünfundzwanzig Jahren unter keinen Umständen für fähig halten können, die Kinder zu unterrichten. Es wird wohl eben Künstler und es wird vielleicht Minderbegabte geben; es wird Einige geben, die so das Wesen der Erziehung leiten, während Andere recht eigentlich in das Unterrichtswesen hineingebrunge[illegible]

bin oft schon aufgefordert worden, doch nun einmal einen Entwurf zu geben, wie nun der Religionsunterricht der Zukunft sich gestalten werde, und ich habe einen derartigen Leitfaden schon vielmals in meinem Kopf und Herzen fertig gehabt. Ich glaube, schon wiederholt betont zu haben, daß wir einen gewissen Moment in unserer Entwickelung abwarten müssen, bis wir zur That schreiten, wir müssen warten, bis der einerlei Geist über uns kommt. In dem Augenblicke, glauben Sie mir, werden die notwendigen Dinge, alle derartigen Religionsleitfäden usw., aus der Erde sprießen, mehr, als wir vielleicht wünschen. Es ist wirklich nicht schwer, nachher in wenigen Tagen zu sagen, wie sich denn nun ein Religionsunterricht für die Jugend gestaltet. Vergessen Sie doch nicht, daß wir uns in einem Uebergangsstadium, in einer Uebergangszeit befinden, daß wir also die Pflicht haben, auf die Empfindungen der Gegenwartsgeneration ganz und gar Rücksicht zu nehmen. Es ist eine Verirrung, den Menschen, der nicht den Namen Christ trägt, ohne Weiteres zu bekämpfen und zu verurteilen. Wir dürfen das Glaubensleben unserer Mitmenschen nicht beunruhigen. Ich meine, die Hauptsache ist, daß den Kindern kein Gift in die Seele geträufelt wird und ich meine, daß man den Religionsunterricht von tausend verschiedenen Grundlagen ausgehend aufbauen kann. Sie sind alle wertvoll und keine enthält Gift. Ob nun der eine die zehn Gebote, der andere das neue Testament, wieder ein anderer die Jesuserscheinung als Grundlage annimmt, ist gleich, wenn nur die Seelen der Kinder richtig gestimmt werden. Es wird also nicht nur in dem Uebergangsstadium, sondern es wird wohl überhaupt und es muß sogar überhaupt der Individualität des Lehrers überlassen sein, wie er die ihm anvertrauten Kinder auf dem Wege führt, der sie selbst vorwärts und aufwärts bringt. Und damit bin ich beim Letzten, aber auch bei dem Notwendigsten, beim Lehrer. Sie erinnern sich, als wir von der Volksvertretung sprachen, daß wir zunächst von der Stellung sprachen, die die Volksvertreter haben müssen; dann erst von den Anforderungen, die wir an sie stellen würden und uns endlich nach dem Material umsahen, wie wir es brauchen. So ist es auch

einen Erziehungsrat, und bei „Kroll“ können wir dann eine Volksbühne hinbauen, wie wir sie wirklich brauchen. Dann sind wir soweit, daß wir auch auf unserer Siegessäule die andere Hälfte aufsetzen können: dann werden wir auch dem Mädchen da oben die richtige Höhe anweisen. Die andere Hälfte werden wir dann nicht mit Kanonen, sondern mit Friedenspalmen schmücken, und das Denkmal, das der Fürst, der uns hilft, solche Zustände schaffen, sich selbst setzen wird, das soll darin bestehen, daß er den Dom, der heute für den protestantischen Gottesdienst bestimmt ist, zu der ersten Andachtsstätte der Gemeinsamkeit ausbaut.

Mittel und Wege.*)

Ich bin mir bewußt, daß, so oft ich zu reden beginne, die Frage in Ihrem Innern und auf Ihren Lippen lebt: Ja, wie sollen wir nun zu diesen Zuständen gelangen? Wie ist es möglich, solche Zustände zu erreichen? Ich weiß, daß diese Frage nach dem ersten Wort innerlich an mich gerichtet wird, und sie wird auch in der That immer und immer wieder laut.

Beantwortet habe ich sie ungezählte Male. Ich bin nie vor Zuhörer getreten, ohne daß ich, nicht vielleicht in jedem Vortrage, aber ganz gewiß in einem gewissen Abschluß von Worten Mittel und Wege angegeben hätte. Ob man diese Mittel und Wege einschlagen wird, das ist etwas Anderes. Auch gedruckt ist darüber Vieles schon unter meinem Namen.

Den Vorwurf also, daß ich nicht Mittel und Wege anzugeben wüßte, den darf ich zurückweisen.

In den „Ernsten Gedanken“ schon habe ich es gesagt: Um das Vollbringen sorge ich nicht; nur um den Willen dazu, und die Wege, die zu dem Vollbringen führen, habe ich oft erläutert.

*) Vortrag am 4. Mai 1894 im Germaniasaal, Berlin.

Ich habe mir nun für heute und für den nächsten Vortrag wiederum die Ueberschrift gesetzt: „Mittel und Wege“ und ich will diese Ueberschrift mit zwei Worten bezeichnen. Heute will ich die Frage an Sie richten: Gesetze? und diese Frage werde ich verneinen. Im nächsten Vortrag werde ich darauf die Antwort geben; sie lautet: „Erziehung“.

Darüber, daß unsere Zustände nicht beglückende, nicht befriedigende sind, sind wir alle einig. Es wird wenig Volksgenossen geben, die mit der Gegenwart einverstanden sind. Die selbstverständliche Frage ist: welche Mittel haben wir denn bisher angewendet, uns Zustände zu verschaffen, wie wir sie wünschen? Denn das ist doch selbstverständlich, daß zu allen Zeiten Diejenigen, die da berufen waren, die Einrichtungen im Vaterlande zu treffen, von dem Wunsche beseelt waren, Einrichtungen zu treffen, die für das Vaterland, für das Volk beglückende und die rechten seien. Wir fragen also: welche Wege hat man bis heute eingeschlagen? Und wir müssen uns sagen: man hat Gesetze gegeben; man hat Zwangsanordnungen getroffen, man hat reichlich bestraft. Und wir wissen, daß wir mit diesen Maßregeln nicht zu dem Zustand gelangt sind, den wir als beglückend bezeichnen dürfen. Folglich wird das bisher angewendete Mittel das Richtige wohl nicht sein.

Wir stehen in der That bei allen unseren Gedanken, wie vor einem gordischen Knoten. Dem Heiden Alexander ziemte es wohl, diesen Knoten durchzuhauen. Ein gesittetes Volk kann nicht die zugeschürzten Verhältnisse einfach durchhauen. Wer hat denn auch ein Schwert in der Hand, um die Zustände durch einen Schwertstreich wieder in Ordnung zu bringen? Wer ist denn berechtigt, das Schwert in diesem Sinne zu führen? Es bleibt uns nichts übrig, als diesen Knoten zu entwirren. Das thut man nun nicht, indem man einseitig an irgend einem Ende anzieht, gar etwa festzieht. Sie wissen es Alle, daß man dadurch einen Knoten nur noch fester schürzt. Sie wissen es Alle, daß heute auf vielen Gebieten die ernsthaftesten, redlichsten und an sich ganz begründeten Bestrebungen leben. Alle diese Bestrebungen, die im Vaterlande sich rege machen, um die Zustände zu wandeln, haben ihre unbedingte innere Berechtigung. Es nehmen an diesen

Bestrebungen die wertvollsten Menschen teil. Und dennoch sage ich: wir können unmöglich denken, daß wir die Zustände entwirren, daß wir zu den als vernünftig zu bezeichnenden Zuständen gelangen, wenn wir etwa bei einer dieser Fragen anfangen wollen. Es kann garnicht anders werden, als wie ich es schon so oft wiederholt habe, wir müssen danach streben, daß die Vernünftigkeit zum Durchbruch gelangt; dann lösen sich alle Fragen.

Wir müssen im Ganzen, mit unserem ganzen Fühlen und Denken zur Gesittung und zur Vernünftigkeit gelangen, dann löst sich vor unseren Augen der Knoten ganz von selbst, und dann brauchen wir nur zuzugreifen.

Sie wissen es, sehr geehrte Anwesende, daß ein großer Teil unserer Volksgenossen meint, die Frage zu lösen, indem wir zu einem anderen wirtschaftlichen Programm schreiten. Daß unsere heutige wirtschaftliche Ordnung nicht die richtige ist, das wissen wir Alle; ob nun aber gerade dieses Programm, das von einer Partei als allein seligmachendes mit der ganzen Weihe eines Dogmas aufgestellt wird, das richtige ist, das ist eine Frage, die noch nicht erledigt ist. Keinesfalls dürfen wir meinen, mit der Aufstellung eines neuen wirtschaftlichen Programms beglückende Zustände zu bekommen.

Kein wirtschaftliches System ist so gut, daß, wenn es den nicht dafür erzogenen Menschen gegeben wird, diese Menschen etwa nun an und für sich aus dem System heraus beglückt werden, und kein wirtschaftliches System ist so schlecht, daß, wenn es von den richtigen Menschen in die Hand genommen wird, nicht doch schließlich zur Beglückung dieser Menschen gereichen würde, schon weil sie das ändern würden, was eben nicht richtig ist.

Also damit, daß wir ein neues System dem Vaterlande aufdrücken, damit ist die Sache nicht gemacht. — Viel beschäftigt uns die Frauenfrage. Es ist die ernsthafte Meinung ernsthafter Frauen und Männer, daß mit der Lösung der Frauenfrage, sei es nun nach dieser oder jener Richtung, die soziale Frage überhaupt gelöst ist. Nein, so ist es nicht. Die Frau ist ja doch heute nur ein Teil der Unterdrückten, es ist doch nur ein Teil der großen Ungerechtigkeit, die heute unser ganzes System durch-

zieht. Wir müssen umgekehrt sagen: Sind erst die Männer überhaupt zur Vernünftigkeit gelangt, daß sie zu Einrichtungen schreiten, die wir der Gesittung entsprechend bezeichnen, dann ist es ganz selbstverständlich, daß den Frauen die gebührenden Rechte, die ihnen ganz von selbst zufallende Stellung zuteil werden.

Andere glauben an die Erledigung der sozialen Frage gar nicht herantreten zu können, solange nicht eine Menge unserer Volksgenossen, in deren Adern anderes Blut fließt, unschädlich gemacht ist. Das ist eine große Täuschung, der sich diese Männer und Frauen hingeben. Wir müssen uns doch darüber klar sein, daß dieser kleine Teil Semiten, der unter uns lebt, doch nicht der schuldige Teil sein kann an den Zuständen, die uns umgeben. Es würde das ja ein Ausdruck der Jämmerlichkeit unseres Volkes sein, wie ich ihn garnicht zu fassen wüßte. Wenn ich wirklich denken sollte, daß ein Semit hundert andere Menschen zu bezwingen, zu schädigen, zu unterdrücken vermöchte, ja dann müssen diese anderen Menschen doch so erbärmlich schlappe Wichte sein, daß sie wirklich nichts Besseres verdienen. Ich meine, daß wir uns allerdings im Vaterlande unsere Zustände so einrichten, wie sie unserem deutschen Bewußtsein entsprechen — ich werde an einer anderen Stelle gegen den Terrorismus durch sogenannte Majorität sprechen; aber in diesem Falle, da wir doch eben uns als erdgewachsene Geschöpfe dieses Landes und Bodens betrachten, meine ich allerdings, daß wir neunundneunzig berechtigt sind, unsere Zustände so einzurichten, wie sie unserem deutschen, gesunden Bewußtsein entsprechen.

Die Sache ist damit noch nicht ganz erledigt. Es tritt an den Semiten die Frage, ob er sich nun diesen Einrichtungen fügen will. Thut er dies, so haben wir gar kein Recht, ihm zu mißtrauen, daß auch er sich ganz und gar in diese Zustände einleben wird, ganz und gar unser werden wird. Thut er dies nicht, lehnt er das Einleben, die Zugehörigkeit zu unseren Zuständen ab: nun dann ist er Fremdling, dann wird er auch als solcher behandelt; dann ist es selbstverständlich, daß er weder teilnehmen an der Beratung über unsere Einrichtungen, oder selbst irgendwie als Vaterlandsgenosse betrachtet werden darf.

Im „Ernſten Wollen“ Seite 27, habe ich mich über dieſe Frage ſo ernſt ausgeſprochen, daß mir ſchon Mancher geſagt hat: der Mann löſt allerdings die Judenfrage radikaler als alle Antiſemiten zuſammen.

Es giebt ja unter uns Vaterlandsgenoſſen, die meinen, es ſei unmöglich, die ſoziale Frage überhaupt zu löſen, ehe nicht dieſe Frage erledigt ſei. Ich verſtehe die Stellungnahme Dieſer vollſtändig, Ich kann mich in ihren Gedankengang vollſtändig hineindenken. Aber ſie gehen von nicht richtigen Vorausſetzungen aus. Sie gehen davon aus, als ſei ein Wandel überhaupt unmöglich. Dann ſage ich: Ja, wenn wir von dieſer Vorausſetzung ausgehen, wandeln ſich auch die Anderen nicht. Meint man denn, daß die Lage wieder im Vaterlande beſſer würde, wenn nun wirklich heute eine kleine Anzahl unſerer jetzigen Volksgenoſſen uns verließe? Iſt denn damit die Geſinnung in den neunundneunzig Deutſchen eine andere geworden? Lebt denn der Gedanke nach Erwerb, die Sucht, das Verlangen nach Erwerb, nach Beſitz in den neunundneunzig Deutſchen nicht genau ſo wie in den Anderen? Sind denn das Alles Semiten, die da heute uns auf Schritt und Tritt mit fehlerhaften Geſinnungen begegnen?

Dann ſpricht man von einer jüdiſchen Preſſe. Die Juden leſen ſie garnicht mal, die Anderen leſen ſie, ich bin ganz feſt davon überzeugt, wenn heute dieſes oder jenes Blatt nicht mehr von einem Semiten geleitet wird, ſo übernimmt ein Nicht-Semit das Blatt, denn er weiß, daß ſo und ſo viele Deutſche es gierig verſchlingen, und er ſich Geld damit verdienen kann. So ſind wir doch ſelbſt daran ſchuld, die wir dieſe minderwertigen Regungen in uns aufkommen laſſen. Wir müſſen ſelbſt das ſein, was wir ſein müſſen, damit töten wir jedes etwaige Unrecht, das unter uns lebt.

Andere meinen, und das iſt nicht etwa nicht ernſt zu nehmen, die Frage vom einfachen und geſundheitlichen Standpunkte erledigen zu können: Naturheilverfahren, vernunftgemäße Lebensweiſe.

Der Gedanke, der darin liegt, iſt ſehr ernſt zu nehmen, wenn wir zu der Vernünftigkeit gelangt ſein werden, dann werden wir

naturgemäß leben, dann werden wir in der Hygiene, im Gesundheitswesen nicht mehr auf Schritt und Tritt gegen die einfachsten Gesetze der Vernunft verstoßen.

Ob es notwendig ist, nur Kohl und Kartoffeln oder aber noch ein Stückchen Fleisch zu essen, will ich nicht erörtern.

Aber wenn es Jemand für einen Fehler gegen die Natur hält, so finde ich es begreiflich, wenn er sagt, ehe wir nicht nach dieser Richtung vernünftig geworden sind, wird nichts.

Ich kämpfe wirklich nicht nur gegen das Dogma in der Kirche, ich habe Tod jedem Dogma geschworen.

Ich meine also, nicht einseitig dürfen wir die Frage zu lösen versuchen, wir dürfen nicht Jeder nur an einem Strange ziehen und denken, damit schaffen wir es.

Ganz gewiß soll nicht gesagt sein, daß wir nicht dieser oder jener Sonderbestrebung nachgehen dürften, aber wir müssen uns darüber klar sein, daß, wenn uns nicht der eine übereinstimmende Gedanke leitet, daß wir zur Vernünftigkeit gelangen müssen, so kommen wir nicht weiter; und ich meine, daß wir dann allerdings uns über das Verfahren des Gesetzgebens zu allererst klar werden müssen.

Man spricht von einem Zustand der Herrschaftslosigkeit, den man anstrebt, und Viele verstehen darunter einen Zustand der Gesetzlosigkeit, die etwa erstrebt werden soll. Inwieweit der Begriff „Herrschaftslosigkeit" mit „Gesetzlosigkeit" zusammenhängt und sich deckt, das nachher. Jetzt nur gleich dies: Es ist unter allen Umständen falsch, von einem Zustand der Gesetzlosigkeit zu sprechen, wenn man nicht die Brücke des Verständnisses vorher geschlagen hat.

Wir dürfen nicht von einem Zustande der Gesetzlosigkeit ohne Weiteres sprechen. Wir dürfen davon sprechen, daß wir einen Zustand erstreben wollen und müssen, der den Ueberfluß von Gesetzen beseitigt, der das Gesetz immer mehr beschränkt, immer weniger notwendig macht. Das ist die Brücke des Verständnisses, die wir in uns selbst schlagen müssen, um die Menschen zu begreifen, die von einem Zustande der Gesetzlosigkeit sprechen. Sehr fehlerhafter Weise schlagen diese Menschen die Brücke nicht selbst

und am Allerwenigsten geben sie das Verfahren an, wie wir di
Zustand erreichen können: nämlich durch die Erziehung.

Einen herrschaftslosen Zustand streben wir heute schon
der Begriff wird heute schon beseitigt: wir sind ja ein münd
Volk. Es darf uns also Niemand anders mehr beherrsc
Dieser Zustand aber, daß uns Niemand anders mehr beherrs
darf, setzt voraus, daß wir uns selbst beherrschen. Wir scha
also das Wort nicht ganz ab, wir drücken es aber zurück in
Busen jedes Einzelnen; wir sprechen von Selbstbeherrschu
Und der Zustand einer etwa später und allmählich anzubahnen
Gesetzlosigkeit, namentlich der Zustand, der das Zwangsgesetz
seitigen will und beseitigt haben wird, der Zustand also, in d
nicht mehr Andere die Zuchtruthe über uns schwingen dürfen u
werden, der setzt die Selbstzucht voraus. Also Herrschaft u
Zucht nicht ganz beseitigt, aber Herrschaft und Zucht nur n
als Selbstbeherrschung und Selbstzucht. Andere freilich bün
und brauchen dann auch nicht mehr über uns zu herrschen. N
der Vater, die Mutter, die Eltern über die Kinder; nur so
eine Anleitung in den Jugendjahren notwendig ist, geht das N
oder vielmehr die Pflicht der Eltern.

Aus dieser Pflicht erwächst ihnen ein Anrecht auf die Li
auf die Sorge, auf die Pflege, auf die Pietät, auf die Dc
barkeit der Kinder, nimmer aber ein Recht auf Herrschaft ü
die Kinder. Ganz im Gegenteil, wenn wir von einem religiö
Bewußtsein, das heißt von einem Verständnis für die großarti
Entwickelungsideen der Menschheit durchdrungen sind, müssen
uns doch sagen, daß diese Entwickelung immer in dem Vorwä
denken an nachgeborene Geschlechter liegt.

Wehe dem Vater, der sich nicht klar darüber ist, der
nicht mit allen Fasern ersehnt, daß seine Kinder sich über
hinaus entwickeln; wehe der Mutter, die mit Neid auf
weitere Vervollkommnung ihrer eigenen Kinder herabblickt,
wehe den Eltern, die durch beherrschen-wollen ihre Kinder u
verhindern, sich zu entwickeln, wie es Gott gewollt nun einm
vorgeschrieben ist.

Auch nicht der Brotherr, der Lehrherr, der Arbeitgeber über Diejenigen, die von ihm die Arbeit nehmen, die er anzulernen hat, darf herrſchen. Er darf ſie anleiten, unterrichten, weiſen, er ſoll für ſie der liebende, ſorgende Nächſte ſein, aber nimmer darf er herrſchen. Auch der Vorgeſetzte darf nicht herrſchen über den ſogenannten Untergebenen. Wenn wir vielleicht auch nicht morgen ſchon zu der einzig richtigen Auffaſſung kommen, daß ein wirklich untergebenes Verhältnis in einer geſitteten Gemeinſamkeit eigentlich unmöglich iſt, daß vielmehr Jedem nur einfach obliegt, das zu thun, was er eben in ſeinem Beruf, in ſeinem Amte zu thun hat.

Auch darf nicht ein Stand, eine Klaſſe, eine Partei über die andere herrſchen wollen. Wir wollen uns ja die Volksſeele als ungetrennt und untrennbar denken; da kann von Herrſchen nicht mehr die Rede ſein. Und weiter: auch der Fürſt wird nicht mehr herrſchen. Er iſt der Vorderſte im Volk. Er iſt der erſte Mann aus dem Volke; aber er iſt doch eben aus dem Volke; derſelbe Preuße wie wir es ſind, er iſt nur eben der erſte Preuße. Herrſchen wird der Fürſt der Zukunft nicht; herrſchen darf in einer geſitteten Gemeinſamkeit auch nicht die ſogenannte Mehrheit. Das iſt das Syſtem, dem das Genick gebrochen werden muß, dem ſogenannten demokratiſchen Syſtem.

Wenn wir ſelbſt ein mündiges Volk geworden ſind, wenn wir alſo die Leitung unſerer Geſchicke ſelbſt in die Hand genommen haben, wer will denn dann das Volk beherrſchen? Das Volk leitet ſeine Geſchicke ſelbſt, aber es giebt gar nichts zu beherrſchen, das Falſche liegt in dem demokratiſchen Begriff, daß, wenn durch ein widerliches Herbeiholen der Volksvertreter eine zufällige Mehrheit von drei Stimmen herbeigeführt wird, dann die andere Hälfte vergewaltigt iſt und damit die Sache erledigt ſein ſoll. Dieſes Verfahren muß aus einer Volksgemeinſchaft heraus. Die Vergewaltigung der Minorität muß aufhören. Alle berechtigten Ideen müſſen zu ihrer Geltung gelangen. Und es iſt Pflicht der Gemeinſamkeit, ſich ſolche Männer als ihre Vertreter zu wählen, die da imſtande ſind, die Wünſche und Ideen Aller mit aufzunehmen in die Einrichtungen, die wir haben.

Vor allen Dingen darf Niemand verletzt werden und es wäre doch wahrlich nicht so schwer, Einrichtungen zu schaffen, die Niemand verletzen.

Also der herrschaftslose Zustand in gewissem Sinne, der darf heute schon herbeigeführt werden und muß es. Heute schon müssen wir dafür sorgen, daß Jeder sich selbst beherrscht, und daß wir eine Fremdherrschaft über uns nicht dulden.

Jede Herrschaft über sich muß der Deutsche als eine Fremdherrschaft empfinden, ob von dem Franzosen oder von dem eigenen Deutschen.

Etwas Anderes ist es mit der sogenannten Gesetzlosigkeit, mit dem Zustande, der in den Gedanken Einiger lebt, wonach Alles, was an Regierungen besteht, beseitigt sein soll. Ich traue diesen unseren Volksgenossen die Un-Vernünftigkeit nicht zu, wirklich zu meinen, daß eine größere Gemeinsamkeit ohne jede Einrichtung leben könnte. Und ich meine deshalb, daß wir uns, wenn wir an den Gedanken der Gesetzlosigkeit, wenn wir an das Wort „Gesetzlosigkeit" überhaupt herantreten, vor Allem über die Verschiedenartigkeit des Begriffs, die in dem Wort „Gesetz" liegen, klar werden.

Was verstehen wir unter Gesetz? Einmal begreift man mit dem Worte Gesetz alle die Einrichtungen, die für eine Gemeinsamkeit unentbehrlich, zwingend notwendig sind, ohne die eine Gemeinsamkeit überhaupt nicht existieren kann. Diese Art Gesetze würden wir meinem Dafürhalten nach am Richtigsten mit dem Worte „Verfassung" bezeichnen. Das sind die Einrichtungen, die sich die Gemeinsamkeit giebt, um überhaupt ein gemeinsames Leben führen zu können. Weiter nun aber begreifen wir nach unserem Sprachgebrauche diejenigen Anordnungen und Maßregeln, die da getroffen werden, ohne daß Alle von der Notwendigkeit dieser Einrichtungen durchdrungen sind, die die Selbstbestimmung des Einzelnen unnötiger Weise beschränken. Weiter nun im Zusammenhang damit stehen die Zuchtmaßregeln, die Strafbestimmungen, die auf die Nichtunterwerfung gestellt sind.

Endlich verstehen wir unter Gesetz das Reichsstrafgesetzbuch.

Wir leben jetzt unter einer vierfachen Auffassung gegenüber dem Worte „Gesetz".

Ich komme zu der ersten. Das sind diejenigen Einrichtungen, deren eine Gemeinsamkeit gar nicht entbehren kann, um als Gemeinsamkeit leben zu können. Solche Einrichtungen wird auch eine Gemeinsamkeit in alle Ewigkeit hin nicht entbehren können, dürfen oder wollen. Es kommt nur darauf an, unter welchen Gesichtspunkten wir diese Einrichtungen geben und wie wir sie auf ein Mindestmaß einschränken.

Die Gesichtspunkte sind die, das möglichst größte Wohlbefinden Aller sicher zu stellen; vor allen Dingen zu sorgen, daß Niemand unterdrückt ist, daß Niemand unter den Einrichtungen leidet, daß Allen gleichmäßig die Möglichkeit, sich wohl zu befinden, geboten wird, daß Aller gleichmäßig mit derselben Liebe gedacht ist.

Es ist selbstverständlich, daß wir gerade diese Einrichtungen, die so ganz und gar nur dazu dienen, das Wohlbefinden der Gemeinsamkeit zu sichern, daß wir diese Einrichtungen uns selber geben. Es giebt ja keine fremde Herrschaft. Wir bestimmen unsere Einrichtungen. Aus unserem eigenen Bewußtsein, aus unserem deutschen religiösen Bewußtsein gestalten wir die Einrichtungen, die wir für uns Deutsche brauchen.

Daß nun heute noch nicht alle Volksgenossen für eine derartige Selbstbestimmung erzogen sind, ist wohl wahr. Die Schuld trifft aber nicht Die, die nicht erzogen sind, sondern Die, die nicht für die Erziehung gesorgt haben.

Das Verfahren, das uns bei diesen Einrichtungen leitet und leiten muß, ist ja ein sehr einfaches. Eine Gemeinsamkeit muß sich eben verständigen. Nur wer ein Robinson-Crusoe-Dasein führt, hat die Berechtigung, sich ganz nach sich selber einzurichten. Sobald aber schon zwei miteinander leben, haben sie aufeinander Rücksicht zu nehmen. Wenn heute der Einzelne fahren will, so kann er sich setzen, wie er will, wenn aber schon zwei Menschen in demselben Wagen fahren, so müssen die zwei schon Rücksicht auf einander nehmen. Der Eine sitzt vielleicht lieber auf der einen Seite, der Andere auf der anderen Seite,

der Eine raucht vielleicht sehr gerne. Kommen drei zusamme
dann müssen die drei schon wieder mehr auf einander Rücks
nehmen, kommen vier, so müssen sie einander sich befragen, ob
nun auch Platz haben, wie sie sich einrichten, dem Einen ist d
Zug vielleicht ganz schädlich, dem Anderen aber ist er gera
angenehm.

Aber ich meine, nach diesem einfachen Verfahren, nach de
schon zwei oder drei gesittete Menschen es als selbstverständlic
betrachten, daß, wenn sie in einem Wagen fahren, sie sich
placieren, wie es das vernünftigste ist, in ganz demselbe
Sinne haben wir in der Gemeinsamkeit die Zustände zu regeln
Da ist es allererstes Bedürfnis, daß wir keine Einrichtunge
treffen, die Jemand bedrücken, denn bedrückt kann sich immer
nur der Schwächere fühlen.

Die Besteuerung, das ist eine solche Einrichtung, durch die eben der Schwächere bedrückt werden kann, wenn das Abgeben nicht so geregelt ist, daß es seiner Kraft entspricht. Es ist eine Bedrückung des Schwächeren, wenn wir nicht redlich dafür Sorge tragen, daß Jedem im Vaterlande wirklich die Möglichkeit gegeben wird, sich die Bildung, die innere Vervollkommnung anzueignen. Ich meine, wenn wir nicht das Schulwesen so einrichten, so bedrücken wir eben die Schwachen. Man spricht immer soviel von der Gleichheit vor dem Gesetz, man muß erst gleiche Bedingungen für Alle schaffen.

Eine Gleichheit vor dem Gesetz ist erst dann, wenn man Allen die gleiche Möglichkeit, zur Gesittung sich zu entfalten, geschaffen und geboten hat. Eine große Bedrückung ist es ferner, Einrichtungen zu haben, wonach nur die Religion und die Innenvorstellungen gewisser Volkskreise anerkannt, die Glaubensvorstellungen anderer Volkskreise als minderwertige, verächtliche bezeichnet werden. Das ist eine fürchterliche Unterdrückung. Das Wort „Dissident" ist eine schwere Kränkung. Wir müssen gegen dieses Wort zu Felde ziehen. Es heißt: Abweichen mit seinem Glauben. Ja, weicht denn nicht der Hofprediger so und so von der Vorstellung des Arbeiters ab? Er ist dem Arbeiter gegenüber Dissident, wie es der Bischof ist.

Wir müssen streng darüber wachen, daß die Einrichtungen, die wir zu treffen haben, nicht derartige Regungen begünstigen, die wir dies auf anderen Gebieten bekämpfen.

Man bekämpft den Erwerb durch Spiel, man geht dem Totalisator mit Recht zu Leibe: man hat aber eine königlich preußische Klassenlotterie mit allen fünf Klassen.

Wir streben danach, eine Gleichartigkeit der Gesinnung zu erzeugen; wir streben nach Frieden innerhalb der Gemeinsamkeit, und dennoch leiten wir unsere Kinder zur Ueberhebung an durch das Schulwesen. Schaffen wir nicht einen ganz gemeinsamen Boden der Entwickelung, so können wir nimmer zu einem friedsamen Volke gelangen.

Wir sprechen soviel von der Sittlichkeit; wir haben gerade in den letzten Jahren alle möglichen Einrichtungen getroffen, um der Unsittlichkeit zu Leibe zu gehen. Wir haben aber Zustände unter uns, wir leben unter Einrichtungen, die den jungen Mann wie das junge Weib auf die Straße treiben.

Hochzeit bedeutete im Mittelalter die Zeit, wo es für das Weib „hohe Zeit" war, zu ehelichen. Ich meine aber, wenn es für den jungen Mann hohe Zeit geworden ist, soll er ehelichen. Wir müssen nur die Zustände danach schaffen und die Einrichtungen, sonst treiben wir ihn auf die Straße und dort begegnet er demselben jungen Weibe, das durch dieselbe Jämmerlichkeit unserer Einrichtungen hinausgetrieben wird, um dort ihren Leib, den Tempel Gottes, preiszugeben. Alle diese Sittlichkeitseinrichtungen nützen nichts, wenn wir nicht von Grund aus unsere Zustände ändern.

Und dann, sehr geehrte Anwesende, müssen selbstverständlich die Einrichtungen, die wir uns schaffen, nicht schon von Hause aus derartig sein, daß sie üble Regungen im Menschen anregen, daß sie zu wahrheitswidrigen Scheußlichkeiten und Häßlichkeiten führen. Wir müssen also die zweite Gruppe von Gesetzen, das ist diejenige, die eben nicht zwingend notwendige Maßregeln enthält, wonach wir Anordnungen und Gesetze treffen, die die Selbstständigkeit des Einzelnen einschränken, wir müssen diese auf das Mindeste beschränken, um die üblen Regungen nicht anzuregen.

Schutzgesetze. Für mich sind alle diese Schutzgesetze ein Beweis der Jämmerlichkeit unserer Zustände. Eine Gemeinsamkeit, die es notwendig hat, einen Teil gegen den anderen Teil besonders zu schützen, giebt sich damit ein Zeichen der Unerzogenheit, der Erbärmlichkeit, wie wir es garnicht anders haben. Diese Arbeiter-Schutzgesetze sind eine so fürchterliche Verurteilung der Arbeitgeber, daß ich nicht begreifen kann, wie die Menschen sich solche Gesetze haben geben lassen können. Wenn sie darum rechten, daß die Frau, die einem Kinde das Leben gegeben hat, eine Woche früher in die Fabrik zurückkehre, so ist das fürchterlich.

Schützen diese Gesetze vor der Obdachlosigkeit? Schützen sie vor dem Verbrechen, vor dem Uebelthun? Schützen sie vor dem Selbstmorde? Nimmermehr wird ein Schutzgesetz, und mag es noch so strenge gegeben sein, uns das bringen: eine wirklich geschützte Gemeinsamkeit, aus dem Gefühl der Selbstverständlichkeit heraus, das die anderen Volksgenossen beseelt.

So komme ich zu der zweiten Gruppe dieser Gesetze: Die Ausnahme-Gesetze.

Auch ein Ausnahme-Gesetz ist ein Zeugnis der Erbärmlichkeit und der Schwäche des Volkes, wie man es sich schlechter gar nicht ausstellen kann. Wenn man denkt, daß man Angst hat vor ein paar hundert Jesuiten, daß man glaubt, nicht deutsch sein zu können, weil auf hundert Deutsche ein Jesuit kommt, daß man geglaubt hat, wirtschaftliche Ideen und ganz richtige Bestrebungen, das wirtschaftliche System zu wandeln, dadurch zu bekämpfen, daß man die Leute aus dem Vaterlande jagt, so sind das jammervolle Zustände. Giebt es Menschen unter uns, die in einer nicht erlaubten Weise ihre Ideen durchzusetzen suchen, so muß man sie so weit unschädlich machen, daß sie wirklich der Gemeinsamkeit nichts anhaben können. Sich aber dadurch so gewissermaßen schadlos zu halten, daß man Volksgenossen über die Grenze jagt, ist furchtbar. Die Gemeinsamkeit muß dafür sorgen, daß Alle so erzogen sind, daß man keine Ausnahmegesetze zu geben braucht. Das Allerkläglichste aber sind die Gelegenheitsgesetze.

Wenn man aber glaubt, durch ein Gelegenheitsgesetz diesem

Jammer entgegentreten zu können, so ist das ein fürchterlicher Irrtum. Wenn das Gesetz noch lange nicht fertig ist, wissen die, die es angeht, schon, wie sie es zu umgehen haben.

Es muß unsere ernsteste Aufgabe sein, danach zu streben, das Gesetze-machen einzuschränken, so wenig wie möglich mit Zwangsmaßregeln uns regieren zu wollen. Denn eben alle diese Gesetze, wie ich sie jetzt genannt habe, sind ganz selbstverständlich Zwangsmaßregeln. Das ist ja das charakteristische an jedem Gesetz, daß es hinter sich den Zwang hat. Daß an den Zwang sich die Drohung knüpft, an diese die Gewalt. Diese verleitet zum Mißbrauch, dieser fordert den Unwillen heraus und dieser erzeugt die Unthat. Das ist der Unsegen, der an jedem Gesetze haftet, daß er die Unthat erzeugt.

Wir kommen zu der großen Gruppe der Zwangsmaßregeln, die gegeben werden müssen in unmittelbarem Zusammenhang mit den Gesetzen, die geeignet sind, die Selbstbestimmung des Einzelnen zu belasten.

Seien wir uns darüber klar: jede Einrichtung erzeugt für Einzelne eine Wohlthat, für Andere ist es eine Plage. Jede derartige Einrichtung belastet die Einen gerechter Weise, die Anderen ungerechter Weise.

Ich habe während der ganzen Zeit nur immer den Nebengedanken der Erziehung gehabt. Ich habe mir wohl überlegt, ob ich sollte in unmittelbarem Zusammenhange mit den Betrachtungen des Gesetzesverfahrens das Erziehungsverfahren beleuchten, oder ob ich diese im Zusammenhang ausführen soll. Ich glaube, es ist besser, wenn ich das nächste Mal über die Erziehung im Zusammenhang spreche.

Ich bitte Sie, selbst bei jedem Worte, das ich bisher gesprochen und noch sprechen werde, immer sich klar zu sein: Wir kommen dem Allen durch die Erziehung bei.

Es bleibt noch übrig die große Gruppe der Strafgesetze.

Ich möchte mich vor dem Vorwurf verwahren, als spräche ich über alles Mögliche, wovon ich doch garnichts verstehen könnte: ich — Offizier gewesen — Strafgesetze — der Mann spricht über Alles! Ich kann über das sprechen, worüber ich sprach, Sie

können sich darauf verlassen, ich rede niemals von Dingen, [illegible] ich nicht verstehe. Diese Sache aber, von der ich jetzt zu Ihne[illegible] sprechen will, diese Sachen, von denen ich überhaupt zu Ihn[illegible] gesprochen habe, verstehe ich von Grund aus. Das Reichsstra[illegible] gesetzbuch war mir eine Zeit meines Lebens hindurch so geläufi[illegible] wie es nur einem dieser sogenannten studierten Juristen sein kan[illegible] Und überhaupt sage ich Ihnen, daß es einer der Vorzüge de[illegible] Offizierseins ist, daß man in Alles hineingetaucht wird, wenn ma[illegible] eben der Offizier von Gottes Gnaden ist.

Also: unser Strafsystem.

Ich werde mich nicht auf eine theoretische Auseinandersetzun[illegible] einlassen über das Kapitel der sogenannten Willensfreiheit oder Nichtwillensfreiheit, über die Psychologie oder Physiologie oder andere „Logien". Ich werde zu Ihnen hier einfach von dem Reichsstrafgesetzbuch sprechen, davon, wie wir in Zukunft unser ganzes Strafsystem einrichten werden. Für mich ist jeder Bestrafte ein Gefallener, ein Verwundeter auf dem Schlachtfelde.

Noch richtiger sage ich: Für mich ist jeder Uebelthäter einer von Denen, die da liegen geblieben sind in dem Vormarsche der Kolonne, die da an wunden Füßen, an Entkräftigung oder an Entnervung hingefallen sind. Ihrer sollten sich die „Ritter des Roten Kreuzes", nicht aber unter allen Umständen die Strafrichter annehmen.

Denn die Allermeisten Derer, die da umgefallen sind, die da liegengeblieben sind, während die Anderen siegesmutig, siegesbewußt, froh und freudig dahinmarschierten, die Allermeisten sind umgesunken, weil eben die Einrichtungen, die für die Kolonne getroffen worden, so miserable waren: sie sind umgesunken, weil nicht richtig für sie gesorgt war.

Nun wird man sagen und wird fragen:

„Ja, meinen Sie denn, daß die Uebelthäter abgeschafft werden können; meinen Sie, daß das Strafsystem abgeschafft werden kann? — Auf solche Fragen gebe ich nie ein „Ja" oder ein „Nein", sondern ich sage, wir müssen uns zunächst über den Begriff des Vergehens überhaupt klar sein, wir müssen uns

zunächst fragen: Ist denn das Alles ein Vergehen, was wir heute als Verbrechen, Vergehung und Uebertretung bezeichnen?

Eine Vorfrage: Ist denn Alles Sünde, was man heute so gern als Sünde bezeichnet? Man bemüht sich, den Gott-ähnlich-geschaffenen Menschen als ein Wesen zu bezeichnen, das von der Sünde nicht lassen kann, mit ihr behaftet ist, mit Sünde belastet sein Dasein dahinschleppt, als ein sündiger Knecht dereinst sein Leben beenden wird.

Jesus kannte nur eine Sünde: die Sünde gegen den heiligen Geist.

Auch ich kenne nur eine Sünde, nur ein wirkliches Unrecht: das ist die Versündigung am heiligen Geist, das heißt an dem ewigen Gesetz, das uns zur Entwickelung, zur Vervollkommnung, zur Veredlung führt, ich kenne nur die eine wirkliche Sünde: das ist die, daß sich Menschen der Entwickelung in den Weg stellen, und so meine ich auch, daß wir die Begriffe des Verbrechens und des Vergehens recht sehr einschränken müssen, daß wir uns andere Vorstellungen darüber machen müssen, als sie etwa im Strafgesetzbuch enthalten sind.

Sie wissen ja, man spricht von den sogenannten 7 Todsünden. Ich wüßte nicht einmal, sie Ihnen aufzuzählen. Ich suche die Todsünden ganz wo anders, als da, wo sie so schematisch aufgezählt werden. Ganz andere Dinge, ganz andere Vergehungen gegen die Menschlichkeit, gegen die Menschheit und damit auch eben gegen den heiligen Geist, sollten wir lernen, als Todsünden bezeichnen. Ob das Alles Verbrechen sind, was heute hier als ein Verbrechen bezeichnet wird, das ist sehr die Frage. Eine noch größere und noch ernstere Frage ist die, ob wir die Verbrechen, die wir heute als solche bezeichnen, nicht einfach beseitigen können? Ob wir das Uebel aberziehen können? Wir werden wirklich und wahrhaftig, wenn wir ernst wollen — und mir erscheint dies Alles so leicht — wir werden wirklich und wahrhaftig uns so erziehen können, daß die heutigen Verbrechen und Vergehungen auf ein Mindestmaß eingeschränkt werden. Und nun sage ich: bleiben nun wirklich noch Uebelthäter übrig, bleiben noch wirklich Vergehen und Vergehungen übrig, dann werden wir uns

zu fragen haben: Ja, haben wir denn dieſe notwendig zu beſtrafen? Dann giebt es kein anderes Mittel, dieſe Uebelthäter zu beſſern: Denn wollen wir uns eine chriſtliche Gemeinſamkeit nennen, wollen wir uns eine Gemeinſamkeit nennen, die von dem Geiſte Jeſu durchdrungen iſt, dann hat die Rache keinen Platz; eine Strafe, die den Charakter der Rache trägt, iſt unter allen Umſtänden etwas Barbariſches, unter allen Umſtänden einer geſitteten Gemeinſchaft nicht würdig, und nur ſoweit, als die Strafe zur Beſſerung führen könnte, hat und hätte ſie eine Berechtigung. Wir werden alſo lediglich von dieſem Geſichtspunkte aus in der Zukunft unſere Beſtrafungen einzurichten haben.

Ich möchte nun an der Hand des Strafgeſetzbuches ſelbſt Ihnen einmal kurz das heutige Strafſyſtem, das heutige Verbrechen- und Vergehen-Verzeichnis aufführen und dabei nur andeuten, wie ſich das wohl in der Zukunft geſtaltet.

Es werden zunächſt Vergehen beſtraft, die ſich auf die Religion beziehen.

Der Paragraph ſelbſt fängt mit den Worten an: Wer öffentlich durch Gotteslästerungen ein Aergernis giebt . . . u. ſ. w.

Etwas Falſcheres kann überhaupt nicht geſagt werden, als hier geſagt iſt. Es wird von Hauſe aus als ganz ſelbſtverſtändlich angenommen, daß das ganze Deutſche Volk ſich den Begriff „Gottheit“ in einer beſtimmten Weiſe vorſtellt und ihn annimmt, wie ſich eben die Geſetzgeber, das heißt die Männer, die über dieſe Dinge beraten haben, nun eben die Gottheit vorſtellen. Das ſieht mir aus wie eine Vergewaltigung Derer, die ſich die Gottheit anders vorſtellen.

Ich perſönlich, das wiſſen Sie, ſtehe dieſer Auffaſſung, der hier Ausdruck gegeben, unendlich nahe. In mir, in meiner perſönlichen Vorſtellung, ohne daß es mir daran gelegen wäre, eine Vorſtellung von Anderen zu bekämpfen, lebt zwar die Gottheit nicht als ein perſönliches Weſen, die Gottheit lebt in mir als ein lebendiger Geiſt, und dieſer lebendige Geiſt, dieſe Hoheit, die ſich mit dem Begriff „Gott“ verbindet, macht es mir unmöglich, zu glauben, daß dieſer Gott von einem Knirps von Menſchen geläſtert werden kann, und noch unmöglicher kann ich zu

dem Gedanken gelangen, daß der liebe Gott, diese Hoheit, sich hier ein paar Staatsanwälte hinstellen sollte, die die bestrafen sollen, die ihn gelästert haben. Dann, sage ich, wird dieser Gott den Lästerbuben schon zu Boden fällen in dem Augenblicke, wann es ihm gefällt.

Wir dürfen nie und unter keinen Umständen die Empfindungen unserer Volksgenossen, unserer Mitmenschen kränken, wir dürfen nie lästernd, höhnisch, kränkend über Vorstellungen sprechen, die Andere haben. Dann dürfen auch Die nicht gekränkt werden, die sich eine andere Vorstellung von der Gottheit machen.

Wenn wir überhaupt nach dieser Richtung hin bestrafen wollen, dann müßten wir alle Die im Volke bestrafen, die höhnend über ihre Mitmenschen sprechen, weil sie nicht dieselben Vorstellungen haben, wie sie.

Ich sage also, es begeht Einer im Volke ein großes Unrecht, wenn er höhnisch oder selbst lieblos die Vorstellungen anderer Mitmenschen, welcher Art sie auch seien, lästert oder kränkt. Denn Gott kann man nicht lästern, man kann nur seine Mitmenschen lästern.

Dies wäre ein Kapitel, welches unter allen Umständen ganz fortfiele. Und ich habe keinen Zweifel, daß von dem Augenblicke ab, wo dieses Kapitel ausgefallen ist, diese Gotteslästerungen fortbleiben.

Wie überflüssig dieses Kapitel ist, das zeigt der letzte Paragraph. Da werden unter der Religion mitbegriffen die Vergehungen gegen die Toten. Ich brauche Ihnen wohl nicht erst zu sagen, wie durchzittert ich bei dem Gedanken bin, daß es Menschen giebt, die den toten Körper noch mißhandeln oder sich an ihm vergehen: das ist der fürchterlichste Gedanke, den wir haben. Aber den toten Körper nun mit unter den Begriff „Religion" zu stellen, das ist eben der große Fehler, den unsere Einrichtungen heute noch haben, weil sie eben von dem Gedanken ganz beherrscht sind, daß das Begrabenwerden eine religiöse Handlung sei.

Ob Jemand es nun vorzieht, seinen Körper von den Würmern langsam auffressen oder durch die Flamme ver-

zehren zu lassen, das hat wahrhaftig mit unserer Seligkeit gar nichts zu thun. Wenn unsere Seele aufsteigt zu Gott, dann frägt der weise Schöpfer uns wahrlich nicht, was denn nun aus dem bißchen Fleisch, aus der Materie geworden ist, die hier zurückgeblieben ist.

Also ein großer Fehler unserer Einrichtungen ist der, daß man mit dem Begriff „Religion", dem Allerheiligsten, gerade das vermengt, was nur die Materie angeht.

Das zweite Kapitel, die zweite Reihe von Vergehungen, die bestraft werden, sind die sogenannten Beleidigungen.

Ich muß gleich hier mit der Majestätsbeleidigung anfangen. So wenig die Gottheit beleidigt, gelästert werden kann, so wenig kann auch die Majestät als solche beleidigt werden. Etwas anderes ist natürlich die Beleidigung, die Kränkung der Person des Fürsten. Ja, wir sollen keinen Volksgenossen, wir sollen Niemand beleidigen. Nun meine ich, wenn Jemand in seiner schlechten Gesinnung sich dazu verleiten läßt, den Fürsten durch häßliche Worte zu beleidigen und zu kränken, so ist dem Fürsten doch damit kein Dienst erwiesen, daß nun der Mann dafür bestraft wird. Dadurch wird er doch nicht gebessert und zu einer anderen Auffassung geführt, daß er etwa einige Monate eingesperrt wird.

Zu diesem Kapitel gehören auch die Beleidigungen höherer Beamten. Wenn Jemand das Thun und Lassen, die Maßregeln unserer höchsten Beamten mißbilligt, so wird er doch nicht zu einer Billigung dieser Maßregeln gelangen durch eine längere Haftstrafe; er wird wahrscheinlich bei seinen Auffassungen stehen bleiben, auch die Handlungsweise, daß man ihn eingesperrt hat, als eine sehr überflüssige bezeichnen.

Ich meine also, alle diese Worte, alle diese Vergehen, die wir als Beleidigungen bezeichnen, sind ja doch nur Vergehungen wider den Anstand, wider die Sittlichkeit. Dann müßte man doch eigentlich die bestrafen, die den Menschen hätten zur Gesittung führen sollen, die ihn hätten erziehen sollen. Wenn ich auf der Straße mit Schmutz beworfen werde, so bin ich doch kein Schmutzfink, weil mich Jemand beschmutzt hat. Wo kommt

der Schmutz her? Das muß untersucht werden. Wenn mein Rock beworfen wird, so bin ich doch ein properer Mensch und der Andere ist ein Schmutzfink.

Ich meine nun, daß es sich bei Beleidigungen immer darum handelt, festzustellen, ob der Andere ein Recht hatte, Diesem oder Jenem irgend einen Vorwurf zu machen.

Ist der Vorwurf an und für sich berechtigt, dann wird es sich sehr fragen, ob die Beleidigung noch eine Beleidigung ist; ist sie es durch die Wahl der Worte, dann muß Der, der sie that, eben besser erzogen werden.

Ich kann niemals eine Genugthuung darin finden, daß er in Haft gesetzt wird.

Man spricht soviel von Ehrengericht, ich gebe zu, man könnte solche Einrichtungen treffen. Aber um zu untersuchen, inwieweit der Thatbestand überhaupt zutrifft, inwieweit die Voraussetzungen, unter denen Jemand eine Beleidigung ausgesprochen hat, zutreffen, darüber, ob sich Jemand gekränkt oder beleidigt fühlen darf, darüber kann nicht ein Gericht entscheiden, darüber wird ein selbstbewußter Mensch selbst entscheiden können oder wollen, und wird sich dann die Genugthuung selbst geben. Er wird sich auf irgend eine Weise soweit sein Recht verschaffen, daß der Andere als Schmutzfink dasteht und nicht er.

Es kommt nun die große Gruppe von Vergehungen gegen die Gemeinsamkeit.

Die große Gruppe von Verbrechen, die sich auf die Ausübung des Staatsbürgerrechts beziehen, das sind gewisse Dinge, die auch in Zukunft einer Zurückweisung bedürfen.

Ganz etwas Anderes ist die große Gruppe von Strafen, die im Strafgesetzbuch verzeichnet stehen für Landesverrat, Hochverrat, Begünstigung feindlicher Mächte usw.

Sie wissen, daß wir aus dem jetzigen Zustande des Waffenstillstandes übergehen wollen zu dem wirklichen Frieden, daß es also feindliche Mächte in diesem Sinne nicht mehr giebt, und daß dann die großen und sehr ausführlichen Kapitel des Landesverrats einfach fortfallen.

Es kommt weiter das nicht sehr lange aber sehr err
Kapitel der Vergehungen gegen den persönlichen Sta
und daran anschließend Vergehen gegen Leib und Leb
(Körperverletzungen). Vieles, was in dieses Kapitel hine
führt, muß allerdings in alle Zukunft bestehen bleiben. W
müssen unter allen Umständen jeden Einzelnen vor der V
gewaltigung seiner Volksgenossen sicher stellen, und daß wir T
jenigen, die vielleicht zu besonderer Gewaltthätigkeit neigen, i
wir die, welche wirklich gemeingefährliche Subjekte sind, mögli
unschädlich zu machen suchen, ist selbstverständlich. Welche Mi
wir ergreifen, wird sich finden.

Das Wirksamste würde sein, daß wir von Jugend
die noch nachkommenden Geschlechter in der richtigen Anschaun
erziehen.

Ich komme zum Meineid!

Ich glaube und ich hoffe, daß wir das Schwören beseitig
Immerhin werden wir wohl nach irgend einer Formel, n
irgend einer Form suchen müssen, in der wir unsere Beha
tungen besonders bekräftigen. Ich glaube wohl, daß die G
meinsamkeit nicht so ohne Weiteres dessen entbehren kann. W
werden eine andere Bekräftigungsformel an ihre Stelle setz
Ich meine, daß wir mit vollem Ernst und mit ganzer Kr
dafür sorgen müssen, uns selbst so zu erziehen, daß
wirklich als ehrliche, tapfere Männer vor unsere Volksgenos
treten. Ein falscher Eid, oder die falsche Bekräftigung ei
Behauptung, ist doch immer nur ein Zeichen der Feigheit, d
man nicht den Mut hat, für das einzutreten, was man ges
oder gehört hat.

Es kommt nun das große Kapitel der Vergehung
gegen die Sittlichkeit.

Ich habe schon vorhin einige wenige Worte darüber
sprochen. Daß wir uns nach dieser Richtung hin zu einem
sitteten Volke erziehen, daß wir das Wort „Selbstzucht"
keiner Stelle mehr wollen zur Geltung bringen als bei dies
Begriffe, darin, glaube ich, werden Sie mit mir übereinstimm

Ob und inwieweit man gerade Vergehungen gegen die Sittlichkeit bestrafen kann, das ist eine sehr schwere Frage, die ich nicht erörtern mag. Daß natürlich diese Vergehen gegen die Sittlichkeit, insofern sie überhaupt ein Vergehen am anderen Menschen betreffen, bestraft oder wenigstens geahndet werden, das versteht sich von selbst. Daß wir unsere Mitmenschen schützen gegen Vergehungen, die an ihnen begangen werden, ist etwas Selbstverständliches.

Aber das Kapitel der Sittlichkeitsbestrafungen dehnt sich weiter aus und zwar auf Gebiete, die nicht ohne Weiteres abgehandelt werden können, über die sehr ernste Worte zu sprechen sind; es ist fraglich, inwieweit gewisse Verirrungen strafbar sind. Jedenfalls meine ich, daß wir grade auf diesem Gebiete nur und einzig durch die Erziehung, nur und einzig durch eine Wandlung unseres ganzen öffentlichen Lebens dahin gelangen können und dürfen.

Erst wenn wir unter ganz anderen Verhältnissen leben, wenn unser ganzes Leben in einer anderen Weise dahinfließt wie heute, wo die Nerven, wo der ganze Mensch fortgesetzt in einer Weise in Anspruch genommen wird, daß er wirklich kein normales Leben führt, erst wenn wir zu einer natürlichen Lebensführung nach jeder Richtung, auch in Bezug auf die Kost gelangt sein werden, erst dann wird man das weitere Kapitel der Sittlichkeitsvergehen behandeln dürfen.

Ich komme nun zu den Vergehungen gegen das Eigentum.

Daß wir Alle uns schützen, daß wir jeden unberechtigten Eingriff in das Eigentum der Volksgenossen mit oder ohne Gewalt verhüten, das versteht sich von selbst.

Der Raubanfall, der Betrug, die Veruntreuung sind ja selbstverständlich Vergehungen und bedürfen selbstverständlich des Schutzes durch die Gemeinsamkeit.

Ob unser Strafsystem notwendig ist, das will ich nicht ohne Weiteres verneinen, wir werden in der Zukunft soweit kommen, daß wir auch bei solchen Vergehen milder sein dürfen.

Alle übrigen Vergehen und Alles was sonst im Strafgesetzbuch aufgeführt wird, will ich übergehen, nur in ganz kurzen Zügen die Hauptkapitel behandeln.

Ich darf nun kurz auf die Strafe selbst eingehen.

Wir haben heute noch die Todesstrafe, die Zuchthaus-, Gefängnis-, Geld- und Ehrenstrafe.

Ich meine allerdings, daß wir die Todesstrafe in der Zukunft wohl wortlos streichen. Ich glaube und hoffe, daß die Zukunftsgemeinsamkeit das Zuchthaus beseitigt. Ob wir die Freiheitsstrafen insgesamt von Hause aus beseitigen werden, das weiß ich nicht. Daß wir eine Zeit lang solche bestehen lassen, um die Möglichkeit zu haben, uns vielleicht schadlos zu halten gegeu unerzogen-entwickelte Menschen, halte ich gar nicht für unmöglich, daß wir neben diesen Freiheitsstrafen nicht zu Todesstrafen schreiten, halte ich für wahrscheinlich.

Es kommt das Kapitel der Ehrenstrafen.

Wie weit wir darin gehen dürfen und gehen wollen, läßt sich im Augenblick nicht sagen. Nach meiner Meinung soll das ganze Verfahren ja eigentlich darin bestehen, überall den Thatbestand festzustellen. Ich meine, daß es die Allerrichtigste und erste Aufgabe unseres ganzen zukünftigen Verfahrens ist, festzustellen, was Einer gethan hat und nicht gethan hat. Ich meine, wenn man es öffentlich ausgesprochen hat, so liegt hierin bereits die ganze Strafe, liegt vor allen Dingen das, was wir mit dem Worte „Ehrenstrafe" bezeichnen. Kennzeichnet die Gemeinsamkeit Jemand als Uebelthäter, so ist ja eigentlich schon die vollständige Genugthuug da. Wir wollen ja keine Rache, wir wollen ja nur bessern.

Ich komme zum Schluß! Ich meine also, in Zukunft wird es so sein: Sind Vergehungen vorgefallen, so ist vor allen Dingen wichtig, festzustellen: Was ist geschehen? Daß man um derartiges festzustellen zu können, Jura studiert haben muß, das wird Keiner von Ihnen behaupten. Die Menschen muß man studiert haben, man muß einen ganz klaren Kopf, einen scharfen Blick und ein gesundes Herz haben. Heute schon sind unsere tüchtigsten sogenannten Kriminalbeamten doch die unstudiertesten Leute,

die wirklich schließlich das herausbekommen, was so und soviel Juristen zusammen nicht heraus bekommen haben.

Ich meine also: die Feststellung des Thatbestandes durch tüchtige Männer!

Noch etwas über den „Schuldspruch". Ein festes Wort darüber: Ja, er hat gefehlt, er hat so und so weit gefehlt. Auch hierzu braucht man nicht ein Jurist gewesen zu sein. Ich meine, ganz im Gegenteil: Den Richterspruch, ob Jemand gefehlt hat, soll man doch dem Weisesten, dem Feinfühlendsten, dem Vornehmst-gesinnten in der Gemeinde überlassen. Diese sogenannten Geschworenen sind nicht das Ideal, das mir vorschwebt. Aber eine Gruppe weiser, gerechter, bejahrter Männer, die mit dem Herzen Recht sprechen, mit dem Herzen das „schuldig" oder „nicht schuldig" und den Grad der Schuld erkennen, das ist, was mir vorschwebt.

Wenn ich nun von dem Ideal sprechen soll, das mir bei der „Bestrafung" vorschwebt, so meine ich, müßten sich auch hierbei wieder dieselben weisen, rechten Männer befinden, und zwar befinden, ob überhaupt bestraft werden muß, oder aber ob überhaupt nicht bestraft zu werden braucht.

Ganz selbstverständlich muß in unserer Gemeinsamkeit nach den gleichen Sätzen, nach den gleichen Satzungen und Paragraphen Recht gesprochen werden. Ganz selbstverständlich aber müssen es dieselben leitenden Grundsätze, dieselben nachgebenden Gesichtspunkte für uns Alle sein, denen wir nachgehen, wenn es sich um das „schuldig" handelt.

Und wir, die wir eine christliche Gemeinsamkeit sein wollen, wie auch immer der Einzelne sich den christlichen Begriff vorstellt — insofern sind wir Alle im Vaterlande Christen, als wir in der Jesuserscheinung eine besondere Bedeutung für die Entwickelung der Menschheit sehen und insoweit sind wir Alle Christen, als wir die Gedanken, wie sie im Evangelium niedergelegt sind, als die Gedanken betrachten, nach denen eine gesittete Gemeinsamkeit ihre Zustände einrichtet.

Und Sie wissen es Alle, da man die Ehebrecherin vor Jesus führte und man nun sagte: „Moses hat uns geboten, daß wir

sie steinigen, was sagst denn Du?" — Da beugte sich Jesu nieder und schrieb mit seinem Finger in die Erde — das einzig Mal, daß Jesus schrieb. Und als sie in ihn drangen und abermals fragten: „Was sagst denn Du?", da erhob sich Jesus und sprach: „Wer unter Euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie!"

Da sie das aber hörten, gingen sie hinaus, Einer nach dem Anderen, von ihrem Gewissen überzeugt, von dem Obersten bis zu dem Geringsten. Jesus war mit dem Weibe allein in der Mitte. Jesus aber richtete sich auf, da er Niemand sah, denn das Weib, sprach er: „Wo sind sie, deine Ankläger, hat Dich Niemand gerichtet?" Das Weib aber sprach: „Herr, Niemand!" Jesus aber sprach: „So verdamme auch ich Dich nicht; gehe hin und sündige hinfort nicht wieder!"

Wollen wir ein gesittetes Volk uns nennen, wollen wir Christen heißen, dann müssen wir, so oft Jemand vor uns geführt wird, um ihn zu verdammen, dann müssen wir ihm ein Christus sein.

Erziehungsgedanken.*)

I.

Unser Volk teilt sich in zwei Welten. Wir müssen Brücken des Verständnisses zwischen beiden schlagen.

Ich werde meine Grundanschauungen an den Tagesfragen erörtern. Alle Wege, die uns vorwärts bringen können, laufen zusammen in: Volkserziehung, Selbsterziehung. Darum werde ich zuerst einige Erziehungsgedanken entwickeln.

Ueber den Lebenszweck herrschen verschiedene Ansichten. Schließlich laufen aber alle Vorstellungen dahin, daß der Mensch nach einer inneren Befriedigung strebt, nach innerem Wohlbehagen ringt. Die große Verschiedenheit ist nur die, daß das, was in dem einen Menschen Wohlbehagen erweckt, im anderen Mißbehagen

*) Vortrag am 7. Januar 1895 im Germaniasaal, Berlin.

verursacht. Die große Verschiedenheit liegt darin, daß die Menschen verschiedene Wünsche haben. Das Gefühl der Befriedigung ist ganz selbstverständlich an das „Ich" jedes einzelnen Menschen gekettet.

In diesem Augenblick aber dürfen wir sagen, daß wohl Niemand in unserem Volk zufrieden ist. Und selbst Diejenigen, denen es gut geht, die da garnicht verstehen wollen, warum so viel Mißbehagen und Unzufriedenheit bemerkbar wird, selbst diese leiden unter dem Druck des allgemeinen Unbehagens. So geht es nicht weiter; darüber sind Alle sich klar. Trotzdem wäre es Frevel, wollte man, wie es geschieht, von einem Bankrott unserer menschlichen Gesellschaft oder unseres Volkes sprechen; oder wollte man, wie es leider auch geschieht, häßliche Worte gebrauchen oder den gänzlichen Zusammenbruch unserer heutigen Volksgemeinsamkeit herbeisehnen. Davon kann garnicht die Rede sein. Die Menschheit und mit ihr unser Volk wird der Vervollkommnung, der Entwickelung zugeführt.

Es kann sich nur darum handeln, daß wir allseitig zu der Erkenntnis gelangen, daß die Grundanschauungen und Grundauffassungen, aus denen heraus die heutigen Zustände und Einrichtungen sich gebildet haben, die nicht mehr richtigen sind, und daß wir diese Grundanschauungen wandeln müssen.

Wollen wir gut werden nach dem inwendigen Menschen, so müssen wir das „Ich" im Menschen entwickeln. Es ist deshalb keine Erziehung denkbar, ohne daß die Anderen sich erziehen lassen.

Bis zu diesem Augenblick ist Alles nur Gewöhnung, Dressur oder Zwang. Nur erst, wenn der, der erzogen werden soll, sich erziehen lassen will, wenn er mitwirkt aus sich selbst heraus, wenn er gut sein will, dann nur erst können wir von Erziehung reden. Alles was durch Zwang erzeugt wird, ist nicht da, uns zu vervollkommnen, dient nicht der Veredlung des inwendigen Menschen. Deswegen ist bis zu einem gewissen Grade jede Erziehung Selbsterziehung.

Wenn auch beim Kinde, bei den weniger entwickelten Menschen die Einwirkung zum Erziehen von Außen kommt, so ist doch immer der zu Erziehende dabei thätig. Bei dem schon mehr

erzogenen Menschen kann man sich ganz auf die Selbsterziehung stützen. Für ihn bedarf es keiner Einwirkung von außen her, und jeder unrichtige Gedanke, jede Fehlthat wird ihn selbst zu Erkenntnis seines Unrechts bringen und wird ihn zur besseren Einsicht führen: Er wird sich selbst erziehen.

Insoweit es sich um das Innenleben des einzelnen Menschen sowohl wie der Menschheit handelt, fällt der Begriff „Erziehung" mit dem der „Entwickelung" zusammen. Alles ist Erziehung, Alles ist Entwickelung. Das ist der geheimnisvolle Zusammenhang, in dem die Menschheit mit der Vorsehung steht. Die Vorsehung erzieht die Menschheit. Die Menschheit freilich muß sich erziehen lassen, sie muß den Einwirkungen zugänglich sein, die von der Vorsehung ausgehen. Die Menschheit, unser Volk von heute, wir Alle müssen unser Innerstes der Erkenntnis öffnen. Es fehlt wahrlich nicht an Einwirkungen von Außen. Jeder Blick in unser Volksleben zeigt uns ja die Verkommenheit der Zustände, zeigt uns das Elend, die Not, den Jammer und zeigt uns das Streben nach einem Weiterkommen, nach besseren Zuständen, nach Vervollkommnung.

Dieses Streben, das wir sehen, die Einwirkungen und die Eindrücke, die täglich auf uns eindringen, müssen die Erkenntnis in uns wecken, daß wir andere Bahnen wandeln müssen. Sie müssen uns belehren, daß die heutigen Auffassungen, wonach der Zwang die Menschen fördern soll, oder wonach die Vervollkommnung erreicht werden soll durch Zwang, falsche sind.

Alles fortan durch die Erziehung! Darin liegt wirklich und wahrhaftig die Erfüllung des richtig verstandenen Jesus-Christentums. Indem wir das Zwangsverfahren aufgeben, indem wir zu dem Selbsterziehungsverfahren übergehen, vollzieht sich die große Wandlung in der gesamten Entwickelung der Menschheit.

Ganz gewiß ist die Entwickelung der Menschheit eine unausgesetzte. Jeder Tag, jede Sekunde führt uns weiter der Ewigkeit zu. Ganz ebenso gewiß aber auch giebt es Wendepunkte, markante Momente in der Entwickelungsgeschichte der Menschheit, und ein solcher Moment ist der bevorstehende. Es ist nach meiner Ueberzeugung der allerentscheidendste. Wir gehen über zu einer gänzlich

gewandelten Auffassung in unserer ganzen Lebensführung, in unserer ganzen Lebensanschauung.

Damit schlagen wir zugleich die Brücke des Verständnisses zu Allen, die an ein Besserwerden überhaupt nicht glauben können oder wollen.

Man spricht so viel von den neuen besseren Zuständen, von neuen notwendigen Einrichtungen; man denkt sich ganz neue Wirtschaftssysteme aus. Die Anderen sagen: Mit diesen Menschen, wie sie sind, wollt ihr bessere Zustände schaffen? Diese Menschen sollen fähig sein, vervollkommneten Einrichtungen zu dienen?

Diese Anderen, die das sagen, haben recht mit ihrer Meinung, solange wir ihnen nicht den Weg zeigen, die Menschen zu wandeln. Die Systeme machen es nicht. Wenn die Allmacht selbst heute herniederstiege und brächte uns ein ganz neues Volkswirtschaftssystem mit den Einrichtungen, die wir erstreben, die Menschen, wie sie heute sind — herrschsüchtig, knechtselig, nicht erzogen die Einen, unerzogen die Anderen, — diese Menschen würden in allerkürzester Zeit auch die neueste göttliche Ordnung zu schanden richten, sie abermals zum Unsegen ihrer Mitmenschen gestalten.

Darum an die Menschen heran!

Nun kommt die Frage: Sind denn die Menschen so weit? Wenn man die Frage so auffaßt: Sind die Menschen schon erzogen für neue Zustände und Einrichtungen? Dann muß man sie auf das Bestimmteste verneinen. Wenn man aber so fragt: Sind die Menschen fähig, für neue Zustände erzogen zu werden? so dürfen wir diese Frage bedingungslos bejahen.

Wir sind in unserer Entwickelung so weit vorgeschritten, daß wir, — das Volk in seiner Gesamtheit, die wirkliche Gemeinsamkeit, — fähig sind, untereinander, nebeneinander, miteinander als wohlerzogene, gesittete Menschen zu leben. Die Sehnsucht nach einem solchen Leben ist in uns erwacht. Sie macht sich schon als Verlangen geltend. Es wird nicht lange dauern, da werden wir Zustände und Einrichtungen fordern, die uns eine solche Lebensführung des Gutseins gestatten. Wir sind in unserer Gemeinsamkeit so weit gekommen, daß wir uns zu dem Gutsein erziehen wollen, daß wir ein Lebenssystem annehmen, das zunächst

jeden Einzelnen zu einem nicht nur guten Menschen erzieht, sondern zu einem Menschen, der aus sich selbst heraus gut sein will. Ein Lebenssystem, das sich in allen seinen Einrichtungen auf diesen Grundgedanken, daß die Menschen gut sein wollen, stützt. Ich weiß es so gut wie Sie, daß die Erscheinungen der Gegenwart, die Erscheinungen an der Oberfläche unseres öffentlichen Lebens meinem Ja widersprechen. Aber wir müssen hindurch sehen können durch diese jämmerlichen Erscheinungen an der Oberfläche des Lebens auf das Innerste unserer Volksseele. Wer das kann, der wird keinen Zweifel darüber haben, daß wir so weit vorgeschritten sind in der Entwickelung.

Wer kennt denn heute die Volksseele? Und vor Allem, kennen denn die Männer, in deren Hand die Volksleitung, die Volksvertretung liegt, die Volksseele? Wissen denn die, wie es in allen Schichten des Volkes aussieht? Jeder Einzelne kennt nur seine Schichten, seine Berufskreise, seine Gesellschaftsklasse. Aber von den Anderen weiß er wenig. Das gegenseitige Vorurteil belastet heute uns Alle.

Teilen wir das Volk in zwei Hälften ein, so sagen die Einen: „Wir sind wohl so weit; aber die Anderen, die Hefe des Volkes!“ Und diese Anderen wieder: „Ja, wir haben das Recht, bessere Zustände zu verlangen; wir sehnen uns danach; die Anderen aber wollen ja nicht helfen.“ Unter diesem gegenseitigen Vorurteil erscheint schließlich unser ganzes Volk in der Gesamtheit unendlich weniger wertvoll, weniger gut, als es wirklich ist. Wir wollen nicht verzagen an uns selbst, wollen uns nicht für minder halten, als wir wirklich in dem Augenblicke sein werden, da man uns die Bahn frei macht, gut zu sein.

Mit dem Zwangsgedanken, mit dem ganzen bisherigen System hängt eng zusammen der Machtgedanke, wie er sich heute entwickelt hat, das Herrschgelüste, wie es unter uns Allen lebt. Ich gehöre nach dieser Richtung hin zu den glücklichen Menschen, die mit der Vorsehung ganz zufrieden sind, die garnichts zu mäkeln haben an dem, wie Alles geworden ist. Nach rückwärts habe ich nie trübe geblickt. Das ist Alles folgerichtige, notwendige Entwickelung. Alles was geschehen ist, hat der Entwickelung ge-

dient, hat uns auf den Standpunkt gebracht, auf dem wir stehen. Wenn ich also sage, daß der Machtgedanke, wie er sich entwickelt hat, gebrochen werden müsse, so klage ich nicht über die Vergangenheit, klage Niemanden deswegen an. Ich verstehe die historische Entwickelung. Aber eben, weil uns die Entwickelung geführt hat, so hänge ich mich an diese Entwickelung und lasse mich weiter führen; denn wir bleiben bei dem nicht stehen, was wir heute haben. Es ist ein Unterschied, ob man schimpft und schmäht und die Menschen anklagt, oder ob man ruhig sagt: Es war damals einmal so; aber nun wird es eben anders.

Wenn ich von dem Machtgedanken spreche, so denke ich nicht nur an die sogenannten Mächtigen, Gewalthaber; ich denke an jede Ueberlegenheit, die sich Einer über den Anderen aneignet, oder die ihm auf heute rechtmäßigem Wege zugefallen ist. Jede Ueberlegenheit des Einen über den Anderen, die wir als verfassungsmäßige Befugnis, als obrigkeitliche Stellung kennen, eine Macht durch Wissen, Können oder sonstige Beschäftigung, jede Macht darf und muß nur zum Segen für die Mitmenschen gebraucht werden. Jeder Gebrauch der Macht, welcher Art auch, jede Anwendung der Ueberlegenheit, die nicht dem Mitmenschen dient, stellt sich nach unserer heutigen Auffassung vom Gutsein als ein Mißbrauch der Macht und der Gewalt dar.

Gerade diejenigen, die heut im Besitz der Macht sind, sind so wenig dazu erzogen, diese Macht im Dienste der Gemeinsamkeit zu verwerten, diese Ueberlegenheit zum Nutzen der Anderen zu verwenden. Wir müssen deswegen zu allererst nach oben hin erziehen. Wir müssen denen, die im Besitz der Macht sind, das Verständnis dafür anerziehen, welches die Pflichten der Gegenwart, die Erfordernisse für heute sind. Der Gedanke, daß ein Mensch über den Anderen zu befehlen habe, dieses Rangieren der Menschen von oben nach unten, anstatt daß wir uns als Brüder neben einander stellen, dieser Herrschteufel, der uns Alle besessen hält, muß aus unserer Gemeinsamkeit heraus. Der Machtgedanke, wie er sich im heutigen Staatsleben ausdrückt, muß gebrochen werden. Das Herrschgelüste, wie es uns beherrscht, muß beseitigt werden. Damit muß eine Volkserziehung beginnen.

II.*)

Die Erziehungsgedanken greifen in die Ausführungen hinein, die mit dem Buche des Herrn von Massow „Reform oder Revolution“ im Zusammenhange stehen, so daß ich sie gleich zusammennehme.

Die ernsten Menschen der Gegenwart sind von der Frage bewegt: Wie soll es werden? Wie wird es sich entwickeln? Das Gefühl, daß wir Wandlungen entgegen gehen, liegt in aller Herz. Ich sage: Wie nur kann es werden? Für den, der felsenfest an das Werden einer neuen Zeit glaubt, für den, der durchdrungen ist von der Ueberzeugung, daß wir Zuständen entgegen gehen, daß wir selbst uns Zustände schaffen werden, welche die Erfüllung unseres Sehnens wenigstens anbahnen, für den, der die neue Zeit als eine Erfüllung des Christentums, als eine Erfüllung aller der Ideale, aller der Lehren ansieht, die wir bisher nur mit den Lippen verkündet haben, für den ist es selbstverständlich, daß eine solche Zeit nicht auf dem blutigen Schlachtfelde, über den Trümmern rauchender Barrikaden entstehen kann. Für mich ist es kein Zweifel, daß das Werden dessen, was wir ersehnen, sich nur vollziehen kann und auch nur vollziehen wird unter der Mitwirkung Aller, unter der Mitwirkung der wirklich besten Frauen und Männer des ungeteilten Volkes, der Verständigsten aller Schichten.

In dieser Zeit, wo die Frage: Wie wird es werden? uns so ernst bewegt, muß die Schrift eines Mannes, der mitten im Leben, im Berufe steht, die sich nennt: „Reform oder Revolution“ als eine Erscheinung betrachtet werden. Sie ist schon um deswillen eine hochbedeutsame Erscheinung, weil sie Beweis dafür ist, daß das Wollen, das Mitwirken-wollen, das Zugreifen-wollen in der That in allen Schichten, allen Kreisen unseres Vaterlandes sich regt.

Reform oder Revolution? Ich schicke voraus, wie Herr von Massow, ein noch im Beruf stehender, hoher Verwaltungs-

*) Vortrag am 14. Januar 1895 im Germaniasaal, Berlin.

die Art Beglückung, Entwickelung, die sie sich in ihrer Jugendzeit vorgestellt hatten, die Zeit beherrscht. Wir müssen uns fragen: Welches ist der Weg, den die Entwickelung nimmt? nicht: Welches ist der Weg, den ich mir vor dreißig Jahren gedacht habe? — Wie schaut es in der Volksseele aus? Wohin drängt das Wollen der Gemeinsamkeit? Dann dieser Entwickelung die Bahn freizumachen, das ist die Erfüllung des einzigen Ideals, das wir Alle haben, die Erfüllung unserer Pflicht.

Herr von Massow ist von der Notwendigkeit einer Gesamtreform überzeugt; er hat begriffen, daß wir Alle zugreifen müssen, daß in jeder Bewegung etwas Gutes liegt. Er sagt: „Wir werden nicht rückwärts reformieren," und will dennoch zur Ordnung zurückführen. Rückwärts liegt die Ordnung nicht, und Jemand, der vorwärts reformieren will, kann doch rückwärts nicht die Ordnung suchen. Ordnung heißt vorwärts-aufwärts schreiten (Es kann wohl etwas in Unordnung gekommen sein und wieder eingerenkt werden müssen).

Er sagt: Unter Reform ist nicht notwendig die Beseitigung des Bestehenden zu verstehen. Ganz gewiß nicht. Im Worte „reformieren" liegt schon gar nicht ausgedrückt, daß Alles beseitigt werden müsse. Mir ist der Begriff des Wandelns, namentlich unserer eigenen Innenanschauungen und daraus des Neugestaltens der liebere Begriff. Mit einem neuen Geiste durchdringen! Die Reform ist ein Gebot der Selbsterhaltung, meint Herr von Massow. Da erst reformieren, wo es am Notwendigsten ist. Die Finanzfrage darf kein Hindernis sein. Er sagt aber dann, den Gedanken „Abrüstung" könnten wir nicht in unsere Betrachtungen hineinziehen. Wer aber an den Krieg glaubt, der braucht dafür soviel Geld, daß ich nicht verstehe, wie man dann noch sagen kann, die Finanzfrage spiele keine Rolle.

Herr von Massow sagt: Die Brotfrage ist nicht das Höchste. Er hat also ein schönes Verständnis für die Bestrebung des anderen Teiles des Volkes. Er weiß, daß auch dort über der Brotfrage die Begeisterung für ein besseres Leben steht. Aber er

ihrem Wohlbefinden zu heben, aber wir kommen gar nicht den Gedanken, daß es überhaupt nicht Gottes Gesetz ist, daß von Geburtswegen Minder-Begünstigte giebt. Woran liegt d

Wir kennen einander nicht, leben noch immer fremd ne einander dahin. Wenn Pastor Göhre ergründen will, wie es den nächststehenden Volkskreisen aussieht, muß er in ein stelltes Gewand sich kleiden. Dann klingen uns die Berichte aus fremdester Fremde. In den Gemütern der Anderen ist nicht anders. Es leben darin ebenso irrige Vorstellungen ü das Leben und Weben in den sogenannten oberen Kreisen. wahrer Freude suchen sie nur das zu erfahren, was in oberen Kreisen an Unthaten geschieht, schüren ihren Haß da Von den guten Regungen, großartigen Gesinnungen, herrli Eigenschaften, die in den oberen Kreisen leben, wollen sie ni wissen, wenn man ihnen davon spricht, so glauben sie n daran — so wenig freilich die oberen Kreise an den Bildu drang, an den Vervollkommnungsdrang, an den wirklich handenen Idealismus der Anderen glauben wollen. So lebt fremd dahin. Einer glaubt nicht an den Anderen. Darum is kein Wunder, wenn sich die Vorstellung festsetzt: es muß n so sein, der Klassengegensatz ist doch am Ende eine göttl Ordnung. Nein, er ist es ganz gewiß nicht. Und wenn bis jetzt in diesem Klassengegensatz gelebt haben, so mag nach dem Gesetz der Entwickelung so geschehen sein. dem Augenblick, da in uns das Streben erwacht, uns nicht n im Gegensatz zu unseren Volksgenossen zu fühlen, ist eben göttliche Ordnung die, daß wir ein einiges Volk darstellen, geeinte Volksseele bilden, und daß die Zustände, die wir schaffen wollen, sich alle aus diesem Bewußtsein heraus bauen.

Einzelheiten: Herr von Massow bekennt, daß er die Id seiner Jugend nicht mehr zu verfolgen imstande sei. Er un scheidet sich dadurch von tausend Anderen, die sich in der Jug Ideale gebildet haben und nun denken, daß gerade ihre V stellungen der Verwirklichung entgegengeführt werden müssen. wird wenig Menschen geben, denen es vergönnt ist, daß ge

die Art Beglückung, Entwickelung, die sie sich in ihrer Jugendzeit vorgestellt hatten, die Zeit beherrscht. Wir müssen uns fragen: Welches ist der Weg, den die Entwickelung nimmt? nicht: Welches ist der Weg, den ich mir vor dreißig Jahren gedacht habe? — Wie schaut es in der Volksseele aus? Wohin drängt das Wollen der Gemeinsamkeit? Dann dieser Entwickelung die Bahn freizumachen, das ist die Erfüllung des einzigen Ideals, das wir Alle haben, die Erfüllung unserer Pflicht.

Herr von Massow ist von der Notwendigkeit einer Gesamtreform überzeugt; er hat begriffen, daß wir Alle zugreifen müssen, daß in jeder Bewegung etwas Gutes liegt. Er sagt: „Wir werden nicht rückwärts reformieren," und will dennoch zur Ordnung zurückführen. Rückwärts liegt die Ordnung nicht, und Jemand, der vorwärts reformieren will, kann doch rückwärts nicht die Ordnung suchen. Ordnung heißt vorwärts-aufwärts schreiten (Es kann wohl etwas in Unordnung gekommen sein und wieder eingerenkt werden müssen).

Er sagt: Unter Reform ist nicht notwendig die Beseitigung des Bestehenden zu verstehen. Ganz gewiß nicht. Im Worte „reformieren" liegt schon gar nicht ausgedrückt, daß Alles beseitigt werden müsse. Mir ist der Begriff des Wandelns, namentlich unserer eigenen Innenanschauungen und daraus des Neugestaltens der liebere Begriff. Mit einem neuen Geiste durchdringen! Die Reform ist ein Gebot der Selbsterhaltung, meint Herr von Massow. Da erst reformieren, wo es am Notwendigsten ist. Die Finanzfrage darf kein Hindernis sein. Er sagt aber dann, den Gedanken „Abrüstung" könnten wir nicht in unsere Betrachtungen hineinziehen. Wer aber an den Krieg glaubt, der braucht dafür soviel Geld, daß ich nicht verstehe, wie man dann noch sagen kann, die Finanzfrage spiele keine Rolle.

Herr von Massow sagt: Die Brotfrage ist nicht das Höchste. Er hat also ein schönes Verständnis für die Bestrebung des anderen Teiles des Volkes. Er weiß, daß auch dort über der Brotfrage die Begeisterung für ein besseres Leben steht. Aber er

der Zukunft und ihre Bekämpfung. Für ihn ist die Sozi demokratie ein feindliches Heer. Der Gedanke, die Wünsc die Ideen seiner Brüder — und Herr von Massow ist Christ zu ergründen, zu prüfen, der Gedanke, mit dem Herzen sein Mitmenschen zu denken, mit der Vorstellung der Anderen arbeiten, ist ihm nicht gekommen. Er meint, wenn es uns nic gelingt, in etwa zehn Jahren soweit reformiert zu haben, d der Sozialdemokratie die Waffen entwunden sind, daß wir da die Revolution haben. Er schildert sie in düsteren Farben u giebt uns beinahe ein Revolutions-Reglement. Ich halte für gefährlich, zeichnen zu wollen, wie etwas in zehn Jahr sein wird. So wird es, nach meiner Ueberzeugung, c keinen Fall.

2. Kapitel: Neue Männer für das neue Jahrhund schaffen! Der Schlußsatz des Kapitels drückt seine Meinung Besten aus. Der geistige Niveau-Unterschied zwischen den Mas und uns ist nicht mehr groß genug, um ihnen zu imponie und sie unserer Leitung gefügig zu machen. Er setzt also vora daß die obere Klasse das Recht habe, sich die andere gefügig machen. Er verlangt einen Abstand, und er meint, wenn Abstand nicht mehr groß genug ist, so ist das ein großer Fehl Er meint nun nicht, daß die Anderen in ihrer Bildung h untergedrückt werden, er verlangt aber, daß wir nun ein größeren Vorsprung bekommen müßten. Mir schwebt ein B vor: △ ein gleichseitiges Dreieck. Die Spitze muß sich zu auch langsam heben, aber verhältnismäßig lebhafter muß breite Seite nachkommen: in die Breite entwickeln. Bisher hal wir uns nur zuspitzend entwickelt.

Herr von Massow will den Kampf mit den Waffen Geistes führen, die uns allein den Sieg erringen helfen, der Frieden verbürgt. Ich meine: Kein Sieg verbürgt den Frieb Jeder Sieg schließt den neuen Kampf in sich. Der Besiegte unter allen Umständen das Bedürfnis, wieder hochzukomm Zum Frieden kommen wir nur auf dem Wege der Vereinbaru der Verständigung, des gemeinsamen Zugreifens. Er will n Männer für die neue Zeit erziehen. Das ist richtig. Er schild

uns nun die vorhandenen Männer in einer sehr traurigen Weise. Er kennt nur die Männer des vergangenen Jahrhunderts, die Heroen, die schon zum Teil hinübergegangen, zum Teil Greise sind, und folgert nun, daß Männer für die neue Zeit überhaupt nicht da wären. Ich meine: Die Menschen sind für die Zeit schon da; sie sind ja die Träger der neuen Zeit. Darin ist Herr von Massow großartig konsequent: Die Männer, die er für notwendig hält, sind nicht da; darum wird auch die Zeit nicht kommen, die er meint. Er will also nun die Männer erziehen und giebt uns einen vollständigen Plan. Er schematisiert sehr, legt auf die Aneignung von Wissen zu viel Wert. Er will für jedes Lebensalter vorgeschrieben haben, was der junge Mensch lesen darf.

Er hält die Zeit des Kampfes um die Staatsform für vorüber, nun müsse Alles so weiter gehen. Ich meine: Es handelt sich gerade um die Verfassung; ich hoffe, daß von der ganzen Verfassung herzlich wenig übrig bleibt. Ich halte sie nur für einen Uebergang. Ich kann garnicht finden, daß unsere heutigen Zustände, Gesetze, Einrichtungen überhaupt nur etwas Ethik in sich haben. Dann wären wir ein christlicher Staat. Wir sind heute ein barbarisches Volk.

Nachdem er die Erziehung der vornehmen Jugend gezeigt hat, schildert er die Erziehung der Erwerbsarbeiter. Hier von Hause aus eine ganz andere Richtung. Ihre Bildung soll mit dem 14. Lebensjahre abschließen. Das ist für ihn eine Selbstverständlichkeit. Für mich ist das nicht selbstverständlich. Wir werden dafür sorgen, daß die Bildung Aller der Individualität entspreche, nicht aber ein einem Klassengegensatz entsprechendes Niveau erreicht. Wir werden eine Einheitsschule haben, und daran wird sich die Berufs-, die Fachschule anschließen.

Er verlangt eine Ueberwachung, Weitererziehung, einen Schutz dieser Jugend, will Pflegeämter eingerichtet haben. Wenn die Pflegeväter oder -Aemter danach sind, dann ist dies ja vortrefflich. Wir müssen anderswo anfangen, als bei den Vierzehnjährigen. Er dringt auf obligatorische Fortbildungsschulen, die aber dann nicht mehr notwendig sind, wenn wir Alle bis zum 17., 18. Lebens-

jahre vorgebildet haben. Die Schule endet nur deswegen mit dem 14. Jahre, weil die unglücklichen Kinder gezwungen sind, etwas zu verdienen. Wenn diese Notwendigkeit fortfällt, so sehe ich gar nicht ein, warum man sie nicht bis zum 18. Lebensjahre in der natürlichen Ueberwachung des Elternhauses hält. Er meint, man solle dem Arbeiterstande nur das geben, was er für das Leben braucht und was seinem Verständnis angepaßt ist. Er ist nicht in die Art Volk gedrungen, wo er erfahren hätte, was für ein Wissensdrang vorhanden ist. Ist denn der Bildungsdrang unten nicht genau so vorhanden wie in den anderen Kreisen? Das unterscheidet ja doch die Gegenwart so sehr von der Vergangenheit, daß augenblicklich das Bedürfnis nach Bildung, das Verlangen danach in den breitesten Schichten erwacht ist. Von diesem Augenblick an dürsten die Anderen, und wir haben kein Recht, sie dürsten zu lassen und zu sagen: Euch nur Das, was ihr für eure Verhältnisse braucht!

Ich will meine Gedanken über Erziehung in dieses Bu hineinlegen. Wir müssen zuerst uns selbst für die neuen Z stände erziehen, müssen gleichzeitig die richtigen Einrichtun schaffen, die diese neue Auffassung des Lebens unterstützen. Jugend hat nur der, der selbst etwas ist. Aller Erziehung G heimnis ist das Beispiel. Wenn wir nicht selber der Juge das Richtige vorleben, wenn wir uns nicht selbst in die neue Z hineingelebt haben und der Jugend darin ein richtiges Beispi sind, daß wir zum Entschluß kommen, ein anderes Leben führen, dann können wir von der Jugend nicht ein ander Leben verlangen. Die Jugend kann uns doch nicht in neue Zeit hineinlenken. Die Erkenntnis für die gemeinsa Pflicht muß erwachen. Wir, die jetzt lebende Generation, werd in die neuen Bahnen hineinführen. Der Jugend ist es v behalten, das vollkommenere Geschlecht zu werden. Sie m aus uns herauswachsen. Wir wollen immer die Jugend zurü holen: Wir müssen sie vorgehen lassen. Freilich haben wir unserer Jugend gegenüber sehr ernste Pflichten. Es ist schw die richtigen und doch milden Worte zu finden, die da bezeichn wie grundfalsch unsere heutige Erziehung ist. Wir führen uns

Kinder von Hause auf falsche Bahnen, indem wir sie niederdrücken. Statt die junge Menschenpflanze aufrecht zu stellen, gerade zu richten, zum selbständigen Wachstum anzuleiten, statt ihr das Haupt emporzurichten, den Blick unbefangen und weit, sicher und hell zu bilden, biegt man das ganze junge Wesen schon in zarter Jugend nach unten, lehrt es, sich unselbständig und schmeichelnd um Andere zu winden, drückt unausgesetzt Haupt und Rücken zur Erde, drängt unablässig auf Demut, beengt und trübt den Blick, erzieht zur Unterthänigkeit, verlangt Unterwerfung – und da soll die Gottespflanze nicht verkümmern! Sie muß verkümmern, sie verkümmert zur stillen Beseligung derer, die im stummen Dulden und in einer erzwungenen Willfährigkeit den höchsten Grad einer Frömmigkeit sehen, die keine Frommheit ist.

Das sind Gedanken, die mich durchziehen, so oft ich an Jugenderziehung denke. Nach meiner Vorstellung gilt für Alle der gleiche Grundsatz: selbständige, charaktervolle Persönlichkeiten aus den Kindern zu machen. Dazu gehört das Sichbescheiden der Erzieher, daß sie nicht immer glauben, die Gottbegnadeten zu sein, die über ihren Kindern stehen.

Der wirtschaftliche Reformplan des Herrn von Massow. Seine Schilderung unseres heutigen Systems ist klassisch. Die Herrschaft des Kapitals. Er geht der Sache rücksichtslos zu Leibe. Der Staat ist der leichtsinnige Spieler, das Kapital ist der „olle ehrliche Seemann". Er verlangt, daß an Stelle des kaufschwachgewordenen Mittelstandes ein konsumkräftiger Arbeiterstand trete. Er stellt einen Vergleich an zwischen dem Einkommen der Industriebeamten und dem der höchsten Staatsbeamten, aber auch zwischen den Industriebeamten und den Arbeitern. Er meint, das Kapital müsse es sich gefallen lassen, daß es sich mit dem Zahlen der Zinsen vermindere. Er will eine Monopolisierung des Wertaustausches, aber nicht in bureaukratischer, sondern in kaufmännischer Weise.

Das letzte Kapitel: Herr von Massow stellt die ethische Frage, die religiöse, die der inneren Entwickelung über die Brotfrage. In diesem Sinne weist er auf die Notwendigkeit eines geistigen Lebens hin und kommt auf die Verhältnisse unserer

Kirche. Er meint, daß die Kirche sich gebildet habe, indem bei den Gleichgläubigen der Drang vorhanden gewesen, sich zusammenzuschließen. So wohl nicht. Wir wissen, daß mit dem Christentum zugleich wir die Kirche von Rom her übernommen haben, daß wir in diese Einrichtung hineingeboren sind. Er hat gewiß recht, wenn er sagt, daran sei gar nicht zu denken, daß wir Alle eines Glaubens sein könnten. Er hat aber nicht recht, wenn er sich nicht in den Gedanken hineinleben will, daß die Religion uns Alle umfaßt, daß das Band eines einigen Denkens um Alle geschlossen werden kann.

Zwei Grundirrtümer sind vorhanden, meint Herr von Massow: 1) Daß eine Kirche ohne Dogma bestehen könne, sei nicht denkbar; dann sei es eben keine Kirche mehr. 2) Daß man die Gegenwart durch Predigt des Dogmas religiös machen könne. Aber den dritten großen Irrtum hat er nicht erkannt: daß nämlich, wie er meint, eine Religiosität ohne Dogma undenkbar sei. Er sagt, die breite Masse unseres Volkes habe sich von der Religion abgewendet. Das ist nicht richtig. Nur von gewissen Lehren, die von der Kirche als festgiltige aufgestellt werden, hat sich unsere Zeit abgewendet. Die Erbsünde betrachtet er als etwas Thatsächliches, was bekämpft werden müsse. Schon das Kind habe Freude am Zerstören. Ich bin anderer Ansicht. Es ist Neugier oder Wissensdrang, Forschungstrieb. Kleine Ungezogenheiten will er als Sünde ansehen, will er aus der Erbsünde herleiten. Nach meiner Meinung giebt es keine Erbsünde.

Die Bedeutung des Buches hängt davon ab, ob der Verfasser sich selbst dem Volke zur Verfügung stellt, um die Gedanken der Verwirklichung entgegenzuführen, die uns vor Revolutionen bewahren sollen. Er kann unmöglich bei seiner heutigen Auffassung stehen bleiben. Wer weiß heut noch etwas von „Rembrandt als Erzieher“? Als das Buch erschien, war alle Welt davon voll. Hier haben wir ein Buch, das viel packendere Gedanken enthält, die mehr ins Leben führen, — hier angewandte Gedanken. Wir wollen hoffen, daß der Verfasser sich einreihen wird unter die Kämpfer, die eine neue Zeit herauf führen helfen wollen.

Die Elemente der Erziehung.*)

Das Fundament unseres Neuaufbaues sind die Elemente der Erziehung. Es handelt sich darum, daß unser Volkskörper gesundet, daß er zur Ruhe kommt. Es ist eine organische Entwickelung, die die Kulturwelt, die Menschheit unausgesetzt durchmacht, augenblicklich in besonders erschütternder Weise. Wir wollen aber zunächst das Wort Gesundung festhalten. Wenn ein Körper gesunden und wenn Jemand an sein eigenes Gesundwerden, Wieder-gesund-werden glauben soll, so muß er zunächst Vertrauen fassen zu dem Mittel, das man ihm zur Gesundung vorschlägt. Man muß ihm ein Mittel nennen, und er muß an die Heilkraft dieses Mittels glauben. Wenn wir siegreich die jetzige Wandlungsepoche bestehen, wenn wir das Gute zum Siege bringen wollen, so müssen wir das Mittel kennen lernen und müssen lernen, an dieses Mittel zu glauben, das uns im Guten fördern soll. Gut immer relativ genommen; Vervollkommnung immer relativ genommen. Wir können nur von einer jeweiligen Vervollkommnung sprechen, nur davon, daß unsere Erkenntnis sich vervollkommnet gegenüber der aus der Vergangenheit übernommenen Erkenntnis.

Wollen wir nun das Gute, das heißt, das von uns als das Vollkommenere Erkannte, zum Siege, zur Geltung bringen, so müssen wir nach dem Mittel suchen, das dies Gute, dies Vollkommenere uns sichert, uns gewährleistet. Dies Mittel heißt Erziehung, und das Grundelement dieser Erziehung ist der Glaube an die sieghafte Kraft der Erziehung.

An diesen Gedanken schließt sich der an, daß wir Vertrauen haben müssen zum Menschen. Das Wort Glaube leitet hier über in das Wort Vertrauen. Letzteres ist eine Unterabteilung dieses Grundelements, und es bedeutet, daß wir glauben müssen an das Gut-sein-wollen des Menschen oder der Menschen. Wir müssen Vertrauen haben zum Menschen.

*) Wander-Versammlung der Egidy-Vereinigung am 8. April 1896. Berlin, „Deutscher Hof", Luckauerstraße.)

Ob dieses Vertrauen gerechtfertigt ist, das wird ja die Zukunft lehren. Keiner aber hat das Recht, heute schon zu behaupten: „Der Mensch ist Bestie und bleibt Bestie.“ Die gelehrten und ungelehrten Menschen, die immer von der Bestie im Menschen sprechen, verwechseln hier die Begriffe Natur, respektive Tier und Bestie. Der Mensch ist ein Geschöpf und man kann ihn, wenn man will, nach gewissen Gesetzen ruhig mit unter die Tiere rechnen. Das nimmt ihm gar keine Perle aus seiner Krone. Er ist aber nicht wildes Tier, nicht Bestie. Er hat die Fähigkeit, sich zu vervollkommnen, allmählich eine Stufe höherer Ordnung zu erreichen. Dieses Vertrauen dürfen wir zum Menschen haben, oder dieses Vertrauen dürfen wir zu dem heiligen Gesetz haben, das da die Entwickelung für die Menschheit vorschreibt. Denn die Vergangenheit lehrt uns, daß wir schon eine gehörige Stufe in der Entwickelung vorwärts geschritten sind, wenn auch gewisse Eigenarten immer wiederkehren. Diese Immerwiederkehr kann aber nur und soll nur Aufforderung für uns sein, das, was nun noch wild, ungezügelt, ungeregelt, undisziplinierte im Menschen ist, was noch an Bestie im Menschen steckt, immer mehr heraus zu erziehen, — und an die Möglichkeit, dies zu können, müssen wir glauben, weil wir an die Bereitwilligkeit des Menschen, sich erziehen zu lassen, wenn er nämlich richtig angefaßt wird, glauben.

Zu diesem Glauben an die Kraft der Erziehung, gestützt auf das Vertrauen in die Menschheit, gelangt man freilich nur durch die Liebe. Man muß die Menschen, man muß den Menschen lieb haben können. Man muß wirklich mit der ganzen Kraft eines liebenden Herzens an der Menschheit hängen, muß die Menschheit, muß jeden Einzelnen aus der Menschheit in sein Herz zu fassen imstande sein.

In diesem Augenblick wollte ich von dem Begriff Liebe gesprochen haben, der Alles umfaßt, und in dem Jeder sich zu den Menschen hingezogen fühlt, schon weil er allen Menschen das Bessere wünscht, heilig überzeugt, daß uns das Bessere, die vollkommenere Ordnung bestimmt ist. Ich habe dann noch von einem anderen Teile der Liebe zu sprechen. — Gewissermaßen kann man die Erziehung in zwei Teile teilen. Man kann

jeden Begriff teilen. Eine Einteilung für die Erziehung wäre etwa die: Anleitung und Zurechtweisung. Jede Erziehung soll sich zusammensetzen aus dem Hinweis, der ersten Anleitung, und aus der immer sich wiederholenden Zurechtweisung da, wo der Andere abwich.

Zu der Anleitung ist das Element der Erziehung die Klarheit über die Richtung, — nicht über das Ziel, weil wir ja kein Ziel kennen. Für mich ist das Ziel am Ende der Richtung aufgestellt, in der Endlichkeit oder Unendlichkeit. Für uns, für den strebenden, für den nach Vervollkommnung ringenden Menschen giebt es nur die Richtung. Das ist der große Fehler in der Vergangenheit gewesen, daß wir immer — gelegentlich der Revolutionen oder Episoden der Menschheitsentwickelung — Ziele aufgestellt haben. Das ist der große Fehler dieser Programm-Menschen in unserem Volke, dieser Programm-Parteien, daß sie Ziele aufstellen und daß sie Jeden, der es wagt, mit seinen Gedanken in derselben Richtung über das von diesen Kommandeuren aufgestellte Ziel hinauszuschreiten, auf die Finger oder auf den Kopf klopfen.

Ich sage also: Wir müssen uns über die Richtung klar sein, die die Entwickelung nehmen muß, über die Richtung, an deren Ende das Ziel in den Aeonen der Jahre liegt. Diese Richtung will ich nur kurz andeuten.

Darüber müssen wir uns klar sein, daß jede Zeit ihre Ideale haben muß. Aber wir dürfen eben bei dem Begriff Ideal uns nicht einen bestimmten Strich machen, bis zu dem wir gelangen dürfen, sondern müssen nur Gesichtspunkte ins Auge fassen, nur Leitgedanken uns klar machen.

Neben dieser Klarheit in der Richtung nun aber für den anderen Teil der Erziehung, für die Zurechtweisung, die Fähigkeit, nämlich die Bestimmtheit und — hier nun der andere Teil der Liebe, der Begriff der Liebe, von dem ich vorhin sagte, daß ich ihn noch erwähnen würde — die Milde.

Unsere ganze Erziehung läuft gewissermaßen in den Begriff Harmonie aus, derart, daß wir das Gleichgewicht gewinnen zwischen den beiden sogenannten Extremen, den beiden Polen, nicht

etwa, daß wir die sogenannte goldene Mittelstraße, diesen la
weiligen Philisterweg gehen, sondern daß wir die beiden Pole i
unserem ganzen Wesen berühren und nun das Gleichgewicht fin
zwischen diesen Polen. Wir bedürfen sowohl der Festigkeit,
ja für viele Menschen schon in Strenge ausartet, wie der Mil
das heißt wir müssen, wenn es sich um die Zurechtweisung
der Erziehung unserer Mitmenschen handelt, unbeugsam fest
unserem Willen in der Weise sein, daß wir den zu erziehend
Menschen in die Richtung hineinbringen. Aber das Mit
womit wir ihn hineindrücken, die Art, wie wir den Einzeln
zurechtweisen, soll mild, kann garnicht mild genug sein. Nehm
Sie ein Wort mit nach Hause: Wohlwollende Energie! Unbe
sam fest im Willen, aber milde in der Form, diesen Willen z
Ausdruck zu bringen.

Zu dieser Milde gehört, daß wir uns ein richtiges V
ständnis für unsere Mitmenschen aneignen. Zu dieser Mi
gehört, daß wir lernen — wir müssen Alles lernen, wir lern
aber auch wirklich Alles durch die Uebung — daß wir uns üb
bei der Beurteilung unserer Mitmenschen, besonders bei der
urteilung der etwaigen Schuld unserer Mitmenschen mit
größten Gewissenhaftigkeit und Milde vorzugehen. Wir müs
bei der Beurteilung einer etwaigen Schuld unserer Mitmensch
durch hundert Uebel durchgreifen, bis wir auf die Urschuld,
die Ursprungsschuld gelangen. Wir dürfen uns durch nichts
alle dem, was uns im Augenblick empört, irritieren lassen;
müssen immer nur prüfen, wo liegt die Wurzel der Schuld,
liegt ihr erster Anfang, und nur diese dürfen wir wirklich
urteilen. Da werden wir in den allermeisten Fällen find
daß wir garnicht den heutigen Uebelthäter zu verurteilen hab
sondern ganz andere Menschen, meist uns selbst, die wir die V
schuldigen an der Ursprungsschuld sind.

Für die Anleitung Klarheit in den Zielen, Erfassen
Ideale, und für die Zurechtweisung wohlwollende Energie, Mi
bei der Beurteilung der Schuld. Und nun ein weiteres Elem
für die Erziehung:

Das Beispiel. Das Beispiel ist das Geheimnis aller

ziehung. Ich denke nicht an Muſtermenſchen. Muſtermenſchen ſind mir eine ſo unangenehme Angelegenheit, daß ich überhaupt nicht an ſie denke. Es giebt keine Muſtermenſchen, und die, die ſolche ſein wollen, ſind höchſt fatale Perſönlichkeiten. Wir können uns, wenn wir von Beiſpiel ſprechen, immer nur ein Ideal, ein Beiſpiel aus all den guten Eigenſchaften, die wir überhaupt kennen, zuſammenſetzen. Ein Einzelner kann nie ganz Ideal ſein, darf nie Muſtermenſch werden. Wohl aber müſſen alle die, — und das verſtehe ich unter Beiſpiel — die erziehen, die erziehlich wirken wollen, niemals die Richtung verlaſſen, um die es ſich handelt. Sie müſſen unbedingt zuverläſſig für alle ihre Mitmenſchen darin ſein, daß ſie wirklich es ernſt nehmen mit ſich ſelbſt, die Richtung inne zu halten, von der ſie ſprechen.

Daß nicht Alle von uns in dieſer Richtung gleichmäßig weit kommen, daß wir nicht Alle gleichmäßig ſicher bei Nacht und Nebel und durch alle Fährniſſe des Lebens hindurch die Richtung innehalten, daß wir nicht geübt genug ſind, ſie auch dann feſtzuhalten, wenn es ſich darum handelt, auf des Meſſers Schneide dahin zu marſchieren, das wiſſen wir Alle. Wir dürfen deswegen den nicht gering werten, der einmal abgewichen iſt, der einmal nicht in der Richtung geſehen wurde, wo wir ihn ſuchten. Aber er kann uns doch Beiſpiel bleiben, wenn er in der nächſten Sekunde wieder da iſt, und wenn wir das Gefühl haben dürfen, er wollte nicht abweichen; es waren aber die Verhältniſſe, es war das, was auf ihn einwirkte, ſtärker, als er ſelber im Augenblicke noch iſt.

Unter Beiſpiel verſtehe ich alſo den heiligen und ernſten Willen, ſelbſt das zu ſein, wozu man Andere erziehen will, die innere Klarheit, Feſtigkeit, das Wollen. Wie ſehr ein ſolches Beiſpiel wirkt, brauche ich nicht erſt zu ſagen. Am Beſten macht man es ſich klar, wenn man darüber nachdenkt, wie wenig die Worte, wie wenig das ganze ſogenannte Wirken eines Menſchen von Bedeutung ſein kann, wenn er ſelbſt nicht da zu finden iſt, wohin er mit der Hand zeigt. Aber nun noch dieſer Gedanke: Wenn wir von Beiſpiel ſprechen, dann tritt vor unſere Seele das Gefühl, daß wir vor Allem dies Beiſpiel an der Stelle zu

suchen haben, wohin wir zu blicken, wo hinauf zu blicken wir gelehrt wurden. Wenn wir denken, wie wohlthuend, wie geheimnisvoll wirkend es uns schon berührt, wenn ein schlichter Mann, eine schlichte Frau aus dem großen Kreise der Menge uns Beispiel ist, wieviel mehr könnten dann die Stellen wirken, die sich unter die Rubrik Volkserzieher stellen.

Wie könnten die Zeitungen wirken! Wie kann es wirken, wenn die Träger der öffentlichen Meinung richtige Gedanken aussprechen! Wie kann es wirken, wenn Zeitungen, von denen wir gewöhnt sind, daß sie in der Irre herumschwirren, von denen wir gewöhnt sind, daß sie lieblos, gehässig berichten, wenn solche Zeitungen einlenken auf den Weg zum Guten; wenn Zeitungen, die rückwärts gerichtet sind, jetzt plötzlich Front schwenken zum Neuen; wenn Zeitungen, die in liebloser, thörichter Weise die Vergangenheit schmähen, sich das Verständnis aneignen, daß Alles in der Vergangenheit so hat sein müssen, und daß es vor Allem gar keinen Zweck hat, sich mit der Vergangenheit zu beschäftigen, wenn wir noch so schrecklich viel für die Zukunft zu thun haben! Wie wird es wirken, wenn die Zeitungen nach dieser Richtung hin anfangen, Vorbilder zu werden!

Die Zeitungen sind eine Macht: aber bis zur Stunde mißbrauchen sie fürchterlich ihre Macht. Ist das Erziehung, weiten Kreisen unseres Volkes als einzige geistige Nahrung eine Zeitung zu bieten, in der Gehässigkeit, Interessenkampf, Niedrigkeit, Lüge, Schmähung tagein, tagaus zu finden ist? Wie soll da in das Volk eine richtige öffentliche Meinung, eine vornehme Gesinnung kommen, wenn es sieht, was sie Alle miteinander leisten von einem Flügel bis zum anderen! Es hat keinen erzieherischen Wert, daß die Zeitungen nur darauf aus sind, schneller berichten zu können.

Unsere öffentliche Meinung steht nicht auf der Höhe. Sie ist keine gerechte Richterin. Sie ist ein Kind unserer Zeit. Die Streber, Heuchler, die Selbstsüchtigen haben sich zu Herren der öffentlichen Meinung gemacht. Wenn auch die öffentliche Meinung oft im ersten Augenblick das Richtige trifft, so trägt sie doch zu sehr das Gepräge der Gegenwart, als daß sie sich

nicht allemal unter die Zeitungsmachthaber beugte. Deshalb ist es der Stolz der Guten und Tapferen im Lande, der öffentlichen Meinung zu trotzen, und es ist eine Schmach der Feigen und Schlechten im Lande, der öffentlichen Meinung zu schmeicheln. Wir Alle sollten zugreifen, um die öffentliche Meinung zu einer unfehlbaren, lobenswerten unter uns zu machen. Wenn sie so ist, wie sie sein soll, dann dürfen wir nicht nur, dann müssen wir uns ihr beugen. Wie es aber heute ist, haben wir die Pflicht, sie erst so zu gestalten, daß sie wirklich eine Gebieterin über uns sein darf. Sie muß als ein Volksheiligtum, sie kann als die Religion der Gesamtheit angesehen werden, die sich in der That zusammensetzt aus allen den guten und vollkommenen Regungen deren nur die Besten unter uns fähig sind. Sie muß die Vorgänge so wiedergeben, wie sie sich im Innern der Menschen abspiegeln. Eine unbestechliche Richterin über das Thun jedes Einzelnen muß sie sein. Ein Volk mit einer solchen öffentlichen Meinung darf sich ein gesittetes, ziviliſiertes, christliches nennen. Aber ich meine, wenn wir erst soweit sind, daß wir zu einer solchen öffentlichen Meinung gelangt sind, dann werden wir keinen Wert mehr auf den Namen legen; dann werden wir uns mit dem Wert unserer Gesinnung begnügen.

Wie würde es wirken, wenn von der Kanzel herab, von der Stelle, zu der wir andachtsvoll lauschen, uns nicht immer nur ein Evangelium der Vergangenheit, sondern das Evangelium der Zukunft gepredigt würde; wenn wir nicht ein dogmatisches Evangelium hören müßten, sondern ein lebendiges Evangelium, und wenn wir von der Kanzel herab aufgerufen, wenn Jeder an die Nieren gefaßt und ins Leben hinausgedrückt würde, um an der Erfüllung des Christentums mitzuwirken! Wie könnten die Männer, die hinter einer Brüstung stehen, da Niemand ihnen in ihrer dreißig-minutigen Rede widersprechen darf — wie könnten sie erziehlich, vorbildlich auf uns wirken, wenn sie uns zum rechten Thun im Glauben anregten!

Wie könnten die Männer, die wir selbst in die Werkstätte unseres öffentlichen Thuns, in die Volksvertretung entsandt haben, wie könnten die Männer, deren jedes einzelne Wort

wirklich vom ganzen Volke gehört wird, wie könnten un
Volksvertreter erziehlich, vorbildlich wirken, wenn sie die red
Gedanken hätten, dann auch die rechten Gedanken ausspra
und selbst in ihrem ganzen Wesen das wären, was wir brau
an dieser Stelle: Vorbild, Beispiel!

Und nun den Schluß: Wie einfach wäre Alles erle
wenn unsere Fürsten, wenn der König selbst ergriffen n
von der Erkenntnis der Erfordernisse der Gegenwart und un
der Verwirklichung dessen, was uns beschieden ist, voranschri
Hier schließt sich die Kette, hier kommt wieder der Gla
Wollen wir glauben, daß wir den Schritt vorwärts-aufwä
den wir heute ahnen daß er uns, dem Gegenwartsgeschlecht
schieden ist, thun werden, so müssen wir auch glauben,
die Erkenntnis zur rechten Stunde über unsere Für
kommen wird.

Dann noch dieser Gedanke: Wir haben vom Beispiel
sprochen, vom Beispiel an der rechten Stelle. Den Gedan
den ich, als ich vom Beispiel sprach, zuerst anregte, daß
unter Beispiel nicht Mustermensch verstehen dürfen, sondern
dankbar damit begnügen sollen, wenn wir die, die uns Vor
sein sollen, in der richtigen Richtung sehen, — diesen Geda
müssen wir auch auf alle Die anwenden, die ich vorhin nan
Auch an den König dürfen wir nicht unberechtigte Forderu
stellen. Der Gedanke, daß ein Einzelner, ein Sterblicher,
also auch der Fürst nicht über Nacht ein Anderer werden k
daß er nicht über Nacht seine ganze Vergangenheitsentwickel
und eigene Erziehung von sich schütteln kann, darf uns nich
der Hoffnung erschüttern und in der Ueberzeugung, daß er
doch Vorbild sein kann. In dem Augenblick, da er den e
Schritt in der Richtung thut, die wir als die bezeichnen, die
zum Ziele führt, ist er uns Vorbild genug.

Turnen, Spiel und Sport sind Elemente der Volkserziehung.*)

Wir sehnen uns nach einer Rückkehr zur Natur, nach einem Leben, das wir vor uns selbst als vernünftig bezeichnen können. Voraussetzung für eine Lebensführung, wie wir sie anstreben, ist der gesunde Körper; der Körper als Dom für die dem Menschen vom Schöpfer einverleibte Seele. Die Seele gesundet, indem wir dem Körper vernünftige Lebensbedingungen verschaffen. Bis heute regieren Zwang, Drohung, Strafe unsere Lebensführung; die Entwickelung führt uns weiter: wir wollen uns zu dem, was wir sein müssen, erziehen. Erziehung ist das große Losungswort der Zukunft. Jeder Bestrebung, die sich irgendwo und irgendwie regt, muß sich die Erziehung bemächtigen; was nicht erziehlich wirkt, hat keine Berechtigung.

Turnen, Spiel und Sport sind Elemente der Erziehung. Die Erziehung spaltet sich für uns in zwei Begriffe: Die Erziehung des Individuums als Teil des Ganzen und die Volkserziehung. Es bedarf keiner Erörterung, was Turnen, Spiel und Sport für den Körper bedeuten; die Grenzen zwischen dem Einen und dem Anderen sind schwer festzulegen: wo hört der Begriff Turnen auf und wo fängt Spiel an; wo hört die Gymnastik auf und wo beginnt der Sport? Wir fassen das Ganze am Besten in dem Begriff der Leibesübung zusammen, nicht aber nur als gymnastische, sondern, bei der einfachsten Turnübung beginnend, in sich immer steigerndem Maße bis hinauf zu dem sportlichen Wettkampf schwierigster Art: allzeit in Wechselwirkung mit der Ausbildung der seelischen Momente.

Wir wollen Persönlichkeiten, Charaktere, selbständige Menschen, Kraftmenschen, entschlossene Menschen, natürliche Menschen, gesunde Menschen erziehen. Wer eine Ahnung hat vom Wesen der Leibesübungen, empfindet deren Bedeutung für die Innenausbildung

*) „Versöhnung" Nr. 26; 1895.

des Einzelnen; wer da weiß, worauf es bei der Erziehung kommt, der empfindet, welchen Einfluß die Leibesübungen unser Wesen haben: Gradheit, Bestimmtheit, Korrektheit, Fe keit im ganzen Auftreten wird gefördert. Es giebt keine w volle Eigenschaft im Menschen, die nicht durch die Leibesübun gepflegt würde.

Ich denke dabei keineswegs nur an die mechanischen Mus übungen; mir stehen die seelischen Momente allezeit höher. D was bei der Leibesübung in der Gedanken- und Empfindun welt sich vollzieht, das ist das eigentlich Erziehliche. Desh steigert sich auch die erziehliche Bedeutung der Leibesübungen den seelischen Anforderungen, die sie an uns stellen, bis dal wo wir von einer Lust an der Gefahr sprechen können. Die L an der Gefahr in uns zu erwecken und zu erhalten, ist eines wichtigsten Erziehungsmomente, weil sie die Seele stärkt, weil sie uns Gelegenheit zu ernster Selbstprüfung giebt. S wir uns in der Gefahr benommen, wie wir uns in peinlic das Leben bedrohenden Momenten gezeigt, wie wir uns g unsere Genossen der Gefahr verhielten, wie wir uns bewä haben in solchen Augenblicken — das sind Fragen, deren antwortung uns Auskunft giebt über den wahren Wert uns Inneren.

Man könnte sagen: wir können die Leibesübungen d regelmäßige Arbeiten ersetzen, die dem Körper genügende wegung geben. Wenn es nur auf die mechanische Beweg ankäme: ja; diesen Beschäftigungen fehlen aber die seelis Werte. Wir müssen unterscheiden: Holzhauen als Broterr und Holzhauen als Beschäftigung; ebenso wie es ein Unterse ist, ob der Briefträger in seinem schweren Beruf täglich ungezä Stufen steigt, oder ob Jemand die steile Wand eines Bergri aus innerer Lust erklimmt. Der, für den Holzhauen und Trep steigen Broterwerb sind, kann darin nimmer eine Erholung se In dem Begriff Erholung liegt der Wert. Die Leibesübur sind nicht Selbstzweck, nicht Beruf, nicht Ernährungszweck; sind Erholung. Daß wir diese Erholung trotzdem mit al Ernste, das heißt, mit Eifer und unter Zusammenfassen

geistigen Kräfte betreiben, darin liegt das Erzieherische. Dieser Eifer und Ernst soll keineswegs den Frohsinn ausschließen, soll ihn vielmehr beleben.

Ohne vorhandenen Zwang sich den ernsten Anforderungen an seelische und körperliche Anspannung aussetzen, — das stärkt die Nerven, das erzieht, das führt zur Selbstbeherrschung, zur Selbstbesiegung. Das Volk als Ganzes reift der Mündigkeit entgegen; die Zeit, da wir beherrscht oder regiert wurden, ist vorüber; die Leitung geht auf die Gesamtheit über. Voraussetzung dafür ist die Erzogenheit, die Fähigkeit jedes Einzelnen, den eigenen Willen dem Notwendigen unterzuordnen; Selbstbeherrschung im vollkommensten Sinne.

Welchen Anteil haben Turnen, Spiel und Sport an der Volkserziehung? Die Zukunft bringt uns zwei scharf ausgeprägte, einander ergänzende Gebilde: Auf der einen Seite die fest in sich abgeschlossene, mit allen Rechten der Persönlichkeit versehene Individualität; daneben ein ebenso ausgeprägtes Gemeinsamkeits-Bewußtsein: Solidarität. Erst, wenn Alles, was uns umgiebt, Alles, was wir thun und treiben, erzieherisch auf uns einwirkt, können wir von einer Volkserziehung sprechen. Was für den Einzelnen gilt, das gilt für Alle. Den Wert, den die Leibesübungen für den Einzelnen haben, haben sie auch für die vielen Einzelnen. Damit ist aber die Aufgabe für Turnen, Spiel und Sport gegenüber der Volkserziehung nicht erschöpft. Die Volkserziehung verlangt, daß nicht nur der Einzelne für sich, sondern, daß der Einzelne für das Ganze erzogen werde; Voraussetzung für die volkserziehliche Bedeutung von Turnen, Spiel und Sport ist also, daß die Grundgedanken unserer Lebensführung zur Geltung kommen: Das Zusammengehörigkeits-Bewußtsein. Die Art, wie wir die Leibesübungen betreiben, muß dazu beitragen, uns in dem Geiste zu erziehen, der unser Gesamtleben beherrschen soll. Die Leibesübungen dürfen uns nicht trennen, sie müssen uns einen. Die Veranstaltungen müssen so getroffen, die Einrichtungen so geplant werden, daß Alle, wenn auch vielleicht anfangs noch in gewissen Abstufungen, daran teilnehmen können. Der Luxus, die Uebertreibungen in den Anforderungen an den

Anzug und sonstige Aeußerlichkeiten, Alles, was nicht zum We
der Sache gehört, muß fallen. Die Uebermacht des Geldes m
vom ersten Tage ab an jeder Stelle und in allen Kreisen
brochen werden.

Die Schulen sind die Pflanzstätten des Gemeinsamkeit
begriffes. Es genügt nicht, unseren Kindern Vorträge über
Gemeinschaft der Menschen zu halten; es ist wertlos, ihnen
Lehre beizubringen, daß wir Menschen Brüder seien, wenn
das nicht leben, was wir ihnen sagen. Aller Erziehung G
heimnis ist das Beispiel; das wirksamste Beispiel ist die Atm
sphäre, sind die Einrichtungen, die uns umgeben. Der gesu
Sinn im Volke verlangt nach einer Einheitsschule, nach ei
wirklichen Volksschule; die Kinder, Knaben und Mädchen
sammen, sollen ohne Unterschied des Reichtums, des Berufs,
Konfession und der sonstigen Stellung der Eltern gemeinsam unt
richtet werden. In dem Maße, wie wir in diesen wirklich
Volksschulen Turnen, Spiel und Sport pflegen, machen wir
zum Gemeingut der Nation und gestalten es gleichzeitig i
weitesten Sinne des Wortes zu einem Mittel der Volkserziehun

Freilich muß die Gemeinsamkeit sorgen, daß auch in d
Folgezeit Allen die weitere Pflege von Turnen, Spiel und Spo
ermöglicht werde. Solange, wie es heute ist, der Beruf oder
Arbeit den ganzen Menschen in Anspruch nehmen, solange ka
er nicht Erholung in den Leibesübungen suchen. Es ist ei
grausame Ungerechtigkeit, daß gerade Diejenigen, deren Verhä
nisse ihnen gestatten, sich arbeitslos zu ernähren, auch noch
Zeit, Mittel und Kräfte haben, sich beim Sport von ihrem Nich
thun zu erholen.

Die Heranziehung des Mädchens und der Frau zu d
Leibesübungen ist etwas so Selbstverständliches, daß vernünfti
Menschen kaum noch ein Wort darüber verlieren. Der weiblic
Körper bedarf der Ausbildung, wie der männliche; die Seele
kräfte des Weibes verlangen nach Entwickelung, wie die d
Mannes, das Weib hat den gleichen Anspruch auf Frohsinn u
soll die gleiche Lust an der Gefahr haben, wie der Mann. Inde
wir Mädchen und Knaben, Jünglinge und Jungfrauen bei ih

körperlichen und geistigen Ausbildung nicht länger mehr von einander trennen, heben wir das sittliche Bewußtsein im Volke.

Wir sehnen uns nach Gesundung. Zu einer vernünftigen Lebensweise gehört eine vernünftige Ernährung; Turnen, Spiel und Sport weisen uns darauf hin. Mit den Leibesübungen im engen Zusammenhang steht eine maßvolle Ernährungsmethode. Aller Ballast muß fallen. Turnen, Spiel und Sport werden hoffentlich auch dazu beitragen, daß wir uns mehr nach dem Bedürfnis, als nach der Gefallsucht kleiden; daß wir uns praktisch kleiden. In dem Maße, wie wir den Wert eines ebenmäßigen Körperbaues erkennen lernen, werden wir auch seine Formen würdigen. Die Kultur der letzten Jahrhunderte hat sich vielfach gegen die Natur vergangen; ein Ausgleich in dieser Beziehung ist notwendig.

Ganz wesentlich ist, daß wir jede unlautere Gesinnung bekämpfen und unterdrücken, die namentlich der Wettkampf, ohne den wir uns die Leibesübungen zunächst noch nicht denken können, leicht erregt. Wir wollen kämpfen, immer aber eingedenk, daß der größte Sieg die Selbstüberwindung ist, und daß wir nicht um des Preises, sondern um unserer Vervollkommnung willen die Leibesübungen pflegen. Auch in der Beurteilung der Leistung liegen erzieherische Aufgaben; nicht der scheinbare Erfolg soll unser Urteil gefangen nehmen; wir müssen die Kämpfer nach ihrer individuellen Leistung beurteilen lernen.

Wir stehen in einem Wandlungsmomente der Entwickelung; wir erziehen uns für eine vor uns liegende, für eine neue, eine andere Zeit. Jede neu anhebende Entwickelungsperiode kündigt sich durch Begleiterscheinungen an; das erwachende Interesse am Turnen, Spiel und Sport ist eine solche Begleiterscheinung; eine Erscheinung, die uns in der Ueberzeugung bestärken darf: wir haben keinen Krieg mehr. Ich stelle keine Betrachtungen an, ob der Krieg ein Unglück oder eine Notwendigkeit für die Nationen war; solange wir Krieg hatten, war er ein notwendiges Zubehör für die Entwickelung. Die Frage ist nur die, ob der heutige Entwickelungs-Standpunkt der Kulturwelt den Krieg noch als erforderlich betrachtet, ob er ihn noch zuläßt. Ich sage: Nein.

Ich sage aber nicht Nein, weil ich darin einen Rückschritt oder gar eine Gefahr für unsere weitere Entwickelung sehe; ich sage Nein in der felsenfesten Zuversicht, daß dieser kriegslose Zustand, dem die Kulturwelt entgegenreift, das uns von der Allmacht beschiedene, also das Vollkommnere ist.

Es giebt Menschen, die der Gedanke, daß wir keinen Krieg mehr haben, mit Sorge erfüllt, mit Sorge um die Gesundheit, die Kraft, die Energie, um alle seelischen und körperlichen Tugenden der Nation. Wäre diese Sorge berechtigt, dann freilich dürfte kein redlicher Mann je an den Frieden denken. So ist es aber nicht. In der Pflege der Leibesübungen bieten sich uns die sichersten Ersatzmittel dar für das, was uns der Krieg und das ihn vorbereitende Wehrwesen boten. Aber auch Diejenigen unter uns, die heute noch anderen Glaubens sind — ob kriegführende oder kriegslose Zukunft, ist lediglich Glaubenssache —, werden und brauchen nicht minder Freude am Turnen, Spiel und Sport zu haben; ihnen können die Leibesübungen als beste Vorbereitungen für den Krieg gelten.

Turnen, Spiel und Sport sind Elemente der Volkserziehung; dem gesunden Menschen muß es Lust sein, einer Bewegung näher zu treten, die die Leibesübungen zur Volkssache machen will.

Einfluß der Mutter auf die religiöse Erziehung des Kindes.*)

Welches ist die Einwirkung der Eltern auf das Kind? Ich schicke vorauf: Unter Religion verstehe ich die Summe alles Strebens nach Vervollkommnung. Dazu rechne ich auch das Transscendentale, die Sehnsucht danach. Unter Erziehung: die Einwirkung auf das Kind, auf jeden unserer Mitmenschen in

*) Im Berliner Hausfrauenverein am 27. Oktober 1897. Einleitung und Schlußgedanken zu einem Vortrage der Frau Morgenstern.

Richtung seiner Vervollkommnung. Für unsere Vervollkommnung müssen wir nicht blos das Meiste, sondern eigentlich Alles selber thun — es sei denn, daß wir den Gnadenbegriff so auffassen, wie ihn die Kirche auffaßt; wer das aber nicht thut, wer sich zwar in einem steten Zusammenhang mit dem Urquell alles Guten fühlt, aber doch an die Notwendigkeit der eigenen Arbeit glaubt und denkt, der wird in den Begriff Erziehung vor Allem das hineinlegen, daß wir an uns selber arbeiten müssen, und der wird auch diesen Gedanken ganz insonderheit auf die Kindererziehung übertragen.

Ich habe es schon wiederholt ausgesprochen: Die Erziehung beginnt bei dem kleinen Wesen in dem Augenblicke, da es überhaupt fähig ist, auf eine Einwirkung einzugehen. Diese Einwirkung muß sich vom ersten Augenblicke dahin äußern, daß man in dem Kinde die Bereitwilligkeit erregt, selbst an sich zu arbeiten, an seiner Erziehung selbst mitzuwirken. Nicht: das Kind wird erzogen, sondern: auf das Kind wird so eingewirkt, daß es an sich selbst arbeitet. Das kann schon in der allerfrühesten Jugend geschehen.

Wir wollen die Frage offen lassen, ob es die Mutter ist oder der Vater. Nicht wer es thut, sondern daß es geschieht, darum handelt es sich, und daß das Richtige geschieht. In dem Kinde das eigene Wollen, das Selbst-gut-sein-wollen, die Bereitwilligkeit anregen, in der Richtung zu denken, zu streben, sich zu halten, in der die Vervollkommnung und das Bessere ruht.

Es ist nötig, daß wir den Gedanken der Dressur ausscheiden. Gewiß, die Erziehung besteht aus zwei Begriffen. Wir unterscheiden Gewöhnung und eigentliche Erziehung. Es fängt mit der Gewöhnung an. Wann der Augenblick ist, wo die Mitwirkung, das Wollen, das Eingehen auf das, was die Anderen wollen, beginnt, das müssen die Mütter und Väter wissen. In dem Augenblick, wo der Intellekt des Kindes es gestattet, müssen wir so auf das Kind wirken, daß es selbst will.

Die Mütter, die heute ihre Stelle dem Kinde gegenüber ausfüllen wollen, müssen sich klar darüber sein, für welche Zeit sie ihre Kinder erziehen, daß sie nämlich das Kind dazu er-

ziehen, damit es an sich selbst einmal Freude hat und dies Kind ein wertvolles Individuum der Menschheit ist, und zu ein für seine Zeit wertvolles Individuum. Und die Mütter, i ihre Pflicht an ihren Kindern richtig thun wollen, müssen f klar sein über die Erfordernisse der Gegenwart oder der Zukun Die Gegenwart erfordert, daß wir die Kinder für die Zukun erziehen, und diese will Persönlichkeiten, Selbstmenschen habe Das Heldentum soll aufhören; wir wollen Charaktere schaffe Darum auf das Selbst des Kindes einwirken!

Ob man das unter die Rubrik „religiöse Erziehung" ode „Erziehung überhaupt" stellt, — Beides ist richtig. Das Kin hat ein Recht auf sein Selbst, auch darauf, daß es sich seine Gott bilden und vorstellen kann, wie es das Kind für seine S seligung gebraucht und dazu, ein wertvoller Mensch zu se Wir müssen das Kind immer nur auf sein Recht aufmerksa machen, daß es ein Selbstmensch sein darf. Freilich müssen w nun in dem Kinde Alles das entwickeln, was es zu einem wer vollen Selbst machen kann.

Schlußgedanken: Wie wäre es, wenn wir das Ther ganz umdrehten? Es wird dies dann nicht einen Satz ergebe über den wir hier verhandeln möchten oder könnten. W kommen dann zu einem Thema, das jeden Einzelnen von un angeht, das aber jeder Einzelne von uns recht ernst mit si durchgehen möge. Seien wir uns klar darüber: wenn wir unse Erziehungswerk, unsere Erziehungspflicht recht verstehen, so thu wir gar nichts Anderes, als wir äußern unsere Liebe zu denen auf die wir einwirken wollen, seien es die Kinder, seien es Ande Wir wollen ihnen helfen, ihre inwendigen Menschen zu vervo kommnen, sie auf die richtigen Wege zu führen, weil wir sie liebe Und weil wir die anderen Menschen und Kinder lieb habe können wir gar nicht anders, als eben im erziehlichen Sinne a sie einwirken.

Nun stehen wir vor dem Gedanken: was ist und w haben wir die Liebe zu verstehen? Das Wesen der Liebe Da wissen wir, daß, indem wir selbst Liebe von uns ausgeh

lassen, sich diese Liebe, dieses Verlangen, gut zu sein, diese Sehnsucht, die Menschen froh, glücklich, beseligt auf dem Wege zur Vervollkommnung wandeln zu sehen, in uns selbst vermehrt und stärkt. Weil erziehen nichts Anderes heißt, als seine Liebe äußern gegenüber denen, die unserer Einwirkung unterstellt sind, so können wir nun sagen und uns fragen: Welche Einwirkung auf unsere eigene Innenvervollkommnung hat es und soll es haben, daß wir die Erzieher unserer Kinder sind? Wie soll, wie kann und wie muß und wird die Erfüllung unserer erziehlichen Pflichten der Jugend, unseren eigenen Kindern gegenüber rückwirkend uns selbst veredeln, auf unsere eigene Innenvervollkommnung wirken?

Das soll unser Gedankenstoff für den Nachhauseweg sein!

Zwang oder Erziehung?*)

Heute steht das Wort Erziehung im Vordergrund meines Gedankenganges und zwar stelle ich es, um Ihnen die Unterschiedlichkeit zwischen dem, wie es heute noch ist und dem, wie es werden muß, vor die Seele zu führen, neben das andere Wort: Zwang. Zwang — oder Erziehung.

Die Menschheit wandelt nur gemessenen Schrittes den ihr von einer allmächtigen Vorsehung vorgeschriebenen Weg der Entwickelung. Das Ziel dieses Weges heißt Vollkommenheit. Der Weg, den wir zurücklegen müssen, heißt Vervollkommnung.

Auf diesem ihrem Entwickelungswege kann die Menschheit nun aber Momente, besondere Momente bezeichnen, die wir als Wandlungsmomente kennen. Wir, das gegenwärtige Geschlecht, stehen in einem solchen Wandlungsmomente, in einem bedeutsamen, vielleicht in dem allerbedeutendsten, den die Menschheit bisher auf ihrem Entwickelungswege zu verzeichnen hat.

*) Vortrag in Breslau, am 6. Dezember 1897. „Versöhnung" Nr. 2; 1895.

Dieſer wie ein jeder ſolcher Wandlungsmomente iſt charakteriſiert durch eine ganze Anzahl von Momenten, die den Wandel, die das Anderswerden und das Andersgewordene bezeichnen. Es iſt ſchwer, zu unterſuchen, welches der charakteriſtiſchſte Moment in ſolcher Wandlungsperiode iſt. Ganz ohne Zweifel aber dürfen wir als einen der charakteriſtiſchſten Momente des Wandels bezeichnen, daß wir an die Stelle des bisherigen Zwangsverfahrens das Erziehungsſyſtem ſetzen werden. Unſer ganzes bisheriges Leben ſteht auf dem: Du ſollſt und Du darfſt nicht. Du ſollſt Vater und Mutter ehren, mit dem herzlichen Zuſatz: auf daß Dir's wohlgehe und Du lange lebeſt auf Erden. Du ſollſt nicht töten, Du ſollſt nicht ehebrechen, Du ſollſt nicht ſtehlen. Dieſem: Du ſollſt, Du darfſt, dieſem Zwang ſetzen wir gegenüber das: Ich will.

Der Apoſtel ſagt: Ich habe Luſt an Gottes Geſetz nach meinem inwendigen Menſchen, und wir überſetzen uns das in die heutige Sprache: Ich will gut ſein, weil ich gar nicht anders kann. Wie gelangen wir zu dieſem: Ich will, zu dieſem: gut ſein wollen? Durch die Erziehung. Der Zwang vervollkommnet nicht. Das Gebot und Verbot verhindert wohl Uebertretungen, aber es wirkt nicht auf den inwendigen Menſchen, und nicht darauf kommt es an, daß dieſes oder jenes Vergehen nicht begangen wird, nicht darauf kommt es an, daß dieſe oder jene genannte Wohlthätigkeit ausgeübt wird, nur und einzig auf die Innenverfaſſung des Einzelnen, auf die Innenverfaſſung all der Einzelnen kommt es an. Und dieſe Innenverfaſſung wird nicht gewandelt, geſchweige denn vervollkommnet durch den Zwang, durch den Befehl oder das Verbot. Dieſe Innenverfaſſung iſt abhängig von dem Selbſtwollen.

Der Zwang vervollkommnet nicht, er wandelt auch nicht unſere Geſamtzuſtände, am Allerwenigſten in Richtung der Vervollkommnung, am Allerwenigſten in Richtung der Selbſtbefähigung, Unabhängigkeit des Individuums, Selbſtändigkeit jedes Einzelnen Ichs im Volke. Zwang ſtützt ſich auf eine Gewalt. Die Gewalt reizt zum Mißbrauch, der Mißbrauch führt zu Unmut, und der Unmut erzeugt die Unthat. Jedes Geſetz belaſtet durch

seine Festsetzungen Tausende und Abertausende, es belastet in gerechter und es belastet in ungerechter Weise, was hier eine Wohlthat ist, ist dort eine Unbill; was hier schützt, schädigt dort.

Jede ungerechte Belastung wird als Druck empfunden, dem Druck aber sucht sich der vernünftige Mensch zu entziehen. Zwang beugt gegen Vergehen nicht in dem Sinne vor: Zwang, Gewaltthätigkeit reizt zur Auflehnung, reizt zu den Vergehungen. Der Zwang stützt sich auf die Furcht, der Zwang ist das Ergebnis der Furchtreligion, die heute fast alle einzelnen Individuen und jedenfalls das Gesamtwesen unserer staatlichen Einrichtungen beherscht.

An Stelle dieser Furchtreligion, an Stelle der Furcht soll die Freudigkeit, die Liebe zum Guten treten. Deswegen also Erziehung nicht mehr gedacht nur als Kinderstuben oder andere Angelegenheit, Erziehung nicht gedacht als eine Angelegenheit der guten Manieren, als eine Angelegenheit der richtigen Handhabung von Messer und Gabel oder korrekter Verbeugungen. Erziehung zum System erhoben, Erziehung etwas Anderes als die heutige Dressur.

Erziehung heißt: dem Anderen dienen, ihm dienen, indem ich seinen inwendigen Menschen fördere. Und was treibt mich dazu, dem Anderen zu dienen? was treibt mich dazu, besorgt zu sein um die Innenförderung meines Mit- und Nebenmenschen? Die Liebe. Weil ich ihn liebe, kann ich nicht anders, als darauf bedacht sein, ihn zu fördern, zu erziehen, und darin liegt die Berechtigung, daß jeder Einzelne von uns der Erzieher, der Innenförderer seiner Mitmenschen wird. Erziehen heißt dienen, erziehen heißt lieben, und damit kommen wir zu den Anforderungen, die wir an diejenigen zu stellen haben, die da erziehen sollen oder erziehen wollen. Allen voran muß Derjenige, der wirklich erziehlichen Einfluß ausüben will, lieben können, ehrlich, selbstlos, rein und keusch, alle seine Mitmenschen lieben um der Liebe willen.

Wer nur rechthaberisch seine Anschauungen Anderen beibringen will, wer nur mehr oder weniger gewaltthätig seine Ansichten oder seine Belehrungen auf die Anderen ausüben will, der

erzieht nicht, der macht seine Autorität oder seine Stellung den Anderen gegenüber geltend; er übt mehr oder minder Zwang aus, aber er wirkt nicht, er fördert nicht, er erzieht nicht. Wer erziehen will, muß eine gewisse Ueberlegenheit fühlen über denjenigen, auf den er einwirken will, nicht eine allgemeine Höherstellung, die er ihm gegenüber behauptet. Aber in dem Punkte, auf dem Gebiete, auf dem er und in dem er dem Anderen helfen will, muß er selbst sicher sein, er muß selbst so weit gefördert sein, daß er dem Anderen ein Vorbild, eine überlegene Persönlichkeit sein kann.

Da wir uns doch nicht für vergangene Zeiten erziehen, da wir doch auf einander einwirken, um uns nun zu brauchbaren Gliedern der menschlichen Gesellschaft, des Morgen und Uebermorgen und der nächsten Zeit zu machen, muß derjenige, der auf seine Mitmenschen einwirken will, diese Erfordernisse der Gegenwart innehaben, er muß sie beherrschen, sie müssen sein Eigentum geworden sein.

Was verstehen wir unter den Erfordernissen der Gegenwa[illegible]t

Ich will ein anderes Wort dafür sagen: ein neues Denken m[illegible] uns erfüllen, neu in dem Sinne, als ob diese Gedanken noch [illegible] gedacht wurden. Es giebt keinen Gedanken, der nicht in der V[illegible]gangenheit tausend und abertausendmal gedacht und durchda[illegible] ist. Neu aber in dem Sinne, daß das nun werden soll, da[illegible] diese Betrachtungen, die vor tausenden, vor hunderten von Jahre[illegible] schon angestellt sind, daß die nun endlich ihre Bethätigung i[illegible] unserem Leben finden; neu in dem Sinne, daß das nun endlic[illegible] in die Erscheinung tritt, was an Gutem, Ausgereiftem in de[illegible] Volksseele liegt.

Ich darf Ihnen ganz kurz dieses neue Denken vorführen, die Einzelfasern dieses Gedankenbüschels in Ihr Herz senken. Heute ist Jedermanns Hand gegen Jedermann; heute steht Alles im Kampf, in Zwiespalt, in der Zerklüftung gegeneinander. An Stelle dieser Zerrissenheit in unserem Volke soll das Zusammengehörigkeitsbewußtsein treten. Wir sollen uns bewußt werden, aber dies soll nun auch in die Erscheinung treten, daß wir ein einiges, ungeteiltes Volk sind. Wir, die wir derselben Scholle

entwachsen sind, wir, auf die die selbe Sonne ihre Strahlen senkt, wir gehören zusammen. Von Geburtswegen sollen die Unterschiedlichkeiten von Klassen, Rang, Stand, von Interessen, Parteien, Konfessionen verschwinden, kurz, ein neues Denken soll in unserem Volke Platz greifen. Ja gewiß, sie sind geschichtlich geworden, aber ebenso gewiß auch werden sie geschichtlich vergehen, wenn an Stelle der bisherigen Auffassungen in unserem Innern die vollkommenere Vorstellung, die von der Zusammengehörigkeit des Volkes, Platz gegriffen hat.

Diese Zusammengehörigkeit des Volkes stützt sich auf den Begriff der Ebenbürtigkeit; eine Ebenbürtigkeit, die nicht nur schichtenweise zu denken ist, wie man etwa die Gothaischen Kalender sich einzelbändig in seine Bibliothek stellt. Ebenbürtigkeit geht durch das ganze Volk. Jeder im Volke ebenbürtig Jedem im Volke. Ebenbürtig heißt nicht die naturwidrige Gleichheit, von der manchmal gefaselt wird, ebenbürtig heißt nur: derselbe Anspruch jedes Einzelnen auf die Achtung und Wertung seines Ichs.

Neben dem Zusammengehörigkeitsbewußtsein das Persönlichkeitsbewußtsein.

Nicht ein massiger Klumpen, in dem die Individualität eines Einzelnen untergeht, sondern ein Stamm von Individuen, ein Volk von Persönlichkeiten, eine Menge von Charakteren, jeder ein Ich.

Nicht nur Denen, die heute schon dieses Persönlichkeitsbewußtsein auf Grund ihrer hervorragenden Stellung in sich tragen: auf Grund des Gesetzes von der Ebenbürtigkeit gehört dieses Persönlichkeitsbewußtsein Jedem. Denen, die sich dieses Bewußtseins noch nicht klar geworden sind, denen erziehen wir es an. Nicht also nur, daß man es denen mehr oder weniger gönnt und zubilligt, die Anspruch darauf haben. Wir lehren Jeden, wir erziehen Jeden dazu, den Anspruch auf Persönlichkeit zu erheben. Mit diesem Persönlichkeitsbewußtsein allein ist es aber nicht gemacht. Wir haben das Persönlichkeitsbewußtsein nur, wenn wir das Recht auf Selbstbestimmung daraus folgern. Das Recht der Selbstbestimmung, das wir nun Jedem im

Volke einräumen, auch denen, die bisher in Abhängigkeit lebten, auch denen, die bisher in Unselbständigkeit lebten, auch der Frau. Erst dieses Recht auf Selbstbestimmung, das wir dem Einzelnen einräumen, gewährt ihm, giebt ihm das Bewußtsein, eine Persönlichkeit sein zu dürfen ....

Auf was Alles erstreckt sich die Erziehung also: Auf Alles — Alles durch die Erziehung, durch die Erziehung Alles, Wirken auf die Vervollkommnung des Einzelnen.

Nun aber das Andere, das eigentliche Erziehungsverfahren.

Das Neue unterscheidet sich vom Alten nicht blos dadurch, daß wir den Zwang überwinden wollen durch die Erziehung, sondern daß wir auch den Begriff der Erziehung ganz anders geben müssen, als bisher. Wir haben früher unter Erziehung eine Art von Einwirkung verstanden, die mehr den Charakter der Dressur trägt. Demgegenüber verstehen wir unter Erziehung in der Zukunft die Selbsterziehung. Sie wissen, daß daß die ganze Erziehung darauf hinaus geht, in dem Anderen die Bereitwilligkeit anzuregen, zu erwecken, lebendig zu erhalten, die Bereitwilligkeit nämlich, selbst gut zu sein, selbst mit zu arbeiten an seiner inneren Vervollkommnung. Wir wollen in unserem Inneren das Wort Erziehung nie anders gebrauchen, als in der Vorstellung Selbsterziehung, Selbstarbeit, und für diese Selbstarbeit, für dieses Verfahren der Selbsterziehung giebt es eigentlich nur zwei Worte, die Alles erledigen: wollen und sich üben. Mit diesen beiden Worten: wollen und sich üben machen wir es. Dazu tritt freilich noch eins, das uns antreibt zu wollen und das uns das Wollen leicht macht. Das ist der Glaube an unsere eigene innere Kraft, der Glaube, daß wir es können, der Glaube, daß eine gütige Vorsehung der Menschheit die Fähigkeit mit auf ihren Entwickelungsweg gegeben hat zur Vervollkommnung. Und damit dieser Glaube an uns selbst und an unsere Bestimmung in uns Platz greife, müssen wir herausschaffen aus unserem Innern die Vorstellungen, die wohl den Meisten von uns beigebracht sind: von Erbsünde, Erlösung durch den Tod eines Anderen und was sonst Alles zu diesen irrigen Vor-

stellungen der Kirche oder sonstigen Glaubenslehren gehört. Wollen, ernsthaft wollen, dann werden wir die Fehler, die Makel überwinden. Und nun sich üben.

Es ist kein falsches Wort, wenn man sagt, Genie ist Fleiß. Es wird dieses Wort zwar von Vielen angezweifelt, das heißt seine Richtigkeit wird angezweifelt, es ist aber dennoch richtig. Durch Fleiß, durch Uebung können wir unendlich viel erreichen. Die Fähigkeiten in uns Menschen sind viel größer, als wir immer glauben. Warum bleiben so Viele auf der Strecke liegen im Lebenswege? Weil sie ihre sogenannten Talente, ihre Fähigkeiten nicht übten, sie nicht anstrengten. Zwei sonst in ihrer Kindheit gleiche Menschen: dereinevervollkommnet sich, wird ein wertvolles Glied der Gemeinsamkeit, der andere stumpft ab, — er wird ein sehr hochgestelltes Glied. Aber das hat mit dem Werte gar nichts zu thun. Der eine hat sich geübt, die Talente, die ihm gegeben sind, wuchern lassen zum Besten seiner Mitmenschen und der andere hat sie überwuchern lassen.

Nun weiter. Wir stehen unter der Ueberschrift des eigentlichen Erziehungsverfahrens. Vor Allem nun die Ausübung unseres erziehlichen Einflusses auf die Anderen. Ich muß so oft daran denken: Wenn man einen guten Reiter sieht, sei es im Circus, oder einen Kavallerie-Offizier, dann spricht man von der Kunst ein Pferd auszubilden; aber von Erziehungskunst hört man selten. Wie viel größer und wie viel mehr hat das Erziehen Anspruch unter die Kunst gestellt zu werden, wo uns doch nicht nur ein Geschöpf, wie das Pferd, sondern viel mehr ein denkendes Wesen, der Mensch, zur Erziehung übergeben ist.

Ich spreche vor Ihnen über das Erziehungsverfahren nur unter der stillen Voraussetzung, daß Sie die kleinen Winke, die ich etwa nachher gebe, nicht nun versuchen, als eine Art Katechismus zu verwenden. Diejenigen Menschen, die überhaupt noch unter Katechismus leiden, die sind nicht zu erziehen. Denn erziehen heißt eben, auf Jeden in jedem Moment einwirken. Nichts von Katechismus, nichts von Gesetzen, nichts, gar nichts von Alledem.

Ich könnte Ihnen das Erziehungsverfahren unter einer

ganzen Anzahl verschiedener Einteilungen und Ueberschriften
die Seele führen. Ich greife nur eines heraus. Das ist
Erziehungsverfahren nach dem Lebensalter. Das Erziehun
verfahren buchstäblich nach dem Lebensalter. Die Erzieh
fängt an bei dem ganz kleinen Kinde. Gewiß geht der
ziehung voraus eine Art Gewöhnung, das Mechanische.
wissen, das Kind wird an die Brust gewöhnt, wird an
Flasche gewöhnt, wird zur Reinlichkeit gewöhnt. Aber schon
bei dem Gewöhnen zur Reinlichkeit, bei dem Gewöhnen an
Flasche oder bei sonstigem Gewöhnen geht es nun über
Erziehung. Da kann man nicht sagen, von heute ab hört
Gewöhnung auf, nun beginnt die Erziehung. Kann man
auf dieses kleine Wesen in dem Sinne einwirken, daß es
freundlich, liebenswürdig den Einwirkungen, den Absichten
Mutter oder der Hilfe in der Wochenstube, Kinderstube
kommt? Man kann auf das Kind unendlich viel einwirk
Der erste erziehliche Einfluß liegt in der Wochen- und Kind
stube. Freilich ist da nun etwas Anderes Grund, Vora
setzung: die reinste Liebe, hingebendstes Verständnis für
kleine Wesen und dessen berechtigten Anspruch auf Nahrung
auf sonstige Bethätigung seines kleinen Lebens. Aber nun ge
wir weiter. Sobald sich nun in dem Kinde das Bewußtse
zu regen anfängt, sobald das Kind fähig ist, die Einwirkun
aufzunehmen, zu verstehen, die von uns ausgehen, müs
diese Einwirkungen einzig und allein darauf hinzielen, in d
Kinde die Bereitwilligkeit anzuregen, selbst mitzuhelfen an sei
Erziehung, es denen, die es zu warten und zu pflegen hab
leicht zu machen, um nun in sich selber nur das Gute
entwickeln.

Wir kennen Alle das traurige Wort: Der Mensch ist b
von Jugend auf. Ja gewiß! Es leben in dem Menschen e
ganze Anzahl schlechter Neigungen, Hang zum Bösen, von sei
Voreltern übernommene Unvollkommenheiten, Regungen und V
anlassungen zum Uebel. Nun kommt es aber darauf an, d
die Erziehung, diese Unvollkommenheit, diese Veranlagung z
Uebel garnicht erst wachsen läßt, daß sie sie niederkämp

herauserzieht und dann das Gute entwickelt, damit das Unkraut nur nicht den guten Samen überwuchert, sondern nunmehr der Weizen das Unkraut überwuchert. Es wird anders werden, wenn wir die Sache nur richtig und ernst anfassen. Also in dem Kinde das Gute entwickeln, dem Kinde von dem Gutsein sprechen; nicht dem Kinde alle möglichen Vergehen, alle möglichen Fehler vor die Seele führen, nicht dem Kinde, das noch garnicht weiß, was Lüge ist, das sich über die Bedeutung der Lügenhaftigkeit noch garnicht die entfernteste Vorstellung machen kann, nicht diesem Kinde von Lüge sprechen; wenn es etwas Unwahres gesagt hat, es nicht in dem Sinne als Unwahres hinstellen, daß das Kind vor sich selbst erschrickt, daß es gebrandmarkt wird vor seinen Geschwistern. Die Lüge, die lag mir doch zu sehr am Herzen und ich mußte deren Behandlung wenigstens andeuten.

Wir kommen zum Knaben und Mädchen.

Im Knaben und im Mädchen entwickeln wir das Pflichtgefühl. Das ist ein Stichwort, das ich für diese Zeit habe. Das heißt, wir belehren den Knaben, das Mädchen über seine Pflichten, wir zeigen ihm seine Pflichten, sagen ihm, was man von ihm, dem Knaben, von ihm, dem Mädchen, fordern darf. Aber nun ist es Pflicht, und das wird so oft versäumt, periodenweise dem Kinde nun auch die Kräfte zu zeigen, es auf die Möglichkeit hinzuweisen, es auf seine eigenen Kräfte und Fähigkeiten zu verweisen, die es ihm möglich machen, diesen Pflichten nachzukommen. Wenn solchen unglückseligen 8- und 12-jährigen Kindern lange Pflichtreden gehalten werden, ohne daß man denselben Kindern auch zugleich zeigt, worin die Besserung liegt, so ist das traurig. Aus dem Pflichtgefühl heraus können wir in dem Kinde schon den Vervollkommnungsdrang entwickeln.

Die treibende Natur, die geheime Kraft, die die Menschheit ihren Entwickelungsweg vorwärts, aufwärts führt, ist der Vervollkommnungsdrang. Sie wissen, daß alles Wachstum in der Natur von einer inneren Keimkraft ausgeht: dem Trieb. In der Gesittung der Menschheit heißt Vervollkommnungsdrang Wachstumsdrang. Das kann man dem Knaben und dem

Mädchen recht wohl schon klar machen, man kann den Vervollkommnungsdrang in ihnen wecken.

Von der Jungfrau, vom Jünglinge — wenn nicht schon in dem früheren Alter von 12, 15, 16 Jahren — kann man doch wohl verlangen, daß sie nach dem Guten streben, kann man eine Bethätigung desselben verlangen; man kann in den jungen Seelen das Verlangen, sich zu bethätigen als rechtschaffene Menschen, stärken und stählen. Und das ist nun der Uebergang zum erwachsenen Menschen. Man kann und soll in dem jungen Menschen den Vervollkommnungsdrang bilden: damit will ich sagen, wir wollen frühzeitig in unserer Jugend festhalten an dem idealen Erziehen. Wir erleben es Alle, und erleben es nur zu oft, wie so Manche in den letzten Jahren der Kindheit wahre Mustermenschen waren, was Vernünftigkeit, Hingebung fürs Volksganze und sonstige Tugenden betrifft, die aber dann in ihren Idealen gleichsam einen Bruch des Rückgrates erlitten.

Das Alles unter der Ueberschrift: Das eigentliche Erziehungsverfahren in Stichworten.

Und nun die weitere Frage: Von wem geht die Erziehung aus?

Jeder im Volke ist ein Erzieher. — Unter Erziehen verstehen wir nicht nur die Heranbildung der Jugend. Die Erziehung wird System, sie hört nie auf. Unausgesetzt dürfen und müssen wir erziehlich einwirken nach rechts und links auf die, die uns gleichgestellt sind. Erziehen auch nach unten, Diejenigen, die unserem Einfluß auf Grund irgendwelcher Einrichtung unterstellt sind. Erziehen aber namentlich auch nach oben. Deswegen aber auch nach oben, weil die Erziehung nach oben am Notwendigsten ist und weil sie die meisten Eigenschaften erfordert. Etwas Mut und richtige Art, dann aber wirkt sie und muß wirken. Erziehung also um uns her.

Wenn wir auch anerkennen, daß Jeder im Volke berechtigt, befähigt ist und in die Lage kommen kann, den Anderen zu erziehen, so haben wir doch besondere Stellen, die so recht eigentlich berufen sind, erziehlich auf das Volksganze und auf jeden Einzelnen im Volke zu wirken.

Aller Erziehung Geheimnis ist das Beispiel.

Kein neues Wort, ich bringe Ihnen garnichts Neues, ich wüßte nicht, wo ich es hernehmen sollte, aber ein Wort, das nach Bethätigung drängt. Unser menschliches Leben steht in unendlich vielen Momenten im Widerspruch mit dem Gesichtspunkte, den wir als erziehlich unseren Schülern gegenüber aussprechen. Aller Erziehung Geheimnis ist das Beispiel. Denken wir an die Kanzel: überschwellend von Liebe; und wenn wir nachsehen, ist in unserem ganzen Volksleben keine Liebe, und wenn wir nachsehen, stellt die Kanzel sich nicht in den Dienst des Volkes, sondern nur in die Unterthänigkeit des Staates.

Ich will den Gedankengang nicht auf verschiedene Persönlichkeiten anwenden, die hier in Frage kommen, sondern ich will in zwei Hauptabschnitten diesen Gedankengang mit Ihnen kurz durchnehmen. Nichts Neues, aber Etwas, das nach Anwendung strebt, wenn auch das Leben der einzelnen Personen recht häufig nicht im Einklange steht mit den Worten, mit den Lehren, die von ihnen ausgehen: so steht es garnicht im Einklang, sondern im schreienden Widerspruch mit den Lehren, mit den Geboten, die uns von Anderen gelehrt werden, so steht mit dem Allen im schreienden Widerspruch unser öffentliches Leben, unsere Verfassung, die gesamten Staats- und sonstigen Einrichtungen.

Wenn ich also sage, aller Erziehung Geheimnis ist das Beispiel, so muß ich vor allen Dingen verlangen, daß unser Gesamtleben, unser öffentliches Leben, unsere Verfassung, die Gesetze und die sonstigen Einrichtungen, die wir haben, einen erziehlichen Einfluß ausüben, daß sie selbst das Gepräge und den Charakter der Anschauungen tragen, die wir als die richtigen und rechten bezeichnen.

Ich habe Ihnen gesagt, daß der Wandel, der sich gegenwärtig vorbereitet, die Wandlungsperiode, in der wir mitten inne stehen, die bemerkenswerteste Wandlungsperiode darstellt, die die Menschheit bisher überhaupt verzeichnen kann.

Und nun heißt es, sich selbst zu bearbeiten für das neue Leben, für das, was wir anstreben. Es wird vielfach der große Fehler gemacht, daß man sich die Wandlung so vorstellt,

als wäre es nun je nach dem dieſe Richtung oder jene Strömun
Es iſt Alles vorgeſchrieben in dem heiligen, unantaſtbaren En
wickelungsgeſetz, nach dieſem Geſetz vollzieht es ſich. So wachſ
wir allmählich in das Neue hinein. So haben wir uns den Ga
vorzuſtellen. Nicht abermals ſollen und wollen wir in das Ne
hineingezogen, gezwungen, gezerrt werden als eine gedankenlo
willenloſe Maſſe. Darum können wir uns das garnicht ande
vorſtellen, als daß Jeder ſelbſtändig mit eigener Ueberlegung eintri
als Individuum in das Neue. Ein heiliges, unantaſtbares Geſe
ſchreibt uns den Weg vor. Wir Menſchen tragen und vollſtrecke
dieſes Geſetz, das heißt, in dem Augenblicke, da wir zu d
Erkenntnis deſſen gelangen, was da kommen ſoll, zu der E
kenntnis deſſen, was die nächſte Zukunft vorbereitet, in de
Augenblicke wird die Welt von uns geboren. Uns nun
den Dienſt dieſes Geſetzes zu ſtellen und ſelbſt die Verwi
lichung deſſen herbeizuführen, in dieſem Sinne iſt Jeder von u
Träger und Vollſtrecker zugleich des Entwickelungsgeſetzes,
dieſem Sinne iſt Jeder von uns berufen, ſeine Pflicht zu th

III.

Zeit- und Tagesfragen.

Ueber die Umsturzvorlage.*)

Maßgabe für das, was die Vorlage bezweckt, kann nur dies sein, was die Regierung darüber sagt. Wir haben uns darum zunächst allein an das zu halten, was der Regierungsvertreter im Reichstage darüber ausgesprochen hat. Derselbe widerspricht auf das Bestimmteste der Auffassung, daß diese Vorlage in dem Sinne zu nehmen sei, wie sie in den Zeitungen und in den Köpfen unseres Volkes aufgefaßt worden ist. Aber die letzten zwei Drittel der Ausführungen des Regierungsvertreters deuten vielfach darauf hin, daß die Vorlage vom Volksmunde richtig bezeichnet ist.

Im ersten Teil der Ausführungen klingt mehr der Gedanke durch, daß die Vorlage eine Art Erziehungsvorlage sei, die den Ausschreitungen entgegentreten soll. Wenn auch das Wort Erziehung, Besserung, Hebung des Volkes kaum gebraucht wird, so könnte man doch meinen, daß auch die Regierung daran gedacht habe, daß es sich vor allen Dingen um die Erziehung handle. Jedenfalls wendet sich die Vorlage gerade auch in diesem Sinne an die falsche Adresse. Wenn es sich darum handelt, Korrekturen eintreten zu lassen, Ausschreitungen zu begegnen, so muß man sich doch an die wenden, welche die Erzieher des Volkes sind. Man muß sich an die Einrichtungen wenden, die dazu da sind, den Einzelnen und die Gesamtheit auf richtige Wege zu führen. Statt also jetzt Vergeltung zu üben an den schlecht erzogenen Menschen in unserer Gemeinsamkeit, die Ausschreitungen sich zu Schulden kommen lassen, sollte man sich an die wenden, die diese Menschen schlecht

*) Vortrag in Berlin, Germaniasaal, 7. Januar 1895.

und nachläſſig erzogen haben, ſollte man den Einrichtungen zu Leibe gehen, die dazu da ſind, die Menſchen zu beſſern, die aber gar nicht funktionieren.

Der Regierungsvertreter weiſt die abenteuerlichen Deutungen, welche die Vorlage innerhalb des Volkes gefunden hat, zurück. Damit wiſſen wir, wie wir die Vorlage auffaſſen dürfen. Nicht darf ſich Jemand darüber wundern, daß ſich ſolche Deutungen innerhalb des Volkes entwickelt haben. Man hat es verſäumt, zur rechten Zeit dem Volke Kenntnis von dem zu geben, was man überhaupt vor hat. Deswegen dürfen wir aber nicht mit den Perſonen rechten. Das ganze Syſtem iſt eben grundfalſch. Es ſoll gerade umgekehrt werden.

In Zukunft iſt es — in einer Gemeinſamkeit, zu der wir uns erziehen wollen — ſelbſtverſtändlich, daß die Gemeinſamkeit durch ihre Volksvertreter zu erkennen giebt, welche Einrichtungen oder Geſetze ſie haben will, welches die Geſichtspunkte ſind, nach denen wir die Einrichtungen ſchaffen wollen; dann müſſen die, die wir Regierungsbeamte nennen, nach der Meinung der Gemeinſamkeit die Sache einrichten.

Der Regierungsvertreter ſagte, es ſei eine Uebertreibung ſondergleichen, wenn behauptet wird, die Vorlage ſolle die Preſſe knebeln, oder ſie ſei nur dazu da, dem freien Ausdruck der öffentlichen Meinung einen Maulkorb anzulegen. Wir erfahren alſo, daß es von der Regierung nicht beabſichtigt iſt, nach einer Richtung in dem Sinne zu verfahren, wie es in weiten Kreiſen befürchtet wird. Was die Vorlage will, iſt, „der freien Meinungsäußerung ihren Raum zu laſſen, aber verbrecheriſche Auswüchſe abzuſchneiden, die nicht dazu beitragen, die öffentliche Meinung auf die rechten Wege zu führen.“ Dieſer Satz ließ in mir die Vermutung aufſteigen, daß auch bei der Regierung das Wort „Erziehung“ ſtatt hat. Das „auf die richtigen Wege führen“ des öffentlichen Urteils: darauf kommt es an. Das iſt die Aufgabe aller Menſchen und das iſt die einzige Aufgabe des Menſchen, der vor ſeine Volksgenoſſen tritt, alſo aller Zeitungsſchreiber, Redner. Das, was in mir das Bewußtſein von der Bedeutung, vor Ihnen zu ſprechen, aufrecht erhält, iſt der Glaube,

daß ich die öffentliche Meinung auf richtige Wege führe. Das ist Erziehung! Nun freilich ist die Frage die, welches sind die richtigen Wege?

Der Regierungsvertreter hat es kurz und bündig ausgesprochen, daß sich die Vorlage nicht gegen die Sozialdemokraten richte, daß sie nicht ein verkapptes Sozialistengesetz sei. Und wir haben nicht das Recht, an der Lauterkeit der Worte zu zweifeln. Er sagt, die Vorlage sei nichts Anderes, als der ehrliche Versuch, auf dem Wege des gemeinen Rechts verbrecherische Ausschreitungen, von welcher Seite sie auch kommen mögen, zu bekämpfen. Ausschreitungen wollen wir, ich auch, unter allen Umständen zurückgewiesen haben. Ausschreitungen müssen unterdrückt werden. Ob Gesetz, ob die hier vorgesehenen Gesetze dazu imstande sind, das ist eine andere Frage. Nur darüber, meine ich, dürfen gesittete Menschen verschiedener Meinung sein.

Ein Wort in dem Satze des Regierungsvertreters ist das Wort „Staat". Für mich giebt es nur ein Volk: das Volk, die Volksseele, die Gemeinsamkeit. Der Staat, insofern er als Volk betrachtet wird, ist auch für mich das Heiligtum, dessen Wohl gefördert werden muß. Der Staat aber, insoweit man eine Summe von Einrichtungen darunter versteht, hat für mich keine Bedeutung, wenn ich sehe, daß er das Volkswohl nicht fördert. So wenig man um der Kirche willen religiös sein soll, sondern um der Menschheitsseele willen, so wenig soll man um des Staates willen Einrichtungen erstreben, sondern um des Volkswohls willen. Es wäre wünschenswert, daß wir diese Worte uns aneigneten. Einrichtungen, die dem Volkswohl nicht mehr dienen, müssen wir abschaffen.

Die heutigen Gesetze reichen nach der Ueberzeugung der Regierung nicht mehr aus, um das zu schützen, was die Regierung schützen will. Ich glaube, wir haben Schutzgesetze genug. Die Frage, die notwendig sich ergeben muß, ist die: Wenn die vielen Gesetze, die wir bereits haben, nicht ausreichen, um das zu schützen, was wir wollen, kann es dann gegenüber der Entwickelung der Dinge überhaupt noch geschützt werden? Das Merkwürdige ist, daß die Menschen, die von der Entwickelung der

Dinge etwas fühlen, ahnen, die sogar davon sprechen, gar nicht au den Gedanken kommen, daß ein Etwas, das so vielen Schutzes bedarf daß die Summe der heutigen Gesetze nicht mehr dazu ausreicht, da eben dieses Ding nicht mehr das richtige ist, daß Alles das, wa eines übertriebenen Schutzes bedarf, überhaupt zu Unrecht besteht

Der Regierungsvertreter sprach vom Sozialistengesetz: Diese Ausnahmegesetz ist vor vier Jahren beseitigt worden; aber we von uns wollte behaupten, daß, nachdem es gefallen, die Zuständ nun einer Besserung entgegengegangen wären! Selbst dies Ueberzeugung, daß nämlich die Zustände, das heißt das was di Regierung bekämpfen wollte, sich trotz dieses Ausnahmegesetze nicht gebessert habe, selbst diese Erkenntnis hat die Regierun nicht dahin geführt, einzusehen, daß überhaupt mit derartige Maßregeln die Entwickelung der Dinge nicht aufgehalten werde kann. Es werden richtige Behauptungen ausgesprochen und dan falsche Schlüsse daran geknüpft. Der Schlußsatz aus diesen B trachtungen ist für die Regierung der, ob es nicht an der Ze sei, gegen derartige Dinge mit Gesetzesmitteln vorzugehen.

Der Abgeordnete Rickert wies auf die ungeheure Summ von Strafen hin, die jährlich im Volke für Uebertretungen ve hängt werden, auf die Summe von Zuchthaus- und Gefängni jahren, die zu verbüßen sind, und er hat daran den richtige Schluß geknüpft, daß diese Strafen nicht zu einer Veredlung de Volkes geführt haben. Er sagte: Wir müssen an diesen große Zahlen sehen, wie erfolglos es ist, gegen solche Dinge vorzugehe Der Regierungsvertreter widersprach dem und meinte, man müs umgekehrt daraus schließen: Wenn ich weiß, daß soviel Zuch hausstrafen verhängt worden sind, so ist das ein Beweis dafü in welchem Umfange die Neigung zu Verbrechen Platz gegriffe habe unter den Anhängern der sozialdemokratischen Parte Ich (Egidy) bin anderer Ansicht: Wenn hat bestraft werde müssen, so ist das der Beweis, daß selbst die drohende Strafen die Menschen nicht abhalten, für das, was sie fi richtig halten, einzutreten. Trotzdem trifft alle die, die es dahi gebracht haben, daß sie bestraft werden mußten, ein großer Vo wurf. Denn sie haben nicht das Maß an Selbstbeherrschun

Selbstbescheidung, auch nicht das Maß von Fähigkeit, sich so ausdrücken zu können, wie sie es meinten, ohne Andere oder die Gesetze zu verletzen. O ja, es giebt schon Menschen, die imstande sind, genau ihre Meinung zu sagen und doch nicht gegen das zu verstoßen, was man als Anstand, Sitte, Würde oder als Gesetz bezeichnet.

Der Regierungsvertreter sagt: „Wer wollte unter diesen Umständen bezweifeln, daß es berechtigt ist, von einer Partei des Umsturzes und von Umsturzbewegungen zu sprechen? Die Vorlage richtet sich nicht gegen die letzten Ziele, sondern gegen die verbrecherischen Stadien der Umsturzbewegung!" Hier wird deutlich ausgesprochen, daß die Regierung gegen den Umsturz vorgehen will, aber nicht gegen die letzten Ziele desselben, nur gegen die vorbereitenden, verbrecherischen Stadien. Wenn es so gemeint ist, wie ich möchte, daß es gemeint sei, dann ist es von dem größten Werte, und die Regierung stellt sich dann ein großartiges Zeugnis aus, wenn sie so vernünftig ist, einzusehen, es sei berechtigt, neue Zustände, neue Einrichtungen zu erstreben; und wenn sie wirklich nur den Ausschreitungen, dem ungesitteten, formlosen Wesen oder verbrecherischen Handlungen entgegentreten will, so ist das verständig und berechtigt.

Der Regierungsvertreter sagt weiter: „Wir haben nur zwei Wege, wenn die Vorlage abgelehnt wird: entweder wir gleiten weiter auf der abschüssigen Bahn, die zum Ausbruch von Gewaltthätigkeiten führen muß, oder, wenn wir es dahin nicht kommen lassen wollen, werden wir wieder ein Ausnahmegesetz erlassen müssen." Es ist merkwürdig, daß, wenn man zwei Wege sieht, die alle beide nicht zum Heil, zum Segen des Volkes führen können, man dann sich nicht fragt: „Giebt es nicht noch einen dritten?" Auf diesen dritten Weg verfällt die Regierung mit aller ihrer Weisheit nicht. Dieser dritte Weg ist der, daß man die, die man bekämpfen will, und die doch Volksangehörige sind, Fleisch von unserem Fleisch, — daß man die Wünsche, die Ansichten, Meinungen, die Forderungen dieser Mitmenschen erst einmal hört und auf ihre Berechtigung hin prüft. Auf diesen dritten Weg ist man noch nicht gekommen.

Der Regierungsvertreter schildert sehr richtig, in welcher Weise weite Volkskreise aufgeregt werden. Es ist richtig, daß gewisse Dinge stattgefunden haben, daß durch Druckschriften in einer Weise auf die Gemüter gewirkt worden ist, die unter keinen Umständen zu billigen ist. Aber können Gesetze dem wehren? Nachdem wir es erlebt haben, daß man in der Presse und in Versammlungen es gewagt hat, aufzufordern zum Meucheln und Brandschatzen, werden wir es verständlich finden, wenn die Regierung durch verschärfte Gesetze schützen will. Daß die Männer, die sich „Regierung" nennen, sich verpflichtet fühlen, solchen Unfug entgegenzutreten, ist berechtigt. Aber ich wollte, sie erfaßten diese Pflicht so, daß sie nicht eher Ruhe haben, bis wirklich dem Unfug begegnet ist; aber nicht durch Verschärfung des Paragraphen 111, sondern durch Erziehung.

Verhinderung der Verbrechen ganz gewiß; aber auf welchem Wege? Die Presse muß Selbstbeherrschung lernen. Erst erzogen Menschen, dann haben wir auch erzogene Zeitungsschreiber. Es ist nicht gut, in Versammlungen die Gemüter so zu erhitzen, daß Haß angeregt wird, ohne gleichzeitig vervollkommnen zu wirken, — wenn nur die Regungen zur Leidenschaft angefacht werden.

Der Regierungsvertreter sagt: „Die Mehrheit des Reichstages wird nicht die Gefahren unterschätzen, die unsere Gesellschaft bedrohen, und die dahin führen müssen, daß dem Volk der Glaube an ideale Güter schließlich verloren geht." Es wäre schrecklich, wenn in der That unsere Volksvertreter einer Maßregel die Zustimmung versagen wollten, die dazu geeignet ist, die idealen Güter zu schützen. Es fragt sich nur, ob das, was wirklich als ideale Güter anzusehen ist, in Gefahr ist. Das idealste aller Güter ist die Entwickelung, die Vervollkommnung, das Fortschreiten des Menschengeschlechts auf dem Wege zur Gutsein. Es fragt sich, ob diese Vervollkommnung durch Bestrebungen, wie sie sich geltend machen, in Gefahr ist. Daß die Ausschreitungen, die von vielen Seiten erfolgt sind, bekämpft werden müssen, daß sie nicht fördernd für die Entwickelung sind, das ist wahr. Die idealen Güter aber sind etwas ganz

Anderes, die sind nicht in Gefahr, wenn wir uns selbst für bessere Zustände erziehen.

Wir haben nun die Frage zu beantworten, ob die Vorlage, wie sie die Regierung meint, zum Segen, zum Heil unseres Volkes dient. Wie die Regierung die Vorlage verstanden haben will, ist es kein Zweifel, daß hier oder da sich Jemand von Ausschreitungen, von Vergehungen durch sie wird abhalten lassen. Die Vorlage würde nicht erziehend, aber hier und da abschreckend wirken, bei denen, die sich einer Bestrafung nicht aussetzen wollen. Die Frage ist aber die, ob darin das Heil des Volkes zu suchen ist, daß die Menschen vermeiden, bestraft zu werden, daß Jemand nur aus Furcht vor Strafe seine Feder noch einmal ansetzt und einen Satz durchstreicht oder das nicht sagt, was er sonst sagen würde. Das ist ja das, was wir abschaffen wollen, daß die Furcht vor Strafe unser Thun bestimmt. Nur aus dem Bewußtsein heraus, daß Dies oder Jenes nicht richtig ist, haben wir Dies oder Jenes zu unterlassen. Wenn sich die Regierung auf den höheren Standpunkt stellen würde, auf den evangelischen, wie er uns in dem Jesus-Christentum gegeben ist, daß wir gut sein und danach streben wollen, gut zu werden, dann würde sie eine solche Vorlage gar nicht eingebracht haben.

Nun die Auffassung Derjenigen, die die Vorlage mit anderen Augen ansehen, als sie uns amtlich verkündet ist, die ohne eigenes Verschulden sich ein Urteil über die Vorlage gebildet hatten, bevor der Regierungsvertreter die maßgebende Meinung ausgesprochen hatte. Wir können diese Menschen im Volke in zwei Teile teilen: ein größerer Teil des Volkes, der an diese Vorlage Befürchtungen knüpft und ein anderer Teil, der von dieser Vorlage etwas ganz Anderes möchte, oder der diese Vorlage anders ausgedehnt, erweitert sehen möchte.

Die Ersten: Wir müssen uns fragen, ob diese Befürchtungen berechtigt sind. Nein und Ja! Die Befürchtung ist nicht berechtigt, insofern gar kein Zweifel darüber bestehen kann, daß die Regierung, wie sie es ausgesprochen hat, nur gewissen Ausschreitungen entgegentreten will. Die, welche befürchten, es könnten auch unschuldige Menschen getroffen werden, haben in

der amtlichen Urkunde des Regierungsvertreters die beste V
gegen etwaige Anschuldigungen. Wer zu Unrecht vor den Ri
gestellt wird, der braucht nur die Rede des Regierungsvertr
mitzunehmen und sich mit diesen Sätzen zu verteidigen. W
er sich bewußt ist, daß es ihm nur um das Ziel zu thun
daß er nur danach strebt, seine Mitmenschen auf die rich
Bahn hinzuführen, so kann er guten Mutes Feder und V
führen und hat nichts zu befürchten.

Andererseits gebe ich selber zu, daß die Befürchtungen
gewisse Berechtigung haben. Die Anschauungen in den m
gebenden Kreisen wandeln sich. Es kommen andere Mä
und es werden dann solche Urkunden nicht mehr so aufgefaßt,
es die ursprüngliche Meinung war. Wir wissen, wenn ge
Strömungen, Gedanken von oben her durch die richterl
Kreise gehen, daß da leicht sich Auffassungen geltend machen,
zur strengeren Handhabung eines Gesetzes führen. Insofern
die Befürchtung berechtigt, daß auch in dieses Gesetz etwas g
werden könnte, was ursprünglich nicht gemeint war.

Für mich ist kein Zweifel, daß das Gesetz gänzlich i
flüssig ist und gar nicht in Frage kommen dürfte. Zu De
die Befürchtungen haben, gehören auch die, welche sich bei
sind, daß weder die Ziele, nach denen sie streben, die ganz
tigen sind, noch die Mittel und Wege, die sie einschlagen.
rüber müssen wir uns klar sein, daß Mittel und Wege mit
Ziel, dem wir entgegenstreben, in Einklang zu bringen sind.
wirklich Hohes erstrebt, wer wirklich eine Vervollkommnung un
Lebensführung anstrebt, kann gar nicht auf den Gedanken kom
mit verbrecherischen Thaten, mit Ausschreitungen irgendwe
Art solche Zustände anstreben zu wollen. Es ist ganz selbs
ständlich, daß sich in einem Menschen, in dem wirklich der D
zum Guten, die Liebe zum Volke der einzig bestimmende Be
grund ist, keine falschen Gedanken über die Mittel und V
bilden. Es ist unmöglich, daß ein solcher Mensch überh
auf den Gedanken kommt, es sei auf anderem Wege er
bar, als auf dem der Erziehung zum Gutsein von i
heraus, der Selbstläuterung. Alle die, die in der Wahl

Mittels, in der Wahl der Wege nicht wählerisch sind, sondern die nach jedem beliebigen Mittel greifen, haben ein Recht, von dem Gesetze etwas zu fürchten. Das Gesetz trifft sie dann aber zu Recht. Wir haben Mittel und Wege, auf unsere Volksgenossen in einer würdigen Art einzuwirken, wodurch wir dahin gelangen können, wohin wir wollen. Wer das Mittel zu handhaben weiß, braucht eine solche Vorlage nicht zu fürchten.

Nun aber die, die besondere Wünsche haben, denen die Vorlage das nicht bringt, was sie erwartet haben, denen der erste Teil der Rede des Regierungsvertreters eine große Enttäuschung war, die da die Vorlage ausgedehnt, vervollständigt haben möchten, dahin vervollständigt, daß sie sich gegen den Umsturz oder gegen die Umsturzpartei wendet.

Was ist der Umsturz? Solche Worte soll man nicht erklären, nur erläutern, den Wert, den Gedankengang solcher Worte entwickeln. Umsturz bedeutet eine Aenderung, eine Wandlung des Bestehenden. Mit dem Begriff Umsturz ist nicht der Begriff Gewalt verbunden, wenn auch viele bei dem Worte ohne Weiteres an Gewalt denken. Viele verstehen unter Gewalt: Dynamit, Petroleum, Kanonen. Für mich ist Gewalt das, was gegen meinen eigenen Wunsch und Willen geschieht. Wenn in einer Volksvertretung durch eine Mehrheit eine Minderheit vergewaltigt wird, so ist das auch Anwendung der Gewalt, auch Mißbrauch der Macht. Weiter hat der Begriff Umsturz eine große Ausdehnung nach der Richtung hin, wie weit die Wandlung und wie tief sie gehen soll. Die Meisten sagen: „Ja, Wandlung wollen wir auch; es muß sich ja Alles entwickeln, aber in Jahrtausenden. Erst dann kann sich ein Etwas wandeln, wenn wir kein Interesse mehr daran haben, daß es bleibt.“ Sie könnten sonst etwas verlieren. Und weiter meinen sie: „Gewiß Wandlung, aber Wandlung nur unter Festhalten an den Grundlagen unserer heutigen Ordnung.“ Ordnung? Was verstehen die Menschen unter Ordnung? Das, was ist, was im Augenblick besteht. Sie vergessen aber, daß das, was heute ist, auch erst geworden ist, und daß es seiner Zeit ebenso bekämpft worden ist wie heute das Werdende. Sie vergessen ganz und gar, daß man

unter Ordnung doch nur die Weltordnung verstehen kann, u daß diese sich vor unseren Augen in jedem Moment dur Wandlung, Entwickelung bethätigt. Ordnung im richtig Sinne ist also Entwickelung, ist die Wandlung. Ordnung männer im eigentlichen Sinne sind die Menschen, die die Ei wickelung fördern, die auf den Wandel nach vorwärts, aufwär bringen. Und je kräftiger Jemand auf den Wandel nach vorwär bringt, ein desto besserer, richtigerer Ordnungsmensch ist er.

Nun sagen diese Anderen: Entwickelung, aber unter Fe halten an den Grundlagen unserer Gesellschaftsordnung od Staatsordnung. Welches sind diese Grundlagen? Religio Monarchie, Eigentum, Ehe, Familie werden als solche a geführt. Religion: Haben wir denn heute Religion? Ist de in unseren Zuständen, Einrichtungen irgendwo oder wie das re giöse Bewußtsein zum Ausdruck gebracht? Nein! Keine Ko fession kann sagen, daß die Lehren, die sie predigt, daß also d Sittengehalte der Konfessionen in unserem Gemeinsamkeitsleb zum Ausdruck gelangen. Und die Summe aller dieser Sitte lehren der verschiedenen Konfessionen macht doch die Religi aus. Will man unter Religion gewisse Formen der Religi Glaubenssätze oder Einrichtungen wie die „Kirche" verstehen, ist das eben nur Form, und alle Form ist der Wandlung unt worfen. Wenn wir also fragen, ob die Religion in Gefahr indem wir in der Entwickelung vorwärts schreiten, dann: Ne Im Gegenteil: Religion soll ja überhaupt erst uns beherrsch Wir wollen überhaupt erst einmal erfahren, was denn eigentl Religion heiße. Sie soll sich in unserem Leben, in unse Einrichtungen, Zuständen bewähren und bethätigen. Religi nicht mehr als Glaubensbekenntnis oder als Kultusübung neb unserem Leben, sondern Religion unser Leben selbst.

Die Monarchie: Ist denn der monarchische Gedanke Gefahr? Auch der monarchische Gedanke hat seine Entwickelu durchgemacht. Wenn wir den monarchischen Gedanken n rückwärts verfolgen wollen, so müssen wir sagen: Die Monarch sind Fleisch von unserem Volke; sie waren die Vordersten Volke. Daraus hat sich mit der Zeit der Gedanke des Herrsche

die absolute Monarchie entwickelt. Aber wir haben es ja schon erlebt, daß bereits eine Entwickelung erfolgt ist. Wir sind schon von der absoluten Monarchie zurückgekommen, sind bei der kläglichen Einrichtung einer konstitutionellen Monarchie angekommen, die den Fürsten seiner großartigsten Rechte, des Rechts der persönlichen Selbstverantwortung beraubt. Die Zeit ist nicht mehr fern, wo die Fürsten sich das nicht mehr gefallen lassen werden, daß andere Leute verantwortlich gemacht werden für das, was sie selbst thun. Also eine Wandlung des monarchischen Gedankens ist für mich selbstverständlich. Dieser Gedanke selbst aber wird, wie er bisher in unserem Volke lebte, auch weiter leben. Es handelt sich nur darum, ihm Ausgestaltung zu geben, die Wandlung zu vollziehen, die an allen Einrichtungsformen des öffentlichen Lebens sich vollziehen wird.

Das Eigentum: Ist denn ein Zustand denkbar, wonach jeder Mensch nicht über ein gewisses Eigentum verfügen, nicht etwas sein Eigen nennen wird? Giebt es denn einen Menschen, der seine Gedanken darauf richtet, ein Volk von Raubgesindel zu erziehen? Das Eigentum wird bestehen bleiben, aber eine andere Einteilung, ein anderes Volkswirtschaftssystem wird kommen. Eine andere Einteilung der kolossalen Volks-Wohlhabenheit, über die wir gebieten, ist doch mindestens christlich, höchst vernünftig und sehr geboten. Der Begriff Eigentum wird gewiß nicht angerührt, aber es werden gewisse Wandlungen sich vollziehen. Warum sollen denn immer solche Chimborassos auf der einen Seite und auf der anderen die sonnenlosen Tiefen des Elends sein? Wer daran Gefallen hat, muß erzogen werden zu einer anderen Auffassung.

Ehe und Familie: Ein schweres Unrecht, welches man, teils aus Bosheit, teils aus Unverstand begeht, ist dies, daß man die Ansicht verbreitet, es gäbe Menschen im Lande, die wirklich der Ehe, dem Familienleben zu Leibe wollen. Eine reine, auf sittlichen Grundsätzen, auf gesunden Verhältnissen sich aufbauende Ehe schützt sich selbst. Niemand im Volk wird es wagen, eine solche Ehe anzutasten. Aber man darf nicht glauben, daß eine an sich unreine, unlautere, unwürdige Ehe dadurch geweihter wird,

daß man bestimmte staatlich geforderte oder gesellschaftlich ve
langte Formen vorher erfüllt hat. Im Gegenteil: Nicht n
geschützt soll die Ehe werden, sie soll ermöglicht werden. Ei
Frage aber ist es, ob unsere heutigen Einrichtungen, ob die Ve
treter der heutigen Einrichtungen, die Volksleitung, die E
schützen. Sie verbieten ja das Heiraten geradezu, und dar
wollen sie noch sagen, daß durch andere Leute die Ehe in Gefal
gebracht sei! Sollen denn die beklagenswerten Zustände, wie d
Unwesen der Prostitution, immer bleiben? Ist es notwendi
solche Zustände zu haben? Man kann diesem Zustande begegn
durch die rechtzeitige Ehe. Dazu gehört aber die Möglichkei
die Ehe schließen zu können, wenn die Zeit dazu da ist, daß jun
Leute dann in der Lage sind, eine Familie zu ernähren. Also Z
stände schaffen, die nicht nur dem Einzelnen das menschenwürdi
Dasein gestatten, sondern die das Familienleben erlauben! Hab
wir denn heute ein Familienleben? Gehen wir doch hinaus
die unteren Kreise! Finden wir es ausgebildet in den höher
Kreisen? Haben wir es gesehen bei den höchsten Beamten oder
den Börsenmenschen? Haben sie ein Familienleben, sie, die dur
die Hast nach Gewinn gejagt werden? Und dann die Andere
die vor Kummer und Sorgen, das tägliche Brot zu schaffen, ni
dazu kommen, ein Familienleben zu führen. Wenn wir he
wirklich ein Eheleben, ein Familienleben hätten, wie wir
anstreben, und wenn dann Jemand aufträte, der sagen wollte,
müsse anders werden, dann könnten die Menschen sagen: d
Ehe muß geschützt werden! Jetzt müssen die Menschen ja e
zum Verständnis für eine würdige Eheschließung, für ein Familie
leben erzogen werden.

Gerade das, was die, die sich als Ordnungsmänner
zeichnen, nicht wünschen: daß sich eine Wandlung vollziehe,
gerade das, was sie befürchten, ist garnicht zu befürchten. D
Grundlagen unseres Volkszusammenlebens sollen nicht nur
halten, sie sollen erst richtig geschaffen, sie sollen mit dem neu
Geiste geweiht werden. Religion, Monarchie, Eigentum, E
Familie, Alles das wird bestehen bleiben. Alles das bleibt, w
an idealen Vorstellungen in uns ist.

Die Menschen, die besondere Wünsche an die Umsturzvorlage knüpfen, die die Vorlage ausgedehnt wissen möchten, das sind eben die, die da fürchten, daß von einer Wandlung der Grundanschauungen, und damit von einer Wandlung unserer Zustände und Einrichtungen ihrem persönlichen Interesse, ihrer besonderen Macht Abbruch geschieht. Heute beherrscht uns Alle der „große Vorteil". Das Gefühl der Zusammengehörigkeit lebt noch nicht unter uns. Diejenigen also, die von einem Bewußtsein der Zusammengehörigkeit etwas für sich fürchten, die davon etwas für sich fürchten, wenn wir zu den rechten Zuständen übergehen, sie wünschen, daß sich garnichts wandle. Sie treten jeder Entwickelung in den Weg. Diejenigen, die nicht das Vertrauen zur Vorsehung haben, daß die Entwickelung nach einem ewigen Gesetze geleitet ist, daß sie die Menschheit fördern will, sie haben Sorge, daß mit einem Schritt vorwärts, mit einem Wandel unserer Zustände Verwirrung eintreten könnte. Es fehlt ihnen der Glaube an die Thatsache, daß jeder Schritt, den wir thun, dazu dient, uns zu fördern. Sie sind es, die insonderheit einer Partei im Vaterlande entgegentreten. Der Vertreter der Regierung hat selbst darauf hingewiesen, daß es nicht die Absicht ist, die Sozialdemokratie zu bekämpfen. Er ist sich also bewußt gewesen, daß ein Teil des Volkes diese Besorgnis hat, und daß ein Teil es lebhaft wünscht, die Vorlage dahin auszudehnen, daß ein anderer Teil des Volkes besonders getroffen werde. Wir müssen uns nun die Frage vorlegen, ob wir berechtigt sind, einen Teil unserer Volksgenossen durch ein besonderes Gesetz zu treffen. Wir müssen uns fragen, ob die Bestrebungen dieser Volksgenossen überhaupt bekämpft werden müssen.

Was verstehen wir unter der Sozialdemokratie? Einmal den sozialen Gedanken, insofern er eine Wandlung in unserem Wirtschaftsverhältnis bezweckt und zweitens eine ganz neue Weltanschauung. Es ist etwas Anderes, ob wir einen Sozialdemokraten die Gedanken entwickeln hören, wie wir sie selbst als richtige, als ideale auffassen, wie wir sie aus dem Evangelium selbst oder aus unserem Bewußtsein entwickeln können, — oder ob uns der Sozialdemokrat als Parteimensch entgegentritt. Dann

wird er überhebend, wie es in allen Parteien ist. Auf kei
Fall haben wir das Recht, besondere Gesetze anzuwenden ge
Bestrebungen eines so großen Teiles unserer Volksgenossen. W
haben das Recht, solches Bestreben zu bekämpfen, unsere Meim
unseren Volksgenossen entgegenzuhalten, vor allen Dingen
Recht, Ausschreitungen jeder Art, wo sie auch vorkommen, e
gegenzutreten. Wir haben auch das Recht nicht nur, sondern
Pflicht, uns nicht etwa von dieser einen Partei tyrannisieren
lassen. Dieses Recht aber, sich nicht tyrannisieren zu lass
sich dagegen aufzulehnen, haben nur die, die sich gegen jed
Tyrannisieren auflehnen, die wirklich Selbstmenschen sind, die
vor Niemand beugen, vor keiner Macht. Das Wunderbare a
ist, daß gerade die, die so viel sich verbeugen vor der bestehen
Macht, gar kein Verständnis dafür haben, daß in der Volksse
andere Mächte versuchen, zu einer Ueberlegenheit zu gelangen.

Wir wissen Alle, daß die Vorlage eine besondere Färbu
bekommen hat durch das unter allen Umständen beklagenswe
Vorkommnis bei der ersten Reichstagssitzung, in der ein Teil
Vertreter des Deutschen Volkes es ablehnte, an einer Handlu
teilzunehmen, die dem Oberhaupte unseres Vaterlandes zugedc
war.*) Man will daraus Gründe suchen, Maßregeln schmied
die sich gegen eine Partei richten sollen. Man will den Kö
schützen. Wenn die Volksvertretung aus dem Vorkommnis,
unter allen Umständen zu beklagen ist, Veranlassung nimmt, n
einer Disziplinarordnung zu rufen, so stellt sie sich vor dem gan
Volke, vor der ganzen Kulturwelt das traurigste Zeugnis a
Wenn sie sich für so mangelhaft erzogen hält, stellt sich unsere Vo
vertretung ein Zeugnis aus, wie es schlimmer garnicht sein ka

Ist es nun richtig, nach einem besonderen Schutz für
König zu suchen? Man kann über diese oder jene Handlu
über diese oder jene Worte unseres Königs verschieden denk
Man wird mit Manchem nicht einverstanden sein. Das ist
in der Erziehung, in den Verhältnissen begründet. Dafür ka
ich mir aber keine Erklärung geben, daß der Fürst es sich

*) Das Aufstehen beim Hoch auf den Kaiser. D. H

fallen läßt, daß Menschen auftreten, die ihn durch Gesetze schützen wollen. Wir haben unser schönes Lied: „Nicht Roß, nicht Reisige u. s. w.“, „Liebe des freien Mann's.“ Wenn unser König und die Fürsten unserer deutschen Lande den Schutz wo anders suchen, bei Gesetzen oder Maßregeln, — dann begeben sie sich des einzig richtigen Schutzes, den sie in den freien Männern unseres Volkes finden. Freilich: Männer, wirklich Männer müssen wir sein. Aufrecht, gerade vor Jedermann, vor sich selbst, auch vor dem Fürsten. Jemand, der sich als Mann fühlt, in des Wortes großartiger Bedeutung, ist aus sich selbst heraus frei. Und nur die Liebe, die ehrliche, wirkliche, persönliche Liebe zu dem Fürsten wird ihm den Thron schützen wie Fels im Meer.

Man kann an der Vorlage nicht vorbeigehen, ohne eben dieser Färbung zu gedenken, die jedenfalls in den nächsten Tagen der Vorlage gegeben werden wird. Ich glaube, es war richtig, gerade heute daran zu denken, damit wir vor uns selbst klar werden. Eine andere Frage ist nun die, ob wir hier zu einer Beschlußfassung über die Vorlage gelangen. Ich meine, wir haben gar keine Veranlassung zu beschließen. Was nützt das? Die Volksvertretung ist der maßgebende Faktor. Sie wird sich dadurch nicht beeinflussen lassen.*) Dennoch war mir der Entwurf dieser Beschlußfassung sehr wertvoll. Ich spreche aber wirklich dem heutigen Reichstage gegenüber gar keine Erwartung aus. Ich erwarte garnichts Gutes von ihm. Ob ich hoffe oder wünsche, daß der Reichstag die Vorlage ablehne? Da sage ich dies: Um die Umsturzvorlage erwärme oder rühre ich mich garnicht im Mindesten. Ob wir zu den vielen unseligen Gesetzen, die wir haben, noch eines mehr haben, ist mir persönlich gleichgiltig. Für mich kommt nur die Frage in Betracht: Was ist die Folge der Ablehnung oder Annahme? Wäre ich ganz sicher, daß unsere Regierung den Reichstag nach Hause schickte, wenn er sie nicht annähme, dann wünschte ich, daß er sie nicht annähme, damit wir neue Männer wählen. Diese Ueberzeugung aber, daß der

*) Es sollte im Anschluß an die Ausführungen Egidys die Erwartung ausgesprochen werden, daß der Reichstag die Vorlage ablehnen werde. D. H.

Reichstag aufgelöst würde, habe ich nicht. Wie die Sache heute liegt, glaube ich, daß man sich zufrieden geben wird, wenn er Nein sagt. Das ist auch berechtigt, denn die Volksvertretung muß es doch entscheiden. Wenn ich aber denken könnte, der Umstand, daß die Vorlage von der Volksvertretung angenommen wird, öffnete unserem Volke endlich die Augen über seine Volksvertretung, so daß endlich klar würde, wie wenig sein innerstes Wollen vertreten ist, dann könnte meinetwegen die Vorlage ruhig angenommen werden.

Protestversammlung gegen die Umsturzvorlage.*)

Wir sind versammelt, um gegen die Umsturzvorlage zu sprechen. Was ist denn aber diese Vorlage? Sie ist ein Zubehörstück zu dem Instrument, durch das man uns bisher regiert hat und durch das man uns auch weiter regieren zu dürfen glaubt; wir wollen aber nicht länger regiert sein; wir wollen uns selber regieren; wir sind ein mündiges Volk. Sie ist ein Symptom der Richtung, die heute zwar noch von Macht-wegen, die aber nicht mehr in dem innersten Innern unserer Volksseele die herrschende ist. Sie ist eine Blüte des Systems, unter dem wir heute leiden. Was nützt es, wenn wir den Zweig knicken, der diese Blüte trieb; nebenan treibt ein anderer Zweig eine ähnliche Blüte; wir wissen es ja, daß es unter unseren Volksgenossen Menschen gibt, die sich schon einen Ersatz für die etwa zu Fall kommende Vorlage ersinnen. Also: die Axt an die Wurzel gelegt! Dem System zu Leibe!

„Gegen die Umsturzvorlage" ist bei Vielen nur „Angst", daß auch ihnen etwas passieren könnte, weil sie sich nicht zu benehmen wissen, weil sie sich nicht erzogen genug fühlen. „Gegen die Umsturzvorlage" ist nur Wortgetöse im Munde Derer, die nicht entschlossen sind, dem System zu Leibe zu gehen. Ab-

*) Vortrag in Berlin, Konkordiasaal, 30. April 1895. Versöhnung Nr. 19.

lehnen ist das Allerwenigste, was wir verlangen; wir wollen endlich gesichert sein vor derartigen Unternehmungen. Vor drei Jahren mußte das Preußische Volk mobilisiert werden gegen einen Einfall auf sein Schulgebiet; heute macht ganz Deutschland mobil gegen eine Umsturzvorlage, die man uns angesonnen. Wem es ernst ist um die Förderung des Volkswohls, der ruht nicht, der legt die Feder nicht nieder, der hält den Mund nicht, wenn das bischen Umsturzvorlage aus dem Felde geschlagen ist; der erkennt in dem ganzen Vorgang und in allen seinen Begleiterscheinungen das „innere Jena", das unserem Volke bereitet wurde, weil wir ausgeruht haben auf den Lorbeeren unserer Väter, weil wir die neuen Aufgaben nicht begriffen, die uns aus den Errungenschaften der großen Zeit vor fünfundzwanzig Jahren erwuchsen. Diesem Jena aber folgt mit unzweifelhafter Gewißheit das innere 1813, die innere Erhebung. Wir werden endgültig jede unberechtigte Herrschaft über unser inneres Leben abschütteln, wir werden das Joch, das in wirtschaftlicher Beziehung auf uns lastet, abschütteln. Neue Ideale leben im Volke: das Bewußtsein von der Zusammengehörigkeit der Menschen, gleichzeitig das Verständnis für die Selbständigkeit und Unabhängigkeit des Individuums, lebt in den Gedanken Tausender. Diese Ideale zu verwirklichen sind wir berufen. Der Patriotismus äußert sich nicht im Hurrahrufen; er findet seine würdigste Bethätigung in einer begeisterten Hingebung an die Aufgaben der Zeit.

Ein System ist aber kein unpersönliches Etwas. Es ist das Ergebnis der Lebensauffassung (Weltanschauung) derjenigen Männer, welche die heute noch mit der Macht ausgerüstete Richtung vertreten. Wir haben es also mit Menschen zu thun, mit lebenden, anfaßbaren Wesen — heran an die Menschen.

Wem verdanken wir die Vorlage? Einer Anzahl von Männern, die sich als Körperschaft Regierung nennen. Die Untadeligkeit dieser Männer steht außer Frage; aber wenn unsere Achtung vor ihnen turmhoch wäre, so dürfte uns das nicht abhalten, auszusprechen: diese Männer ermangeln des Verständ-

niſſes für die Erforderniſſe der Gegenwart durchaus; das Leben und Weben der Volksſeele iſt ihnen fremd. Mag mancher von ihnen Fähigkeit und Charakter genug beſitzen, ſeine Anſchauung zu wandeln, um ſo wertvoller wird dann ſein weiteres Wirken ſein; die Anderen aber ſollten ſich in der Erkenntnis beſcheiden, daß ſie überſtändig geworden ſind.

Wem iſt die Vorlage zur Beſchlußfaſſung unterbreitet? Unſerer Volksvertretung. Es iſt dabei nicht von Parteien die Rede, auch nicht von dem größeren oder geringeren Wert der einzelnen Perſönlichkeiten. Jeder möge ſelbſt prüfen, wie viele unſerer heutigen preußiſchen und deutſchen Volksvertreter durchaus geeignet ſind, des Volkes Vorkämpfer für die neue Zeit zu ſein, nach der wir verlangen: wie viele von der richtigen Erkenntnis für das, was uns not thut, getragen, dabei von reiner, hoher, vornehmer Geſinnung beſeelt und zugleich imſtande ſind, in einer ihrer Berufung würdigen Form die Stellung im Vaterlande zu vertreten, die wir, neben dem Throne, als die erhabendſte betrachten. Wer von den heutigen Volksvertretern willens und fähig iſt, das ihm Fehlende in ſich ſelbſt zu ergänzen, kann dem Volke wertvolle Dienſte leiſten; die Anderen aber ſollten einer Berufung entſagen, für die ſie nicht geſchickt ſind.

Heran an die Menſchen. Auch dieſer Satz wird zur tönenden Schelle, wenn wir nicht unbefangen und aufrecht an die Männer herantreten, auf die es im Augenblicke ankommt: an die Fürſten. Wir Preußen an unſeren König, der es ja ſo nah' hat, ein ernſtes Wort mit dem Deutſchen Kaiſer zu ſprechen. Wer ſind denn die leitenden Männer, wer iſt denn die Regierung? Es ſind Männer, die vom Könige dazu ernannt ſind; ernannt ſind aus deſſen alleiniger, perſönlicher, durch nichts als durch ſeinen eigenen Willen eingeſchränkten Anſchauung. Dieſe Männer, ſo viel ſie auch eine eigene Meinung haben mögen, ſo viel oder wenig Gebrauch ſie auch von dem Recht machen mögen, ihre Meinung dem Fürſten gegenüber auszuſprechen, ſie haben auch nicht einen Schatten von — ich laſſe die Frage offen: ob Recht oder Möglichkeit —, ihre Anſchauung auch

gegenüber dem Willen des Königs zur Geltung zu bringen; sie sind in der Sekunde verhaucht, da der König auf ihren Rat und ihre Dienste verzichtet. Es ist eitel Drumherumgerede, es ist eine klägliche Scheu, den Thatsachen klar ins Auge zu sehen, es ist fürchterliche Selbsttäuschung, und es ist eine beleidigende Mißachtung des Königlichen Persönlichkeits-Bewußtseins, wenn wir nicht rückhaltlos zugeben: soweit unsere leitenden Männer — Minister, Regierung, das ganze Beamtentum, Konsistorialräte, Schulräte, Staatsanwälte und Richter einbegriffen — soweit also unser ganzes Konfessions-, Schul-, Verwaltungs- und Rechtsleben in Frage kommt — das Wehrwesen ganz selbstverständlich —: im innersten Grunde hängt Alles von der Anschauung, von der Ansicht, von dem Willen des Königs ab.

Es ist so; und weil es so ist, kommt Alles darauf an, des Königs Anschauung in die richtige Bahn zu lenken, seine Ansichten über das Erfordernis der Zeit zu wandeln. Um den Willen, das Rechte zu thun, brauchen wir dann nicht zu sorgen. Ein Mann, wie unser König: fähig, energisch, von rascher Auffassung, beseelt von dem ehrlichen Verlangen, an des Volkes Wohlfahrt mitzuwirken, getragen von dem berechtigten Ehrgeiz, nicht nur ein bedeutender Mensch zu sein, sondern auch unter den Fürsten hervorzuragen als ein in der Volks- und Menschheitsgeschichte leuchtender Stern, an dessen Wirken sich ruhmvolle Momente knüpfen — dieser König wird nicht versagen, wenn das Volk seiner bedarf.

Haben wir eine Möglichkeit auf den König einzuwirken? Eine unmittelbare Einwirkung ist nur Wenigen vergönnt; ob und in welchem Grade diese Wenigen selbst Bescheid wissen, um was es sich in diesem Augenblicke handelt, wissen wir nicht. Pflicht Aller, die es wissen und mit dem Könige verkehren, ist es jedenfalls, nichts zu versäumen, ihn über das Leben und Weben, über das Sehnen und Wünschen der Vernünftigen im Volke, das heißt Derer, die die Zeit verstehen, aufzuklären. Wir Anderen können nur mittelbar auf die Fürsten einwirken. Zunächst indem wir gewissenhaft Alles vermeiden, wodurch das falsche, unklare, erheuchelte, deutschwidrige, unevangelische Verhältnis zwischen

nisses für die Erfordernisse der Gegenwart durchaus; das Leben und Weben der Volksseele ist ihnen fremd. Mag mancher von ihnen Fähigkeit und Charakter genug besitzen, seine Anschauung zu wandeln, um so wertvoller wird dann sein weiteres Wirken sein; die Anderen aber sollten sich in der Erkenntnis bescheiden, daß sie überständig geworden sind.

Wem ist die Vorlage zur Beschlußfassung unterbreitet? Unserer Volksvertretung. Es ist dabei nicht von Parteien die Rede, auch nicht von dem größeren oder geringeren Wert der einzelnen Persönlichkeiten. Jeder möge selbst prüfen, wie viele unserer heutigen preußischen und deutschen Volksvertreter durchaus geeignet sind, des Volkes Vorkämpfer für die neue Zeit zu sein, nach der wir verlangen: wie viele von der richtigen Erkenntnis für das, was uns not thut, getragen, dabei von reiner, hoher, vornehmer Gesinnung beseelt und zugleich imstande sind, in einer ihrer Berufung würdigen Form die Stellung im Vaterlande zu vertreten, die wir, neben dem Throne, als die erhabendste betrachten. Wer von den heutigen Volksvertretern willens und fähig ist, das ihm Fehlende in sich selbst zu ergänzen, kann dem Volke wertvolle Dienste leisten; die Anderen aber sollten einer Berufung entsagen, für die sie nicht geschickt sind.

Heran an die Menschen. Auch dieser Satz wird zur tönenden Schelle, wenn wir nicht unbefangen und aufrecht an die Männer herantreten, auf die es im Augenblicke ankommt: an die Fürsten. Wir Preußen an unseren König, der es ja so nah' hat, ein ernstes Wort mit dem Deutschen Kaiser zu sprechen. Wer sind denn die leitenden Männer, wer ist denn die Regierung? Es sind Männer, die vom Könige dazu ernannt sind; ernannt sind aus dessen alleiniger, persönlicher, durch nichts als durch seinen eigenen Willen eingeschränkten Anschauung. Diese Männer, so viel sie auch eine eigene Meinung haben mögen, so viel oder wenig Gebrauch sie auch von dem Recht machen mögen, ihre Meinung dem Fürsten gegenüber auszusprechen, sie haben auch nicht einen Schatten von — ich lasse die Frage offen: ob Recht oder Möglichkeit —, ihre Anschauung auch

Ablehnung der Umsturzvorlage.*)

Das Volk hat damit der Regierung eine ernste Lehre erteilt. Daß diese Lehre von nachhaltiger Wirkung für die Männer sein wird, die heute die Volksleitung verkörpern, ist wenig wahrscheinlich. Es bewegen sich diese Männer zum Teil in Anschauungen, die ein selbständiges Einbiegen in die richtigen Bahnen fast ausgeschlossen erscheinen lassen. Jeder Versuch einer Einwirkung auf diese Männer ist nach Lage der Sache nutzlos. Der König, beziehentlich der Kaiser, und, soweit der Bundesrat in Frage kommt, die deutschen Fürsten, haben uns diese Männer gegeben; die Männer thun nur ihre Pflicht, wenn sie sich so verbrauchen, wie sie waren, als sie für geeignet zur Amtsführung befunden wurden. Alles Gerede unsererseits gegen diese Amtsführung ist nur eitel Spiegelfechterei. So lange Der, der diese Männer in ihr Amt einsetzte, und der nach der jetzt noch bestehenden Verfassung allein berechtigt ist, sie des Amtes zu entheben, sich mit dem Thun und Nichtthun dieser Männer einverstanden zeigt, so lange ist es nur feig unterdrückte Unzufriedenheit mit den Entschließungen des Königs, wenn man die Minister tadelt. Entweder weiß der König, wie wenig Verständnis die von ihm ernannten Minister für die Aufgaben der Gegenwart zeigen und läßt sie dennoch gewähren — dann trifft ihn, den König, allein die Verantwortung; oder er weiß von dem Allen, was die Herzen des Volkes bewegt, nichts — dann trifft ihn eine Schuld, denn er könnte es wissen, müßte es also wissen. Die „erste Sprosse" zur Wandlung unserer Zustände ist die Ehrlichkeit gegenüber der Schuld- und Personen-Frage. Heran an die Menschen; nicht aber immer wieder an die falsche Adresse.

Einige meinen, die Regierung müsse nach einer solchen Niederlage zurücktreten; das sei parlamentarischer Brauch. Diesen undeutschen, unpersönlichen, unmonarchischen Brauch verwirft aber

*) „Versöhnung" Nr. 21; 1895.

Fürſt und Volk künſtlich weiter gepflegt wird. Nichts von thänigkeit, nichts von Gnade; kein unlauteres Wort der Sch lei, kein knechtiſches Wort der Unterwürfigkeit, kein unwi Herandrängen mit erlogenen Gefühlen; freie Menſchen einem ehrlich geliebten Fürſten. Wenn Deutſche Männ unausgeſetzt verbeugen, oder gar in der Verbeugung verl dürfen ſie ſich nicht wundern, wenn ihnen der Fuß i Nacken geſetzt wird. Wir müſſen lernen aufrecht ſtehen recht vor uns ſelber, aufrecht vor unſerem Gott, aufre dem Volke, aufrecht auch vor dem Fürſten.

Weiter iſt uns eine zwar mittelbare, aber gewaltig ſame Einwirkung auf die Fürſten gegeben durch die Wa Volksvertreter. Der Geiſt, der heute noch in unſeren preuſ und in den Vertretungen der anderen deutſchen Staaten der Geſamtvertretung des deutſchen Volkes herrſcht, be die Fürſten, wenn ſie gewiſſenhaft, konſtitutionell ve wollen, gar nicht einmal zu einer Wandlung ihrer bis Grundanſchauungen. Denken wir uns aber 397 Männ Gottes Gnaden im Reichstage, Männer wie wir ſie brau die Fürſten werden nicht auf ſich warten laſſen.

Wir wollen endlich aufhören, die Schuld bei Ande ſuchen. Wir, ganz allein und nur wir, ſind daran ſchuld, ſich die Zuſtände noch nicht in der Richtung hin zu n ſcheinen, in der die Gedanken der Beſten unter uns ſich b Wir haben eine Volksleitung, ſo gut und ſo ſchlecht, wie verdienen; wir haben eine Volksvertretung, wie wir ſ ſelbſt erwählt haben, und wir haben eine Umſturzvorlag man ſie — unſerem bisherigen Verhalten nach — glaubt anſinnen zu dürfen. Wir haben heute noch die Fürſten, vergangene Zeit ſie brauchte; wir werden ſie haben, wie Zeit ſie braucht, wenn wir in richtiger Weiſe auf ſie ein wenn wir aufhören, ſie als eine andere Art Menſchen trachten; wenn wir in ihnen, wie in jedem anderen genoſſen, unſere Mitmenſchen ſehen, die wir ehrlich und ſ lieben.

tages war es, einen Präsidenten, der es versäumte, dem verletzten Gefühl des Volkes und seiner Vertreter Genugthuung zu verschaffen, auf diese Versäumnis aufmerksam zu machen. An eine derartige Auffassung von Würde und Pflicht reicht unsere heutige Volksvertretung nicht heran. „Stürmische, lang andauernde Heiterkeit auf allen Seiten des Hauses" melden die Zeitungen da, wo „tiefe, ernst nachwirkende Entrüstung" jeden echten Deutschen ergreifen mußte.

Ob die gefallene Vorlage in irgend einer anderen Form wiederkehrt, ob und welche sonstigen Maßnahmen sich an das Scheitern derselben knüpfen werden, müssen wir abwarten. Wir können das um so unbesorgter thun, als der Segen des ganzen Vorganges ein unverkennbarer ist. Das Deutsche Volk ist „angefaßt" worden; daß es durch dieses Rütteln schon zur genügenden Selbst-Besinnung gelangt ist, darf man nicht sagen; daran fehlt noch viel. Aber es wird kommen, die Kräfte regen sich; neue Säfte durchdringen bereits unser Volksleben; wir haben allen Grund, gerade die eben vergangene Zeit, die unter dem Zeichen der Umsturzvorlage stand, als eine dem Deutschen Volke heilsame zu betrachten, ohne daß wir verpflichtet wären, den Männern, die diese Vorlage vertraten, für den Segen zu danken, der uns daraus erwachsen. Zu danken haben wir nur der heiligen Allmacht, die „Alles weislich geordnet". Diese weise Ordnung äußert sich aber nicht in starrer Unveränderlichkeit des Bestehenden, sondern in einer zur Vervollkommnung führenden Entwickelnng. Als Werkzeuge der Allmacht dürfen wir also Die nicht betrachten, die das Bestehende festhalten wollen; nur Das sind Ordnungs-Menschen, die das Werdende entwickeln helfen.

Reichstag.*)

Wir müssen uns die Vorkommnisse der Gegenwart vor die Seele führen, an ihnen die Unzulänglichkeit unserer Einrichtungen kennen lernen, und uns so ganz von selbst zu den Zuständen und

*) Vortrag in Berlin; Germaniasaal, 3. Januar 1896.

Wandlungsgebilden, die sich uns ergeben, führen. Es ist natürlich und liegt am Nächsten, daß wir mit der Stelle beginnen, von der wir Thaten zu erwarten haben, unserer Volksvertretung, der Eröffnung des Reichstages.

Der König in seiner Eigenschaft als Kaiser war verhindert, den Reichstag in Person zu eröffnen. Es geziemt sich nicht, zu untersuchen, wie weit er wirklich verhindert war, wie weit es ihm nicht genehm war. Der Reichstag wurde vom höchsten Vertreter, dem Reichskanzler eröffnet. Dennoch wurden die Abgeordneten in das Schloß vor einen verhüllten Thronsessel geladen. Die Frage ist berechtigt, ob es der Volkswürde entspricht, daß seine Vertreter vor verhülltem Thronsessel Aufstellung nehmen. Wenn der Fürst nicht in eigner Person den Reichstag eröffnet, ob der Akt dann nicht an anderer Stelle besser vollzogen wird. Geladen waren 397 Volksvertreter, gekommen sind etwa 50 oder 70. Die Anderen fehlten. „Fehlten" heißt Pflichtvergessenheit. Entweder gehören sie dahin, dann darf Keiner fehlen, oder es ist nicht richtig, daß sie dorthin geladen werden, dann braucht Keiner zu kommen. Ein Zustand, wie wir ihn eben erlebt haben, daß von 397 nur ein schwacher Bruchteil kommt, ist für die Folge unmöglich. Es hat sich aber Niemand von den Volksvertretern dagegen erhoben, nur schwache Stimmen im Volk, die ein solches Verhalten der Volksvertreter gebührend gebrandmarkt haben. Dieses Fehlen, dieses Vergessen, Vernachlässigen der Pflicht gegenüber dem würdigsten und ersten Berufe im Volke straft sich selber. Der Vertreter der Krone, er hat es mit seiner Würde vereinbar gefunden, vor diesen 50 oder 70 Menschen zu sprechen. Man lade zum Beispiel 397 Männer zur Tafel. Wenn dann von den 397, die erwartet werden, nur etwa 50 kommen? Man mache sich diese Vorstellung! Worte hierüber zu verschwenden, ist unnötig.

Im Reichstage selber ist bei dieser Gelegenheit darauf hingewiesen worden, daß die Diätenlosigkeit an der Leere schuld sei. Es ist kein Zweifel, daß diese Diätenlosigkeit mit schuld ist; aber allein nicht, denn von denen, denen es gar nichts ausmacht, ob sie hier oder wo anders ihr vieles Geld ausgeben, fehlten sehr Viele.

tages war es, einen Präsidenten, der es versäumte, dem verletzten Gefühl des Volkes und seiner Vertreter Genugthuung zu verschaffen, auf diese Versäumnis aufmerksam zu machen. An eine derartige Auffassung von Würde und Pflicht reicht unsere heutige Volksvertretung nicht heran. „Stürmische, lang andauernde Heiterkeit auf allen Seiten des Hauses" melden die Zeitungen da, wo „tiefe, ernst nachwirkende Entrüstung" jeden echten Deutschen ergreifen mußte.

Ob die gefallene Vorlage in irgend einer anderen Form wiederkehrt, ob und welche sonstigen Maßnahmen sich an das Scheitern derselben knüpfen werden, müssen wir abwarten. Wir können das um so unbesorgter thun, als der Segen des ganzen Vorganges ein unverkennbarer ist. Das Deutsche Volk ist „angefaßt" worden; daß es durch dieses Rütteln schon zur genügenden Selbst-Besinnung gelangt ist, darf man nicht sagen; daran fehlt noch viel. Aber es wird kommen, die Kräfte regen sich; neue Säfte durchdringen bereits unser Volksleben; wir haben allen Grund, gerade die eben vergangene Zeit, die unter dem Zeichen der Umsturzvorlage stand, als eine dem Deutschen Volke heilsame zu betrachten, ohne daß wir verpflichtet wären, den Männern, die diese Vorlage vertraten, für den Segen zu danken, der uns daraus erwachsen. Zu danken haben wir nur der heiligen Allmacht, die „Alles weislich geordnet". Diese weise Ordnung äußert sich aber nicht in starrer Unveränderlichkeit des Bestehenden, sondern in einer zur Vervollkommnung führenden Entwickelnng. Als Werkzeuge der Allmacht dürfen wir alle Die nicht betrachten, die das Bestehende festhalten wollen; nur Das sind Ordnungs-Menschen, die das Werdende entwickeln helfen.

Reichstag.*)

Wir müssen uns die Vorkommnisse der Gegenwart vor die Seele führen, an ihnen die Unzulänglichkeit unserer Einrichtungen kennen lernen, und uns so ganz von selbst zu den Zuständen und

*) Vortrag in Berlin; Germaniasaal, 3. Januar 1896.

Es werden die Urlaubsgesuche vorgelesen, unter Anderem auch das Urlaubsgesuch des Abgeordneten Ahlwardt. „Heiterkeit" steht daneben. Er hat es mit seinem Pflichtbewußtsein zu vereinbaren gewußt, vor der Eröffnung des Reichstages eine Lust- oder Gewerbsreise anzutreten. Mit Heiterkeit antwortet unser Reichstag auf diese Thatsache. Ein anderes Wort hat Niemand gefunden. Das setzt sich so fort, auch von gelegentlich hineingestreuten Scherzen und Witzen lesen wir.

Wenn Einer unter Ihnen, so habe ich Aber und Verständnis für den Humor, für den gesunden, auf dem Ernst sich aufbauenden Humor, der das kostbarste Reisekleinod für unsere Menschheitsentwickelung ist. Wohl den Männern, die über einen Humor gebieten, der ihnen gerade in den schwersten Stunden zur Verfügung steht. Aber es ist ein Unterschied zwischen dem gesunden, aus reinem Herzen kommenden Humor, einer gewissen Fröhlichkeit, die uns auch im Schmerz nicht verläßt, und sogenannten guten oder schlechten Witzen, schnoddrigen Redensarten, wie sie von den Männern, die die höchste Würde bekleiden, hineingestreut werden in ihre Vorträge. Das Schlimmste aber ist, daß solche Redensarten mit Heiterkeit aufgenommen werden.

Da spricht der Eine davon, daß er sich zu einem seiner Kollegen als der „besseren Hälfte" bekennen will. Ein Anderer nennt die Sozialdemokraten die „geborenen Majestätsbeleidiger": Heiterkeit. Es werden von Einem der Volksvertreter die Namen ehrenwerter Männer, des Herrn von Kardorf, des Grafen Mirbach, des Herrn von Stumm genannt; da ruft Einer dazwischen: „Hammerstein". Und was antwortet der Reichstag? Heiterkeit. Mit gutem Gewissen sage ich Ihnen: in der Sexta des Kadettenhauses wäre so etwas nicht vorgekommen. Eine solche Herzlosigkeit, Gefühllosigkeit, Brutalität: wenn neben drei ehrenwerten Männern der Name eines Mannes genannt wird, der als Verbrecher gekennzeichnet ist, daß dann die Männer „heiter" sind. Wer das im Kadettenhause gesagt hätte, wäre niedergeschlagen worden. Im Reichstage hat man mehr Verständnis für solche Benehmen. Da bilden sich dann an der Hand solcher Heiterkeitsäußerungen Witzbolde. Die Zeitungen wagen es, zu schreiben

Diäten? Es ist ganz selbstverständlich, daß den Männern, die das Volk als seine Würdigsten erwählt und entsendet, ein Entgelt gebührt. Der Reichstag der Zukunft muß in der That die würdigsten, wertvollsten, weisesten, abgeklärtesten Männer des Volkes in sich schließen, ohne jede Rücksicht auf deren Wohlhabenheit oder sonstiges Amt. Neben diesem Amt kann ein Volksvertreter richtiger Art gar kein anderes Amt verwalten. Das deutsche Volk vertreten, die Verfassung, Einrichtungen zu geben, dem Volke zu dienen in des Wortes hingebendster Bedeutung nimmt mehr als den ganzen Mann in Anspruch. Von sonstigen Pflichten kann keine Rede sein. Dafür aber ein gebührendes Entgelt, — nicht Diäten, daß der Mann rechnen muß, wieviel Tage er hier noch verbringt. Das höchste Gehalt, welches das deutsche Volk für seine Beamten überhaupt hat — in Zukunft wird es nicht so hoch wie heute für einige Beamten sein, — gebührt Denen, die es in der Volksvertretung vertreten.

Bei dieser Gelegenheit hat man es im Reichstage selbst als Tadel ausgesprochen, daß eine Partei, ein Teil der Vertreter von der Partei bezahlt wird. Es ist allerdings gegen die Absicht, gegen den Sinn der Verfassung. Aber unser ganzes heutiges Vertretungssystem ist gegen den Sinn der Verfassung. Sobald das Wort „Partei" in den Mund genommen wird, begehen wir einen Verfassungsbruch. Die Verfassung schreibt vor, daß der Volksvertreter das ganze deutsche Volk zu vertreten hat. Der Tadel an dieser Stelle ist doppelt ungerecht, weil es einen sehr wunden Punkt betrifft, wenn man daran rührt, und weil es einen Teil des Volkes betrifft, dem es schwer wird, hier zu sein. Noch dazu kommt der Tadel von einem Manne (Freiherr von Stumm) dem es gleichgiltig ist, wo er sein Geld ausgiebt. Er redet von Arbeitergroschen und hat vergessen, daß auch seine Groschen nur vom Schweiße des Arbeiters herbeigetragen werden.

In den Berichten über die Vorgänge in der Volksvertretung kommt sehr häufig „Heiterkeit", „große Heiterkeit" vor. Ich hoffe, daß es Ihnen so ergangen ist wie mir, da mich tiefer Abscheu ergriffen hat, wenn ich an gewissen Stellen „Heiterkeit" las. Ich greife Einiges heraus.

deſſen Seele kann garnicht die Vervollkommnung, die Heilig
die Verinnerlichung gewinnen, die wir hier auf Erden ſuc
und die auch der evangeliſche Oberkirchenrat meint.

Der evangeliſche Oberkirchenrat iſt plötzlich um die Se
des preußiſchen Volkes beſorgt, das heißt um die Seelen
jenigen, die ſich in der Kolonne „Konfeſſion“ als evangeli
Chriſten bezeichnet haben. Die Seelen der Anderen ſind
gleichgiltig, die giebt es für den evangeliſchen Oberkirche
überhaupt nicht. Hat ſich denn nun der evangeliſche O
kirchenrat um die Seelen Derer bekümmert, die ſeiner Mc
vollkommenheit unterſtehen, hat er den Mächtigen im Volk jede
ins Gewiſſen geredet, hat er in deren Seelen hineingeleuchtet
vor dem Mißbrauch der Macht gewarnt? Hat er hineingeleu
in das Bewußtſein der Gewaltigen und hat er ihnen klar gemc
daß ſie ihre Gewalt zu nichts Anderem ausnützen dürfen,
dazu, Jedem im Volke das gleiche Recht, die gleiche Unabhän
keit und Selbſtändigkeit zu verſchaffen? Hat er den kapi
kräftigen evangeliſchen Männern die Pflichten klar gemacht,
am Reichtum hängen? Hat er ihnen laut und klar geſagt,
den Reichtum der Roſt und die Motten freſſen, daß ſie ih
Reichtum nur dazu haben, um mitzuteilen, den Anderen die L
möglichkeit ſichern?

Iſt er hingetreten vor den erſten Angehörigen der Lan
kirche, vor den oberſten Biſchof, iſt er ermahnend vor den Ki
getreten und hat ihm geſagt, was das Evangelium ihn lehrt,
Jeder im Volke ſein Bruder, und er der Bruder Jedes iſt?
er jemals den Männern ins Herz geſprochen, die als Volks
treter zu wirken berufen ſind? Hat man da je gehört, daß di
Männern ins Gewiſſen geredet worden, daß ſie den Parteih
laſſen, die Intereſſenpolitik laſſen, ſich als Angehörige einer
derſelben Volksſeele fühlen ſollen? Hat er je ſolche Worte
ſprochen? War er zur Stelle vor dem preußiſchen Volke, w
gewiſſe Vorkommniſſe geſchehen waren, die zu traurigen Empf
ungen und Aeußerungen führten? Hat er ſich jemals der L
ſtoßenen, der Gefallenen, hat er ſich jemals eines Verbrec
angenommen? Hat er jemals mit der Würde eines Erlo

hineingeleuchtet in das preußische Volk? Einmal, bei dem Fall Leist, hat nicht er, aber die Generalsynode es für notwendig gehalten, als alle Welt über den unglücklichen Mann herfiel, auch ihre Mißbilligung auszusprechen. War der evangelische Oberkirchenrat zur Stelle, als Hammerstein als Verbrecher Tag ein und aus durch alle Zeitungen hindurchgezogen ward? Hat er je in einem Erlaß so gehandelt wie Jesus der Christ gehandelt hätte: „Wer wirft zuerst den Stein auf sie?" Hat er jemals gesagt: „Nur keine Steine!?"

Ich meine, der evangelische Oberkirchenrat hat in seiner Eigenschaft als Kirchenrat vielleicht Großartiges gethan, aber als der Rat einer evangelischen Gemeinde, die sich auf dem Geist Jesu aufbaut, hat er nicht gewirkt.

Nun weiter: Viele werden durch den Erlaß vor einen ernsten Kampf der Pflichten gestellt werden. Ich spreche nicht von den Geistlichen, die sich als Führer gewisser Richtungen betrachten. Daß ein Mann, der ein Banner erhoben hat, es je niederlegen wird, das mute ich Keinem zu, der sich evangelischer Christ nennt. Aber ich spreche von den Tausenden, die gerne der Richtung folgten, die sie hineinführt in den öffentlichen Kampf, die die Frage, ob sie der Kirche oder dem Volke angehören, damit beantworten möchten, daß sie dem Volke angehörten, die der Frage, ob sie einem Erlaß zu gehorchen haben oder der vollkommneren Erkenntnis, zu der sie an der Hand ihres Glaubens gelangt sind, gegenüberstehen, und die da lieber ihrer Erkenntnis folgen möchten, die aber dem äußeren Zwange weichen müssen.

Um einen würdigen Innenkampf ist es immer etwas Schönes; er ist uns Menschen zu unserer Läuterung, Vervollkommnung, Innenheiligung notwendig. Wenn aber der Kampf derart ist, daß es sich darum handelt, das eigene innere Bewußtsein, die eigene heilige Erkenntnis, die Selbstwürde zu opfern oder seine Familie hungern zu sehen; wenn der Kampf derart ist, daß entweder der innere Mensch getötet werden muß oder der äußere getötet wird, so ist dieser Kampf weder schön noch gerecht. Das ist das Unheil der heutigen Zeit, daß die geradsinnigen, ehrlich und gesund denkenden Männer in unserem Volke durch die Zustände, die uns

Mich hat es fürchterlich ergriffen, als ich das las. Al es war noch nicht zu Ende. Am anderen Tage ermannte einer der Volksvertreter, allerdings einer, der ſelbſt einen Sc gemacht hatte, und tadelte die Worte, die geſtern gefallen war Er meinte, daß das nur dazu führen könnte, das Anſehen, d Niveau des Reichstages herabzudrücken. Der Herr Vize-Präſid iſt anderer Anſicht. Er erklärt dieſen Tadel für nicht par mentariſch. Er hat recht, der Vize-Präſident, denn die Vol vertretung hatte ſich durch ihre Heiterkeit bereits auf das Niv des Mannes geſtellt, der es gewagt hatte, von naſſen Cylind hüten zu ſprechen.

Nur eins noch dem Manne, der den Tadel gegen d Kriegsminiſter Bronſart von Schellendorf ausſprach: Wenn ſagt, daß ſolche Redensarten auf dem Kaſernenhofe mit Bei beklatſcht würden, ſo irrt er ſich. Dort verkehren ernſte Männ dort hat man mehr Achtung vor dem Volke, dort kennt man Pflicht dem Volke gegenüber beſſer. Damit wenden wir uns v Reichstage ab. Erfreuliche Bilder habe ich Ihnen ja überha nicht vorzuführen. Wollte ich hieran Anwendungsgedanken knüpf ich würde nicht fertig.

Es handelt ſich darum, unſerem ganzen öffentlichen Le eine andere Geſtaltung zu geben. Die Volksvertretung d nicht fürder nur eine Vertretung des Kampfes ſein, nur e Vertretung, die die Rechte des Volkes gegenüber einer ande Macht, gegenüber einem ſogenannten Staate, oder einer Regier vertritt. Die Volksvertretung muß das Volk ſelbſt ſein, und dem Begriff Volk fallen die Worte: Regierung, Staat, Gemeinſc keit, Macht, Ausführung, Verwaltung zuſammen. Es giebt n noch den einen Begriff Volk. Und das Volk entſendet ſe würdigſten Männer in die Werkſtätte, und von dort aus wer die Geſchicke des Volke geleitet — ohne Heiterkeit.

Der Erlaß des evangelischen Oberkirchenrats.*)

Der evangelische Oberkirchenrat hat einen Erlaß veröffentlicht, indem er das politische, sogar das soziale Wirken der Geistlichen unterbindet. Ich erachte dies Vorgehen des evangelischen Oberkirchenrats für eine hocherfreuliche Thatsache. Es wird dem preußischen Volk zur Erkenntnis gebracht, welche Religion, was für eine Art von Religiosität und Religion die evangelische Landeskirche, die berufenen Vertreter derselben unter „evangelischem Christentum" verstehen, ein Christentum nur von jener Welt, das mit dieser Welt garnichts zu thun hat. Es wird dem preußischen Volke zum Bewußtsein kommen, daß das Kirchentum heutiger Art ganz etwas Anderes ist als das, was unser Volk unter Christentum, unter Religion versteht.

Der evangelische Oberkirchenrat verweist seine Diener auf den Dienst an den Seelen. Das Volk aber denkt anders. Ich wenigstens denke anders. Ich meine, daß nur der ein Recht hat, sich um die Seelen seiner Mitmenschen zu bekümmern, der mit ganzer Kraft eintritt, dem Menschen, das heißt, Jedem im Volke die Lebemöglichkeit zu verschaffen, ihm eine materielle Unabhängigkeit und geistige Selbständigkeit zu sichern. Wer nicht mit eintreten will in den Kampf, der den Menschen zum Menschen machen soll, der die innere Befreiung unseres Volkes, jedes Einzelnen im Volke bedeutet, der soll seine Hand, seine Worte und Traktätchen von den Seelen seiner Volksgenossen lassen.

Der Weg zur Seele führt durch den Körper. So hat es die Vorsehung gemeint, indem sie die Seele einschloß in den Körper. Wer sich nicht um das Wohlergehen seiner Volksgenossen zu kümmern den Mut hat, der soll sich auch nicht um das Jenseits kümmern. Erst müssen wir hier gelebt haben, ehe unser Jenseitsleben beginnt. Das baut sich erst auf auf dem Diesseitsleben. Und wem da nicht geboten wird eine sorgenlose Lebemöglichkeit, eine Unabhängigkeit und geistige Selbständigkeit,

*) Vortrag in Berlin, Germaniasaal, 3. Januar 1896.

dessen Seele kann garnicht die Vervollkommnung, die Heiligung die Verinnerlichung gewinnen, die wir hier auf Erden suchen und die auch der evangelische Oberkirchenrat meint.

Der evangelische Oberkirchenrat ist plötzlich um die Seelen des preußischen Volkes besorgt, das heißt um die Seelen Derjenigen, die sich in der Kolonne „Konfession" als evangelische Christen bezeichnet haben. Die Seelen der Anderen sind ihm gleichgiltig, die giebt es für den evangelischen Oberkirchenrat überhaupt nicht. Hat sich denn nun der evangelische Oberkirchenrat um die Seelen Derer bekümmert, die seiner Machtvollkommenheit unterstehen, hat er den Mächtigen im Volk jederzeit ins Gewissen geredet, hat er in deren Seelen hineingeleuchtet und vor dem Mißbrauch der Macht gewarnt? Hat er hineingeleuchtet in das Bewußtsein der Gewaltigen und hat er ihnen klar gemacht, daß sie ihre Gewalt zu nichts Anderem ausnützen dürfen, als dazu, Jedem im Volke das gleiche Recht, die gleiche Unabhängigkeit und Selbständigkeit zu verschaffen? Hat er den kapitalkräftigen evangelischen Männern die Pflichten klar gemacht, die am Reichtum hängen? Hat er ihnen laut und klar gesagt, daß den Reichtum der Rost und die Motten fressen, daß sie ihren Reichtum nur dazu haben, um mitzuteilen, den Anderen die Lebensmöglichkeit sichern?

Ist er hingetreten vor den ersten Angehörigen der Landeskirche, vor den obersten Bischof, ist er ermahnend vor den König getreten und hat ihm gesagt, was das Evangelium ihn lehrt, daß Jeder im Volke sein Bruder, und er der Bruder Jedes ist? Hat er jemals den Männern ins Herz gesprochen, die als Volksvertreter zu wirken berufen sind? Hat man da je gehört, daß diesen Männern ins Gewissen geredet worden, daß sie den Parteihader lassen, die Interessenpolitik lassen, sich als Angehörige einer und derselben Volksseele fühlen sollen? Hat er je solche Worte gesprochen? War er zur Stelle vor dem preußischen Volke, wenn gewisse Vorkommnisse geschehen waren, die zu traurigen Empfindungen und Aeußerungen führten? Hat er sich jemals der Verstoßenen, der Gefallenen, hat er sich jemals eines Verbrechers angenommen? Hat er jemals mit der Würde eines Erlassers

hineingeleuchtet in das preußische Volk? Einmal, bei dem Fall Leist, hat nicht er, aber die Generalsynode es für notwendig gehalten, als alle Welt über den unglücklichen Mann herfiel, auch ihre Mißbilligung auszusprechen. War der evangelische Oberkirchenrat zur Stelle, als Hammerstein als Verbrecher Tag ein und aus durch alle Zeitungen hindurchgezogen ward? Hat er je in einem Erlaß so gehandelt wie Jesus der Christ gehandelt hätte: „Wer wirft zuerst den Stein auf sie?" Hat er jemals gesagt: „Nur keine Steine!?"

Ich meine, der evangelische Oberkirchenrat hat in seiner Eigenschaft als Kirchenrat vielleicht Großartiges gethan, aber als der Rat einer evangelischen Gemeinde, die sich auf dem Geist Jesu aufbaut, hat er nicht gewirkt.

Nun weiter: Viele werden durch den Erlaß vor einen ernsten Kampf der Pflichten gestellt werden. Ich spreche nicht von den Geistlichen, die sich als Führer gewisser Richtungen betrachten. Daß ein Mann, der ein Banner erhoben hat, es je niederlegen wird, das mute ich Keinem zu, der sich evangelischer Christ nennt. Aber ich spreche von den Tausenden, die gerne der Richtung folgten, die sie hineinführt in den öffentlichen Kampf, die die Frage, ob sie der Kirche oder dem Volke angehören, damit beantworten möchten, daß sie dem Volke angehörten, die der Frage, ob sie einem Erlaß zu gehorchen haben oder der vollkommneren Erkenntnis, zu der sie an der Hand ihres Glaubens gelangt sind, gegenüberstehen, und die da lieber ihrer Erkenntnis folgen möchten, die aber dem äußeren Zwange weichen müssen.

Um einen würdigen Innenkampf ist es immer etwas Schönes; er ist uns Menschen zu unserer Läuterung, Vervollkommnung, Innenheiligung notwendig. Wenn aber der Kampf derart ist, daß es sich darum handelt, das eigene innere Bewußtsein, die eigene heilige Erkenntnis, die Selbstwürde zu opfern oder seine Familie hungern zu sehen; wenn der Kampf derart ist, daß entweder der innere Mensch getötet werden muß oder der äußere getötet wird, so ist dieser Kampf weder schön noch gerecht. Das ist das Unheil der heutigen Zeit, daß die geradsinnigen, ehrlich und gesund denkenden Männer in unserem Volke durch die Zustände, die uns

beherrschen, in einen unausgesetzten Kampf der Pflichten gedrängt werden. Und dieser unheilvolle Kampf, der nicht zu unserem Frieden dient, wird nicht eher aufhören, bis wir alle die Einrichtungen beseitigt haben, die einen solchen Kampf der Pflichten gegen einander verursachen. Das Kirchentum in seiner heutigen Gestalt gehört zu diesen Einrichtungen.

Wir wissen Alle, daß der evangelische Oberkirchenrat eine Behörde ist. Er verfügt eben. Natürlich gehen unendliche, viel zu viele Erlasse von dieser Stelle in das Volk, das heißt unter die Beamten. Daß die Geistlichen ihm unterstellt sind, daß wir ein Subordinationsverhältnis haben in unserem Christentum ist der Kummer der entwickelten Menschen. Nur einen Gemeinderat, der nicht verfügt, der höchstens ermahnt, gebrauchen wir.

Unsere Geistlichen.*)

Wollen unsere Geistlichen dem Volke oder einer Institution angehören? Wollen sie dem Erlaß einer Obrigkeit gehorchen oder der heiligen Erkenntnis, die sich in ihnen selber entwickelt hat? Wollen unsere Geistlichen Männer sein oder wollen sie in Unterwerfungsseligkeit weiter leben?

Es hat nicht an Antworten gefehlt. Die bedeutungsvollste ist die in der „Christlichen Welt", die einen großen Teil unserer Geistlichen vertritt. Von dem konfessionellen Gesichtspunkte, vor dem aus dieses Organ geleitet wird, haben wir heute nicht zu sprechen; nur von seinem Protest. Er ist ein vierfacher: 1. „Um der Ehre des geistlichen Standes willen". Es sind bitter ernste Worte, die hier aus den Kreisen der Geistlichkeit herausdringen. Das sind Worte, wie Jesus sie gesprochen haben würde, Worte, in denen der heilige Zorn, der gerechte Geist der Auflehnung gegen das, was nicht Geist von seinem Geist ist, zum Ausbruch kommt. Das ist lutherisch, das ist protestantisch gehandelt. 2. „Im Namen der jüngeren Theologen-Generation". Wer

*) Aus dem Vortrage, Berlin, Germaniasaal, 17. Januar 1896.

heißt die Leute Theologie studieren, ihre Jahre unproduktiv anzulegen? Wir brauchen Menschen, die uns helfen, unser Innenleben weihen, heiligen. Sie wissen Alle, wie sehr ich von dem Bedürfnis nach Religiosität im Volke überzeugt bin. Aber Theologie ist etwas ganz Anderes als Religiosität. Nicht Theologie, sondern den Menschen sollen wir studieren, — studieren, indem wir mit den Menschen leben, indem wir ganz Mensch mit unseren Volksgenossen sind. Die Bedürfnisse der Seele, die inneren Bedürfnisse des Volkes kennen lernen, und nun mit dem eigenen, wirklichen Empfinden als gereifte, ganz gereifte Männer auf die Kanzel treten, mit der Alles umfassenden Liebe zu seinen Volksgenossen sprechen, jedem Einzelnen ein Helfer in seinem Empfinden sein, mit dem Volke denken, für das Volk sprechen, es hineinführen in die Bahnen, es erhalten in den Wegen, die die Entwickelung uns anweist. Das nenne ich Religiosität, Innenweihe, Verinnerlichung, Erhebung unseres inwendigen Menschen. Aus dem Volke heraus sollen sich die Männer ganz von selbst bilden, die ihr eigenes Leben, ihr Denken und Fühlen entsprechend auf der Kanzel vertreten, aber nicht auf Grund von Stipendien oder anderen Dingen, die sie vom sechsten Jahre an für die Kanzel bestimmt haben. — 3. „Im Namen der ganzen evangelisch-sozialen Bewegung". Sie haben ein volles Recht dazu, insoweit diese Bewegung sich mit einreiht in die politischen Faktoren, in die Kampfkörper, und insoweit die Geistlichen mit eingetreten sind in diesen Kampfkörper. 4. „Aus Liebe zu unserer Landeskirche". Der Geistliche kann nur Diener des Volkes sein, wenn die Kirche dem Volke, aber nicht mehr dem Staate gehört; denn Staat und Volk ist heute noch nicht dasselbe. Volkskirche: das Wort ist eigentlich dasselbe wie Religiosität. Daß wir aber dann das Wort Kirche noch brauchen, glaube ich nicht. Wenn wir die Halle erst so weit gebaut haben, daß Alle Platz haben, daß wir gar keine Thür, keinen Eintrittszoll mit Bekenntnis haben, dann mag man das Ding nennen wie man es will. Wohlgeordnet, ja, aber nicht „wohlregiert". Solange wir uns noch regieren lassen, setzen wir uns der Gefahr aus, mangelhaft, schlecht, gegen

unsere Wünsche regiert zu werden. Wir müssen es gar nicht darauf ankommen lassen, wie wir regiert werden, sondern wir müssen die Sache selbst in die Hand nehmen. Wer ein Regiment anerkennt, muß sich auch gefallen lassen, daß es über ihn urteilt. Der Gedanke „Kirchenregiment" muß ausscheiden aus unserem ganzen Empfinden.

Der Schluß des Protestes enthält einen hochbedeutsamen Gedanken. „Freie Kirche" würde das sein, was unter Volkskirche zu verstehen ist, wenn nämlich die Kirche gänzlich losgelöst ist vom Staat oder ohne jeden Zusammenhang mit dem Staat. In dem öffentlichen Leben können sich Glaubensgemeinschaften bilden, was heute die Sekten sind. Das Wünschenswerte in der Gedanke Volkskirche in dem Sinne, daß innerhalb der Volksgemeinsamkeit gar keine kleinen Verbände mehr bestehen, sondern daß der große Dom „Religion" sich über uns Alle wölbt, und diesem Dom jeder Mensch sein eigener Hoheprieſter wird.

Brot bringt Christentum.*)

Die Königin hat in einem würdigen und ergreifenden Schreiben den Stadtverordneten Berlins für die diesjährige Geburtstags-Beglückwünschung gedankt: „Soll vor allen Dingen was Mir am meisten am Herzen liegt, das sittlich-religiöse Leben unseres Volkes, namentlich in der Reichshauptstadt, weiter gehoben und gefördert werden, so ist es nötig, die heilenden und versöhnenden Kräfte des Christentums reicher zu entfalten und zu stärken."

Ganz gewiß ist der Endzweck unseres Lebens die innere Vervollkommnung; ganz gewiß auch bietet das Christentum hierzu heilende und versöhnende, vor Allem belebende und Weg weisende Kräfte. Doch darf Niemand, der dies anerkennt meinen, daß einzig das Christentum diese Kräfte bietet; auch müssen wir streng unterscheiden, ob wir unter Christentum die

*) „Versöhnung" Nr. 6; 1896.

Lehren der Kirchen oder die Lehren der evangelischen Schriften verstehen sollen; daß die Lehren der Kirchen heilend und versöhnend wirken, wird nur noch von Wenigen anerkannt. Vor Allem aber müssen wir uns darüber klar sein, daß ein sittlich-religiöses Leben heute für Millionen eine Unmöglichkeit ist; deshalb eine Unmöglichkeit, weil Diejenigen, die ihrer äußeren Lage nach befähigt wären, die heilenden und versöhnenden Kräfte des Christentums reicher zu entfalten, von diesen Kräften keinen oder einen falschen Gebrauch machen.

Voraussetzung, zwingend notwendige Grundlage für eine sittlich-religiöse Lebensführung des Einzelnen ist die Sicherstellung und Gewährleistung seines menschenwürdigen Daseins durch geeignete volkswirtschaftliche Einrichtungen. Dafür haben wir zu sorgen; diese Grundlage zu schaffen, sollen wir die belebenden und Weg-weisenden Lehren, die in den evangelischen Schriften enthalten sind, auf uns wirken lassen. Es ist undenkbar, daß Menschen, die in äußerer Not und Elend verkommen, zu denen aber gleichzeitig die Erkenntnis erwacht ist, Not und Elend sei keine Notwendigkeit, wenn wir die Kräfte des Christentums in Bewegung setzen, sie zu beseitigen — es ist undenkbar, daß diese Menschen zu einem inneren Frieden gelangen, ohne den ein sittlich-religiöses Leben nicht möglich ist. Es ist ebenso undenkbar, daß Diejenigen unserer Volksgenossen, die, wenn sie auch nicht in Not und Elend verkommen, doch von der fürchterlichen Ungerechtigkeit, mit der wir Menschen die Güter dieser Erde verteilen, unmittelbar betroffen werden und die gleichzeitig die schwere Belastung empfinden, mit der heute noch von Gesetzes wegen der Drang nach Vervollkommnung unserer Zustände unterdrückt wird — es ist undenkbar, daß diese Millionen in dem Sinne ein sittlich-religiöses Leben führen, wie es die Königin in ihrer Herzenseinfalt wünscht.

Brot bringt Christentum. Die Brotfrage ist für den empfindenden Menschen nicht weniger als für den Denkenden die zunächst entscheidende. Unter Brotfrage Alles verstanden, was unter das Wort „Volkwirtschaftssystem" fällt. Eine vollständige Neuregelung unserer Anschauungen auf diesem Gebiete

ist heute das erste Gebot, das Verheißung hat; und zu werden wir, die wir uns gleich der Königin Christen nenn die Anleitung zu unseren neu zu gewinnenden Anschauungen Sichersten den evangelischen Lehren entnehmen; wollen es aber sittlich-religiöser Bescheidenheit Denjenigen unserer Volksgenoss die sich nicht Christen nennen, oder die, wiewohl sie noch in der Rubrik „Christen" geführt werden, den Glauben an heilende Kraft des Christentums verloren haben, überlassen, welchen Innenregungen heraus sie zu der gleichen Erkenntnis langen, die uns zum Thun treibt.

Daß es unmöglich ist, die Brotfrage in einer dem evan lischen Gebot entsprechenden Weise zu lösen, darf Niem sagen; am Wenigsten ein Christ. Sagt er es, dann muß folgerichtig dem Evangelium abschwören; es ist widersinnig, zu Lehren zu bekennen, deren Befolgung man selbst für unm lich hält. Aber auch der Nichtchrist muß die Möglichkeit e Andersgestaltung der wirtschaftlichen Zustände anerkennen; es darf nur einer ernsten Ueberlegung, um zu der Erkenntnis zu langen, daß nicht wirkliche, sondern nur eingebildete Unmög keiten dem Wandel im Wege stehen.

Bringt denn aber Brot auch wirklich Christentum? G gewiß. Freilich darf man unter Christentum nicht ein B bekennen zu beliebigen Kirchenlehren verstehen, sondern, wie es Königin richtig bezeichnet: ein sittlich-religiöses Leben — jede Untersuchung, aus welcher ihm-heiligen Quelle der Ein seine Nahrung zu dieser Lebensführung schöpft; ohne jede örterung, auf welchen Glauben sich diese Lebensführung grü Daß ein menschenwürdiges Dasein — was etwa die Kön oder die Stadtverordneten Berlins unter „menschenwürdig" stehen würden, wenn sie dies Dasein zu führen hätten — ein gegen die materielle Not geschütztes Dasein das Verla nach Weihe, nach Andacht, nach Verinnerlichung anregt, liegt tief in der Menschennatur begründet. Daß Viele einer solchen materiellen Sicherstellung, daß Viele sogar glänzender äußerer Stellung dieses Verlangen heute nicht, wenigstens „scheinbar" nicht empfinden, liegt daran, daß m

den jetzigen Verhältnissen die Meisten in unausgesetztem Kampf um Erringung, Bewahrung, Sicherung dieser äußeren Güter stehen; und liegt daran, daß manche Christen noch so eng in ihrem Denken sind, daß sie sich „Religion" nicht ohne Anerkennung bestimmter, von früheren Menschen willkürlich erdachter Lehren, und daß sie sich eine Weihe und Andacht nicht ohne Erfüllung gewisser, uns zufällig geläufiger Kultusformen vorstellen können.

Das Alles weiß die Königin nicht; woher sollte sie es auch wissen? Niemand sagt es ihr. Darin liegt ein schwerer Vorwurf für Diejenigen, die es ihr zu sagen in der Lage, folglich — um des Volkes willen — verpflichtet wären. Am Schwersten trifft ein Vorwurf die Männer, mit denen die Königin diese ernsten Fragen bespricht; am Allerschwersten Diejenigen unter ihnen, die sich als Verkünder des Evangeliums betrachten, nicht aber beeifert sind, ihr die ernsten Forderungen des Evangeliums derart vor die Seele zu führen, daß sie die ihr zufallende Berufung erkennt. Warum sagt es Niemand der Königin, daß wir nicht wohlhabend genug sind, Kasernen und Kirchen zu gleicher Zeit zu bauen? Warum sagt es ihr Niemand, daß es eine Versündigung am Geiste des Evangeliums ist, einen Prachtdom aufzuführen, dieweil Tausende im Volk kein oder nur ein menschenunwürdiges Obdach haben? Warum sagt es Niemand der Königin, daß, während man Fahnentücher zu ihrer Bewillkommnung webt, tausend Kinder des Notdürftigsten an Bekleidung entbehren? Warum sagt es ihr Niemand, daß, während man allenthalben Prunkmähler veranstaltet, Tausende hungern — buchstäblich hungern? Warum sagen ihr die Geistlichen nicht, daß es zaghafter Unglaube ist, zu meinen, daß das Alles sein oder gar bleiben müsse? Wenn es die Königin erst weiß, erfährt es vielleicht auch der König. Vielleicht flüstert sie dem Gemahl zu: „Es ist schlecht bestellt mit dem Christentum in dem Volke, dem wir zugehören; das kommt daher, weil die soziale Frage die Leute ganz und gar in Anspruch nimmt; wir müssen auf gerechtere Verteilung der Lebensgüter sinnen; dazu werden wir aber erst kommen, wenn uns der Kriegsgedanke nicht mehr beschäftigt; ist denn ein Krieg wirklich noch in Sicht? ist keine Verständigung

mit den Franzosen möglich? soll denn niemals „Friede sein auf Erden?“ wollen wir Beide nicht Werkzeuge sein der evangelischen Verheißung?“

Ja, warum regt Niemand solches Denken in der Königin an? Auch die Stadtverordneten lassen sich wieder die herrliche Gelegenheit entgehen, der Königin das zu sagen, was ihr gesagt werden muß. Das Kabinetschreiben wird in einer Sitzung vorgelesen, die Zeitungen drucken es ab; fertig. Und wie konnte man auf die liebevollen und wohlgemeinten Worte so schön sagen, was Not thut!

„Im Dezemberheft schreiben Sie unter „Brot brin[illegible] Christentum“: ‚Das alles weiß die Königin nicht, woher so[illegible] sie es auch wissen? Es wäre furchtbar, wenn sie es ni[illegible] wüßte. Sie ist aus einem nicht reichen Hause hervorgegange[illegible] beschäftigt sich viel mit Wohlthätigkeitsveranstaltungen. Ist [illegible] nur eine Vermutung Ihrerseits, oder wissen Sie es genau, da[illegible] die Königin nichts weiß?“*)

Wenn ich es vermutete, hätte ich es als Vermutung au[illegible] gesprochen; Redensarten mache ich nicht, am Wenigsten in de[illegible] „Versöhnung“. Ob ich es weiß? Wissen thue ich es nicht; ich habe sie noch nicht examiniert. Es ist eine durch meine Gesamtkenntnis dieser Verhältnisse begründete Vermutung, eine Vermutung, die ihre Begründung in dem Allen findet, was ich in dem Leben kennen gelernt habe, und was ich auch von unserer Königin weiß. Der Umstand, daß sie eine einfache Frau ist, ist noch kein Grund, daß sie über die Verhältnisse aufgeklärt ist. Wenn sie auch nicht aus reichem Hause, immerhin hat es für sie gereicht. Die wirkliche Not hat sie nicht kennen gelernt, ist ihr auch später nicht vor die Seele gekommen, weil sie in sehr glänzende Verhältnisse gekommen ist, und sich Niemand gefunden hat, der ihr so etwas sagte. Die Königin steht nicht an der Spitze des deutschen Volkes, nur an der Seite des Königs, auch nicht an der Spitze der deutschen Frauen. Denn wenn es sich um das Vorwärtsgerichtetsein handelt, marschiert die Königin da,

*) Egidy-Vereinigung, am 2. Dezember 1896.

wo die meisten Menschen, die noch nicht begriffen haben, um was es sich handelt, marschieren. Regierung, Minister und die Herren habe ich immer beim Troß befindlich bezeichnet. Wenn sie in der Erkenntnis so weit entwickelt wäre, daß sie an der Spitze der deutschen Frauen stände, würde sie doch ihre Freude am Frauen-Kongreß gehabt haben und da gewesen sein.

Die Sitzung des „Vaterländischen Frauenvereins"? Das ist alles nur Form, eine Art Ceremonientafel, wo das besprochen wird, was längst vorher schon alle Welt weiß, was erledigt wird. Gerade die Seelsorge. Das ist der schwere Vorwurf, daß man sich damit bescheidet, der Königin Antwort zu geben auf das, was sie fragt. Das Amt steht vielleicht dabei in Frage. Aber wer daran denkt, ist kein Seelsorger für die Königin. Eine gewisse Entlastung liegt darin, daß man es bis zu gewissem Grade selbst nicht weiß. Die Not kennt sie, auch daß in Hamburg jetzt so und so viel Menschen hungern. Sie besucht Krankenhäuser. Aber es ist ihr Niemand zur Hand, der ihr sagt: Das geht nicht, wir können nicht Kasernen und Kirchen bauen. Man bringt ihr in silberner Schatulle die Baupläne. An den Männern liegt es, daß in die königlichen Gemächer nicht die Aufklärung über die Abänderungsmöglichkeit bringt.

Ich will nicht sagen, daß sie es absolut nicht wissen. Es wird ihnen dort wohl Dies und Jenes erzählt. Das „Nichtwissen" darf man auch nicht auf gar zu große Kreise ausdehnen. Aber sie decken das Wissen sofort mit ihrer Kirchenlehre zu; sie glauben selbst, „es muß so sein".

Standesbewußtsein.*)

Die vor Kurzem in Karlsruhe erfolgte Tötung eines Menschen durch einen Offizier ist einer der betrübendsten Vorfälle der letzten Zeit. Niemand im Volke — die Armee gehört zum Volke — wird das Verhalten des Offiziers rechtfertigen wollen; selbst es zu erklären, ist gegenüber dem herrschenden Unwillen nicht leicht.

*) „Versöhnung" Nr. 5; 1896.

Und doch müssen wir auch an eine Erörterung dieses Vorkomm nisses unbefangen herantreten; einmal, um den unglücklicher schwer belasteten Mann nicht anders und nicht mehr zu ver urteilen, als es — im vollkommneren Sinne — gerecht ist dann aber auch, um die Wurzel des Uebels zu erkennen un dieser Erkenntnis gemäß, gegen das „eigentliche" Uebel ankämpfe zu können.

Man ist geneigt, die Handlungsweise des Offiziers als da Ergebnis eines einseitig und schädlich entwickelten Ehrbewuß seins, wie solches vermeintlich in Offizierskreisen gepflegt wird anzusehen. Nur im beschränkten Maße mit Recht. Der Geis den man im eigentlichsten Sinne als die im Offizierkorp herrschende Gesinnung, in Sonderheit auch als die maßgebend Auffassung von Standesbewußtsein betrachten darf, weist nicht die Richtung hinein, die zu einer so schweren Verirrung, wie i hier zu beklagende, führt. Als maßgebend für den Offizi wenigstens für den Teil des Offizierkorps, der das eigentli Wesen des Standes wiederspiegelt, gelten nach wie vor die E leitungsworte zu den ehrengerichtlichen Bestimmungen v 2. Mai 1874, durch die unser unvergeßlicher König Wilhelm Sich ein so würdiges Denkmal im Volke errichtet hat. Je Vorfall, auch jede Aeußerung, sie mag ausgehen von wem imm die mit dem dort gegebenen Ehrmodell nicht in Einklang ste darf der Offizier als etwas seinem Stande Fremdes zurü weisen.

Es muß zugegeben werden, daß in den letzten Jahren s Vorfälle ereignet haben, die für den Fernerstehenden ein weni günstiges Licht auf den im Offizierkorps herrschenden Geist werf Aeußerungen und Handlungen der Entfremdung von dem ande gekleideten Teil des Volkes haben sich wiederholt; ein Vorgel seitens der Offizierskreise, wie jetzt in Königsberg gelegentl des Vorfalls im Börsengarten, wäre vor zwanzig Jahren ni denkbar gewesen. Aber gerade dieser Vorfall mit seiner A teiligung einer bestimmten Schicht auch des andersgekleide Teiles unseres Volkes läßt uns die betrübenden Vorkommni bei denen ein Offizier der zunächst Beteiligte ist, in einem ande

Lichte erſcheinen. Es handelt ſich nicht um einen Sondergeiſt, der das Offizierkorps ergriffen hat, ſondern um eine Spaltung, die durch unſer Volk überhaupt geht. Nicht nur zwei Parteien, nicht nur zwei Nationen — zwei Welten ſtellt unſer Volk dar. Auf der einen Seite die im Beſitz der Herrſchaft befindliche Gegenwartsmacht; auf der anderen Seite die Vertreter einer neuen, einer vollkommneren Ordnung. Der König zur Zeit noch erſter Vertreter der Gegenwartsmacht; der Offizier, als die Ihm perſönlich vereidete Stütze dieſer Macht, ſelbſtverſtändlich auf der ſelben Seite. Der Offizier aber keineswegs allein; neben ihm alle Diejenigen, die ſich, ſei es aus Pflichtgefühl, oder aus Feigheit, oder aus Unverſtand zu den Vertretern des Beſtehenden rechnen. Ein innerer Krieg mit allen Begleiterſcheinungeu eines ſolchen; auf beiden Seiten Gereiztheit. In Sonderheit die Vertreter des Bisherigen fühlen ſich veranlaßt, unausgeſetzt auf der Wehr zu ſtehen; ſie ſehen das Beſtehende bedroht; das Beſtehende zu verteidigen gilt ihnen Pflicht, erſcheint ihnen Ehrenſache, ſo klar ſich die Einſichtigen unter ihnen auch ſind, das die von Gott geordnete Entwickelung Neues vorbereitet. In dieſem Gemiſch von Beſorgnis und Pflichtgefühl weiß der Einzelne nicht mehr, wie er ſich ſeinem Nebenmenſchen gegenüber zu verhalten hat; ſo kommt es, daß er in kritiſchen Momenten falſch handelt. Auch hier erzeugte lediglich die Beſorgnis, Andere könnten finden, daß er der vermeintlichen Geringſchätzung ſeines Standes nicht energiſch genug entgegengetreten ſei, die Unthat. Wir dürfen die übereilte Handlung, ſo tief ſie uns auch berührt, deshalb nicht nach dem „Effekt“, ſondern müſſen ſie nach den Regungen des Thäters beurteilen. Die Urſprungsſchuld liegt in unſeren Zuſtänden, an deren Fortdauer wir Alle Schuld ſind, weil wir nicht eifrig genug die endliche und endgültige Vereinigung unſeres Volkes betreiben. Der Kämpfer für eine wirkliche, durch nichts geſchiedene Volkseinheit, der Kämpfer für eine Geſtaltung unſeres Geſamtlebens, welche die innere Veranlaſſung zu ſolchen traurigen Vorkommniſſen unterbindet, giebt es noch zu wenige. Die Zeitungen eifern gegen den Thäter, eifern gegen den Offiziersſtand, eifern gegen ein falſches Standesbewußtſein, eifern aber

nicht gegen die Ständebildung, gegen das Klaſſenweſen, gegen di Zwei- und Mehrteilung unſeres Volkes überhaupt.

Merkwürdiger Weiſe iſt bei dieſen wie bei vielen ähnliche Vorfällen eine — wenigſtens mögliche — Veranlaſſung un erörtert geblieben: der Alkohol. Nicht etwa, daß der Thäte betrunken geweſen ſein ſoll; wäre er das geweſen, ſo wüßte ma es. Man überſieht aber meiſt, daß ein Vorſtadium der eigen lichen Betrunkenheit der Zuſtand iſt, in dem uns ſchon ei geringere Menge von Alkohol verſetzt. Schon ein verhältni mäßig geringer Alkoholgenuß belaſtet und lähmt in bemerklic und bedenklicher Weiſe die Thätigkeit des Gehirns gerade n der Richtung hin, daß die Selbſtkontrolle unſeres Wollens un bunden wird; ein Vorgang, der auch dem Nichtwiſſenſchaftler e leuchtet. Wie viele Verirrungen und Vergehungen wir dan dem Alkohol zuzuſchreiben haben, ahnen wir gar noch nicht; Vermutung, daß auch die Unthat in Karlsruhe der Alkoholſeu die unter unſerem Volke wütet, zuzuſchreiben iſt, iſt vielle nicht unberechtigt; ein Grund mehr, von der eigenen Schuld nostra maxima culpa — zu reden; der Alkoholismus iſt der That mehr, wie irgend ein anderes Uebel, ein wirklic Volksübel.

Bemerkenswert, wie gefühllos unſere öffentliche Meinu derartige Vorkommniſſe behandelt, iſt der Umſtand, daß m zwar mit berechtigter Trauer des ſo früh uns entriſſenen re ſchaffenen jungen Mannes gedenkt, daß man auch mit t nehmenden Worten der ſchwer betroffenen Angehörigen erwäh daß man aber kein Wort des Mitgefühls für den unglücklic Uebelthäter ſelbſt findet. Von Allen, die an dem traurigen V fall beteiligt ſind, iſt er zumeiſt zu beklagen. Auf ihm laſtet Schuld einer, wenn auch nur in der Uebereilung und aus falſc Pflichtvorſtellung heraus begangenen Unthat; auf ihm laſtet Verwünſchung ſeiner aufgeregten Volksgenoſſen; auf ihm la der ernſte Vorwurf ſeiner Berufsgenoſſen; auf ihm laſtet tiefe Kummer, den er ſeiner Familie und Allen, die ihm n ſtehen, bereitet. Der Unglückliche iſt durch ſein Vergehen d aber nicht innerlich ſchlechter geworden, als er vorher war;

Gegenteil: mit fürchterlicher Klarheit ist er plötzlich zu einer Erkenntnis erwacht, die in qualvollem Schmerz sein Innerstes durchwühlt; fürwahr, wir sollten unser Mitgefühl auch ihm, dem Schwerbetroffenen nicht versagen.

Zu beklagen ist, daß von den Kreisen, denen der Thäter angehört, wohl nicht genug geschah und geschieht, um Balsam in die Wunden der Nächstbetroffenen zu träufeln, und zugleich ein beschwichtigendes Oel auf die aufgeregte öffentliche Meinung zu gießen. Die Beerdigung des Getöteten hat stattgefunden; weder die Familie, noch das Offizierkorps, dem der Thäter angehört, waren vertreten. Ein richtiges Wort, vom Regiments-Kommandeur am offenen Grabe des Getöteten gesprochen, wäre mehr Sühne gewesen, als alle jetzt stürmisch geforderte Strafe es je werden kann.

---

*) Als ich diese Betrachtungen über die Angelegenheit des Lieutnant von Brüsewitz schrieb, war ich mir wohl bewußt, daß ein Satz namentlich nicht unbeanstandet würde gelesen werden. Ich appelliere da an eine Art von Milde, an eine Art von Gefühl, das uns bisher fremd ist, das man uns kaum in unserem Konfessionsunterricht beigebracht hat, das vielleicht Dieser oder Jener von uns einmal aus dem Munde des Vaters oder der Mutter gehört hat, das unsere Zeitungen garnicht kennen. Diese vollkommenere Auffassung von Milde, daß wir mitleiden müssen auch mit dem Uebelthäter, ist uns noch etwas ganz Fremdes, und an diese vollkommenere Auffassung, an diese höhere Empfindung habe ich appelliert und habe, weil es sich hier um diesen Fall handelt, natürlich als Gegenstand meines Appells jenen Offizier genommen. Ich bin zweimal gefragt worden, mit dem Zweifel, ob dieser Offizier wirklich das Unrecht, das er gethan, in der Art empfindet, wie ich es ihm suggeriere. Der Umstand wurde mir zum Beispiel von Jemand vorgehalten, daß er sich der That noch gebrüstet hat. Der Umstand ist bedeutungslos. Fünf Minuten nach der That, die der Mann für seine Pflicht hielt zu thun,

*) Egidy-Vereinigung, 4. November 1896.

konnten wir nicht verlangen, daß er sich bereits gewandelt habe. Und da er die ersten Tage auf freiem Fuße blieb, was ihm die Auffassung nahe legte, er habe richtig gehandelt, so war für diesen Mann noch gar keine Veranlassung, zum Bewußtsein zu kommen. Dazu kommt, daß auch dieser oder jener andere Offizier eine irrtümliche Auffassung von der Bedeutung und Berechtigung des ganzen Verfahrens hat. Auch innerhalb des Offizierkreises giebt es solche Auffassungen und solche. Unter maßgebendem Offizier verstehe ich nur den, der auf dem Standpunkte der einleitenden Bestimmungen des Ehrengerichts steht. Was für Streifen sie an der Hose tragen, darauf kommt es nicht an. Namentlich in Gefühlsdingen ist nicht die höhere oder höchste oder allerhöchste Stelle maßgebend. Maßgebend für das wirkliche Ehrbewußtsein ist jedem Offizier das eigene Gefühl.

Ob der Offizier die Schwere des Ganzen empfindet, wissen wir Alle nicht. Anzunehmen ist, daß er sie wenigstens zu irgend einer Zeit empfinden wird, und garnicht unmöglich ist es, daß wenn er das zu lesen bekommt, was hier ein ehemaliger Offizier, der noch so Offizier ist wie irgend einer, der den Rock trägt, geschrieben hat, gerade diese Auffassung ihn zur Besinnung bringt. Ich habe keinen Zweifel, daß ein Mann aus den Kreisen, denen er entwachsen ist, und noch so jung, wirklich früher oder später zur Besinnung seines Unrechts kommt, und daß er dann sehr schwere Stunden und Tage zu durchleben hat. Ich glaube, daß die Sühne für ihn eine sehr ernste werden wird, und daß die Verurteilung in den maßgebenden Kreisen eine recht ernste ist.

Zu Denen, die mir näher stehen: Das wissen Sie doch, daß mein ganzes Streben dahin geht, meinen Volksgenossen zu dienen, und Sie wissen auch, daß ich unter dem Worte Erziehung gar nichts Anderes verstehe, als dem Anderen dienen. Dem, auf den wir fördernd oder erziehlich wirken wollen, dienen wir, indem wir ihn innerlich fördern. Die Sorte von Erzieher, die vor ihren Volksgenossen tritt, um recht zu haben, sind Erzieher zweiter Ordnung. Der wirkliche Erzieher dient, hilft, fördert seinen Mitmenschen, weil er ihn liebt. Die Begriffe erziehen, lieben, dienen müssen sich vollständig decken.

Nun sage ich: Das werden Sie verstehen, daß ich mir aus den sich ergebenden Zuständen heraus meine Worte wähle; das schließt nicht aus, daß ich mir gewisse leitende Gesichtspunkte allmählich gewählt habe. Ich empfinde zunächst elementar, und danach mache ich mir ein klares Bild. So ist es mir allmählich zum System oder einer Art Taktik geworden, daß ich sage: Wir wirken auf unsere Mitmenschen doch in der würdigsten, schönsten, sie selbst am meisten ehrenden Weise, wenn wir ihnen immer ein Bild von sich selbst zeigen, ihnen ein idealeres Bild von sich geben, in das sie nun hineinwachsen, in das sie sich selbst hineinleben müssen. Wenn ich dem Lieutnant von Brüsewitz ein Bild von sich selbst vorhalte, wie er jetzt empfinden müßte, so ist das für ihn eine Anregung, eine Veranlassung, in dieses Bild sich selbst hineinzuarbeiten. Das ist ein — glaube ich — nicht falsches erziehliches Vorgehen.

Töten ist nicht töten,*) sondern es kommt darauf an, ob das Töten mit Ueberlegung, Vorsatz, aus Pflichtgefühl oder aus welchen Regungen und Stimmungen geschieht. Maßgebend für die Beurteilung einer Handlungsweise ist die Summe von Regungen, die Jemand zu der Handlung geführt haben, die Summe von verbrecherischen Erwägungen. Ich kann nicht ohne Weiteres zwei Handlungen als gleichartig betrachten. Die Auffassung von Mord und Totschlag ist in diesem Falle unzweifelhaft. Das Eine ist eine überlegte Handlung; es wurde mit Vorbedacht dem Anderen das Leben genommen; während die Handlung des Offiziers nach meiner Meinung von den Richtern als Totschlag behandelt werden wird. Dafür sind klare Bestimmungen im Gesetz. Der Offizier untersteht genau den bürgerlichen Gesetzen, soweit es sich nicht um militärische Vergehen handelt. Das Militärstrafgesetzbuch ist nur eine Ergänzung für das Reichsstrafgesetzbuch. Die gemeinen Vergehen werden an den Mitgliedern des Soldatenstandes genau so, nach denselben Paragraphen des Gesetzes geahndet, wie die Nichtuniformierter. Für den Soldaten treten

*) Es war gesagt worden, es sei gleich, ob ein Mord von einem Höhergestellten oder von einem verwahrlosten Subjekt begangen werde, töten sei doch töten. D. H.

nur noch eine Reihe von Vergehungen hinzu, die aus seiner Berufsverhältnissen heraus einen anderen Charakter bekommen, zum Beispiel Kameraden-Diebstahl. Der Soldat, der irgendwo einquartiert ist und seinen Wirt bestiehlt, wird strenger bestraft, weil er unter Mißbrauch des dienstlichen Verhältnisses gestohlen hat. Auch der Offizier, der seine Waffe gemißbraucht hat, wird strenger bestraft als Jemand, der mit dem Messer sticht.

Gewiß heißt es: „Du sollst nicht töten!" Aber danach dürften wir auch das Huhn nicht schlachten; denn es steht nicht da: Du sollst den Menschen nicht töten! Wenn jede Beraubung des Lebens als Mord zu bezeichnen wäre, dann wäre auch die fahrlässige Tötung schon Mord. Mir unterschieben zu wollen, daß ich die Handlungsweise eines Offiziers, weil er Offizier ist, milder beurteile als die eines schlecht erzogenen Menschen, würde ein großer Fehler sein. Nur sage ich, der Offizier hat doch nicht aus schlechten Instinkten, aus selbstsüchtigen, gewinnsüchtigen Regungen heraus gehandelt. Er hat aus schwerem Irrtum heraus gehandelt; er ist das Opfer einer in diesen Kreisen lebenden, nicht abgeklärten Anschauung geworden. Solche Anschauungen, die bis zu einem gewissen Grade ihre Berechtigung haben, werden dann, wenn sie unabgeklärt in den Köpfen leben, leicht zu Vergehen. Aber man würde sehr unrecht thun, die den Einzelnen, der das Opfer dieser Anschauung geworden ist, als Verbrecher oder tief stehenden Halunken zu betrachten.

Ich hoffe, daß ich mich zu immer neuer und zu vollkommenerer und höherer Gerechtigkeit durchdringe. Es ist tief empfundenes Gerechtigkeitsgefühl, was mich dazu führt, gewisse Anschauungen, die jetzt freie Bahn haben, entgegenzutreten. Der Fall Brüsewitz hat alle Leidenschaften, die gegen den Offizier, Junker und Militarismus aufgespeichert waren, entfacht. Der Uebertreibung trete ich entgegen. Ist die Frage so, ob ich die Handlung, weil sie von einem Offizier ausgeht, milder beurteilt sehen möchte, so sage ich, daß auf der anderen Seite der Offizier, der Erziehung genossen hat, erschwerende Umstände zu zuschieben sind. Vergessen Sie nicht, daß Sie mit dem Streben Alles gleich zu beurteilen, die fürchterlichste Ungleichheit schaffen

Auf der einen Seite haben wir die Pflicht, diejenigen, die durch ihre Erziehung günstiger gestellt sind, strenger zu beurteilen. Wir müssen individualisieren nach dem Subjekt und nach den Regungen. Die Gleichheit vor dem Gesetz schafft fürchterliche Ungleichheit.

Ich habe einen Punkt bei diesem Fall mitberührt, der Sie recht überrascht hat: die Alkoholfrage. Das habe ich mit großer Ueberlegung gethan. Ich bin der Meinung, daß nach dieser Richtung hin in unserem Volk fürchterlich gesündigt wird, und daß wir uns einer sehr schweren Täuschung hingeben, wenn wir die Alkoholfrage immer erst dann als vorhanden betrachten, wenn der Betreffende dem Delirium verfallen ist oder betrunken auf der Gasse liegt. Das ist ein Irrtum. Die Wirkung tritt ein schon nach Genuß von außerordentlich geringen Mengen. Dann natürlich nicht in Form einer Betrunkenheit, aber sie erzeugt eine Art von Lähmung gerade der Funktionen unseres Gehirns, die wir als Kontroll-Apparat über unsere Handlungen betrachten können. Daß der Alkohol nach dieser Richtung hin Veranlassung von ungezählten Vergehen und Verbrechen ist, ist gar kein Zweifel. Die Wissenschaft behauptet es; auch dem Laien muß es klar sein. Wir können uns recht gut vorstellen, daß der Offizier schon eine kleine Quantität zu sich genommen hatte, daß er Jahr aus, Jahr ein vielleicht schon mehr trinkt, als für den Körper gut ist. Er hätte die Handlung vielleicht nicht begangen, wenn sein Hirn ganz frei, ohne jede Benebelung gewesen wäre.

Es wurde gesagt, der Mord an Levy*) sei der Habsucht, der in Karlsruhe der Ehrsucht entsprungen. Nein, so ist es nicht. Die Habsucht trifft zu. Ehrsucht kann man die Tötung durch den Offizier nicht nennen. Hier handelt es sich nur um eine Verteidigung des Besitzstandes. Der Offizier glaubte, — fälschlicher Weise — seine Ehre, „seinen Besitzstand" verteidigen zu müssen. Er war nach seiner Meinung in einer Art Notwehr; es war aber nicht die Sucht, die Ehre zu vermehren.

„Ernste Gedanken" schreibt man nicht im Paradiese, sondern wenn man in der Hölle lebt. Man hat mir vorgeworfen, ich

*) Vergl. Seite 275.

wüßte nicht, wie mangelhaft die Anschauung in Offizierskreise sei; ich hätte nur mit Offizieren verkehrt. Es sei eine Art von Wohlleben in die Offizierskreise hineingekommen. Es giebt unter den Offizieren „von Gottes Gnaden“ nur eine maßgebende Anschauung: die das Vorkommnis in Karlsruhe auf das Ernsthafteste verurteilt.

Berliner Vorkommnisse.*)

Der Unterricht der Dissidentenkinder.

Endlich hat eine Gemeinde, und zu meiner großen Freude die Berliner Gemeinde, Front gemacht gegen das, was man Staat oder hier Kultusministerium' nennt. Der Berliner Magistrat streikt; es ist schon mehr wie passiver Widerstand, den er leistet. Ausgezeichnet und — höchste Zeit! Veranlassung ungefähr diese: Nach dem Landrecht, der Verfassung, von Moral und Gesittung gar nicht zu sprechen, soll den Eltern das Recht gewährleistet werden, ihre Kinder in der Konfession aufwachsen und unterrichtet zu sehen, der sie selbst angehören. Das ist nun immer nach der Schattierung der Kultusminister verschieden ausgelegt worden. Falk bestimmte, daß die Kinder solcher Eltern, die aus der Kirche ausgetreten sind und keiner anderen sogenannt anerkannten Konfession angehören, nicht angehalten werden könnten, an dem Konfessionsunterricht in der Schule teilzunehmen. Ein anderer Minister hat das aufgehoben oder dahin beschränkt, die Erlaubnis davon abhängig zu machen, daß die Eltern nachweisen, daß die Kinder zu Hause einen anderen genügenden Unterricht erhalten. Das „genügend“ ist abhängig vom Beamten. Das Kind muß per Staatsbefehl teilnehmen an einem Konfessionsunterricht, der nach der Meinung der Eltern nicht die Wahrheit enthält, nicht das ist, was das Gemüt erhebt und befriedigt und zur Rechtschaffenheit führt. Dieser Zustand bestand augenblicklich und führte zu fortwährenden Konflikten. Di

*) Egidy-Vereinigung, 11. November 1896.

tern wurden bestraft. Da die Ausführung in der Hand der Gemeinde liegt, — im höheren Schulwesen natürlich wieder anders — so war die Gemeinde verpflichtet, der Exekutor der staatlichen Verfügung zu sein. Das hat Berlin eine kleine Weile gethan, bis ihm das Gewissen geschlagen. Nun hat der Magistrat Front gemacht. Als ein Bürger gegen die Strafverfügung beim Magistrat Beschwerde einlegt, erkennt derselbe (Zelle) die Berechtigung der Beschwerde an und hebt die verhängte Strafverfügung auf und damit ist die Auflehnung gegen die Oberbehörde ausgesprochen, ganz im Sinne Jesu.

Wenn der Oberbürgermeister für sein Verhalten ein Vorbild sucht, so soll er nur ins Evangelium hineinsehen. Da sehen wir, wie Jesus sich benommen haben würde. Auflehnung gegen das, was mit dem eigenen Bewußtsein, was wider das wirkliche, religiöse Empfinden streitet. Die Hauptsache ist die: eine Freude, daß wir einen Magistrat haben, der sich dazu aufgeschwungen hat.

Der Mord an Levy.

Noch ein Vorkommnis in Berlin: Der Mord an dem Justizrat Levy. Ich verurteile die jugendlichen Verbrecher nicht in dem Sinne, daß ich Steine auf sie werfe, weil ich tiefes Mitleid auch mit diesen unglücklichen Menschen habe, aber ich muß als Mensch auch Verständnis für die Anderen haben.

Die Zeitungen sind auf die jugendlichen Verbrecher losgegangen, wohl mit Recht. Aber sie haben nicht genügend den Grund und die Veranlassung da gesucht, wo sie doch eigentlich liegt: in der mangelhaften Erziehung. Man hat von der mangelhaften Religion gesprochen, aber man hat nicht den Prediger belangt, bei dem die Jungens Konfirmations-Unterricht gehabt hatten. Glaubensbekenntnisse haben sie herplappern lernen müssen. Mit wie viel Ernst wird dort das fünfte Gebot durchgenommen sein? Da schmäht man die Jugend, statt an die Erzieher heranzutreten.

Ein kleiner Umstand: die Mutter des einen war Witwe, und er war gehalten, sein ganzes Geld an die Mutter abzu-

liefern. Er verdiente Etwas und mußte das Ganze ab
den Haushalt. Ob das nicht in dem Empfinden dieſe
Menſchen eine gewiſſe Auflehnung verurſachen mußte?
zwar Kreiſe, die das gutheißen. Wenn dieſer junge Me
ſieht, daß Kameraden von ihm das nicht zu thun brauc
ſie das, was ſie verdienen, ausgeben dürfen! Nun ha
mal fünf Mark, wie er ſagte, verloren, jedenfalls verj
iſt die Mutter außer ſich, droht ihm mit dem Vormu
gericht. Pfarrer Naumann wies darauf hin, mit welch
falt die Vormundſchaft eines jungen Mannes erledigt
Vermögen hat. Wenn es ſich aber um einen Waiſ
handelt, der kein Vermögen hat, ſo iſt die Sache mit dr
erledigt. Auf dieſe Uebelſtände, die in unſeren Einrichtung
wird nicht hingewieſen. Die Schuld muß durchaus bei u
geſucht werden, und ſie kann auch recht gut nachgewieſen

Der Zweikampf.*)

In der Reichstagskommiſſion zur Beratung der ſog
Umſturz-Vorlage iſt der Antrag geſtellt und angenommen
auch die Gutheißung oder Anpreiſung oder Verherrlich
Zweikampfes unter Strafe zu ſtellen; § 111a. Die E
dieſes Antrages in der Kommiſſion regt zu ernſten Betracht

Es iſt unfaßlich, daß Männer, die jährlich ungezählte
zur Kriegführung bewilligen, an dem Duell Aergernis
In gewiſſem Sinne iſt das Duell die würdigſte und vollk
Vorbereitung für den Krieg, für die Selbſterziehung zu
Sich im Sterben üben; ſich hundert Mal im Leben vo
bewußt dem Tode ins Angeſicht zu ſchauen, iſt ein Er
für den Krieger, wenigſtens für den Krieger, der jeden
baren Moment des Kriegslebens ſchon im Frieden
Der Offizier kann ſolcher ernſten Uebung nicht entbehre

*) „Verſöhnung" Nr. 7; 1895.

noch an den Schlachtenkrieg zwischen den Kulturvölkern glaubt, ihn in naher oder ferner Sicht wähnt, ihn überhaupt noch für möglich hält, muß für die denkbar vollkommenste Vorbereitung auf den Krieg hin besorgt sein: eine Armee, getragen von der heldenmütigsten und hehrsten Gesinnung; ein Offizierkorps, beseelt von empfindsamstem Ehrbewußtsein; eine Nation, die den Einzelnen nicht hindert, für eine Idee zu sterben. Für diese Erfordernisse ist eine Einrichtung in unserem Leben, wie sie das Duell darstellt, ein selbstverständliches, in gewissem Sinne sogar notwendiges Zubehör. Der Duellgedanke kann von dem Kriegsgedanken nicht getrennt werden; nur ein gemeinsames Grab kann Beide aufnehmen.

Der Widerspruch ist zu groß. Der selbe Staat, dessen ganzes Sinnen und Trachten sich auf eine allzeit mögliche Kriegführung zuspitzt; der selbe Staat, der es als höchste Sittlichkeits-Aufgabe betrachtet, seine Jugend im Kriegsgedanken zu erziehen: der selbe Staat will das sich-freiwillig-schießen zweier seiner Söhne verbieten? Wir kennen nichts Höheres, als die Wahrung unserer nationalen Gesamtehre; und da wollen wir zwei Männer bestrafen, die, um vor sich selber als würdige Söhne ihres Vaterlandes weiterleben zu können, unter allen Umständen ihre eigene Ehre rein und fleckenlos erhalten — mit den selben Mitteln, mit denen die Gesamtheit ihre Ehre verteidigt? Kaum vier Jahre sind es her, daß die ganze Nation in Gedanken sich rüstete, Frankreich den Krieg zu erklären (Frankreich zu fordern) — fünf Millionen Männer in Waffen gegen einander — weil wir besorgten, es sei der Mutter unseres Kaisers Schimpf angethan worden; und da will man Den bestrafen, der den Frevler an der Ehre des eigenen Hauses in der gleichen Weise zur Rechenschaft zieht wie der Staat es thut; es thut unter den Segnungen der Kirche; wohl gemerkt: nicht etwa in Uebereinstimmung mit einem geläuterten Religions-Bewußtsein! Der Widerspruch ist für einen denkenden Menschen zu groß. Ich spreche hierbei selbstverständlich nicht mehr nur vom Offizier; ich anerkenne überhaupt keine besondere Offiziers-Ehre; ich kenne nur eine persönliche Ehre; und fordere allerdings, so lange wir ein Mal

noch eine Armee haben, die Berechtigung für das deutsche Offizie
korps, Elemente von sich fern zu halten, deren Ansicht üb
Wahrung der persönlichen Ehre nicht in Uebereinstimmung ste
mit der Ansicht bezüglich Wahrung der nationalen Ehre, wie s
der Staat selbst noch zur Geltung bringt; hier Kanonen –
hier Pistole.

Ebenso unfaßlich ist es allerdings, daß Menschen, die sic
Christen nennen, das Duell als eine notwendige Einrichtung b
trachten, selbst sich schießen und nun gar die Gutheißung ob
Lobpreisung des Zweikampfes nicht unter Strafe gestellt sehe
wollen. Was Alles betrachten wir, die wir uns Christen nenne
denn aber heute nicht als vereinbar mit unserem evangelische
Bewußtsein! Geht durch die Gesamteinrichtungen des heutige
Staates auch nur ein leises Ahnen von christlichem Geist? J
in unserem Volksleben — Interessenkampf, Parteiwut, Konfession
haß — auch nur ein Hauch christlichen Geistes zu verspüren
Wir reden vom Krieg als von einer „ehernen" Göttlichen Ein
richtung (für die Menschheits-Erziehung war er ja notwendig
wir halten Armut und Elend für eine „eherne" Göttliche Ein
richtung (für die Vorstufen unserer Entwickelung war Beide
gewiß unvermeidlich); wir erklären zwar das Töten für ein Ve
brechen (mit Recht), wir bestrafen sogar Den, der einen Ander
mit dessen Zustimmung tötet (Zweikampf), trotzdem töten w
selbst andere Menschen (Todesstrafe) und nennen Das Gerechti
keit, was doch nur Rache ist. Wir verstoßen gegen Alles, w
man vom Christen und vom gesitteten Menschen fordert: w
sind weder tapfer noch sind wir demütig; wir betrachten u
weder selbst als Freie, noch betrachten wir unsere Volksgenos
als unsere Brüder, wir sündigen fürchterlich gegen die Geb
des Christ-seins, im Ganzen, wie im Einzelnen; da ist es de
nicht wunderbar, daß Christen auch für das Duell eintreten.

Wir leben, das tritt uns bei jeder Gelegenheit klar vor
Seele, in einem Uebergangsstadium der Entwickelung. Wir leb
gewissermaßen in zwei Wirklichkeiten. Wir haben die Wirkli
keit der heutigen Thatsachen, die Wirklichkeit der heute n
gültigen Lebensauffassung und Volkseinrichtungen — die üb

nommene Wirklichkeit; und wir haben die Wirklichkeit, die uns als die richtige, als die notwendige Lebensauffassung erscheint, wie Alles sein muß, sein kann und in nicht ferner Zeit sein wird — die zu schaffende Wirklichkeit. Jeder von uns lebt augenblicklich in den beiden Wirklichkeiten zugleich; der Eine ragt mit seinem Denken schon mehr in die vollkommenere Wirklichkeit hinein, der Andere ahnt nur erst wenig von der neuen Zeit; der Eine hat bezüglich gewisser Dinge vervollkommnetere Ansichten, der Andere denkt bezüglich anderer Dinge gereifter. Das Duell ist nur eines von den tausend Dingen, die wir als ein Erzeugnis der bisherigen Wirklichkeit zwar ganz gewiß nicht übertragen werden auf den Boden der neuen Wirklichkeit, zur Zeit „besteht" es doch aber noch, und wird so lange bestehen, als nicht Alle den Boden der bisherigen Denkweise verlassen haben.

Wie sich nun der Einzelne während der sehr schwierigen Uebergangszeit zur Duellfrage stellen will, ist ganz seine Sache; er hat das ganz und nur mit sich allein und mit seinem Gott abzumachen. Streitet es wider seine Ueberzeugung, einen Anderen vor seine Pistole zu fordern, so darf er es nicht thun; dann muß er aber auch die Kraft haben, Kränkungen und selbst Schmähungen — die Gifte der heutigen Wirklichkeit — zu überwinden, und muß stark genug sein, den etwaigen Vorwurf Anderer zu ertragen, daß er Das nicht that, was man erwartete — die Tyrannei der heutigen Wirklichkeit. Streitet es wider Jemandes Ueberzeugung, eine Forderung anzunehmen, so wird er es nicht thun; er muß dann aber gewissenhaft und sogar peinlich Alles vermeiden, was nach herrschender Ansicht einen seiner Mitmenschen veranlassen könnte, Genugthuung mit der Waffe von ihm zu fordern; er muß außerdem den Mut besitzen, einen Schimpf zu ertragen, den er vielleicht in den Augen Anderer auf sich ladet. Kein Dogma. Was uns in diesem Falle als Frevel erscheint, kann in einem anderen Falle ein wohlbegreifliches Thun sein; was wir heute noch für ganz unvermeidlich halten, erscheint uns vielleicht in kurzer Zeit als lächerliche Thorheit. Kein Dogma — aber auch kein Verdammen. Den nicht verdammen, der, weil er es für seine heilige Pflicht hält, zur Pistole greift; aber auch

Den nicht verdammen, dem es heilige Ueberzeugung ist, die Wa
nicht zu gebrauchen. Vergessen wir das nicht: so lange wir ei
mal noch an den heutigen — falschen — Begriffen von Ehr
Kränkung, Beleidigung, Sühne festhalten, ist der Zweikampf fü
Viele der oberste Gerichtshof, zugleich die vornehmste Sühn
vergessen wir andererseits nicht, daß das Duell jedem tiefen
religiösen Empfinden, jeder wahren Gesittung, Hohn spricht, m
Recht also von Vielen schon heute als Frevel betrachtet wird
die Zeit ist nicht fern, wo diese Auffassung die herrschende nic
nur, sondern die alleinige sein wird.

Wird aber das Duell von unserer Volksleitung, von ein
großen Zahl unserer Volksvertreter und auch von einem Tei
des Volkes selbst im Augenblicke noch — trotz allen angeblich
Christentums — für ein Erfordernis unseres heutigen Volkslebe
gehalten, so ist es falsch und, wie so Vieles, eitel Heuchelei, d
man den Zweikampf — trotz seiner vermeintlichen Unvermeidli
keit — mit Strafe bedroht. Daß diese Strafe je einen wille
festen Menschen abhalten könnte, das zu thun, was er, 1
vor sich selbst mit unbeflecktem Gewissen weiter leben zu könn
zu thun für notwendig hält, wird Niemand glauben; wer c
Furcht vor Strafe etwas nicht thut oder thut, ist schon üb
haupt kein Vollmensch. Das ganze Zweikampfkapitel in unser
Strafgesetzbuch ist demnach, wie so viele Kapitel, vom Uebel.

Eine andere Frage ist, ob, wenn man überhaupt noch
der traurigen Idee festhält, für Religion, Sitte, Ordnung 1
Strafen kämpfen zu wollen, wenn man also auch das Du
bestraft, ob man dann die Verteidiger des Duells nicht a
unter Strafe stellen soll oder muß? Wer überhaupt noch v
Straf-Teufel besessen ist, der handelt nur folgerichtig (aber n
etwa christlich oder vernünftig), wenn er straft, wo er nur etn
zu strafen findet; ganz selbstverständlich vorerst Jeden, der irg
eine mit Strafe bedrohte, oder mit den herrschenden, wenn a
noch so falschen, Begriffen von Sitte und Ordnung im Wid
spruch stehende Handlung entschuldigt oder gar preist. Stel
wir einmal Strafgesetze im heutigen Umfange auf, erachten 1
das Strafverfahren als das Mittel zur Besserung und Verv

kommnung, gewissermaßen also als die Religion der deutschen Nation — dann muß auch das Strafgesetzbuch ein unantastbares Heiligtum sein. Das soll es uns auch in der That werden; das kann es aber nur erst dann sein, wenn es einen ganz anderen Charakter erhalten hat; dann, wenn es in Uebereinstimmung gebracht ist mit den evangelischen Gedanken, die wir heute schon als die heilige Schrift bezeichnen; dann, wenn es in Uebereinstimmung gebracht ist mit der Vernünftigkeit, will sagen: mit unserem eigenen, lebendigen, der Zukunft zustrebenden Bewußtsein, das der religiöse Mensch als sein Allerheiligstes betrachtet.

Weg mit den gesamten unnötigen Strafkapiteln — von der jetzigen Vorlage überhaupt gar nicht zu reden. Die Grenze zwischen nötig und unnötig wird nicht schwer zu finden sein, wenn erst die wirkliche Volksseele zu sprechen beginnt; heute verfügt noch eine Regierung über uns, die den Begriff Volksseele überhaupt nicht kennt; unterstützt von Volksvertretern, denen die Volksseele etwas Fremdes ist, oder die sie mißachten. Diese unnötigen Strafkapitel bessern Niemand; sie beugen selbst schweren Vergehungen nicht vor; sie reizen und verbittern nur, und richten dadurch frevelhaften Schaden an. Am Allerwenigsten dem Duell wird man durch Strafgesetze beikommen. Hier, wie in Allem, kann nur die Erziehung helfen; wir müssen gesittete Menschen werden, die einander würdigen und werten, und wir müssen unsere gesamten Begriffe von Ehre, Beleidigung, Sühne wandeln. Wir werden das Duell in alle Ewigkeit hin nicht aus unseren Vorstellungen herausstrafen; wir können uns aber in allerkürzester Zeit die Auffassung von der Notwendigkeit des Zweikampfes aberziehen. Im Evangelium finden wir die Anleitung für unsere Zukunftsbegriffe; unser eigenes geläutertes Bewußtsein wird diese Anleitung zu einer vernünftigen Anwendung ergänzen.

Dieser „Uebertritt zum Christentum" muß sich freilich Alles umfassend und in der Gesamtheit vollziehen. Weder ist es denkbar, daß wir in einigen Einrichtungen und Auffassungen nach geläuterten Ideen handeln, in anderen aber im Barbarismus

verharren, noch ist es für den Einzelnen leicht, in man
Dingen kaum möglich, allzeit und in Allem seiner persön
vollkommneren Erkenntnis entsprechend zu handeln. Am Schwe
ist es dann, wenn es gilt, Anschauungen zu opfern, die uns
heiligen Erinnerungen an eine große und für den Einze
schöne Vergangenheit knüpfen. Je schwerer aber es uns n
desto mahnender steht die Pflicht vor uns, uns loszureißen
Dem, was vergangen ist. Neue Zeiten, — neue Anschauun
neue Pflichten: Selbstüberwindung, Selbstbescheidung, Selbstz
Nicht mehr Zweikampf, sondern Selbstkampf; Kampf mit
selbst und gegen sich selbst; der Sieg heißt Selbstbeherrsch
Damit streifen wir das Joch einer Beherrschung durch Andere

Die „Kreuz-Zeitung"*)

schließt ihre Wochenschau in Nr. 81 (1895) mit folgender Betracht

„Vor einigen Tagen hat in Berlin eine Versamm
des christlich-sozialen Jugendbundes stattgefunden, die sich
der, wie es scheint, nach gerade unvermeidlich werdenden F
des Zweikampfes befaßte. Auf die stattgehabten Erörteru
im Einzelnen einzugehen, haben wir keinen Grund. Hin
lich der Punkte, über die unter Christen Einverständnis her
versteht sich das von selbst; im Uebrigen aber hat die Erfah
uns gelehrt, daß abweichende Meinungen, auch von sonst
freundeter Seite, sehr obenhin behandelt werden und ke
wegs die Würdigung finden, die der Ernst der Sache
verdient. Deshalb beschränken wir uns darauf, ein
äußerliches Moment hervorzuheben, das uns bei den erwäh
Verhandlungen aufgestoßen ist. Zu den strengsten Verurte
des Zweikampfes gehörte unter Anderen Herr Oberst-Lieute
von Egidy. Sollte er vergessen haben, daß er vor ei
Zeit in der „Kreuz-Zeitung" eine Erklärung gegen Stöcker
öffentlichen wollte, weil dieser eine von Herrn von Egidy a
ergangene Herausforderung zum Zweikampf abgelehnt?
haben die Thatsache damals nicht erwähnt und würde

*) „Versöhnung" Nr. 9; 1895.

auch jetzt nicht thun, wenn sich Herr von Egidy nicht seinerseits an öffentlichen Erörterungen beteiligt hätte, die vornehmlich gegen das Verhalten der Konservativen in der Umsturz-Kommission gerichtet waren, und in denen es an beleidigenden Bemerkungen nicht fehlte. Da er aber seinerseits zum Angriff übergeht, sehen wir keinen Grund, zu schweigen und erwarten von der Loyalität der Blätter, die sich zum Mundstücke der erwähnten Versammlung machen, daß sie nicht die „Zurückhaltung" üben, die in solchen Fällen wohl üblich ist, sondern das „Wechselnde" in der Auffassung des Herrn von Egidy zeigen, wie es ist."

Im Mai 1891, ich wohnte noch in Großenhain, hatte Herr Hofprediger a. D. Stöcker in einer Pastoral-Konferenz zu Berlin Aeußerungen über meine im Herbst zuvor erschienenen „Ernsten Gedanken" gethan, durch die ich mich verletzt fühlte. („Kreuz-Zeitung" Nr. 242/1891.) Nach einer anderen Richtung hin waren die damaligen Ausführungen des Herrn Hofprediger von seinem Standpunkt aus, als eines der bedeutendsten Vertreter des heutigen Kirchentums, so korrekt, wie bis dahin meine „Ernsten Gedanken" noch von keiner Seite behandelt worden waren. Ich habe dies in der Folgezeit wiederholt öffentlich besonders hervorgehoben, natürlich ohne dabei des persönlichen Moments, das inzwischen seine Erledigung gefunden, je zu erwähnen. Denn „wir haben diesen Streit geschlichtet, wie es unter anständigen Leuten Sitte ist" — waren die Worte des Herrn Hofprediger Stöcker, mit denen er meiner erstmaligen persönlichen Begrüßung (auf dem evangelisch-sozialen Kongreß im Sommer vorigen Jahres zu Frankfurt a. M.) begegnete; ich beantwortete diesen Satz durch eine bejahende Verbeugung.

Als ich damals durch die „Kreuz-Zeitung" Kenntnis von der mir widerfahrenen Kränkung erhielt, lag mir vor Allem daran, mir gebührende Genugthuung -- zunächst in der Form einer entschuldigenden Erklärung in der „Kreuz-Zeitung" — zu verschaffen; ich bekenne aber rückhaltlos, daß damals der Gedanke, den Herrn Hofprediger, falls er diese Erklärung ablehne, vor meiner Pistole zu sehen, mich nicht schreckte. Das Maß der

Unbilden, die mir widerfahren, war zum Ueberlaufen; häßlic
Worte, gedruckte und geschriebene, unbedeutender Leute aller A
hatte ich mit redlicher Selbstüberwindung schon zur Genüge üb
mich ergehen lassen; mit den widerlichen Gepflogenheiten dies
Art öffentlichen Lebens gänzlich unvertraut, war das schon ei
schwere Aufgabe für mich. Jetzt aber, wo eines der Häupt
unter den Widersachern sich in einer für mein Empfinden b
leidigenden Aeußerung ergangen, in Berlin, vor versammelte
Pastoren, abgedruckt in der „Kreuz-Zeitung", dem Organ d
Kreise, denen ich entstamme, und mit denen ich mich no
heute im Geiste gerade so innig verbunden fühle, wie mit alle
anderen Kreisen unseres Volkes — jetzt war es Zeit, dur
ernstes Auftreten dem häßlichen Treiben ein Ende zu machen.

Zu einer Forderung kam es nicht. Herr Hofprediger Stöc
begegnete dem von vornherein in durchaus loyaler Weise. E
erstmalige Erklärung des Herrn Hofprediger („Kreuz-Zeitun
Nr. 264/1891) genügte mir nicht; sie traf nicht den springend
Punkt. Ich verlangte eine mir volle Genugthuung gebende E
klärung. Herr Hofprediger Stöcker sträubte sich zunächst; H
von Hammerstein, der Chefredakteur der „Kreuz-Zeitung", üb
nahm freundlicher Weise die Vermittelung; die letzte Verabredu
war: entweder veröffentlicht der Herr Hofprediger die von m
geforderte Erklärung — anderenfalls nimmt Herr von Hamm
stein eine von mir entworfene Erklärung in seiner Zeitung a
diese Erklärung enthielt den Hinweis darauf, daß „Herr H
prediger Stöcker erklärt habe, mir eine Genugthuung mit d
Waffe nicht geben zu können". Es gelang Herrn von Hamm
stein, die vom Herrn Hofprediger Stöcker geforderte Erklärun
(zwar mit einer Abänderung) zu erwirken („Kreuz-Zeitun
Nr. 268/1891); ich erklärte mich befriedigt, weil ich mich, mein
Bewußtsein nach, befriedigt erklären konnte.

Seither lebt der Vorgang fort in meiner Seele. Ungezäh
Male habe ich mich gefragt, wie würde ich heute in ein
ähnlichen Falle handeln. Was habe ich seither Alles durchle
was Alles innerlich verarbeitet; mehr wie ein Menschenalter li
für mich in jenen wenigen Jahren. Trotzdem, gerade in dies

Punkte — in der notwendigen Sühne-Forderung für eine Kränkung — hatte meine Anschauung bis vor Kurzem wenig Wandlung erfahren. Daß ich Niemanden derartig verletzen würde, daß er blutige Genugthuung von mir fordern könne, hoffte ich ja von meiner Erziehung, war auch, wie schon als Offizier, entschlossen, für den Fall, daß ich mein Unrecht einsähe und der Andere nicht etwa in seiner Genugthuung-Forderung plump verletzend verfahre, jederzeit bereit, ein etwa falsches Wort zu streichen. Wie aber gegenüber den Angreifern? Gegenüber beleidigenden Zeitungsworten? Wo liegt die Grenze zwischen Sachlichem und Persönlichem? Wie gegenüber einer Beleidigung, die einer meinem Schutze unterstehenden Person widerfährt? Wie gegenüber einer Ehrverletzung schwerer Form? Wie gegenüber den versteckten Kränkungen? Daß mich all Derartiges nicht wirklich beleidigen kann, weiß ich recht wohl; in Wirklichkeit beschimpft sich ja nur der Andere. Doch aber darf der empfindsame Mensch derlei nicht hinnehmen, will er sich nicht dem schweren Vorwurf der Unempfindlichkeit aussetzen, oder gar wirklich unempfindlich gegen Unbill werden. Das verlangt man allerdings heute von Dem, der im öffentlichen Leben steht; ich aber meine, daß Männer, deren Feinfühligkeit abgestumpft ist, ausscheiden müssen aus den Reihen der Kämpfer für wirkliche Religion, vernünftige Sitte, gerechte Ordnung.

Als Richtschnur für meine Entschließung, was ich thun solle, galt mir seit Erscheinen der „Ernsten Gedanken" allzeit nur der Gedanke: wie diene ich durch mein Handeln am Besten den Bestrebungen, denen mein Leben gehört: Verwirklichung der Ideale. Nicht also der sogenannte Ehrenkodex, nicht irgendwelche herkömmlichen, auch von mir noch festgehaltene Anschauungen, sollten mich bestimmen; lediglich die Frage beherrschte mich: was ist im Dienste Deiner Bestrebungen das Richtige? Bis vor ganz Kurzem schwebte es mir als keineswegs ausgeschlossen vor, daß mich die Beantwortung dieser Frage jedenfalls zur Annahme einer Forderung, unter Umständen sogar zur eigenen Herausforderung führen könnte. Zum Entsetzen eines Teiles meiner Freunde sprach ich noch vor wenigen Wochen laut und in halb

öffentlicher Vereinigung diese meine Ansicht aus. Gerade
die Erörterungen, die sich in ernstem Gedankenaustausch mit ern
Männern und Frauen an diese meine Auffassung knüpften, d
die Duell-Verhandlungen in der Umsturz-Kommission, das wi
spruchsvolle Verhalten der Einen, die wunderbaren Auslassun
Anderer, führten mich zu einer gewissenhaften Prüfung mei
Anschauungen. Ich fragte mich vor Allem, ob es überha
das heißt in irgend einem Falle, denkbar sei, daß meine
strebungen durch Begehung eines Zweikampfes gefördert wer
könnten. Ich mußte mir sagen: Das Duell verstößt ge
mein eigenes, religiöses Bewußtsein; es verstößt gegen das
wußtsein jedes Menschen, der sich religiös oder gesittet nei
Die Frage kann also nur die sein, inwieweit will ich, oder k
ich im Allgemeinen, wie weit kann ich und muß ich aber
bis in alle Folgerungen hinein mein religiöses Bewußtsein „lebe
An der Spitze der „Versöhnung" steht: „Religion nicht n
neben unserem Leben — unser Leben selbst Religion."
habe in der Volksschrift „Einiges Christentum", Heft 2, ges
„Dies Bewußtsein zu läutern, zu klären, abzuklären von All
was Trübes, Staubiges, Unlauteres, Verworrenes darin lagert
ist Pflicht eines Jeden; ist aber unabweisbare Bedingnis
Den, der seine Stimme laut werden läßt im Streite
Meinungen." Ich betone bei jeder Gelegenheit als einz
Mittel zur Erreichung beglückender Zustände: die Erziehung
Wandel unserer Gesamtanschauung und das gesittete Verha
unter einander), und sage: aller Erziehung Geheimnis ist
Beispiel. Ich sah und erfuhr in diesen Tagen, was mir in
Maße nicht bewußt gewesen, in wie weiten Kreisen und in
energischer Weise das Duell von unserem Volke abgelehnt n
Es wurde mir klar, daß der organisierte Zweikampf nicht eig
lich zur Deutschen Volks-Art gehört, die ich allzeit in u
christliches Empfinden hineinziehe, sondern nur eines der
behörstücke ist, die sich ein leider noch abgesonderter Teil uns
Volkes vorbehalten hat. Als einen der Wesensgedanken, die
aus der ganzen jetzigen Bewegung herausschälen werden, betre
ich den Begriff von der „Zusammengehörigkeit des Volkes".

fordernis, Merkmal dieser Zusammengehörigkeit ist der Einige, der Eine — richtige — Geist, der das Volksganze beherrschen soll; es darf nicht sein, daß sich ein Teil unseres Volkes eine Ausnahme-Auffassung vorbehält, ganz abgesehen davon, daß es ein freventliches Widerstreben gegen die Ordnung ist, wenn man ein gültiges Gesetz mit kaltem Hohn verletzt. Wenn ich nun ehrlicher Weise mir sagen muß, daß die Ablehnung des Zweikampf-Gedankens die höhere Auffassung ist, so gelange ich selbstverständlich zu dem Ergebnis: auch wir, die wir bisher, in der Theorie zwar schon immer, aber in der Praxis noch nicht den Zweikampf-Gedanken ablehnten, wir müssen diesen Vorwärts-Schritt in unserer religiösen Entwickelung thun; wir müssen tapfer uns von einer Auffassung trennen, die uns zwar im Blute liegt, die aber kein Bestandteil eines gesitteten Menschen der Gegenwart bleiben darf.

Dies ist der „Wechsel", der sich seit Kurzem in mir vollzieht, vielleicht sage ich richtiger: vollzogen hat; ich greife, so innerlich entschlossen ich auch bin, nicht gern der Zukunft vor; aber ich glaube, ich bin jetzt mit diesem Punkt in Ordnung.

Daß ich dabei keineswegs das Verständnis für meine eigene bisherige Auffassung verloren, beweisen die ganzen übrigen Sätze jener Abhandlung. Dort stelle ich das (scheinbar) Berechtigte und das Unberechtigte der Duellauffassungen nebeneinander; dort versuche ich den Duellgegnern ein Verständnis für die Auffassung der Anderen näher zu bringen, wie sie doch nun einmal noch in einem Teile unseres Volkes lebt; vor Allem betone ich dort, wie überall, daß wir Einzelfehler unserer Anschauung (Duell) erst mit einer Gesamtbesserung überwinden werden, wobei ich keineswegs verkenne, daß man durch Einzelbesserung dem Gesamtwandel vorarbeiten muß — Wechselwirkung.

Auch in jener Versammlung, von der die „Kreuz-Zeitung" spricht, ergriff ich nicht das Wort, um mich als großen Duellgegner hinzustellen — dazu war ich selbst noch zu sehr mit der Wandlung beschäftigt; ich konnte nur betonen, welchen Standpunkt wir erstreben müssen, ohne aber einen Stein zu werfen auf Die, die heute noch so denken, wie ich selbst bis vor Kurzem

dachte; im Gegenteil, ich warnte auch hier vor schroffer V
urteilung Anderer; die Zeitungen haben — wie ja fast immer
unklar hierüber berichtet; unsere Zeitungen schreiben ja selt
was „ist"; jede schreibt das, was sie „braucht". Ich nahm d
Wort mehr aus einem anderen Grunde. Von den beiden Her
Vorrednern waren einige Duellverfechter mehrfach als besond
Stützen und Träger des Christentums bezeichnet worden. Hi
gegen mache ich bei jeder Gelegenheit Front und weise dara
hin, daß solche Männer nimmer das Christentum, vielme
nur ein beliebig gerichtetes Kirchentum vertreten. Diese stren
Unterscheidung sind wir Jesus schuldig, nach dem wir Christe
nicht aber Kirchlinge sein wollen.

Das in der „Kreuz-Zeitung" gebrandmarkte „Wechselnd
erkenne ich also freimütig an, ohne mich dessen zu schämen.

In den „Ernsten Gedanken" steht: aus Grundsatz folge
meiner Ueberzeugung. Es ist das meine Art, Grundsatz u
Ueberzeugung in Einklang zu bringen. Wandelt sich me
Ueberzeugung und — ich bin darauf vorbereitet, daß sie sich n
weiter wandeln (vervollkommnen) wird — dann folge ich
gewandelten, der neuen Ueberzeugung; so bleibe ich am Be
mir selbst treu. Ich weiß, daß ich mich damit zum Ban
Vieler auf der sogenannten schiefen Ebene befinde; ich versp
aber kein Herabgleiten, bin mir vielmehr bewußt, daß ich n
wenn auch recht langsam, weil ich mich von dem Alten und
Teueren nur schwer trennen kann, doch schrittweise hinaufarbe
Ich kann nur Jeden, der sich ein starkes Herz und einen kla
Kopf bewahrt hat, auffordern, gleichfalls die schiefe Ebene zu
treten, sie führt aufwärts; in der glatten Ebene verflacht
Mensch gar so leicht, Mancher versumpft auch.

Ich hoffe, daß recht viele Zeitungen der Aufforderung
„Kreuz-Zeitung" Folge gegeben und ihren Lesern „das Wechsel
in der Auffassung des Herrn von Egidy" gezeigt haben; ich h
von ihrem Gerechtigkeitsgefühl annehmen, daß sie ihren Les
nun auch die dazu nötige Erklärung — aber bitte: nicht
„nach Bedarf" — geben.

Duell ist Mord.*)

Das Duell als Mord zu bezeichnen, halte ich nicht für richtig. Will man das Duell unter eine Kategorie bringen, die mit dem Mord fälschlich zusammengebracht wird, so könnte man das Duell viel eher unter die Rubrik „Selbstmord" stellen. Darin liegt mehr Berechtigung. Derjenige, der sich duelliert, giebt in gleicher Weise sein Leben dem Anderen preis, wie er bereit ist, das des Anderen zu nehmen. Also zur Hälfte paßt der Begriff Selbstmord. Nun haben wir bei dieser Gelegenheit den Selbstmord zu prüfen und haben uns zu fragen, ob wir überhaupt recht daran thun, die Preisgabe des eigenen Lebens mit dem Mord zu verbinden. Solange wir Menschen dieses Erdenleben als einen uns auferlegten Jammer betrachten und solange wir eine gewisse Beseligung nach den Kirchenlehren darin finden, diesen Jammer bis auf die Hefe auszukosten, solange erscheint es ja als berechtigt, in dem Selbstmord ein schweres Verbrechen zu sehen. Nach den Kirchenvorstellungen hat es seine Berechtigung, den Selbstmord als ein Verbrechen anzusehen, das man wohl mit Mord zusammen bringen kann. Gehen wir aber von höheren Gesichtspunkten aus — wenigstens bin ich in meinem Innern fähig, diesen Gesichtspunkten eine höhere Gestalt abzugewinnen —, nämlich, indem wir überhaupt nicht von Tod sprechen, sondern nur von einem Uebergang aus einer Lebensform in die andere Lebensform, und berücksichtigen wir weiter, daß doch jeder Mensch an seiner Menschwerdung unschuldig ist, und daß er auch bis zu einem sehr hohen Grade unschuldig ist an dem Jammer, der ihn umgiebt, in den er hinein geführt worden und der ihm selbst das Leben so wenig lebenswert macht; bedenken wir weiter, daß uns doch ein gewisses Selbstbestimmungsrecht über uns eingeräumt sein muß, und daß wir doch eigentlich Rechenschaft nur schuldig sind hier auf diesem Planeten denen, denen wir durch unser Ausscheiden aus der menschlichen Gesellschaft ein Leid zufügen —, so kommen wir zu Gedanken, die

*) Egidy-Vereinigung am 11. November 1896.

sich nicht ganz decken mit der schweren kirchlichen Verurteilun dieses freiwilligen Ausscheidens aus der Gemeinsamkeit. Es i ein „Auswandern". Wenn Jemand es hier in Deutschlan nicht mehr aushält, zieht er hinüber über den Ozean, in di neue Welt. Für Manchen unter unseren Volksgenossen ist e seiner Innenvorstellung nach auch nichts Anderes, wenn er vo hier abscheidet, als daß er hinüber geht in eine andere Wel Darum nicht eine so scharfe Verurteilung.

Zur anderen Hälfte könnte man das Duell unter de Paragraphen stellen, der mit Gefängnis nicht unter drei Jahre den bestraft, der einen andern mit dessen Willen tötet. Ich ve stehe unter Duell nur das ernste Duell.

Das Unglück in Paris.*)

Es ist schwer, an ein so schmerzliches Ereignis A trachtungen zu knüpfen; aber es muß sein. Wir dürfen sol Geschehnisse nicht durchleben, ohne daß wir uns durch sie erzieh läutern, fördern lassen.

Man bemüht sich, allerhand Fingerzeige in dem Ereignis sehen; den deutlichsten sieht man nicht, will ihn nicht sehen. Hä sich ein so tragisches Ereignis gelegentlich einer „umstürzlerisch Maifeier" zugetragen, es würde nicht an Deutlern fehlen, uns den klar erkennbaren Finger eines warnenden Gottes zeigt der solcher Feier und damit jedem Wandel überhaupt abhold Es war eine „Wohlthätigkeits"-Veranstaltung; so wollen r auch in diesem Ereignis dem „Fingerzeig" nachspüren: der G der Ordnung ist solcher Wohlthätigkeits-Veranstaltungen üb drüssig. Der Gott der Gerechtigkeit ruft uns zur Gerechtigk auf. Er fordert für den Teil seiner Geschöpfe, die noch in Unte drückung und Abhängigkeit leben, ein Recht auf volle und g nügende Lebemöglichkeit; Er will von Barmherzigkeit und Gnad

*) „Versöhnung" Nr. 12; Juni 1897. (Der Bazar-Brand.)

will von Wohlthätigkeit und Almosen, mit denen ungerechte Menschen sich bei Ihm Ablaß erwirken wollen, nichts mehr wissen. Der Gott der Liebe ermahnt uns: erkennt in dem anderen Menschen Euren Bruder; den Bruder speist man nicht mit den Brosamen, die vom eigenen Tische fallen; den Bruder heißt man Platz nehmen neben sich. Der Gott der Wahrhaftigkeit eifert gegen den Trug, mit dem man Ihn zu lieben vorgiebt, dieweil man Seine „anderen" Kinder darben läßt; gegen den Trug, mit dem man Ihm zu dienen vorgiebt, dieweil man sich von Seinen „anderen" Kindern durch deren Arbeit ernähren, oft mit Ueberfluß anfüllen läßt; gegen den Trug, durch den man Ihm zu gehorchen vorgiebt, dieweil man die Stimme des Gewissens unterdrückt und das innere Auge vor einer heilsamen Erkenntnis verschließt.

Es ist eine ernste Sprache, die dieser Gott der Gerechtigkeit, der Liebe, der Wahrhaftigkeit zu uns spricht. Diese Sprache will verstanden sein; der Dominikaner, der bei der Trauerfeier von der Kanzel herunter wetterte, hat diese heilige Sprache nicht verstanden. Gewiß ist auch in den Kreisen, die dies Mal mit Trübsal geschlagen wurden, Vieles anders, als es sein sollte; aber gerade sie vertreten das Arge, das getroffen werden soll, nicht in der häßlichsten Weise; sie waren sogar im Begriff, nach ihrer — allerdings dürftigen — Erkenntnis, Gutes zu thun. Das System, die ganze Auffassung von Recht und Gerechtigkeit, von richtig und gut, von Ordnung und nicht-mehr-Ordnung, soll getroffen werden. Das hat dieser Priester nicht begriffen. Er ist eben nicht Priester einer heiligen Allmacht, die wir „Gott" oder „Gesetz" nennen, er ist Priester eines Glaubens; er dient nicht den Menschen, er dient einer Institution.

Trotzdem ist es dem amtlichen Frankreich zu gönnen, daß es von diesem Priester gezüchtigt wurde; warum macht es einem vermessenen Kirchentum, warum macht es einem überlebten Klassen-, Standes-, Gesellschaftsdünkel noch immer und bei jeder Gelegenheit so thörichte Konzessionen. Diesem amtlichen Frankreich fehlt es am rechten Stolz. Die Männer müssen doch begreifen, daß sie trotz aller äußeren Kundgebungen der Intimität

in den Augen gerade der Kreise, die hier trauerten, nu
„Parvenüs" sind; das legt ihnen eine Reserve auf, aus der sie
hätte es sich um den Tod einer gleichen Anzahl Dammsetzer ge
handelt, schwerlich mit so viel Pomp heraus getreten wären
Wer heißt den ersten Bürger eines Landes, das in seinen öffent
lichen Einrichtungen dem Konfessionalismus entsagt hat, ein
Volkstrauerfeier in einem Konfessionshause veranstalten? Ein
ernste Mahnung an Frankreich und an uns Alle: jegliche Volks
angelegenheit muß von jeglichem Konfessionalismus befreit
werden; dann werden uns nicht mehr eifernde Kanzelredner i
einem Tone zur Buße auffordern, der einer kirchlichen Obrigke
zwar Wohllaut ist, durch den aber weder der Einzelne gefördert
noch dem Ganzen gedient wird.

Man hat die unglücklichen Opfer jener Katastrophe
Helden und Heldinnen zu stempeln versucht; ein sehr peinlich
Beginnen; deshalb peinlich, weil solche Thorheiten nicht u
widersprochen bleiben dürfen, der feinfühlende Mensch aber A
gesichts des Todes überhaupt nur ungern redet. Heldent
fordert ein bewußtes Handeln; es setzt die Möglichkeit vora
der Gefahr ausweichen, dem Unheil sich entziehen zu könn
Eine Katastrophe, die über einen Menschen hereinbricht, stem
ihn an sich noch nicht zum Helden; nicht jeder Soldat, den
feindliche Kugel auf dem Schlachtfeld niederstreckt, ist deshc
schon ein Held; lediglich das Verhalten eines Menschen vor u
während einer Katastrophe entscheidet, ob er „Held" genan
werden darf. Mit dieser Betrachtung soll ganz gewiß nicht d
Ruhm Derer geschmälert werden, die in jener furchtbaren Stun
zu Helden wurden.

Zum Segen für die Kulturwelt wurde das traurige Erei
nis dadurch, daß es in geradezu erhebender Weise die innere Ei
mütigkeit zeigte, die heute schon unter den Völkern besteht; sell
der Klassenhaß, wenn er auch nicht ganz niedergehalten werd
konnte, trat schon in milderer Form auf. Das entschiede
Verdienst unsers Kaisers ist es, hierin Beispiel zu sein. Da
was er nach dieser Richtung hin bei sonstigen Veranlassunge
und gerade auch diesmal that, wirkt deshalb erziehlich a

Andere, weil diese Handlungen einem lauteren Empfinden entspringen. Einige wollen zwar die Promptheit und Ausgesuchtheit, mit der der Kaiser bei solchen Veranlassungen handelt, mehr als einen Akt weiser Berechnung auffassen; sie irren. Das anregende und treibende Moment ist zweifellos unverfälschte Menschenliebe und herzliches Mitempfinden; was sich dann an Erwägungen noch dazu gesellt, ist nicht das Maßgebende bei der Beurteilung solcher Handlungen. Kein Mensch, ein König am Wenigsten, darf sich nur von erstauftretenden und einseitigen Regungen bestimmen lassen. Dies Mal hätte der Kaiser sogar, bevor Er auch noch einen Beitrag (M. 10 000) für den Ausfall der Einnahmen spendete, vielleicht etwas mehr wägen sollen. Man versteht es, daß eine französische Zeitung schreibt: „Die Kondolenz-Depesche des Deutschen Kaisers hat uns überrascht und entzückt; sie war ritterlich und menschlich. Die kaiserliche Spende überrascht und verwirrt uns ein wenig." Indes: der (wirkliche) Franzose (ein ganz anderes Gebilde, als wir ihn durch seine und unsere Zeitungen kennen lernen), selbst „ritterlich und menschlich", wird sich mit seinem eigenen Sprichwort aus der „Verwirrung" bald wieder heraus finden: c'est la faute de sa qualité — hier wurde eine an sich wertvolle Eigenschaft zum Fehler.

*) Die Feigheit der Männer! Ich habe wiederholt gesagt, daß die Unterschiedlichkeit, die man zwischen männlichen und weiblichen Eigenschaften und Tugenden macht, in Wirklichkeit nicht in dem Maße vorhanden ist, als man es immer meint. Es ist falsch zu sagen: „Das ist weibisch." Es giebt Männer, bei denen es besser paßt. Es giebt auch Männer, die anmutig sind durch die Freundlichkeit, Herzlichkeit ihres Wesens. Tapferkeit? Die Frau ist mindestens ebenso tapfer wie der Mann, wenn man überhaupt vergleichen will. Nach meiner Meinung wird sogar, wenn wir hier ein bischen auf die Fingerzeige der Natur zurückgehen wollen, durch die Gesetze, die Einrichtungen der Natur von der Frau viel mehr Tapferkeit verlangt als vom Manne.

*) Egidy-Vereinigung, 12. Mai 1897.

Der heiligste Dienst an der Menschheit ist doch die Fortpflanzung, die uns durch die Natur geboten ist. Und das ist thatsächlich das Einzige, wobei die Funktionen von Beiden diametral auseinander gehen. Wozu mehr Tapferkeit gehört, brauche ich nicht zu sagen. Das ist ein Hinweis, daß in der That der Frau eigentlich mehr Mut, Ueberwindung, Kraft, Zähigkeit mitgegeben ist als dem Manne.

Ich habe mich gar nicht gewundert, daß diese Sorte von Männern sich so benommen hat. Nun will ich Ihnen etwas sagen: Wir wollen ganz ehrlich sein. Wenn bei dieser Gelegenheit die Frauen die Stöcke in der Hand gehabt hätten, und wenn die Frauen durch ihre Kleidung beweglicher gewesen wären, fürchte ich, daß sich auch manche Frau nicht so tapfer bewiesen und sich Bahn gebrochen hätte. Es brechen in solchen Momenten die menschlichen schlechten Eigenschaften und Schwächen hervor, nicht die der Frau getrennt von denen des Mannes. Es ist das eine fürchterliche Erscheinung in unserem jetzigen Leben noch, daß wir den Katastrophen für gewöhnlich nicht gewachsen sind.

Wer von uns sitzt denn im Theater und benutzt die Minuten, bevor der Vorhang aufgeht, darüber nachzudenken, wie benimmst du dich jetzt, wenn hier Feuer ausbricht? Wer überlegt in der Eisenbahn, was er zu thun hätte? Mehr üben in Voraus-Durchleben solcher Katastrophen! Im Sterben üben! Wir müssen in die Zukunft hineinleben. —

Der Prozeß Tausch.*)

So groß die Freude gewisser Leute war, als Herr von Tausch verhaftet wurde, so groß war die Genugthuung zum Teil eben derselben, zum Teil anderer Menschen, daß er freigesprochen worden ist. Den Stimmungswandel der Massen während des ganzen Prozesses zu beobachten, ist sehr lehrreich. Die erste — häßlich — Regung: Freude, daß ein Gefürchteter, Einer, der (vermeintlich) vielen Anderen geschadet, sich nun selber das Grab gegraben

*) „Versöhnung" Nr. 13, 1897.

dann: erwachendes Verständnis dafür, daß der Angeklagte nur ein Opfer seiner Pflicht wurde, ohne daß Viele sich die Sache bis zu dieser Gründlichkeit klar machten; an der Hand dieses Verständnisses: Mitleid; schließlich Achselzucken, nicht Herr v. Tausch, die Politische Polizei sitzt auf der Anklagebank; in Folge dessen: halb gutmütige, halb schadenfrohe Genugthuung über den Freispruch.

In Wirklichkeit hat von Tausch Niemandem geschadet, wenigstens nicht mehr, vielleicht weniger, als der amtliche und nichtamtliche Durchschnittsmensch heutzutage seine Mitmenschen schädigt oder zu schädigen bereit ist. Herr von Tausch ist ein ganz harmloser Mensch; mit Schwächen behaftet, wie wir Alle; von Boshaftigkeit, Hinterlist, Schlechtigkeit keine Spur. Er hat einigen Unfug angerichtet; das lag so im Handwerk — warum rüstet der Staat einen beliebigen Volksgenossen mit einer unheimlichen, richtiger: heimlichen, Gewalt über Ehre und Sicherheit seiner Mitbürger aus? Jedenfalls steht der Unfug, den dieser Gewaltige angerichtet hat, in sehr günstigem Verhältnis zu dem groben, gröberen und gröbsten Unfug, der von anderen beamteten und nichtbeamteten Volksgenossen schon angestiftet wurde und täglich angestiftet wird.

Merkwürdig — anfangs wohlthuend, bald befremdend, schließlich peinlich — war es, daß der Ankläger, der Oberstaatsanwalt selbst es war, der den Stimmungswechsel anregte, allmählich allerdings damit die Pfeile scharfer Verurteilung auf sich zog. Mit Recht? Wer von uns vermag zu entscheiden: ob es eine im Laufe des Prozesses bei dem Vertreter der Anklage und auch bei dem Leiter des Verfahrens, dem Präsidenten des Gerichtshofs, sich vollziehende Vervollkommnung des Gerechtigkeitsempfindens war, die Beide und in deren Gefolgschaft alle Mitwirkenden zu einer höheren Milde führte? oder: ob nach Einleitung des nun nicht mehr aufzuhaltenden Verfahrens aus dem üblich-hohen Staatsinteresse ein „noch höheres" herausgewachsen war, das den Anwalt dieser Interessen pflichtlich veranlaßte, so zu verfahren, wie er verfuhr, und wie es vom Standpunkt eines „immer noch höheren" Staatsinteresses aus als einwandfrei zu bezeichnen ist?

Jedenfalls verdanken wir, oder verschuldet es — wie man ansieht — die Handhabung und die Leitung des Verfahrens, d in der öffentlichen Meinung bald an Stelle des ursprüngl Angeklagten eine Staatseinrichtung, die Politische Polizei, sc Immerhin etwas. Man sagt sich, daß von Tausch — v einigem kleinen Unfug, mit dem man sich disziplinell befaß mag, abgesehen — nicht nur im Rahmen der zunftigen Thät keit, für die er bezahlt wurde, geblieben ist, sondern sogar der innerstes Wesen sich in seltener Vollkommenheit zu eigen gema hatte. Ohne jeden Zweifel darf man vermuten, durfte vor d Wahrspruch der Geschworenen sogar behaupten, daß Herr v Tausch nach gewöhnlichen Begriffen nicht korrekt geschworen; il aber einen Meineid „vorzuwerfen", wäre das Unkorrekteste, n man thun kann. Schwor er falsch, so schwor er trotzdem richt er schwor immer im tiefinnersten Sinne seines Amtseides. Ol jeden Zweifel kann man, soweit ich die Sache begriffen, a sagen, sogar noch nach dem Wahrspruch der Geschworenen sag von Tausch hätte „können" die von Herrn von Lützow begang Fälschung einer Quittung erkennen, hätte auch „können" diese l that als Vergehen stempeln und an die Gerichte abliefern; „muß er es thun? Wahrlich nicht; bei peinlichem Erfassen seines, rade „seines Amts"-Eides durfte er solche Dazugehörigkeit we bemerken, noch gar Aufhebens davon machen. Ich hätte die v dutzten Gesichter seiner Oberen sehen mögen, wenn ihnen H von Tausch mit solcher Anklage — deren innerster Zusamm hang nun in einem „öffentlichen" Verfahren bloßgelegt werd solle — gekommen wäre. Zwar hätten sie die Sache weit gegeben; die Last einer paragraphlichen Schuld ladet von d Augenblicke an, da es einen Mitwisser (Herrn von Tausch) gi Niemand gern auf sich; daß von Tausch aber Jemanden, a gar einen zum weitergeben Verpflichteten, zum Mitwisser ma — das hätte ihm den (amtlichen) Tod gebracht. Wer darü einen Schatten von Zweifel hat, kennt Land und Leute, ke Staat und Beamte nicht.

Die öffentliche Meinung, der große Heerbann der Du schnittszeitungen mit seiner Gefolgschaft, hat also die Politi

Polizei auf die Anklagebank gesetzt und zerzaust sie nun nach Herzenslust. Es ist so billig; die Masse muß es bringen; und die Masse, die nicht selbst denkende Menge, „bringt" es auch: nämlich Glauben und Gefolgschaft. Der selbständig Denkende aber wird und muß mit seinen Gedanken tiefer dringen; er wird bei ernstem Suchen nach der eigentlichen Schuld mit seinen Gedanken nicht nur von der Blüte, dem zufällig Angeklagten, auf den Ast, der die Blüte trieb, also auf die Politische Polizei, gleiten, der ernst denkende Mensch wird mit seinen Gedanken bis an die Wurzel des Uebels dringen; der auf Abhilfe sinnende Mensch, der Thatidealist, wird die Axt an diese Wurzel legen. Die Wurzel heißt, oder ist, der Staat. Wenn ich das Wort „Staat" in die Feder nehme, stoße ich mich selbstverständlich nicht an den Namen. Ob wir die Bezeichnung beibehalten oder wechseln, ist gleichgültig; von Bedeutung ist nur, welche Gedanken wir in das Wort hinein legen; von Bedeutung ist, mit welcher Auffassung wir den Begriff ausfüllen. Es handelt sich darum, welche Gestaltung, nicht, welchen Namen wir unserem Gemeinsamkeitsleben geben.

Der heutige Staat sucht die nach Rang, Stand, Klasse, Ansehen, Gelehrtheit, Besitz, Beruf, Thätigkeit untergeordneten Schichten des Volkes in dieser untergeordneten, nicht ebenbürtigen, abhängigen Stellung zu erhalten. Die natürliche oder durch bisherige Einrichtungen (Verfassung und Gesetze) erzeugte Ungleichheit wird von den Begünstigteren gemißbraucht; sie bedrücken die Anderen; der Staat, *als solcher*, leistet diesem Mißbrauch in jeder nur erdenklichen Weise Vorschub; sogenannte Abhilfegesetze schaffen dem gegenüber keinen Wandel. Man herrscht, man beherrscht, man regiert; man regiert aber nicht im Sinne von leiten, verwalten, vollziehen des Gemeinsamkeits-Willens; man regiert im Sinne von befehlen, kommandieren, sogar chikanieren, bevormunden. Es ist kaum ein Unterschied zwischen dem Regieren, wie es betrieben wird, und einem Herrschen; es ist kaum ein Unterschied zwischen dem Herrschen, wie es betrieben wird, und einem Unterdrücken, Vergewaltigen. *Wer* herrscht, *wer* regiert, ist gleichgültig; wir wissen es kaum; es läßt sich generell auch

nicht ſagen. Thatſache iſt, daß geherrſcht, daß regiert wird. Thatſache iſt, daß es Beherrſchte, Regierte, giebt; Thatſache iſt daß unſer geſamtes öffentliches Leben, das volkswirtſchaftliche inbegriffen, heute noch von dieſem Regier-, Abhängigkeits-, Unterwerfungs-Gedanken ausgeht und in dieſen Gedanken wieder einmündet. Dieſe Thatſache iſt in dem Worte „Staat" ausgedrückt. „Staat" iſt alſo für uns nicht eigentlich ein Begriff, ſondern ein Zuſtand; der Franzoſe hat für Staat und Zuſtand daſſelbe Wort l'état. Dieſem Zuſtande wollen wir ein Ende machen: mit anderen Worten: wir wollen dem Staat zu Leibe.

Ein echter und rechter Staat, was man eben darunter verſteht, iſt ohne Politiſche Polizei nicht denkbar; ſowenig wie ein Krieg ohne Liſt, Spione, Depeſchenfälſchung, und was ſonſt dazu gehört, denkbar iſt. Ein Syſtem, das nicht auf (wirklichem) Recht, nicht auf (der jeweilig-denkbar vollkommenſten) Gerechtigkeit, nicht auf (ehrlicher) Liebe, nicht auf der (von der Verfaſſung in das Leben übertragenen) Ebenbürtigkeit der Volksgenoſſen, nicht auf einer (mit Verſtändnis erfaßten) Gleichheit Aller vor dem Geſetz aufgebaut iſt, ein Syſtem, das da heißt Macht, nach Befinden: Gewalt, ein ſolches Syſtem bedarf — wie jedes Syſtem — zu ſeinem Schutz der „betreffenden" Mittel. Eines der „betreffenden" Schutzmittel für den Staat iſt die Einrichtung, wie wir ſie in der Politiſchen Polizei haben, und wie wir ſie — welchen Namen wir dem Dinge auch geben würden — unter allen Umſtänden ſo lange haben müſſen, als wir ein Herrſchen und Regieren im heutigen Sinne haben, dulden, ertragen.

Nicht alſo nur eine Blüte knicken, nicht einen einzelnen Aſt abſägen; ſo lange die Wurzel lebt, wachſen andere Aeſte von ſelben Saft nach. Einige ſagen: irgendwo muß doch angefangen werden; wir fangen bei dieſem Aſt an, hauen nach einander die verſchiedenen Triebe ab, dann ſtirbt die Wurzel von ſelbſt ab. Herr Pfarrer Naumann wendet ſich in Nr. 133 der „Zeit" gegen Diejenigen im Volke, von denen er meint, daß ſie ihre Uhren vorgeſtellt haben, und nun, weil ihre Uhren es ſo anzeigen, glauben, es ſei 30, 50, 100 Jahre ſpäter, als in Wirklichkeit es iſt. Mit ſolchen Thoren ſollte ſich Herr Pfarrer Naumann

doch nicht beschäftigen, am Wenigsten sollte er ihnen von dem kostbaren Raum der „Zeit“ etwas gönnen. Dagegen sollte sich Herr Pfarrer Naumann recht ernstlich mit den Leuten beschäftigen, die den Hieb gegen die Wurzel einem zeitraubenden Absägen der Aeste vorziehen. Ich hätte schon weniger gegen diesen indirekten Weg, wenn Die, die ihn gehen, auf Schritt und Tritt sagten, wohin sie wollen; wenn sie uns keinen Augenblick im Zweifel darüber ließen, daß auch sie des Uebels Wurzel erkannt und zu töten entschlossen sind; und wenn Alle, die diesen indirekten Weg vorziehen, gleich dem Pfarrer Naumann, in ihrer Person Gewähr böten, daß sie nicht etwa gelegentlich eines Ueberfalls, den man auf solchen Umgehungswegen immer zu gewärtigen hat, kapitulieren. Wir wollen auch nicht vergessen, daß nicht Alle, die sich einbilden, Normalzeit zu haben, wirklich wissen, an welchem Punkte der Entwickelungszeiger, die Weltuhr, angelangt ist; daß nicht Alle, die politische Aerzte zu sein meinen, auch wirklich mit der einen Hand den Pulsschlag der Zeit, mit der Anderen den Herzschlag des Volkes fühlen, deutlich fühlen. Herr Pfarrer Naumann tadelt, wenn auch wieder indirekt, daß man Diejenigen, die, wie er und seine Verbandsgenossen, die Nationalsozialen, „Gegenwartspolitik“ treiben, als die „Halben“ bezeichnet; in dem Bewußtsein, selbst „Gegenwartsarbeit“ zu thun, schreitet er, nicht ohne leichten Spott, über Diejenigen fort, die „keine Abschlagszahlungen, keine Palliativmittelchen, keine Kompromisse und keine Pflästerchen“ wollen. Ich weiß nicht, ob Herr Pfarrer Naumann mit seinem spöttelnden Tadel auch mich hat treffen wollen; jedenfalls fühle ich mich getroffen (aber nicht verletzt). Ich verurteile allerdings rückhaltlos jeden Pakt mit dem, was eine vollkommenere Erkenntnis uns als unrichtig erscheinen läßt. Ich rede nicht von Ganzen und Halben, aber ich rede von Gründlichen und Oberflächlichen, von Offnen und Verschwiegenen, von Draufgehern und Umgehern. Wer wirklich dem Uebel zu Leibe will, wer also — sei es zu den offnen, sei es zu den verschwiegenen — Gründlichen gezählt sein will, darf sich nicht darauf beschränken, die Erscheinungen zu treffen, darf sich auch nicht damit begnügen, einige Gesetze zu ändern oder abzuschaffen; der Gründliche muß

die Wandlung von der Wurzel aus betreiben. Dazu gehört zu
vor Allem das Wirken auf den Gesinnungswandel, die Inne
vorbereitung, die Innenbefreiung, Läuterung, Erziehung; dazu g
hört aber auch, und gehört unabweislich, die peinliche Vermeidu
aller Handhaben, Mittel, Schliche, Wege und Werkzeuge, m
denen das Uebel bisher arbeitete. Beelzebub ist wirklich nicht i
stande, den Teufel auszutreiben; das sollte ein Pfarrer be
wissen. Wer also diplomatisiert, Partei-treibt, mit den Voll
rechten zu handeln (Kompromisse zu schließen) unter Umständ
geneigt ist, wer listig, verschlossen, verschlagen sein will, wer s
abgrenzt und Sonderungen anstrebt, wer einen Teil des Volk
oder auch nur einen Einzigen im Volke mit häßlichem Haß
kämpft, wer, statt einzig und allein gegen das Uebel anzustürm
auf andere Menschen loshaut, die in derselben Richtung wirk
kurz: wer ein Kämpfer vom bisherigen Schlage ist, der ist a
ein Mensch vom bisherigen Schlage, und der wird, weil er
selber noch nicht an die innersten Nieren gegriffen hat, auch
Uebel nicht so anpacken wollen oder können, wie es angef
werden muß, um zu anderen Zuständen, heißt: um aus d
wüsten und verrotteten Staate heraus in ein geordnetes und
weihtes Gemeinsamkeitsleben zu gelangen.

Patriotismus.*)

Wie andere Worte, so wird auch dieses Wort zur Zeit
gemißbraucht. Gewisse Kreise nehmen die Bezeichnung für
als etwas in Anspruch, was sie vor Anderen auszeichnet; o
gerade diese Leute besitzen das nicht, was man unter geläuter
Patriotismus versteht.

Die Berechtigung zu solcher Anmaßung wird aus Irrtüm
mancherlei Art hergeleitet. Die Einen gründen ihren Anspr

*) Für die Wiener Wochenschrift „Die Zeit" geschrieben und C
Januar dort erschienen. „Versöhnung" Nr. 20; 1898.

als besondere Patrioten zu gelten, auf die Geringschätzung, mit der sie andere Völker behandeln, und auf die Ueberhebung, mittels deren sie dem eigenen Volke Vorzüge oder Werte gegenüber den anderen Nationen andichten. Damit verwandt sind diejenigen Patrioten, die, auf das Recht der Eroberung, der Stärke, der Ueberzahl pochend, auf die Empfindungen, Gewohnheiten, Sprache, Glauben, Tradition des Hauptbestandteils der Volksgemeinschaft (Staat) großen, oft übertriebenen Wert legen, die gleichen Empfindungen der sogenannten Minoritäten aber — welchen Ursprungs und welcher nationalen oder konfessionellen Art dieselben auch seien — brutal unterdrücken. Das hindert sie indes nicht, wiederum für ihre eigenen Stammes-, Sprach- oder Glaubensgenossen, die unter ähnlichen Verhältnissen innerhalb anderer Volks- oder Staats-Gemeinschaften leben, eine peinliche Berücksichtigung ihrer Volksart zu beanspruchen. Das, was sie im eigenen Lande als Patriotismus ausgeben, sehen sie, von anderen Völkern ausgeübt, als rohe Vergewaltigung und Beleidigung ihrer Nationalität an.

Andere identifizieren den Begriff Vaterland mit dem Begriff Wehrmacht; sie dünken sich um so patriotischer, je bereitwilliger sie die geforderten und selbst nicht geforderten Mittel zur Stärkung dieser Wehrmacht bewilligen; daneben verirrt sich ihr Patriotismus zuweilen auch dahin, in dem Wehrhaften selbst eine höhere Gattung Mensch und Volksgenossen zu sehen. Ihnen gilt das, was dem Krieg und der Vorbereitung auf denselben dient, als die einzige und wahre Religion eines Patrioten. Weil ihnen selbst noch nicht zum Bewußtsein kam, daß die Kulturwelt bereits in die kriegloſe Zeit eingetreten ist, schmähen sie Den als unpatriotisch, der — im Bewußtsein dieses äußerlich zwar noch nicht allenthalben wahrnehmbaren, innerlich aber vollzogenen Wandels — den Krieg als eine für die Kulturwelt überwundene Erscheinung betrachtet, und der den Mut hat, die Folgerungen aus dieser Erkenntnis zu ziehen.

Wieder Andere sehen das Vaterland in der Regierung verkörpert, sehen das Vaterland sogar in der jeweiligen Regierungsrichtung oder in einer bestimmten Regierungsform idealisiert.

Sie werten ihren eigenen und den Patriotismus Anderer n
der Bereitwilligkeit, sich den Anschauungen und Anordnur
dieser Regierung zu unterwerfen. Eine besondere Art sol
Patrioten markiert sich neuerdings bei den Völkern, die Für
an ihrer Spitze haben: die (sogenannt) königstreuen Patrio
Insofern eine Spielart der Regierungs-Patrioten, als damit n
etwa die selbstverständliche Anhänglichkeit an das Fürstenh
nicht die rechtschaffene und kraftvolle Liebe des freien Man
zu dem „Ersten unter Gleichen", sondern jene Unterordnung
eigenen Willens unter den des Fürsten verstanden ist, die, s
sie auf Prüfung der fürstlichen, jedenfalls aber auf Gelt
machung der eigenen Meinung verzichtet, den Bürger zum Ur
than stempelt. Je bedingungsloser die Preisgabe des eigenen
ist, desto gesinnungstüchtiger dünken sich solche (vermeint
Königstreue. Sie thun sich und ihrem Patriotismus Genüg
einer, zuweilen zwar ehrlich empfundenen, doch aber falsch
standenen Liebe zum Fürsten; Manche auch verlieren sich in
ziemlicher Verherrlichung und unwürdiger Huldigung eines (
zelnen (des Fürsten), während sie — unbewußt oder bewußt
liebloſen Treubruch, zuweilen auch geschäftskundigen Verrat
Volksganzen begehen.

Auch das dünkt Einigen patriotisch, daß sie sich vorn
oder dünkelhaft gegen andere Nationen abschließen, sich auf
selbst zurückziehen. Die völkerbindenden Ideen und Bestrebun
die heute die (wirklich) Gebildeten und die (wirklich) Gesitt
der Kulturwelt erfaßt haben, sind ihnen ein Greuel. Mit
Wort „international" verbinden sie den Begriff des Unlaut
Verräterischen, Unpatriotischen; nur den Fürsten sehen sie es n
wenn sie — häufig genug unter Verleugnung der sonst n
geblichen Grundsätze — in einer Form und Art mit anderen
krönten Häuptern verkehren, die sie im Uebrigen zwischen
gehörigen verschiedener Nationen verabscheuen.

Auch allerlei Bekräftigungsbezeichnungen sucht man für
Patriotismus — schlimm genug, wenn es einer solchen
kräftigung bedarf. Wäre man sich über das Wesen des Pa
tismus klar, würde man auch das Vorhandensein als selbs

ständlich bei Jedem voraussetzen, der sich zum Volke zählt; das schreierische Hervorkehren dieses, wie jedes anderen ehrlichen Empfindens, fiele dann fort. Ein noch so „glühender" Patriotismus ist jedenfalls wertlos, wenn die Glut den Patriotismus nicht zugleich von seinen Schlacken befreit und in seinem Wesen derart läutert, daß sich ein echter und gesunder Patriotismus ergiebt. Dieser echte und gesunde Patriotismus setzt sich gewissermaßen aus zwei Empfindungen zusammen: aus der Liebe zu den Volksgenossen und aus der Anhänglichkeit an die Scholle, an die Heimat. Der Begriff „Vaterland" schwebt in der Luft, sinkt in sich zusammen, wird zum öden Phantom, wenn wir ihn nicht vergegenständlichen. Der Kernpunkt des Begriffs ist der Mensch, der Volksgenosse, den wir lieben; das, was den Gedanken lieblich umrankt, sind die Gewebe unserer Phantasie, die ihre Wurzeln in dem Stück Erde haben, das uns erzeugte, und an das uns ein geheimnisvolles Band fesselt. Unsere Träume und unser Dichten, unsere Sehnsucht und unsere Begeisterung dürfen diesen ernsten, oft genug von Wehmut durchzogenen Gefühlen nachgehen, unsere Pflichten aber — die Energie unseres Patriotismus — gehört „dem Menschen", gehört Denen, denen wir „förderlich und dienstlich" sein können: den Volksgenossen. Diesen aber ohne Ausnahme, ohne Auswahl, ohne Ansehen der Person; nicht in vager Gegenstandslosigkeit dem „Begriff" Volk; unsere Pflicht gehört jedem Einzelnen und gehört allen Einzelnen im Volk. Dieses Pflichtbewußtsein ist entweder das Ergebnis einer reinen, selbstlosen Liebe des Volksgenossen zum Volksgenossen, oder es führt zu dieser Liebe. Die Bethätigung solcher Liebe ist Patriotismus. Dem Patrioten gilt Jeder im Volke — auch der Obdachlose, auch der Fürst — als ebenbürtig; der Patriot dünkt sich Jedem im Volke — auch dem Fürsten, auch dem Obdachlosen — ebenbürtig. Der Patriot denkt buchstäblich und ohne jede Einschränkung mit seiner Liebe und mit seiner Sorge, mit seinem Pflichtgefühl und mit seinem Veredelungsdrang an Jeden im Volke — auch an den Hochstehenden, auch an den Zuchthäusler. Er denkt an Alle und er denkt an Jeden, wenn er mit flammendem Zorn gegen die Mißstände, das Uebel, die Unvoll-

kommenheit der Gegenwart angeht; er denkt an Jeden und *er* denkt an Alle, wenn er mit ernster Begeisterung für eine Veredelung des Einzelnen durch bessere Zustände und für eine Besserung der Zustände durch Veredelung aller Einzelnen eintritt. Solch Kämpfen und Streben für das eigene Volk macht den Patrioten nicht unempfindlich für die Vorgänge bei anderen Völkern. Der Patriot „liebt", und wer liebt, der liebt überhaupt; den schmerzen auch die Greuel und Verfehlungen, unter denen Menschen in anderen Ländern leiden. Der Patriot ist empfindlich gegen Unrecht und Ungerechtigkeit; wer gegen die Versündigungen an den heiligen Gütern des Menschen innerhalb des eigenen Volkes ankämpft, den empören auch solche Versündigungen bei anderen Völkern. Der Patriot ersehnt den Durchbruch der Vernünftigkeit auf allen Gebieten des Volkslebens; er kann in dieser Richtung aber nur wirken, wenn er an solchen Wandel zum Besseren *glaubt*. Dieser Glaube, der ein Neues werden sieht, schließt den Kriegsgedanken, unter dem heute noch die Kulturwelt steht, aus. Der Patriot schaudert nicht verständnislos vor den Schlachtfeldern und Blutscenen einer Vergangenheit zurück, aber er ist der kriegslosen Zukunft gewiß und zieht entschlossen die Folgerungen daraus.

Schuld an den vielerlei Verirrungen des Patriotismus ist, daß wir das harmonische Gleichgewicht zwischen denjenigen Anforderungen und Gerechtsamen, die von dem Recht auf Individualität ausgehen, und den Anforderungen und Gerechtsamen, die vom Zusammengehörigkeitsbewußtsein ausgehen, noch nicht gefunden haben. Das Verständnis sowohl für das Eine, wie für das Andere, die Bereitwilligkeit, sowohl dem Einen wie dem Anderen gerecht zu werden, fehlt uns noch. Es fehlt uns sowohl im Verkehr mit unseren nächsten Volksgenossen wie im Volksleben überhaupt, wie — folgerichtig — auch im Völkerverkehr. Verständnis, Bereitwilligkeit und Fähigkeit, in diesem höheren Sinne Kulturmensch zu sein, werden in dem Maße bei dem Einzelnen wachsen, als der Begriff der Ebenbürtigkeit bei ihm eine Würdigung findet, welche dem zu erstrebenden Standpunkt der Gesittung entspricht. Eine Ebenbürtigkeit, die nicht nur

innerhalb gewisser und bestimmter Schichten (Stand, Klasse, Rang) als vorhanden angenommen und anerkannt wird; die Ebenbürtigkeit als durchgehend durch das ganze Volk — unter Fortfall jeglicher Schichtierung — gedacht. Daß solcher Begriffswandel sich nicht von heut auf morgen Bahn bricht, wissen wir Alle, ebenso unzweifelhaft aber ist, daß er mit größerer Beschleunigung in die Erscheinung treten wird, als die Stillstands-Utopisten glauben. Wen nicht die Freude an einer derartigen Hebung der Gesittung dazu treibt, den sollte die Einsicht dazu führen, sich über die Folgerungen klar zu werden, die sich aus diesem umfassenderen Ebenbürtigkeitsbegriff herleiten. Heute schon müssen wir unser Denken auf eine Ausprägung des Begriffs in unserem zukünftigen Gesamtleben richten. Der Ebenbürtigkeitsgedanke ist der Ausgangspunkt für solche Orientierung in dem Zukunftsgelände. Wir gelangen von hier aus zu einer vollen Würdigung der Individualität (des Einzelmenschen wie des Einzelvolks) und gelangen gleichzeitig zu dem erhabenen Verständnis für Zusammengehörigkeit (der Individuen, wie der Völker).

Heute durchwirren uns noch zu viel Namen und Begriffe, die Ueberkommnisse einer friedlosen Vergangenheit und die Begleiterscheinungen einer in der Abklärung (Revolutionierung) begriffenen Gegenwart. Volk, Staat, Vaterland — jedes Wort bedeutet etwas Anderes, bedeutet für Jeden etwas Verschiedenes; die Begriffe stehen unverstanden und in Feindschaft neben- und gegeneinander. Klarheit und Uebereinstimmung wird erst sein, wenn sich die Begriffe in unserer Auffassung decken und in der Sorge und Liebe für „den Menschen" gipfeln. Welche Bezeichnung wir der Zukunftsgestaltung, die uns dabei vorschwebt, geben, ist gleich. Der Patriot wird seinem Patriotismus — und sich selbst — Genüge thun, indem er für das Wohlergehen Derjenigen sorgt, die den Bestandteil ebensowohl des Volkes, wie des Staates, wie des Vaterlandes ausmachen; die Menschen.

Ernste Gedenktage.*)

Wir stehen in einer gewaltig ernsten Zeit der Wandlu
Dahinein treffen Daten, die wir, weil es sich um die fünfzi
Wiederkehr früherer Wandlungsmomente handelt, mit beson
Gedanken begleiten.

Die Regungen, die ein 1848 schufen, stellen in ihr
innersten Wesen die erwachte Sehnsucht nach etwas Höhere
den lebendig gewordenen Drang nach Vollkommnerem, ein Wachs
wollen in der Gerechtigkeit dar. Seit Jahrhunderten ringt
Kulturwelt um einen Machtausgleich unter den Völkern;
gleicher Weise wird innerhalb der einzelnen Völker um
Harmonie der Kräfte gerungen. Das ganze gewaltige Wo
der Geister von heute ist nichts Anderes, als der Abschluß ei
Bewegung, die, geschichtlich gesprochen, 1789 ihren Anfang na
Es handelt sich um die Ueberführung der Leitung unserer Vol
angelegenheiten aus der Hand eines Einzelnen (Absolutism
in die Hände der Gesamtheit (Gemeinwesen). Das eigentli
Königtum, der Fürstengedanke, wird durch diese Wandlung ni
berührt; nur der Herrscherbegriff, der Gewaltsinn. Der Kon
tutionalismus, in dessen Wesen die ganze Unehrlichkeit u
Charakterlosigkeit des heutigen Geschlechts ihre traurige Erklär
findet, bildet nur den Uebergaug zu den neuen Lebensformen
Kulturvölker. Erst, wenn sich der Wandel in der Leitung
Volksangelegenheiten wirklich und in allen seinen Folgerun
vollzogen haben wird, treten wir aus den Kinderschuhen
Völkerlebens heraus und ersteigen die Stufe eigentlicher Gesittu
Wir können auch umgekehrt sagen: Erst, wenn alle Einzeln
und damit die Gesamtheit, sich ihres Selbstbestimmungsrec
soweit bewußt geworden sein werden, daß sie Herrschaft und G
walt nicht mehr über sich dulden, können wir des Beherrs
werdens und der Gewalt-über-uns entbehren.

Das Jahr 1848 bezeichnet einen Markstein in dem S
bewußt-werden und Nach-Anerkennung-ringen des Selbstbesti

*) „Versöhnung" Nr. 21; 1898.

mungsrechts. Der Unabhängigkeitstrieb war aber noch nicht kräftig genug; die reinen und edlen Triebe erstickten nur gar zu rasch wieder in der Niedrigkeit und Unlauterkeit der Gesinnung Solcher, die ein Interesse an dem Fortbestand des Bestehenden hatten, und an der Feigheit Anderer. Das Jahr 1848 brachte wohl Aufrüttelung und Erschütterung; das aber, was die Wohlgesinnten, die Gesitteten von damals, und zwar gleichmäßig in beiden Heerlagern, erhofften: die Versöhnung der Volksglieder, brachte es nicht. Es gab wohl einen Sieg, aber dieser Sieg artete in ein Triumphieren aus. Man reichte dem Besiegten nicht liebevoll die Hand und bot ihm Versöhnung an; man warf das Schwert (die momentane Gewalt) in die Wagschale und schrie wild: vae victis — wehe den Besiegten. Das entfremdete manchen Wohlgesinnten der an sich gerechten Sache der Sieger, das verwilderte die Sieger selbst, und darin fanden die Gedemütigten Veranlassung, Vorwand und Entschuldigung für die schweren Verfehlungen, zu denen sie sich durch den wiedererlangten Machtbesitz verleiten ließen.

Und heute? Mit welcher Gesinnung treten wir in das Erinnerungsjahr ein? Lebt ein dankbares Empfinden in uns für das, was 1848 trotzalledem und alledem errungen wurde? Lebt ein Verständnis in uns für die Pflichten, die den Nachgeborenen aus dem damals Errungenen erwachsen? Nein. Wir stellen auch heute wieder das innerlich gespaltene Volk dar, als welches wir die fünfundzwanzigjährige Erinnerung an 1870/71 beginnen. Die Einen wollten den Wert des Errungenen nicht anerkennen, gönnten den Anderen nicht deren Freude daran, verweigerten jedes Verständnis für die Bedeutung der großen Zeit. Diese Anderen wiederum beschimpften die Verständnislosen in entwürdigender Weise, lachten der ihnen entstandenen Pflichten, an die man sie erinnerte, und protzten mit Heldenthaten, die Andere für sie, die Nachgeborenen, thaten. Heute erleben wir Aehnliches. Was 1895/96 die Anderen waren, das sind heute die Einen. Sie leugnen jede Bedeutung der damaligen Zeit, sie schämen sich der großen Stunden, in denen sich ihre Väter und Großväter — Mancher allerdings nur für kurze Zeit — ihrer

Manneswürde bewußt wurden; sie verleugnen die hochsinni
Triebe, die damals das Blut der Besten sieden machten;
wollen das, was gegenüber äußeren Feinden auch ihnen
Tugend gilt: Kampfbegierde, Begeisterung, Opferfreudigkeit, de
nicht als Tugend gelten lassen, wenn es sich um die Ue
windung innerer Unfreiheit, um die Abwehr von Herrschaft u
Gewalt innerhalb des eigenen Volkes handelt. Dafür berau
man sich auf der anderen Seite an damaligen Triumphen; m
jubelt, daß die damalige Gewalt vorübergehend gedemütigt wu
erstrebt aber selbst eine Macht, die in der Hand der Begehrlic
bald wieder in Gewalt ausarten würde; man will selbst herrsch
während doch die ganze damalige und heutige Bewegung in ih
idealen Regung jeglichem Herrschen und jeder Gewalt ein E
machen wollte und will.

Der ganze Jammer unserer inneren Unfertigkeit und Z
issenheit tritt bei der Denkmalsfrage für die Berliner Mä
gefallenen in die Erscheinung. Der Tod soll versöhnen; wir
leben aber, daß der Tod nicht nur nicht versöhnt, sondern An
zu neuem Volkszwist wird. Daß man sie, die da fielen auf d
Felde der Ehre — es kämpfte der Eine wie der Andere für d
was ihm Ehre dünkte — getrennt der vaterländischen E
zurückgab, ist zu verstehen. Daß man aber heute, nach fün
Jahren, getrennte Gedächtnisfeiern abhalten will, ist nicht zu v
stehen. Wo soll denn der Enkel hingehen? Der Vater sei
Mutter ruht bei „den Tapfern"; der Vater seines Vaters r
bei „deren Feinden". Warum wurde nicht von der Stadtleitu
aus von vornherein eine Feier ins Auge gefaßt, an der je
Wohlgesinnte, jeder Bürger Berlins — auch der Enkel
damaligen Prinzen Wilhelm, auch der Enkel eines damali
Barrikadenkämpfers — mit unbeengtem Herzen und Gewi
teilnehmen könnte? Ein allgemeines Totenamt, ehrlich geme
großartig angelegt, würdig gestaltet, feierlich durchgeführt —
wäre vielleicht der Ausgangspunkt für eine Verständigung u
den Lebenden geworden. Daran hätte man anknüpfen könn
das hätte den Vielen, die gewisse innere Hindernisse nicht üb
winden können, geholfen; das wäre eine Stärkung für die g

Wollenden, eine Entnüchterung der Zwietrachtseligen, ein Beispiel für zukünftige Erinnerungsfeiern geworden. Eine derartige Feier soll schwer zu gestalten sein? Nichts ist schwer, was reine Triebe von uns verlangen. Es handelt sich allerdings um ein Programm dabei, das die besten in unserem Volke lebenden Regungen zum Ausdruck bringt; um ein Programm, das die Versöhnung selbst darstellt. Nicht einen faulen Frieden, nicht eine Uebertünchung von Spaltung und Kluft; nur einen Fingerzeig, wie wir heute schon zu einer haltbaren Ueberbrückung, und allmählich zur Ausfüllung der Kluft gelangen können, die unser Volk in allerlei Heerhaufen trennt und jeweilig in widerlichem Zwist einander gegenüber stellt.

Und die berufenen Versöhnungsprediger, die Heilverkünder, die verordneten Diener einer Kirche, die vorgiebt, dem großen Friedensfürsten zu huldigen, die Geistlichen — haben sie sich gerührt, haben sie auch nur das Allergeringste gethan, um erneutem Bruderzwist vorzubeugen oder um ihn würdig beizulegen, nachdem er ausgebrochen? Nein; still sind sie, wie sie so oft still sind, wenn sie — im Geiste Jesu — reden müßten; dann nämlich, wenn es sich um die ernstesten Momente im Volksleben handelt; wenn es sich darum handelt, die Gesittung zu fördern, den Gerechtigkeitssinn zu erhöhen, dem Frieden zu dienen, dem guten, wenn auch nicht amtlichen, Genius des Volkes zu huldigen.

Groß wäre es, wahrhaft bischöflich, wenn sie Alle, die katholischen und die ebräischen, die protestantischen und alle sonstigen Priester beschämt würden von dem summus episcopus, der zugleich eine Krone trägt, von unserem Könige. Wenn Er noch im letzten Moment — meinetwegen mit dem Dreizack in der eisengepanzerten Faust — dazwischen führe und sagte:

„Ich will nun wirklichen, endlichen, endgültigen Frieden „sehen in dem Volke, in dem man mich als Erstgeborenen „ehrt. Was weder Gemeindevertretung, noch Zeitungsgroß„macht, weder Volksvertretung noch Geistlichkeit vermochte, „oder auch nur ernstlich anstrebte, das schaffe ich nun allein „— „aus eigener Macht" —: die Versöhnung. Nicht zum

„18., aber zum 22. März lade ich Alle ein, die es ehrl
„meinen mit einer Aussöhnung der Gegensätze; Alle, die rec
„schaffen die Rechte der Anderen anerkennen, und sich, um
„Verzicht auf Sonderbevorzugung, in den Dienst des Voll
„ganzen stellen wollen — ich lade sie ein, mit mir nicht ei
„Erinnerungs-, sondern eine Vergessungsfeier zu begehen. V
„gessen, wirklich und für immer vergessen soll sein alles U
„schöne, was hinter uns liegt. Wir wollen einander n
„keiner Silbe mehr „vorhalten" was war, oder geschah, ol
„gethan wurde. Die nahe Vergangenheit soll so lange schlafe
„bis wir vernünftig genug geworden sind, um über di
„Dinge reden zu können, ohne von Neuem in Bruderzwist
„verfallen. Gemeinsam wollen wir von Stund an arbeit
„an dem Wohlergehen Aller. ‚Gemeinsam' — das heiß
„unter rückhaltlosem Verzicht eines Jeden auf ererbtes od
„unter dem Schutze einer Gewalt ertrotztes Uebergewicht sein
„Meinung; ‚Aller' — das heißt: jedes Einzelnen, unter A
„erkennung und Berücksichtigung der Eigenart dieser Einzelne
„nicht Gleichheit, nur gleiche Beachtung und Berücksichtigu
„Aller. Neben und miteinander wollen wir wachsen in d
„Gerechtigkeit, wollen den vaterländischen Boden nie wied
„entweihen durch blutigen Zwist; wollen fortan die eige
„Heimat uns sein lassen das „Feld der Ehre", auf dem n
„nicht Schlachten schlagen, aber arbeiten."

In diesen wenigen Worten — aber der König muß s
sprechen — liegt das Höchste, was uns 1848 bringen konn
Jede andere Art, dieser Zeit zu gedenken, ist verderblich;
wehrt dem heutigen Uebel nicht, sie mehrt es.

Zu Bismarcks Tode.*)

Daß Bismarck im geschichtlichen Sinne zu den größt
Männern aller Zeiten gehört, das können nur neidische,
geisterungsunfähige Seelen bestreiten. So unrichtig es ist, d

*) „Versöhnung" Nr. 27; 1898.

herrlichen Menschen, Wilhelm I., geschichtlich als „den Großen" betiteln zu wollen, so notwendig ist es, Bismarck als den Staatsmann zu bezeichnen, der vielleicht alle überragt, die im Stile der Geschichte zu den Staatsmännern zählen. In welchem Maße sein persönliches Verdienst, in welchem Maße die Gunst der Verhältnisse ihm den unvergänglichen Stempel geschichtlicher Größe verliehen, ist müßig, zu ergründen. Die Entscheidung hierüber pendelt zwischen den schwierigen Fragen: inwieweit machen die Verhältnisse den Menschen und inwieweit gestaltet der Mensch die Zustände? Inwieweit ist der Einzelne verantwortlich für seine Verfehlungen und inwieweit darf Jemand persönlich Anerkennung für Erfolge in Anspruch nehmen? Inwieweit hat der Mensch einen unabhängigen Willen und inwieweit ist er Werkzeug der Entwickelung?

Ob Bismarck als Mensch in dem Sinne „gut" war, daß er die besondere Liebe anderer, (wirklich) guter Menschen verdient und sich erworben hat, ist eine für uns unvollkommene Menschen schwer zu entscheidende Frage. Bismarck wird von Vielen in seiner Größe und in seinen Verdiensten ehrlich gewürdigt; nicht alle Diese lieben ihn zugleich als guten Menschen. Er wird aber auch von nicht Wenigen heiß geliebt; es mögen Manche darunter sein, die gern zu den (wirklich) guten Menschen gezählt sein möchten; ob sie wirklich gut im Sinne einer vollkommneren Auffassung von Pflicht und Gesittung, von Gerechtigkeit und Tugend sind? Ob ihre Liebe eine heilige, ernste Liebe zum Guten-selbst ist, ob sie nicht vielleicht nur in einer Verherrlichung, einer Anbetung des durch den Gegenstand ihrer (vermeintlichen) Liebe verkörperten Prinzips besteht: der Gewalt?

Ist es erlaubt, oder ist es nicht erlaubt, der Gewalt zu huldigen? Wenn sich der Verwirklichung solcher Pläne, die uns (einem Staatsmanne) um des Gesamtwohls willen zwingend notwendig erscheinen, andere Menschen entgegenstellen, so ist die Anwendung von Gewalt zu verstehen und in diesem Sinne also vielleicht Gott-gewollt; will sagen: dem heiligen Gesetz, das unseren Willen lenkt, entsprechend. Ich sage „vielleicht"; die

menſchliche Erkenntnis reicht (noch) nicht ſo weit, um ein en
ſcheidendes Wort hierzu ſagen zu dürfen. Jedenfalls hängt ei
ſchwerwiegende Folgerung mit dieſer überhaupt-Anerkennung t
Berechtigung „Gewalt" zuſammen: man darf fortan Denjenige
der, aus ſeiner Erkenntnis von Notwendigkeit und aus ſeine
Drange dem Ganzen zu dienen heraus, Gewalt anwendet (Atte
täter), zwar nach wie vor, weil man (der Staat) ſtärker i
vernichten, nicht aber mehr moraliſch verurteilen. Erkennen n
alſo die Anwendung von Gewalt in gewiſſen Grenzen f
Durchſetzung eines auf das Gute hin gerichtete
Willens für zuläſſig an, ſo iſt — aus derſelben Empfindung
quelle heraus — eine Gewalt zu verurteilen, die ſich de
Streben Anderer nach vollkommneren, oder auch nur ihnen vo
kommner erſcheinenden Zuſtänden entgegenſtellt; es ſei denn, d
dieſe Strebenden ſelbſt gewaltthätig werden. Auf Bismar
Thun übertragen heißt das: die Herbeiführung der drei Krie
1864, 66, 70 71 können wir im Geiſte einer geſchichtlich
Notwendigkeit verſtehen; daß er andererſeits den ernſten u
(ihnen) heiligen Beſtrebungen weiter Kreiſe unſeres Volk
(Sozialdemokratie) derart gewaltthätig, faſt tyranniſch, jedenfa
unmenſchlich (unchriſtlich) entgegentrat, wie er es that, und n
er Tauſende im Volke verführte, es ihm nachzuthun, das l
laſtet Bismarck derart, daß wir, wenn wir auch ſelbſt uns
Freude an dem Großen, das er vollbracht, nicht wollen aus de
Herzen reißen laſſen, doch verſtehen müſſen, daß Millionen u
Abermillionen im Volke den ganzen Bismarck — eben um ſein
Herzens Härtigkeit willen — nicht lieben können.

Daß dieſer Thatſache in den feierlichen Trauerkundgebung
auch ſoweit ſie amtlich erfolgten, mit keiner Silbe erwähnt wi
iſt eine fehlerhafte Unterlaſſung. Sowohl der Erlaß unſe
Königs (zugleich als Kaiſer), wie die amtliche Kundgebung t
Staatsminiſteriums ſtellen ſich auf den Standpunkt nur ein
Teiles unſeres Volkes; es ſind Parteikundgebungen, wie wir
in jedem ſogenannten Bismarckorgan leſen konnten. Der T
ſoll verſöhnen; der König ſowohl, wie das Miniſterium mußt
wiſſen, wußten auch, daß das, was ſie ſagten, nicht die E

pfindung des Volkes, sondern, in dieser Fassung, nur die Empfindung eines und zwar nicht einmal des größeren Teiles unseres Volkes wiedergiebt; König und Ministerium aber dürfen amtlich das Volk nur in seiner Ganzheit, unter Aufnahme aller, auch der ihnen persönlich fernstehenden Richtungen, vertreten. Unabweisbare Pflicht für sie war, ihren Kundgebungen eine Fassung zu geben, die auch die Gegner des großen Toten zwang, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; das wäre geschehen, wenn man der gewaltigen Summe von Schmerz und Weh gedacht hätte, die im Gefolge der Thaten Bismarcks einherschreitet.

Ganz anders noch, stellenweis geradezu abstoßend, wirkt das Verhalten Derer, in Sonderheit gewisser Zeitungen, die, weil sie den Mut nicht haben, wenigstens in den ersten Tagen nicht finden, ihre innerste Meinung zu sagen, sich in Zärtlichkeit und Kurverehrung ergingen, mittels deren sie sich das Ansehen einer inneren Verwandtschaft und nahen Zugehörigkeit zu dem Toten gaben, die der Tote selbst bei Lebzeiten nie anerkannt haben würde. Gegenüber solchen und auch gegenüber den schablonenhaften Trauerkundgebungen der Behörden, Städte, Körperschaften, Offizierkorps kann ein selbständiger Mensch unmöglich die Frage unterdrücken: wie würden sich diese Menschen verhalten haben, wenn Bismarck etwa in der Zeit gestorben wäre, da vom Könige die peinliche Bismarcksperre verhängt worden war? Das damalige Verhalten der selben Menschen, die sich heute vor patriotischem Schmerz nicht zu fassen wissen, war zu erbärmlich, als daß sie berechtigt wären, am Sarge gerade dieses Toten einen Kranz niederzulegen; er selbst hat — gerechter Weise — bis in seinen Tod hinein nur tiefe Geringschätzung für diese Art Verehrer gehabt.

Wenn es wahr ist, daß Bismarck so viel an Schätzen, die „die Motten und der Rost fressen," hinterlassen hat, wie die Zeitungen melden, so wäre das zu beklagen. Reichtum schändet nicht; ein Mann in dieser Stellung aber, der Alles, was er besitzt, durch Gaben des Volkes (dazu gehören auch die Dotationen), aber mittels geschickter und kundiger Geldvermehrung erwarb, bei der ihm doch auch wieder die Stellung, die er im Volke einnahm,

zu ſtatten kam, durfte die Gunſt, die mit ſeiner Stellung
Volksbeamter verknüpft war, nicht lediglich und nicht in die
Maße zu einer Bereicherung ſeiner Familie ausnutzen. Sch
Diejenigen behalten nun vielleicht recht, die den großen Sta
mann ſchon bei Lebzeiten als beſitzſüchtig bezeichneten. S
um dieſer Schätze willen hat dagegen der Geiſtliche nicht r
welcher bei der Hoftrauerfeier in der Kaiſer-Wilhelm-Gedächt
kirche dem ihm gegenüber ſitzenden Könige und deſſen Tra
gäſten feierlich verſicherte: „das allerbeſte aber war, daß
(Bismarck) ſich zu Chriſtus bekannte.“ Bismarck bekannte
von Geburtswegen und aus Gründen der Staatsraiſon zu e
Kirche, die ſich zwar „chriſtliche“ nennt, ohne aber ſich zu J
zu bekennen; der ſelbe Bismarck aber bekämpfte in einer Ver
ſeines Lebens, und zwar aus Gründen der ſelben Staatsra
eine andere Kirche, die ſich mit nicht mehr, aber auch mit n
weniger Recht „chriſtliche“ nennt, als die Kirche, bei der Bism
in den Liſten geführt wurde, mit einer Bitterkeit, Gewaltthä
keit und Verfolgungsſucht, die ihn allein ſchon in den Au
eines wirklichen Chriſten von der Gefolgſchaft Jeſu ausſchli
Wie kann aber überhaupt ein Geiſtlicher, der, wie Jeder im V
wußte, daß Bismarck ſich ſeines Bedürfniſſes und ſeiner emine
Fähigkeit zu haſſen noch bis kurz vor ſeinem Tode gerüh
dieſen Haſſer in ſo förmlicher und feierlicher Weiſe der Je
gemeinde zuzählen? Es ſoll ihm (Bismarck) aus ſeinem Haſ
wollen, Haſſen-müſſen und Haſſen-können nicht etwa ein Vorn
gemacht werden; das Haſſen gehört zu Bismarck, wie And
untrennbar von ihm iſt; aber dem Hofgeiſtlichen ſoll ein ſchw
Vorwurf gemacht werden, daß er in ſo ernſtem Moment und
ſo heiliger Stätte das Andenken der verkörperten Liebe dad
entweihte, daß er einen ſo gewaltigen Haſſer Seiner Gemei
zuzählte.

Noch bei Lebzeiten Bismarcks beſchäftigte man ſich
ſeinem Nachfolger; je mehr den Menſchen klar wird, daß
vor oder ſchon inmitten einer großen Zeit ſtehen, deſto ſ
ſüchtiger fahnden ſchwache Seelen nach einem zweiten Bism
Männer wie Bismarck wiederholen ſich nicht; einen zwe

Bismarck wird es nicht geben, braucht es nicht zu geben, darf es nicht einmal geben. Bismarck war der Heros seines Zeitabschnitts; sein Zeitabschnitt stand unter dem Zeichen der Gewalt, die zu handhaben er Meister war. Inzwischen sind wir eingetreten, oder schicken wir uns an einzutreten, in eine Zeit, da Gerechtigkeit an Stelle der Gewalt treten wird: die Liebe löset die Gewalt ab. Träger dieser neuen Zeit kann nicht ein Einzelner, Träger der kommenden Zeit müssen wir Alle sein. Die neue Zeit sieht sich nicht nach dem einen kommenden Mann um; sie verlangt, daß die Ganzheit, in ihren gebildeteren und gereifteren Gliedern, an der Verwirklichung der im Volke erwachenden Ideen und Anschauungen arbeitet. Handelt es sich bei dem Neuen im Wesentlichen darum, daß das Volk die Leitung seiner Angelegenheiten selbst in die Hand nehmen wird, so müssen alle seine (wertvolleren) Teile zum Verständnis für das Neue erwacht sein, bevor wir an den Ausbau unserer Ideen herantreten können. Bismarck, im Besitz der Macht, schuf Neues und forderte von seinen Zeitgenossen nur die Anerkennung des Geschaffenen; was jetzt werden will, muß aus der Einsicht, aus der Erkenntnis, aus dem Verständnis des Gesamtvolkes heraus geboren werden; alle Kräfte müssen sich regen. Hoffend und verlangend richten sich dabei unsere Augen nach den Stellen, von denen aus eine Verwirklichung der guten und ausgereiften Ideen die wirksamste Förderung erfahren könnte; wir wissen recht wohl, daß es für das Werden dessen, was wir anstreben, nicht gleichgültig ist, von wem die Anregungen und Vorbereitungen dazu ausgehen. Nicht mehr Viele sind es, die, wie noch vor Jahren, im Könige-Selbst den Bismarck einer neuen Zeit sehen. Der König ist zwar Sein eigener Minister der auswärtigen Angelegenheiten geworden und steht diesem Seinem selbsterwählten Ressort mit klugen Gedanken und meist geschickter Entschlossenheit vor; die Verwaltung alles Dessen aber, was die inneren Zustände unseres Volkslebens beeinflußt, ist in den Händen von Männern, die kein Verständnis haben für die Erfordernisse der Gegenwart. Es ist gewiß etwas Erhabenes um die Weltstellung, die wir einnehmen; das Wertvollere und Wichtigere aber ist, daß wir ein innerlich gesundes,

glückliches, starkes, zufriedenes Volk sind. Der Landerwerb auß halb des europäischen Deutschland kann für unsere Nachgeneration von hoher Bedeutung werden; notwendiger aber ist Gesittu Gerechtigkeit, Bildung im eigenen Lande. Daran fehlt es; i ist die Arbeit, die jetzt zu thun ist, und zu der von nun ab a Die herangeholt werden müssen, die, im Banne Bismarck'sc Größe, sich an Dem berauschten, was er geschaffen, ohne ü ihre eigenen Pflichten nachzudenken.

Bismarck war pflichttreu, wenn er sich auch die Erfordern seiner Pflicht häufig genug willkürlich formulierte; das aber el machte ihn zum „Bismarck"; uns Nachgeborenen steht es n zu, „Bismarck spielen" zu wollen. Begnügen wir uns, Bismarck'schem Eifer, Zähigkeit, Energie unsere Pflicht zu th verzichten wir, die Nachbismarck'sche Generation, aber unter al Umständen darauf, uns die Erfordernisse unserer Pflicht willkür auszugestalten. Denn: unterfangen wir uns auch ganz ge nicht, größer sein zu wollen, als Bismarck, so dürfen und mü wir doch anders sein, als er war; wir sind die Töchter Söhne einer anderen Zeit.

Der Tod der Kaiserin Elisabeth.*)

Das ergreifendste Wort, das angesichts des jähen Todes Kaiserin Elisabeth gesprochen wurde, ist das aus dem Munde eigenen Gemahls: „Es ist nicht zu fassen, wie ein Mensch H anlegen konnte an diese Frau, die in ihrem Leben Nieman ein Leid zugefügt und nur Gutes gethan hat." — Eine schütternde Wahrheit liegt in diesem Gedanken; damit aber die ernste Aufforderung, diesen Gedanken weiter zu denken.

Alles, was um uns her vorgeht und geschieht, steht einem durch ein heiliges Gesetz geregelten Zusammenhang. ehrfürchtige Zuversicht gegenüber einem weisen Walten des A

*) „Versöhnung" Nr. 28; 1898.

gedankens schließt den unheiligen Glauben an einen Zufall aus: „Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen". — Wenn ein Mächtiger der Erde, der Kaiser von Rußland, soeben Worte sprach, die, von dieser Stelle ausgehend, eine Art Offenbarung darstellen, und die deshalb für ewige Zeiten einer der allerbedeutsamsten Marksteine in dem Entwickelungsgang der Menschheit bleiben, so wird jeder ernstgläubige Mensch alle bedeutsamen Geschehnisse der nächsten Folgezeit mit diesem Ereignis, mit der Kundgebung des Zaren in Verbindung bringen.

Vielleicht mußte die schuldlose Frau so jähen Tod sterben, damit tiefes Weh die Besten aller Völker erfasse, damit Alle mit dem vereinsamten Gatten und Kaiser klagen: „Wir können es nicht fassen, wie ein Mensch Hand anlegen konnte an diese Frau, die in ihrem Leben Niemandem ein Leid zugefügt und nur Gutes gethan hat"; damit wir dann aber auch den Gedanken weiter denken und begreifen, wenn der tiefgebeugte Kaiser in demütigem Verstehen dessen, was eine höhere Macht ihm durch das namenlose Leid, das ihm widerfuhr, eingeben will, zu der Erkenntnis sich durchringt:

„Es sollen fortan überhaupt nicht mehr Menschen, die nie vordem einander Leid zufügten, feindselig der Eine dem Anderen den tötenden Stahl in das Herz senken. Ich lasse die Menschen, deren Leben meiner Obhut anvertraut ist, fortan nicht mehr auf Schlachtfelder ziehen; ich erziehe die Völker, die meinem Szepter unterstehen, nicht länger mehr zum Kriege. Die Arbeit der Jahre, die mir von der Vorsehung noch zugedacht sind, gehört der inneren und äußeren Vorbereitung auf eine kriegslose Zeit."

Frankreich.*)

„Wir kennen nicht Tag und Stunde"; wir kennen auch im voraus die Zeichen nicht, die uns das Nahen der neuen Zeit andeuten. Wer aber weiß, daß ein Neues werden will, der versteht

*) „General-Anzeiger" für Hamburg-Altona Nr. 212.

die Bedeutung der einzelnen Geſchehniſſe und der begreift auch ihren Zuſammenhang. Der Niederbruch des offiziellen und öffentlichen Frankreich — die ganze Dreyfusangelegenheit — iſt eine notwendige, fördernde, in dieſem Sinne hocherfreuliche Begleiterſcheinung der Friedensbotſchaft, die uns vom Oſten kam.

So mußte es kommen. Seit Jahren brennen die Franzoſen auf eine Allianz mit Rußland, um die Kriegsfackel zu entzünden. Jetzt iſt die Allianz da; aber ſie bringt uns den Frieden. Was ſich jetzt in Paris vollzieht, bedeutet Abrüſtung, bedeutet Tötung der dortigen Kriegſchreier, bedeutet Sieg der Vernünftigen. Die Vernünftigen, die fortan das öffentliche und das offizielle Frankreich darſtellen werden, ſind die treuen Alliierten des Zaren; ſie von Stund' an überzeugtere und begeiſtertere Friedensgenoſſen desſelben, als die frömmelnden und geſetzten Menſchen bei uns die ſchon ſeit Jahren den Frieden im Munde führen, die aber jetzt, wo es ſich darum handelt Wille zu machen, verſagen.

Zur eigentlichen Dreyfusſache iſt im Augenblick nichts mehr oder iſt noch nichts zu ſagen. Ich gehöre zu Denen, die bisher nicht in dem Grade von der Unſchuld des Dreyfus überzeugt waren, wie viele Andere; deshalb nicht, weil der Zar, der doch orientiert ſein mußte und deſſen Gerechtigkeitsſinn eine ſolche Verſündigung nicht zulaſſen konnte, ſchwieg. Jetzt hat er geſprochen, hat ſich von dem bisherigen Frankreich losgeſagt; jetzt fange auch ich an, an die vollkommene Unſchuld des Verurteilten zu glauben. Trotzdem würde ich auch heute noch nicht ſagen: Dreyfus „iſt unſchuldig, wie ich das von Zicthen ſage; die Zicthenſache kenne ich, und meine Kenntnis von der Sache hat mich zu der Ueberzeugung von ſeiner Unſchuld geführt; in Sachen Dreyfus habe wir Alle doch nur mehr oder minder berechtigte Vermutungen. Das aber ſteht auch bei mir feſt: wie die einſchlagenden Geſetzesparagraphen immer lauten mögen, es kommt zu einem Wiederaufnahmeverfahren, und dies Wiederaufnahmeverfahren führt zu einer Freiſprechung des Verurteilten. Weniger ſicher, wenn auch nicht ausgeſchloſſen, iſt, ob das Verfahren die Unſchuld des erſtmalig Verurteilten ſonnenklar machen wird, weil es zweifelhaft iſt, ob die Bloslegung aller Wirrniſſe und Verſchuldungen g

lingen wird. Das ist auch nicht die Hauptsache. Wenn dem nur zweifelhaft-schuldigen, oder gar gewiß-unschuldigen Dreyfus volle Genugthuung widerfahren sein wird, dann ist nach dieser Richtung hin unser Verlangen befriedigt. An der Auffindung und Aufdeckung der vielen schweren Verbrechen Anderer oder gar an deren Bestrafung haben wir als gesittete Menschen weder Interesse, noch gar Freude. Um die Befriedigung unserer Neugier darf es sich bei dem ganzen Vorgang nicht handeln; noch weniger darum, daß die Verstimmung gegen die Uebelthäter, die sich bei Diesem oder Jenem festgesetzt hat, den gewünschten Abschluß durch die Uebelthäter findet. Dem Ganzen, der Entwickelung, dem Vorwärtskommen auf der Bahn der Gesittung soll, wie Alles, was um uns her geschieht, auch diese bedeutsame Episode dienen; wird sie auch dienen. Diejenigen haben deshalb Unrecht, die da meinen, uns Deutsche gehe der Dreyfus-Skandal nichts an; sie meinen das übrigens nur, weil Dreifus „Nicht-Arier" ist. Dieselben Menschen finden z. B., daß uns der amerikanisch-spanische Krieg etwas angeht. Er geht uns auch etwas an. Alles geht uns etwas an, was um uns vorgeht; gleich, ob dadurch mehr unsere materiellen Interessen berührt werden könnten, wie durch den westindischen Krieg, oder ob wesentlich nur die ideellen Interessen der Menschheit in Frage kommen, wie bei den Folterungen in Barzelona und jetzt bei der Dreyfussache. Diese letztere geht uns sogar mehr an, als Mancher sich bisher klar machte. Die Erscheinungen, die sich in den letzten Monaten in Paris offenbarten, wurzeln insgesamt in Abirrungen und Verirrungen, die, wenn auch mit sehr bemerklichen Abstufungen, in allen Kulturländern Europas ihr Wesen treiben; auch bei uns. Die Hastigkeit, Unbesonnenheit, Haltlosigkeit, mit der man dort verfuhr, ist mehr dem Temperament des Franzosen zuzuschreiben; vielleicht sitzt der Schaden bei uns, die wir weniger toben, um so tiefer.

Was hat dem Dreyfus-Prozeß den eigentlichen Stempel des Widerlichen aufgedrückt? Daß man von Haus aus es scheinbar nicht mit einem Menschen, nicht mit einem Franzosen, sondern mit einem Juden zu thun bekam. Also: Einschränkung des

Urteils durch Rassenvoreingenommenheit. Beherrscht diese Denk- und Gefühlstrübung nicht auch weite Kreise unseres Volkes? Ist nicht auch in den Augen, Herzen und Sinnen manches Deutschen jede, aber auch jede Angelegenheit, jedes Vergehen, jede Gutthat, jede schöne und jede unschöne Handlung, sofort eine andere, wenn es heißt oder sich herausstellt: Jude. Zählen wir nicht Menschen zu unseren Volksgenossen, die in ihrer nationalen Beschränktheit zum geistigen Krüppel werden, und deren fanatischer Judenhaß sie fast irrsinnig erscheinen läßt? Ich denke und empfinde kerndeutsch, und verwahre mich ausdrücklich davor, zu den Philosemiten in dem Sinne gezählt zu werden, als fehle mir das Verständnis für Blutsverwandtschaft oder als sei ich stumpf gegenüber sympathischen und weniger sympathischen Erscheinungen. Das aber hat nichts zu thun mit den Abirrungen des Verstandes und des Herzens, durch die sich bei uns, wie in Frankreich, krankhaft gereizte Schwächlinge zum Haß verleiten lassen; der Gesunde und Starke widersteht derartigen Anfällen. Es wird Zeit, daß die Gesunden und Starken an die Oberfläche des öffentlichen Lebens kommen: in Frankreich, in Oesterreich, überall — auch bei uns.

Zum anderen: Was hat uns die Pariser Vorgänge der letzten Monate so überaus lächerlich gemacht? Die unüberlegte Parteinahme des amtlichen und offiziellen Frankreich für die Armee als solche und die schreiige Unterstützung der Regierung durch den Pöbel. Wer an der Tadel- und Makellosigkeit eines uniformierten Franzosen (sofern er nicht auf der Anklagebank saß) zweifelte, wurde als Vaterlandsverräter gebrandmarkt; wer das Wort „Gerechtigkeit“ in den Mund nahm, schändete die Armee. Sind uns solche Dinge so durchaus fremd? Verliert man nicht auch bei uns die Besinnung, sobald sich ein Vorkommnis zwischen einem Buntrock und einem Schwarzrock abspielt? Ist nicht das deutsche Volk sofort in zwei Heerlager geteilt, wenn der Soldat (nachmaliger Gefreiter) Lück einen Arretierten erschießt, oder der Lieutnant von Brüsewitz einen Zivilisten ersticht? Wer in solchen Momenten ruhig abwägt, ist in den Augen der Einen kein Patriot, in den Augen der Anderen kein Volksfreund, ist für

die Einen nicht königstreu, für die Anderen nicht human gesinnt. Ueberwiegt nicht auch bei uns, namentlich in den staatsfrommen Kreisen (ich spreche nicht von der eigentlichen Regierung, die meist verständiger ist), eine militaristische Anschauung, die an Borniertheit grenzt, und die von Niemand lächerlicher gefunden wird, als von dem echten und rechten Soldaten selbst? Daß auch der Soldat — vom obersten Kriegsherrn ab durch alle Grade und Arten hindurch — in erster und letzter Linie Volksgenosse ist und dies bleibt, — welchen Dienst auch immer er thut, welche Stellung auch immer er einnimmt; daß auch der Soldat immer nur im Dienste des Volkes amtiert, dem er angehört und dessen Ehre und Land seiner Treue und Tapferkeit anvertraut ist — das haben auch bei uns Einige vergessen, und gerade diese drängen sich in Zeitungen und sonstwo mit ihrer Gesinnungstüchtigkeit vor, während die Vernünftigen, die Bescheidenen, die Gesinnungsehrlichen abseits stehen. Es wird Zeit, daß die Vernünftigen und (zu Unrecht) Bescheidenen mehr hervortreten: in Frankreich, in Oesterreich, überall — auch bei uns.

Die Vorgänge in Paris werden dazu verhelfen. Wir dürfen ein deutliches „Zeichen" (nicht Wunder) in diesen Vorgängen sehen; sie kündigen den Beginn der Wandlungen an, die sich in den Anschauungen und Empfindungen der Kulturmenschen vollziehen, und aus denen heraus ein neues Weltalter geboren wird. Das Nahen dieses Neuen fühlen Diejenigen längst, die mit der einen Hand am Pulsschlage der Zeit, mit der anderen am Herzschlage des Volkes zu leben sich geübt haben. Unerwartet, unvorhergesehen, fast überstürzend, wie die Zeichen, die jüngst im Osten und Westen unseres Vaterlandes aufleuchteten, wird auch das Neue in die Erscheinung treten. Bereiten wir uns darauf vor. Seien wir aber auch auf unserer Hut. Der Nachbar-Franzose kehrt vor seiner Thür. Aufgepaßt! daß der häßliche Staub mit seinem Ansteckungsstoff nicht zu uns herüberweht. Nicht jeder unserer Volksgenossen ist gefeit; die schwachen, reizbaren, aufgeregten Naturen erliegen der Gefahr am Leichtesten. Da hilft kein behördliches, kein vom Staat anerkanntes Mittel;

da giebt es nur Selbstschutz. Wehr und Waffe dabei sind: e kraftvolles, alkoholfreies, furchtloses Geradedurchdenken, ein keusch unbestechlicher Wahrhaftigkeitsdrang.

Die Emanzipation der oberen Stände.*)

Die Emanzipation des sogenannten vierten Standes d als vollzogen betrachtet werden. Die wirtschaftlich Unfreien si zum Unabhängigkeitsbedürfnis erwacht. Haben sie auch noch ni erlangt, was sie anstreben, so sind sie doch von einem durch nid mehr aufzuhaltenden Entschluß beseelt, ihr Ziel zu erreichen. auch die Masse unserer Arbeiterwelt noch im Banne einer ir führenden Parteidoktrin, deshalb auf falschem Wege, so wend sich doch die Blicke Tausender schon dem richtigen Wege, d Genossenschaftssystem, zu. Es kann sich nur um eine kur Spanne Zeit noch handeln, daß es unter dem Gesichtspunkt d Erwerbslebens zwar noch Bevorzugtere und Minderbevorzug nicht aber mehr einen vierten Stand giebt; schon deshalb nic weil man auch einen dritten, zweiten und ersten Stand nicht m wird unterscheiden können. In gleicher Weise löst sich der vie Stand, insoforn wir bisher in geistiger oder sozialer Beziehu von einem solchen sprachen, auf. Ist Wissen und ist diejen Bildung, die wir mit dem Wissen verquicken, auch noch ni Gemeingut des bisherigen vierten Standes geworden, ermang unsere der Ausbreitung und Aneignung derartiger Bildung dienen Einrichtungen auch noch des Geistes, der eine Emanzipation vierten Standes zu unterstützen im Stande ist, so besteht k kein Zweifel, daß der lebhafte und gesunde Wissensdrang in di Kreisen, unterstützt von der Einsicht der Gerechteren im Vo in allernächster Zeit einen Wandel in dieser Beziehung zwingen wird.

*) „Versöhnung" Nr. 29: 1898.

Auch die Emanzipation der Frau ist in den letzten Jahren soweit vorgeschritten, daß wir deren Durchführung als gesichert betrachten dürfen. Unabhängig von der Lebensstellung der ihre Familie vertretenden Männer: Gatten, Väter, Brüder, ist in der Frau die Erkenntnis ihres Rechtes auf Selbstbestimmung erwacht. Unterstützt von den (wirklich) Gebildeten unter den Männern, wird die Frau in nicht fernliegender Zeit die rückhaltlose Anerkennung dieses Rechtes seitens der Gemeinsamkeit (Staat und Gesellschaft) erstritten haben.

So rückt der bisher als solcher betrachtete vierte Stand, und so rückt gleichzeitig die Frau in die Reihe der ebenbürtigen und gleichwertigen Volksgenossen ein. Der heidnische Standes- und Klassenbegriff einerseits, der mosaische Herrschaftsbegriff — „1. Moses 3. 16. . . . und Dein Wille soll Deinem Manne unterworfen sein, und er soll Dein Herr sein" — andererseits, verschwinden damit für immer aus unserer Innenanschauung, aus unseren Gesetzen, aus unserem Volksleben. Selbstverständlich verschwinden diese Begriffe mehr oder weniger gleichzeitig auch aus der Vorstellung der anderen Kulturvölker.

Die Emanzipation-überhaupt, die Innenbefreiung des Volksganzen, das innere 1813 ist damit aber noch nicht vollzogen. Die bisher als „die oberen Stände" bezeichneten Kreise beharren zur Zeit noch in fürchterlicher, man darf sagen: in knechtischer Unfreiheit. Sie müssen befreit werden; richtiger: sie müssen sich selbst befreien, wollen sie nicht eines Tages, da die Erkenntnis doch über sie kommt, ein Greuel vor sich selber erscheinen, wollen sie nicht den Fluch auf sich laden, dem Volke, dem sie angehören, ein Hemmnis auf dem Wege zur Vervollkommnung gewesen zu sein. Zahllose Ketten und Fesseln hindern heute noch jede freie Bewegung dieser unserer Volksgenossen. Sie sind belastet und bedrückt; sie können nicht vorwärtsschreiten, geschweige denn, daß sie zu einem Aufstieg im Empfinden und Denken fähig wären.

Vor Allem müssen diese Kreise, Männer und Frauen, dem eines Freien und einer Freien unwürdigen Unterwerfungsdrange, müssen ihrem Unterthänigkeitsbedürfnis entsagen. Gerade sie, die sich — mit geschichtlicher Berechtigung — als Edle betrachten,

ſtehen in dieſer Beziehung auf der tiefſten Stufe der Erkennt
von Menſchenwürde und des Strebens nach Würdebewußtſ
Das Traurige dabei iſt, daß dieſe Unterwerfung zumeiſt nur e
äußerliche, teils gewohnheitsmäßig-phraſenhafte, teils von
Furcht vor Benachteiligung eingegebene iſt. Innerlich, und
intimeren Kreiſe auch laut, oft ſehr laut, lehnen ſich dieſe Eb
unter Ausdrücken, ſelbſt unter Schmähungen gegen Perſonen u
Einrichtungen auf, wie man ſie bei der ſogenannten Hefe
Volkes nicht draſtiſcher zu hören bekommt. Daß ſie ſelbſt
Schuldigen, die Alleinſchuldigen ſind, daß ſie ſich und ihr Sell
bewußtſein in unverantwortlicher Weiſe preisgaben und noch he
bei jeder Gelegenheit preisgeben (proſtituieren), nicht ſelten u
ſchnöden Lohnes willen, das haben ſich dieſe Männer bisher ni
klar gemacht, ſonſt würden ſie vor ſich ſelbſt erſchrecken.

Viel kläglicher freilich noch iſt das Verhalten ihrer „uneb
bürtigen" Genoſſen neueren Datums. Der reichgewordene,
Folge deſſen zu Titeln und Würden, zu kommunalem Anſe
und zu einer, meiſt allerdings nur einſeitig gepflegten Intim
mit den Edlen alten Datums gelangte Emporkömmling iſt e
der traurigſten Erſcheinungen in unſerem Volksleben. Man w
eifert mit den geſchulteſten Kammerherrn und mit dem gedrillte
Miniſterialrat in dem Beſtreben, ſeinen Unterwerfungsdrang z
ſicht- und hörbaren Ausdruck zu bringen; eine wahre Knechtsſe
keit bemächtigt ſich ſolcher Menſchen, wenn es gilt, eine gouve
mentale, loyale oder gar royale (aber mit y) Geſinnung
Schau zu tragen; ſie ſcheuen weder Mühe noch gar Koſten, w
ihnen huldvoll anheimgegeben wird, dieſe ihre Geſinnung in Fo
von Stimmabgabe oder Stiftungen, von Entrüſtungsadreſſen o
Champagnerfeſten zu bethätigen. Das Schlimme iſt, daß die
unebenbürtigen Edlen die Unterwerfungsſucht trotz der nur kur
Spanne Zeit, während der ſie ſich derſelben befleißigen, derart
Blut und Fleiſch übergegangen iſt, daß ſie — nicht ſelten
nächſten Nachkommen rechtſchaffener Freiheitskämpfer — i
Glauben an die Heiligkeit der Gewalt angenommen haben u
deren (der Gewalt) Segnungen für ſich und für den Schutz ih
Intereſſen ſkrupellos in Anſpruch nehmen. Der gütige Sta

stolz auf diese wohlgeratenen Bürger, willfährt ihnen nur zu gern; hat er sich doch von dieser Seite keiner Ungebühr, selbst bei sträflichstem Uebergriff seinerseits nicht, zu versehen. Dafür aber verfehlt diese Art „Unterthanen" nicht, da, wo sie die Stärkeren (im Besitz), die Mächtigeren (gegenüber abhängigen Broterwerbern), die Gewaltigen (gegenüber unbeschützten Schwächlingen) sind, sich als „geborene Herrscher" zu gebärden. Eine Schmach unserer Zeit sind diese Menschen: Unfreie zugleich und Unterdrücker.

Emanzipiert Euch, Ihr Altedeln; vielleicht emanzipieren sich dann auch die Neuedeln, die Euch von jeher Alles nachmachen. Emanzipiert Euch vor Allem innerlich. Tragt dann aber auch nicht länger eine Unterwerfung zur Schau, führt nicht länger eine Huldigung auf den Lippen, die Ihr im Herzen nicht empfindet. Ihr fühlt Euch ja gar nicht als Unterthanen; warum erstickt Ihr noch immer in Unterthänigkeitsversicherungen? Ihr wollt doch gar nichts von Gnade wissen, Ihr „habt's ja auch nicht nötig"; warum täuscht Ihr noch immer die Fürsten über Euer Verhältnis zu ihnen und über ihr Verhältnis zu Euch? Warum redet Ihr von Gnade, dieweilen doch auch die Fürsten nur ihre Pflicht thun können, die abgeklärteren unter ihnen auch nur ihre Pflicht thun wollen. Ihr gerade, die Ihr, und das sollte Euch Genugthuung und sollte Euch Anregung zur Selbstbesinnung sein, den Uebrigen im Volke, auch wenn sie es ableugnen, noch immer Vorbild seid; Ihr, die Ihr noch das „primus inter pares" („der Erste unter Seinesgleichen") in Eurem Blute habt, Ihr solltet Euch wieder-emanzipieren, wieder befreien; Eure Väter und Urväter waren Freie. Tausende harren Eures Beispiels. Die Fürsten würden sich gern und bald, auch äußerlich, des Herrschaftsgepräges, das ihnen rechtlich längst nicht mehr zusteht, entkleiden; sie würden gern auf Gnadenerlasse verzichten, die ihrem eigenen männlichen Wesen zuwider sind. So lange Ihr freilich die Fürsten anfleht, Euch als Allerhöchstderen allerunterthänigste Knechte betrachten zu dürfen, so lange erlauben sie Euch das. Mancher erlaubt es Euch vielleicht sogar gern. So lange Ihr das als Gnadenbezeugung auffaßt und annehmt, was die Fürsten nur als eine selbstverständliche Bethätigung ihres

Pflichtbewußtseins betrachten, so lange werden sie Euch die Freu bereiten, als gnadenspendende Lichtgestalten unter Ihresgleich zu wandeln.

Ist diese Art Unfreiheit, in der die oberen Stände leb vielfach nur eine gedankenlose, aber in ihrer Wirkung nicht mind schädliche Aeußerlichkeit, so ist die endliche Emanzipation von d Autoritätsgötzen eine innere, noch zwingendere Notwendigk Autorität nicht zu verwechseln mit Pietät. Ein liebevolles V ständnis für, ein dankbares Erinnern an vergangene Zeiten u Menschen ist ein dem feinfühlenden Menschen innewohnend Bedürfnis, dessen Pflege namentlich dann veredelnd auf un Gemüt und Wesen wirkt, wenn wir den Wert jener Zeiten u Menschen mit dem Maßstab damaliger Erkenntnis messen, üb der Anerkennung, die wir dem Vergangenen freudig zollen, al niemals die eigene Pflicht treuer Weiterarbeit und Höherentwickelu versäumen. Errichten wir statt dessen in unserem Innern d Gewesenen einen Altar, auf dem wir blind und thöricht, de träge und selbstsüchtig dem Götzen der Autorität opfern — w und was es auch betreffe — so versündigen wir uns gegen d heiligen Geist der Erkenntnis, insofern wir auf den Gebra der uns innewohnenden Erleuchtungskraft verzichten; versündig uns gegen uns selbst, indem wir unsere eigene Vervollkommn vernachlässigen; versündigen uns gegen Mitmenschen, denen dadurch ein Aergernis werden, daß wir den Aufstieg des Ga aufhalten. Für den gebildeten Menschen tritt an die Stelle Autorität die eigene, in ernstem und eifrigem Ringen erwork Erkenntnis; wollen die oberen Stände nicht zu den Gebild gezählt sein? „Was Du ererbt von Deinen Vätern hast, ern es, um es zu besitzen" — stoßen wir bei dem Versuch, Ererbte als eigenes Besitztum zu erwerben, auf inneren Wi stand, lehnt sich unsere Vernunft oder unser Gewissen, unser feinertes Gerechtigkeitsgefühl oder unsere Einsicht gegen die ere Anschauung auf, so muß das Angeborene, richtiger: Anerzog vor dem Selbsterworbenen zurücktreten. In geistiger Bezieh hat das Werdende allzeit den Vortritt vor dem Vergehenden.

Das gilt auch gegenüber den zahllosen Halbgeschwistern

Autoritätsgötzen, gegenüber den irrigen Vorstellungen und Vorurteilen, in deren Bann die oberen Stände, die anderen Stände zwar vielfach auch, befangen sind; eine Emanzipation auf diesem Gebiet thut trotzdem nirgends so not, wie in den oberen Kreisen. Wo anfangen? Es giebt in diesen Kreisen Menschen, die buchstäblich aus Ueberlieferung und Vorurteil zusammengesetzt sind. Sie nähren und erhalten sich von dem Urteil früherer Menschen, von Ueberkommenem, von Abgestandenem, von unbrauchbar gewordenen Lehren und Vorstellungen. In ihrer geistigen Anspruchslosigkeit begnügen sie sich damit; sie sind zu bescheiden, selbst zu urteilen; sie sind freilich auch nicht dazu angeleitet worden. Traurig. Dürfen wir uns wundern, daß wir in der Masse des Volkes noch auf Schritt und Tritt lächerlichen Vorurteilen und bedenklichen Vorstellungen begegnen, wenn Die, welche (vermeintlich) auf den Höhen des Lebens wandeln, sich nicht frei machen von solchen Fesseln? Die Vorstellung, daß der Zwang als einzig wirksames Mittel zur Aufrechterhaltung erträglicher Zustände, oder gar als Gesittung und Sittlichkeit, Tugend und Erkenntnis fördernd zu betrachten sei; die Vorstellung, daß der Gehorsam die höchste Tugend und daß die Unterwerfung unter eine von Anderen anerkannte, mit verwegener Beharrlichkeit als „göttlich" bezeichnete, nur bezeichnete, Autorität als Zeichen einer heiligen und würdigen Gesinnung zu betrachten sei; die frevle Vorstellung, daß wir „in Sünden geboren", deshalb böse, nichtsalsböse, seien, auch jeder eigenen Fähigkeit zum Besserwerden ermangeln; die Vorstellung, daß „doch Alles beim Alten bleibt", allenfalls in Jahrtausenden sich der Wechsel vollziehen könne, der für die Erkennenden im Volke nahe bevorsteht; die Art, wie der Wert eines Menschen geschätzt wird; der Maßstab, den man an Bildung legt; die Sondergerechtsame, die man den Besitzenden zuerkennt; die Wertung, die der ererbte, erheiratete, die Wertung, die zuweilen sogar ein mit unlauteren Mitteln erworbener Mammon erfährt; daneben das Pochen auf eine (vermeintliche) Vorberechtigung, die durch die Geburt erworben werden könne; die Art, wie man das Aufwärtsstreben, das Verlangen nach Gesittung und Bildung der sogenannten unteren Kreise unseres

Volkes beurteilt; dazu die kindische Ueberhebung gegenüber Völkern des Kulturverbandes; die komische Blindheit ge den eigenen Fehlern und gegenüber der Mangelhaftigkeit ständе im eigenen Volke: das Alles ist der Ausfluß vc urteilen, ist der Ausdruck irriger Vorstellungen, die kei ein notwendiges Zubehör unserer oberen Stände sind, sich auch einige Zugehörige derselben auf diese ihre Rückstä zugute thun. Daß eine Emanzipation von dieser Rückstä nicht möglich sei, wird Niemand behaupten, so wenig wie der Fähigkeit hierzu zweifeln dürfen. Was (vorläufig noc ist die Bereitwilligkeit, ist der Wille zur Selbstbefreiung. können nur hoffen, daß in dieser Beziehung bald, rec gründlicher, sehr gründlicher Wandel, werde.

Auch von dem übertriebenen Wert, den man in Kreisen nicht nur auf eine, allerdings a l l e n Menschen zu gö behagliche Lebensführung, sondern auch auf eine Sum unerläßlich gehaltener, in der That aber entbehrlicher A legt — ein Komfort, der in Luxus und Faullenzerei (— vor Allem aber von der traurigen Sucht nach einem leben in Bezug auf Essen und Trinken, müssen sich die Stände emanzipieren. Jeglicher Rückständigkeit dürfen wi aus einem gewissen Pietätsgefühl heraus, mildernde U — trotzdem nicht etwa die Berechtigung zu längerem A -- zuerkennen. Tritt die Rückständigkeit aber in unv Verbindung mit einem Hang nach modernen Genüssen, 1 Vernachlässigung der Denkfähigkeit in Verbindung m feinerung des Gaumens und Pflege des Bauches auf, 1 unbedingte Verurteilung angezeigt, dann giebt es Milderungsgrund für diese Rückständigen. Unter allen Un müssen wir mit Nachdruck auf Emanzipation von der Ge dringen, damit die nachfolgende Generation eine gesund denkkräftigere werde.

Die durchgreifende Emanzipation der oberen Ständ der That zu einer ernsten, zwingenden, drängenden Fr der Gegenwart geworden. Die Emanzipation des vierten S die Emanzipation der Frau, die Emanzipation sonstiger

können wir Anderen durch ein Eintreten für deren Rechte unterstützen. Wie aber können wir Denen helfen, die sich über uns gestellt dünken? Nur, indem wir uns, und dünken sie sich noch so hochstehend, und wundern sie sich noch so sehr darüber, neben sie stellen und ihnen zuraunen: Ihr, die Ihr meint, an der Spitze des Volkes zu stehen, habt Euch von Tausenden im Volke überholen lassen; Ihr, die Ihr von Alters her einen Freibrief aufbewahrt, seid die recht eigentlich Unfreien im Volke geworden; Ermannt Euch, erinnert Euch Eurer Ahnen; werft selbst die Ketten ab, durch die Ihr Euch an eine zu Grabe wankende Vergangenheit gefesselt glaubt. Andere können Euch Eure Fesseln nicht abnehmen. Befreit Euch selbst, um fortan als Freie mit Freien, um fortan als Gleichwertige mit Ebenbürtigen zu leben.

IV.

Volkswirtschaft und Sozialpolitik.

Landwirtschaft.*)

Wie uneingeschränkt wir auch den Begriff Weltwirtschaft nehmen, jedes Volk (Staat) bildet doch eine wirtschaftliche Einheit in dem großen Völker-Verkehr. Damit ist nicht gesagt, daß jedes Volk eine Gemein-Wirtschaft bildet (Kommunismus), ein Verkehr nach außerhalb also nur noch zwischen den geschlossenen Gemeinsamkeiten bestände (Bellamy); es ist auch nicht damit gesagt, daß die Völker sich gegeneinander durch irgend welches Erschwernis, Zoll oder dergleichen, abschließen oder sonst den Handels-Verkehr unter den Individuen irgendwie einschränken dürften. Damit ist nur gesagt, daß die geschlossenen Gemeinsamkeiten sich der Pflicht, die Ernährung Aller unter allen Umständen sicher zu stellen, bewußt bleiben müssen; und es ist weiter damit gesagt, daß mit dem Hoheitsrecht, das die Gemeinsamkeit für sich in Anspruch nimmt, auch zweifellose Pflichten gegenüber dem Einzelnen verbunden sind. Es hängt Alles zusammen, es folgert Eines zwingend aus dem Anderen. Soll die Gemeinsamkeit verantwortlich dafür gemacht werden, daß das Leben-können Aller sicher gestellt ist — und sie soll dafür verantwortlich gemacht werden — so muß sie sich der hierzu erforderlichen Grundlage bemächtigen; sie muß sich als Eigentümerin des Grund und Bodens erklären, in welchem das Volk mit seinem ganzen Dasein wurzelt; wir sind erdgewachsene Geschöpfe. Hat die Gemeinsamkeit dies gethan, so bleiben unter den vielerlei Möglichkeiten, das weitere Verfahren zu regeln, zwei Möglichkeiten. Die Gemeinsamkeit nimmt thatsächlich die Bewirtschaftung des Grund und Bodens

*) „Versöhnung" Nr. 20; 1894.

(auf dem Verwaltungs-Wege) selbst in die Hand — ein fahren, dem unser gesunder Sinn widerstrebt; oder die Ge samkeit läßt Jeden in seinem derzeitigen Besitz (zum Unter von Eigentum), und fordert nur ein bestimmtes Entgelt fü Nutznießung des dem Einzelnen überlassenen Stück Bodens. meine, daß unser Volk sich für dieses Verfahren entschließen

Betrachtet sich also die Gemeinsamkeit, als Landes-E tümerin, in einem gewissen Hoheits-Verhältnis zum Einze den sie mit dem Stück Boden belehnt, so hat sie auch die Pf den Lehnsmann insoweit zu schützen, als sie sich seiner zum Z der Volksernährung bedient. Um die Sicherstellung der V ernährung handelt es sich. Liegen nun die Verhältnisse so, der heimatliche Boden die notwendigen Erzeugnisse zur Zeit nicht in der erforderlichen Menge liefert, und liegen die Ver nisse so, daß es dem Rumänen möglich ist, das von ihm erl Getreide an der Grenze unseres Landes billiger zum Verka stellen, als unsere Bodenbauer es vermögen, so steht die Ger samkeit wieder vor zwei Möglichkeiten.

Entweder: sie steigert künstlich den Wert der einheimi Bodenerzeugnisse, indem sie die Einfuhr ausländischer Erzeu mit einem Zoll belastet. Durch dieses Verfahren würde heutige Kampf um den Zollsatz fortgesetzt, ohne daß der B bebauer thatsächlich und derart wirksam beschützt ist, daß ihr Verwertung (Abnahme) seiner Boden-Erzeugnisse gewährleiste Nicht zu vergessen: es kommt zwar in erster Linie nicht darau daß und in wie ausreichendem Maße der Bodenbebauer er ist — es handelt sich vielmehr darum, daß das preußische, badische, das deutsche Volk in recht sehr ausreichendem und unter den denkbar günstigsten Bedingungen für den Einz ernährt ist; aber der Bodenbebauer gehört doch auch zur Ger samkeit, und da er sich mit seiner Kraft und mit seinem Kö in den unmittelbaren Dienst des Ganzen stellt, muß dies auch darauf bedacht sein, die Arbeitsbedingungen für den B bebauer thunlichst zu erleichtern. Er steht anderenfalls unter ständen auf einem verlorenen Posten; er ist in einen Wettl mit dem Bodenbebauer anderer Länder gedrängt, auf deren

einrichtungen weder er, noch wir irgend welchen Einfluß haben. Solche Innen-Einrichtungen anderer Länder können den Kampf leicht zu einem so schwierigen gestalten, daß unsere Boden-bebauenden Volksgenossen unterliegen; und das wollen wir doch nicht.

All diesen Schwierigkeiten und Bedrohnissen begegnen wir durch das andere, dem Zweck vollkommner dienende Verfahren: Die Gemeinsamkeit erbietet sich, dem vaterländischen Bodenbebauer das von ihm erbaute Getreide unter allen Umständen abzunehmen. Den Satz für die einzelnen unter diese Bestimmung fallenden Erzeugnisse festzustellen, wird ja auch seine Schwierigkeiten haben und wird den Meinungsstreit entfachen. Dadurch aber, daß die selbe Gemeinsamkeit auch die Höhe des Entgeltes zu bestimmen hat, welches der Einzelbesitzer für die Nutznießung des ihm überlassenen Stück Landes zahlt, verfügt sie über den ausgleichenden Wertmesser. Voraussetzung für alle unsere Neu-Einrichtungen bleibt dabei immer: die gänzlich gewandelte Auffassung des Verhältnisses der Einzelglieder unseres Gemeinwesens zu einander und gegenüber der Gemeinsamkeit; aber auch eine gänzlich gewandelte Auffassung von der Sorge-Pflicht, mit der die geschlossene Gemeinsamkeit gegenüber ihren Einzelgliedern verfährt. Weder ein feindliches Sonder-Interesse beim Einzelnen, noch ein Interessenkampf zwischen den Erwerbs- oder Berufsgruppen; kein häßlicher Einzelkampf ums Dasein, sondern ein würdiges Arbeiten Aller für das Dasein Aller; keine „Organisation der Gesellschaft nach Berufsständen", sondern Einordnung aller Einzelglieder und jeglicher Erwerbs- und Berufsgruppen in das eine Interesse: die Gemeinsamkeit.

Ein Zwang für den vaterländischen Bodenbebauer, seine Bodenerzeugnisse an die Gemeinsamkeit gegen Bezahlung abzuliefern, darf selbstverständlich nicht bestehen; das würde den freien Verkehr hemmen, würde das Selbständigkeits-Gefühl kränken, würde eine Plage sondergleichen werden. Das Bewußtsein, unter allen Umständen gegen wirklichen Schaden geschützt zu sein, genügt. Trotz dieses freien Verkehrs wird es nicht schwer sein, den Bedarf an ausländischen Erzeugnissen zu ermitteln; für die Deckung dieses Bedarfs sorgt einzig und allein die Gemeinsamkeit. Ohne diese,

den freien Verkehr zwar in etwas einschränkende Einrichtung ist jede sonstige Maßregel zum Schutze der Landwirtschaft, will sagen: zur Sicherstellung der Volksernährung, wertlos. Kauft die Gemeinsamkeit das ihr angebotene heimatliche Getreide, gestattet sie aber trotzdem eine unverzollte, oder auch verzollte Einfuhr ausländischen Getreides in beliebiger Höhe, so wird unter Umständen der Gemeinsamkeits-Säckel gefährdet; so weit, daß es nur einen Welt-Säckel giebt, sind wir doch noch nicht.

Der Gedanke, in dieser Weise unsere Landwirtschaft zu schützen, erscheint mir selbstverständlich, das Verfahren einfach; ich kann nirgends eine Schwierigkeit entdecken. Die Volksleitung bestimmt einige Punkte an der Grenze, an denen sie auswärtiges Angebot abnimmt, kauft je nach Bedarf und bezahlt je nach dem Verhältnis zwischen Bedarf und Angebot. Das würde sich Alles sehr einfach gestalten und würde nach Lage der Sache auch kein Grenzbewachungs- oder sonst schwieriges Verfahren erheischen. Schwierig ist jetzt auch nicht mehr die Festsetzung des Verkaufspreises; er wird dem Verkaufspreis für das aufgekaufte einheimische Getreide entsprechend festgestellt. Der damit etwa verbundene Vorteil für den Gemeinsamkeits-Säckel ist trotzdem keine Schädigung des Einzelnen, ist auch nicht eine unnatürliche Verteuerung des Brotes. Die Gemeinsamkeit hat es durch die Bestimmung des Verkaufspreises des gesamten von ihr erworbenen Getreides ja in der Hand, den Brotpreis möglichst niedrig zu halten; erleidet sie dadurch etwa einen Verlust, so trifft dieser den wirtschaftlich Schwächeren am Wenigsten; wir werden ja fortan, Jeder nach seiner Kraft, zu den gemeinsamen Ausgaben beisteuern.

Daß dies ganze System nicht ewig dauern wird, davon bin auch ich überzeugt. Wir werden mit der Zeit dem eigenen Boden einen gegen heute wesentlich höheren, bald vielleicht einen für unsere Ernährung ausreichenden Ertrag entnehmen; vielerlei Umstände werden dies erwirken. Der Einzelne wird in Zukunft nicht mehr besitzen können oder wollen, als er zweckdienlich bewirtschaften kann; das zu zahlende Entgelt wird ihm jeden unverwerteten Besitz verwehren. Die Verhältnisse weisen schon heute in vielen Fällen gebieterisch auf eine Zerkleinerung des zu große-

Besitzes hin; zu groß ist ein Besitz, sobald der Besitzer dem Flächenraum nicht den ganz gleichen Ertrag entnimmt, wie zwei oder drei oder fünf oder noch mehr Besitzer den Teilstücken insgesamt entnehmen würden. Das Bodenbebauen wird dabei aufhören, im Wesentlichen als ein für sich abgeschlossenes Gewerbe zu gelten; es wird die Beschäftigung und der Erwerb für weite Volkskreise werden. Neben einem zu äußerster Zweckmäßigkeit vervollkommneten Großbetrieb Einzelner, werden Tausende behufs Bewirtschaftung eines eigenen Heimwesens zum Pfluge oder gar zum Spaten greifen. Im Verein mit einem hochentwickelten Bodenverbesserungs-, Bodenkräftigungs-Verfahren und unter Ausnutzung aller sonstigen wissenschaftlichen und technischen Errungenschaften wird unser Deutsches Volk auf diese Weise seinem Boden eine gegen heute sehr viel reichere Fülle und Mannigfaltigkeit an Erzeugnissen entnehmen.

Wenn einige Zeitungen bei Behandlung dieser Frage, in Sonderheit bei Berührung des Zerkleinerung-Verfahrens von dem „unaufhaltsamen Umschwung, der sich in den ländlichen Besitz- und Standesverhältnissen vollzieht" sprechen, so ist das an sich ein gewiß zutreffender Gedanke; nur erscheint mir die daran gehängte Bemerkung, daß „ein solcher Umschwung unzertrennlich verbunden sei mit dem Uebergang vom Ackerbaustaat zum Industriestaat" nicht zutreffend. Grade umgekehrt: der Umstand, daß wir dem landwirtschaftlichen Betriebe wieder eine volkstümliche, liebende Sorgfalt zuwenden, giebt uns erst wieder den Charakter eines Ackerbau treibenden Volkes. Mir scheint, als hätten wir uns gerade in den letzten Jahren, und vielleicht schon zu sehr, als Industrievolk eingerichtet, und als wäre der Landwirtschaft dadurch nicht nur eine ungeheure Arbeits- und Geldkraft, sondern auch ein hoher Satz an Pflege und Sorge entzogen worden. Die natürliche Bestimmung unseres Volkes hat dadurch wohl eine Verschiebung erlitten; es handelt sich jetzt darum, wieder in das natürliche Geleise zu kommen. Das Natürliche ist unter allen Umständen und für jedes Volk, daß es den ihm gehörenden Boden bestmöglich bearbeitet. Eine Vernachlässigung dieses natürlichen Erfordernisses zu Gunsten anderer Einrichtungen

und Beschäftigungen: Heerwesen, Beamtentum, Außen-Indust
ist immer ein Fehler, wenn auch die Verhältnisse zeitweise ei
solche Vernachlässigung erheischten oder wenigstens dazu verführte
Daß Deutschland dauernd ein sogenanntes Industrieland se
könnte, das heißt, daß uns die Industrie durch Vertrieb na
außerhalb dauernd derart ernähren könnte, daß wir das Bedarf
des heimatlichen Bodens noch weiterhin vernachlässigen und un
mehr durch Bezug von Außen versorgen dürften, davon kann ga
nicht die Rede sein. Die Länder, alle Länder, haben sich un
werden sich allmählich derart industriell selbständig machen, da
wir kaum noch große Reichtümer durch das Ausführen industrielle
Waren erwerben werden. Die Entwickelung scheint eine Richtun
anzunehmen, wonach die Länder versuchen werden, nicht nur di
Boden-Erzeugnisse, sondern auch alle sonstigen Arbeits-, (Industrie
und Gewerbe-) Erzeugnisse nach Möglichkeit selbst zu schaffen
Demgemäß wird sich auch der Außenhandel im Wesentliche
immer mehr auf solche Rohprodukte beschränken, deren das eigen
Land ermangelt, und wird sich daneben bis auf Weiteres allen
dings noch auf solche Dinge erstrecken, deren Herstellung in
anderen Lande zu teuer ist. Je früher und je einsichtsvoller ei
Volk seine Einrichtungen der bevorstehenden Entwickelung anpaßt
desto weiser handelt es. Das Gewerbe, Handwerk sowohl wi
Großindustrie, wird dabei keineswegs verkümmern; je schwung
voller wir die Landwirtschaft betreiben, desto blühender entfalte
sich die Gewerbe im Vaterlande.

Auch andere Umstände werden dazu beitragen, die heute no
notwendige Regelung auswärtiger Getreidezufuhr allmählich u
nötig werden zu lassen. Die anderen Länder werden nicht in al
Zeiten hin ihr Getreide so billig anbieten können, wie jetzt. D
Herstellungskosten werden auch in den anderen Ländern steigen; d
Boden wird, wenn er auf die Dauer denselben Ertrag liefe
soll, einer Unterstützung bedürfen; die Arbeitslöhne werden au
in den dortigen Gegenden nicht die niedrigen von heute bleibe
Der Begriff Kulturwelt dehnt sich räumlich mit jedem Jah
weiter aus; die Bedürfnisse des Kulturmenschen wachsen;
werden sich unter allen Umständen aus der jetzigen teilweisen L

dürfnislosigkeit heraus zu einem gewissen Mindestmaß des Anspruchs erheben. Ob man darin, wie Einige es thun, ein Unglück sehen will, oder ob man diese Erscheinung als etwas Erfreuliches betrachtet — danach wird die uns Alle beherrschende Entwickelung weder den Einen, noch den Anderen fragen. Wir bestimmen die Entwickelung nicht, wir können sie kaum beeinflussen; aber die Vernünftigkeit gebietet, uns in Allem der fortschreitenden Entwickelung anzupassen; unser religiöses Empfinden schreibt uns vor, in diesem Fortschreiten die Vervollkommnung zu sehen.

Jedenfalls dürfen wir annehmen, daß gleichzeitig mit dem Erwachen eines gewissen Anspruchs auf eine kulturgemäße Lebensführung bei den unteren Schichten, in den oberen Schichten die Erkenntnis durchbrechen wird, daß eine derart verfeinerte, zum Teil geradezu ausgefeimte Lebensweise, wie sie dort stellenweis heute geführt wird, des Menschen ebenso unwürdig ist, wie die nicht-menschliche der untersten Volkskreise. In den anderen Ländern — wie bei uns — steht heute dem Pauperismus mit seinen Gebrechen der Mammonismus mit seinen Schäden gegenüber; verschwindet das Eine, so verschwindet auch das Andere. Die Völker nähern sich damit einem Zustande durchgängigen Wohlbefindens und damit dem Zustande wirklicher Gesittung. Wir wollen uns also daran gewöhnen, der sich vorbereitenden Entwickelung, wenn sie auch noch so gewaltig an unseren heutigen Anschauungen rüttelt, frohmutig ins Auge zu schauen.

Der Durchaus-Freihandel, das Niederlegen der Zollgrenze, der Weltverkehr und Alles, was mit diesen Erfordernissen eines heutigen Kulturlebens zusammenhängt, wird durch eine so selbstverständliche Maßregel, wie sie die Sicherstellung unserer Volksernährung bedingt, nicht berührt. Die größten Ideen und die großartigsten Einrichtungen werden uns zum Verderben in dem Augenblick, da wir sie dogmatisch behandeln.

Handelsverträge.*)

Es giebt nur eine Vereinbarung mit unseren Nachbar- und sonst anderen Völkern, die wir als natürlich, als vernunftgemäß, somit: als unserem religiösen Bewußtsein entsprechend, als Gott gewollt, als christlich, als evangelisch auch als deutsch, kurz: mit dem Worte bezeichnen dürfen, das Jeder selbst wählen wird, um sein Höchstempfinden zu treffen. Diese Vereinbarung lautet: uneingeschränkter, durch keinen Zoll oder Abgabe oder sonst wie belasteter Austausch aller Natur- und Arbeits-Erzeugnisse. Also: Freihandel in des Wortes und Begriffes umfassendster Bedeutung.

Keine noch so peinlich erdachte, noch so sorgsam erwogene Abmachung kann jemals dem All-Interesse in dem Maße entsprechen, wie der uneingeschränkte Waren-Austausch es thut. Nicht, daß eine Beseitigung des Grenzzolls im Moment der Beseitigung dem Interesse Aller, oder gar dem Interesse Aller gleichmäßig entspräche. Wir müssen eben unterscheiden: All-Interesse, und: gleiches Interesse für Alle, das heißt für jeden zum Volke Gehörigen. Weil kein Handelsvertrag heutiger Art j dem Interesse Aller gleichmäßig entsprechen kann, wird keiner j das Interesse der Gemeinsamkeit voll vertreten; keiner auch i geeignet oder läßt voraussetzen, daß die Gemeinsamkeit, das heiß daß alle Glieder derselben, jemals sich derart in einen und den selben Schutz-Vertrag einleben werden, daß man ihn etwa in Vertrauen auf die Zukunft gutheißen könnte. Der Interessen Kampf, das wechselnde Uebergewicht, das in diesem Jahrfünft de einen Interessen-Gruppe, im nächsten einer anderen zufällt, mache ein zufriedenes Sich-hinein-leben Aller in denselben Vertrag u möglich. Die Abhängigkeit, in der wir uns gegenüber den gleiche Strömungen in den anderen Ländern befinden, vernichtet jed Vorausberechnung im eigenen Lande.

Verträge heutiger Art sind gar nicht denkbar, ohne daß b stehende — berechtigte und unberechtigte — Interessen geschädi

*) „Versöhnung" Nr. 2; 1894.

werden; sie sind nicht denkbar, ohne daß bisherige Bevorzugungen, oder auch nur Berücksichtigungen, aufhören, und dafür anderen Gruppen eine Berücksichtigung widerfährt, die im geschädigten Lager als Bevorzugung angesehen wird. Wie es auch kommt: Verstimmung hier, Kränkung dort; unberechtigtes Enttäuschtsein auf der einen, widerliche Schadenfreude auf der anderen Seite. In jedem Falle aber währt der Kampf fort. Während ein sogenannter Friedensschluß zwischen zwei Nationen wenigstens einen mehr oder weniger anständig durchgeführten Waffenstillstand bedeutet, führt derselbe Handelsvertrag, der schon vor seinem Zustandekommen eine wütende Interessen-Schlacht unter den eigenen Volksgenossen darstellt, selbst durch sein Zustandekommen weder zum Waffenstillstand, noch gar zum Frieden. Ist die Berennung des einen Volksteils abgewiesen, so beginnt die förmliche Belagerung, die in ihrer Planung, Durchführung und in ihren Folgen unendlich grausigere Erscheinungen zeitigt und die Ausbildung des Volkscharakters viel verderblicher beeinflußt, als die einstigen Schlachtenkriege mit Belagerungen, Minensystem, Dynamit-Anlagen und Aushungern es je im Stande waren.

Oeffnen wir dagegen ein für alle Mal unsere Grenzen, weiß Jeder im Lande, daß in alle Zeiten hin dieser Zustand unveränderlich ist, wissen das in gleicher Zeit die anderen Länder, beziehentlich verfahren sie — was gar keinem Zweifel unterliegen kann — sofort oder sehr bald, nicht nur uns, sondern allen Völkern gegenüber ebenso: so werden sich unsere Einrichtungen überraschend schnell, dem gegebenen und festgiltigen Zustande entsprechend, zu einer denkbar vollkommenen Interessen-Wahrung, will sagen: zu einer Gleich-Berücksichtigung Aller, formen. Diese Formung trägt alsdann das Gepräge des Natürlichen; sie ist das Ergebnis einer durch keine Willkür, durch keine Vergewaltigung, durch keine Vorberechtigung beeinflußten Entwickelung. Erst, nachdem wir die Grenzwände niedergelegt haben werden, werden wir erkennen, welches Gewerbe, welche Beschäftigung die naturgemäßen, das heißt: die richtigen für unser Volk, beziehentlich für bestimmte Gegenden und Kreise unseres Volkes sind. In dem Maße, wie ein Erwerb des besonderen Schutzes bedarf, ist er vor dem Gesetz

des Natürlichen und Selbstverständlichen anfechtbar. Es ist d
eben nicht der Industriezweig, nicht der Erwerbszweig, nicht
Beschäftigungsart, auf welche die Verhältnisse hinweisen.

Eine solche Betrachtung darf nun nicht etwa zu der V
stellung führen, als würden in Zukunft gewisse Erzeugnisse n
in einem Lande oder einer Gegend, andere ausschließlich anders
hergestellt. Im Gegenteil: jedes Volk und unser deutsches V
ganz gewiß, wird in erster Linie bemüht sein, sich selbst zu e
nähren, und wird bemüht sein, mit seinen eigenen Kräften sei
eigenen Erzeugnisse zu verwerten. Nur nach Maßgabe wirklich
Bedarfs und nur zur Ergänzung des Fehlenden, nicht nach Lau
oder gar auf Grund geldgieriger Spekulation, werden wir n
den Boden- und Arbeits-Erzeugnissen anderer Länder verlang
Ein pflichtbewußtes Volk wird sich, das heißt: seine Ein
glieder, dazu erziehen, daß es vor Allem und vorerst die eige
Erzeugnisse und die eigene Arbeit verwertet. Ich meine, un
deutsches Volk soll gerade hierhin den anderen Ländern vorbild
werden. Diese Art Volkstreue nenne ich Patriotismus; d
Art Eigen-, meinetwegen sogar Sonder-Interesse nenne ich Va
landsliebe.

Aber, wie jede Liebe, so macht auch diese Halt an der Gre
zur Unvernünftigkeit. Ist das Verlangen nach nicht heimisc
Boden-Erzeugnissen vorhanden, oder weisen sonstige Verhältn
gebieterisch darauf hin, daß es thöricht wäre, sich dieser oder je
Einfuhr zu erwehren, dann wird man den Wink der Verhältn
verstehen lernen und wird sich dem Gottes-Gesetz fügen, das
zwar allerhand Unterschiedlichkeiten unter den Menschen erken
läßt, doch aber die „ganze" Erde der „gesamten" Menschheit
wies — ohne Zollgrenze.

Man spricht von gewissen vorberechtigten Interessen.
solche können selbstverständlich nur Interessen gedacht werd
welche ein für die Gemeinsamkeit vorwiegendes Interesse hal
Deren giebt es. Es ist kein Zweifel, daß der Gewinnung
Boden-Erzeugnissen — der Schaffung der Nahrung — un
ersten Gedanken gehören. Die Einrichtungen, die wir zur
friedigung dieses Hauptinteresses treffen, dürfen indes nicht

seitig das Dasein oder den Erwerb nur bestimmter Kreise oder gar das Wohlbefinden gewisser Einzelner schützen wollen. Jede Einrichtung muß umfassend an Alle und darf nur an Alle denken. Der maßgebende Gesichtspunkt für die unserer Ernährung dienenden Einrichtungen ist also nicht: ein wie großer Bruchteil der Bevölkerung ernährt „sich" vom Boden-Bebauen? Die Frage ist vielmehr die: sind die heutigen Auffassungen, Einrichtungen, Zustände geeignet, daß dieser Bruchteil „uns", uns Alle, — die Gemeinsamkeit — so ernährt, wie wir den Gesamtverhältnissen nach ernährt werden können? also ernährt sein wollen. Wir fragen also: giebt uns unser Deutsches Land 1. so viel Nahrung, als es nach dem heutigen Standpunkt aller nach dieser Richtung hin vorhandenen Wissenschaft geben könnte? und 2. reicht die bisher gelieferte (oder liefermögliche) Nahrung für unser Volk aus? Die erste Frage wird allseitig verneint. Einige sagen, unser Deutscher Boden könnte das Doppelte an Nahrung geben; Andere setzen eine kleinere, Andere eine noch größere Ziffer dafür ein. Weder einer der geehrten Leser, noch gar ich, weiß, wer Recht hat mit seiner Ziffer; Das aber wissen wir Alle: sehr viel mehr Nahrung könnten wir unserem Deutschen Boden entnehmen. Das Maß des Wieviel ist abhängig von der Kraft, die der Bebauung zur Verfügung steht. Und zwar: a) Kaufkraft zur Beschaffung von Mitteln für die Bodenverbesserung und Betriebsvervollkommnung, und b) Arbeitskraft (Menschen). Das erste Bedingnis, die Kaufkraft, führt zu der Selbstverständlichkeit: Niemand darf mehr Land besitzen oder in Benutzung haben, als er im Stande ist, so einträglich zu bebauen (oder sonst im Dienste der Gemeinsamkeit zu verwerten), wie wir es zu fordern berechtigt sind. Denn — darüber darf allerdings in einer sich christlich, oder gesittet, oder vernünftig nennenden Gemeinsamkeit kein Zweifel sein: Der Grund und Boden „gehört" von Gottes wegen Allen; die Einzelnen „besitzen" ihn nur.

Unterstützt wird eine vollkommenere Erfüllung des ersten Bedingnisses (Kaufkraft) durch die damit zusammenhängende gewaltige Erhöhung der arbeitenden Kraft. Nicht mehr nur acht Millionen erwerbsthätige Landbebauer, vielleicht doppelt so viel Köpfe und

viermal so viel Arme werden sich in den Dienst der
ernährung stellen. Ungezählte Hände werden (wieder) zum G
greifen. Viele Familien werden in mehr oder minderer
ständigkeit für ihre eigene Nahrung sorgen; die Uebrigen
bei genügender Anspannung der vorhandenen Gesamtkraft
gleich vollkommenerem Maße durch die Früchte des Lebens
sorgt sein, als bisher. Was, in Beantwortung der Fr
dann aber noch etwa an der notwendigen Vollständigkeit
Ernährung, sowohl in den Arten wie in der Menge, fehl
allerdings müssen wir einführen. Das aber mit Zoll ode
gabe oder sonst welchen Schwierigkeiten zu belasten, streitet
jedes vernünftig-religiöse Bewußtsein.

Die notwendige Wandlung in der unsere Zustände nach
Richtung hin heute noch beherrschenden Auffassung darf mai
etwa von neuen beengenden und schablonisierenden Gesetz
warten. Das Ersterforderliche ist, daß wir solche Gesetze un
richtungen, welche die angestrebte Entwickelung hemmen, bese
ohne Zögern und ohne Schwächlichkeit. Aus den sich d
für diese Fragen immer klarer und immer fester bildenden G
anschauungen heraus ergeben sich dann ganz von selbst die
lichen, vernünftigen, zeitgemäßen Einrichtungen, sowie die
erforderlichen Festsetzungen.

Daß der Uebergang zu derartigen Zuständen das w
Recht auch nur eines einzigen Volksgenossen kränken könnte
Niemand behaupten wollen. Daß vermeintliche Rechte d
angerührt werden, daß bisher giltige Anschauungen dam
getastet werden, das ist ja wahr. Darin aber liegt nicht
heiliges. Das Gottes-Gesetz fordert nicht eine selbstverstä
Erhaltung des Bestehenden von uns; das Gottes-Gesetz
zur Entwickelung auf, und es mahnt dann gebieterisch zun
geben bisheriger Vorstellungen und Einrichtungen, wenn
sundes und abgeklärtes Bewußtsein gegen das Bestehende
Nicht Diejenigen sind die Störer unserer — der Göttlich
Ordnung, die der Entwickelung die Bahn frei machen
Die „werden über sich ihr Urteil empfangen, die da
streben".

Daß die Vervollkommnung unserer Begriffe auf dem einen Gebiet bedeutsame Wandlungen auch auf anderen Gebieten bedingt, ist selbstverständlich. Vor Allem müssen berechtigte Anforderungen ausgeglichen, wirklichen Gefahren, die auch nur einem Teile unserer Volksgenossen drohen, muß begegnet werden. Unsere religiös berichtigten Vorstellungen über Boden-Anspruch, Boden-Eigentum, Boden-Besitz werden grundlegend für vielerlei Wandlung. Wir gelangen zu Forderungen, welche die Gemeinsamkeit, der der Boden vom Schöpfer zugewiesen wurde, an diejenigen Einzel-Glieder zu stellen berechtigt ist, welche inzwischen von dem Gesamt-Eigentum stückweise Besitz ergriffen haben.

Aus einer Regelung dieses Pflicht-Verhältnisses, und zwar grundlegend für unser Abgabewesen (Besteuerung) überhaupt, folgt wiederum, daß die Gemeinsamkeit die Verantwortlichkeit für die Verwertung der Bodenerzeugnisse insoweit gewährleistet, als dieselben der Volksernährung im Rahmen der Notwendigkeit dienen — auch gegenüber auswärtiger Zufuhr. Den etwaigen, namentlich in der Uebergangszeit schwer vermeidlichen Verlust trägt die Gemeinsamkeit, wie die Gemeinsamkeit von dem Augenblicke an immer und überall für den Schaden des Einzelnen eintreten wird, da der Einzelne sich seines Sonder-Interesses zum Vorteil der Gemeinsamkeit begeben hat.

Diese Verantwortlichkeit der Gemeinsamkeit im Verein mit deren Pflicht, Jedem im Volke das menschenwürdige Dasein zu sichern, führt folgezwingend zu einer Reihe noch anderer Begriffs-Wandlungen. Wir werden übergehen zur Rechnung nur noch mit wirklichen Werten; ein Gedankengang, der uns naturgemäß wieder dahin zurückführt, von wo wir ausgegangen: in den Schoß unserer Mutter Erde, deren geheimnisvolle Kraft unser irdisches Dasein erhält.

Andeuten nur will ich noch, wie heilsam für die Ertötung böser Instinkte das Oeffnen der Grenzen sein würde. Welche Unzahl von Uebelthaten in Gedanken und Handlungen wird beseitigt, wenn wir offne Grenzen, also nach dieser Richtung hin einerseits nicht mehr Bestimmungen zu geben und zu überwachen, von der anderen Seite sie nicht mehr zu übertreten, und von beiden

Seiten sie nicht mehr zu umgehen brauchen. Wieviel Kr
stünden der Gemeinsamkeit zu einer nutzbringenderen Thätig
zur Verfügung, als es die unausgesetzte Belästigung der eige
Volksgenossen — im großen wie im kleinen Stile — und
es ein unseliger Aufpasserdienst ist.

Vielleicht sorgen Manche angesichts der heutigen Erwer
losigkeit um die Unterbringung der kleinen Beamtenschar.
dürfen unbesorgt sein. Die erwachende Vernünftigkeit der Kult
welt wird uns zu Zuständen führen, die nicht nur dies kleine
amtenheer, sondern noch ganz andere Scharen zu heilsamer
wertung frei macht. Diese selben Zustände aber werden a
jede frei werdende Kraft verwendbar und dienstbar zu mac
wissen. Wieviel mal mehr Lehrer wir für unsere Jugend brauch
als wir heute haben, wird der Leser sich allein ausrechnen
schwerlich wird Jemand zu hoch greifen. Und weiter möge
geehrte Leser darüber nachdenken, wieviel Menschen mehr in
Dienst der Gemeinsamkeit (Volk und Gemeinde) oder in
schäftigung bei anderen Bundesgenossen treten könnten, wenn
die Arbeitslast, die heute durchschnittlich auf zwei Menschen r
auf drei, oder, wenn das nicht angängig wäre, wenigstens
drei Menschen etwa auf vier verteilten. Sie Alle zu erhal
fehlt es unserem Deutschen Lande nicht an Mitteln und unse
Deutschen Volke nicht an Kraft.

Sorgt man sich aber etwa um den durch Oeffnen
Grenzen verursachten Ausfall von Einnahmen, nun: dieselbe
kenntnis, die uns dazu führen wird, unsere Grenzen zu öff
wird uns auch lehren, den Bedarf der Gemeinsamkeit ohne je
Umweg von da zu fordern, wo Etwas vorhanden ist — n
von Gegenständen, die in dem Augenblicke, da sie unsere Gr
überschreiten, erst in den Dienst der Einzelnen treten sollen,
noch Niemand im Vaterlande etwas eingebracht haben. Erst, w
die Gegenstände herumgewandert und in festen Besitz oder Verbr
gelangt sind, können wir beurteilen, wer daran verdiente
Nutzen hatte. Von denen nur, die sich als kauffähig erweisen
erwiesen, darf die Gemeinsamkeit eine Abgabe fordern, und wird
aber stets im gerechten Verhältnis zur Kaufkraft, reichlich ford

Wenn es unmöglich ist, irgend einen Wandlungs-Gedanken allein zu behandeln, so wäre es auch ungerecht, wollte man Gedanken, wie die hier angedeuteten, außerhalb des Rahmens einer geschlossenen Gesamt-Anschauung benutzen. Wir stehen an der Wende zweier Welten. Gedanken, die dem Werdenden angehören, dürfen wir nicht unter den Gesichtspunkten behandeln, die für das Vergehende maßgebend waren.

Der Antrag Kanitz.*)

Die Menschen begreifen immer noch nicht, daß man zur Aktion erst übergehen kann, wenn das Material gesammelt ist. Man ist am Aktuellsten, wenn man die Anschauungen zur Reife fördert. Ich schicke voraus: Der Antrag Kanitz, wie er da ist, nein! Der Antrag aber, verankert in unserem vaterländischen Grund und Boden, gehört ganz selbstverständlich in das System unserer Zukunft hinein. Wie ist er entstanden?

Die heutigen Landwirte empfinden eine Einbuße an ihrer Einnahme. Sie finden, die Einbuße hat sich eingestellt, weil das von ihnen gebaute Korn ihnen nicht mehr so viel Reinertrag gab, wie bisher. Es galt im Preise weniger, und die Herstellungskosten wurden größer. Als ein wirksames Mittel gegen das Sinken des Getreide-Wertes erfand man den Schutzzoll. Der Staat belastete alles Getreide, das von außen in unser Land kommt, mit einem Zuschlag. Dadurch wird es teurer, und danach bestimmt sich dann der Wert des Getreides im Lande als ein höherer. Je höher der Schutzzoll ist, desto höher kann der Landwirt sein Korn verkaufen. Dieser Schutzzoll hat in der Höhe geschwankt. Russischer Handelsvertrag! Das Getreide kommt nun billiger ins Land. Daher ist das heimische Getreide billiger. Das Gesetz war gegeben. Auf zehn Jahre hinaus war der Preis bis zu einem gewissen Grade festgestellt. Der Landwirt mußte sich nun umsehen, wie er dem Schaden beikomme. Da

*) Vortrag im Germaniasaal, Berlin; 14. Januar 1895

sagte der Graf von Kanitz Folgendes: „Dem einzelnen Privatmann in Deutschland soll es nicht mehr gestattet sein, sich das Getreide von außen her so billig wie er kann, zu beschaffen sondern der Staat kauft jetzt allein das Getreide ein. Du kannst es natürlich so billig wie möglich kaufen, aber verkaufen wirst Du es nur so hoch, daß wir Bodenbebauer nun auch unsere Preise dementsprechend hoch gestalten können, so hoch, wie wir es für das Richtige halten.“ Diesen Gedanken, daß nicht mehr der Einzelne, der Börsenmann, der Zwischenhändler das Getreide kaufen darf, sondern nur der Staat, formuliert er nun in Gesetz-Paragraphen.

Fragen wir nach der Berechtigung dieses Gedankens, der im Antrag Kanitz liegt! Wir müssen zuerst unterscheiden. Nach der heutigen Auffassung unseres Lebens, nach der Berücksichtigung der Thatsache, daß wir im wirklichen Kriege Aller gegen Alle leben, daß der Mensch von Jugend auf nur dazu erzogen wird, so viel wie möglich zu verdienen, auf Kosten seiner Mitmenschen möglichst wohlhabend zu werden unter Aneignung auch des gröbsten Vorteils, kann man es den Leuten gar nicht verdenken, daß sie sagen: diese oder jene haben ihren Vorteil gehabt wir sehen nun, wieviel wir durchsetzen können.

Vom Standpunkt unserer Auffassung müssen wir die Frage teilen. Fassen wir die Männer, die den Antrag Kanitz vertreten als Erwerbsmänner auf, betrachten wir den Landwirt nur als Erwerbsmenschen, genau wie den Schuhmacher, den Beamten, so hat er keinerlei Vorberechtigung vor irgend einer anderen Erwerbsklasse zu beanspruchen. Fassen wir die Sache aber vom Standpunkte der Volkswirtschaft im höchsten Stile, sprechen wir nicht von den Landwirten als Personen, sondern von der Landwirtschaft, dann wird die Sache anders. Dann müssen wir sagen: Der Landwirt ist doch ein anderer als der Maurer Architekt usw. Auf der Landwirtschaft fußt unsere Volksernährung. Von diesem Gesichtspunkte aus bedarf die Landwirtschaft eines besonderen Schutzes.

Die Behandlung des Antrages im Reichstage. Ein durchaus parlamentarische, das heißt eine scheußliche. Es wurde

geschimpft. Keine würdige Behandlung. Auf der anderen Seite ein gänzliches Unverständnis für die Idee. Als besondere Begünstigung einer Erwerbsklasse wurde der Antrag bezeichnet. Es ist zu verstehen, daß er nicht durchging. Aber nicht zu verstehen ist, daß die Gegner des Antrages gar nicht versuchten, in den Gedanken sich zu vertiefen. Daran haben die Vertreter des Antrages die meiste Schuld. Der Antrag schwebt in der Luft. Sie hatten den Gedanken nicht zu Ende gedacht, die Idee nicht verankert. Sie genierten sich außerdem auch, nur zuzugestehen, daß dieser Gedanke mit anderen Bestrebungen eine gewisse Aehnlichkeit hat. Man fühlte, wie es ihnen unangenehm war, wenn das Wort „sozial" in den Mund genommen wurde. Sie konnten nicht mit der Kraft des Idealismus auftreten.

Zunächst ist die Frage zu erörtern, ob der Antrag vereinbar ist mit den bestehenden Handelsverträgen. Man hat ihn als Vertrauens- und Vertragsbruch bezeichnet. Nicht ohne Recht. Maßgebend für den Standpunkt unserer Volksvertretnng mußte das Wort des Mannes sein, der den Vertrag abgeschlossen hat, Caprivis. Der mußte doch wissen, mit welcher Auffassung er den Vertrag unterzeichnete. Dieser erklärte, daß man uns der nicht ehrlichen Treue, der nicht redlichen Gesinnung im Auslande mit Recht zeihen würde, wenn wir den Antrag Kanitz annähmen. Aber diese maßgebende Meinung wirkte nicht. Es wurde gesagt, daß die Landwirte danach strebten, sich als besondere Staatspensionäre zu etablieren. Nicht ohne Recht. Denn wenn diese Landwirte nachgewiesen hätten, daß sie jeder anderen entstandenen Not beigesprungen wären, zum Beispiel der Not der Weber, daß sie, wo und wie sie von einer Not gehört, zugegriffen hätten, dann hätte sich die Sache wohl besser verteidigen lassen.

Es wurde nicht ohne Grund nachgewiesen, daß dieser Antrag nicht Rücksicht nehme auf den ärmsten Teil unserer Bevölkerung, daß das Brot eine Verteuerung erführe. Man warf den Konservativen eine schlechte Taktik vor. Wenn der Feind eine schlechte Taktik betreibt, freut man sich doch sonst.

Einigen schmeckte die Sache zu sehr nach dem sozialdemokratischen Zukunftsstaat. Sehr richtig sagte Einer, daß der Antrag

die Landwirte selber sehr schädigen würde. Die Arbeiter würde[redacted] höhere Löhne verlangen.

Von Caprivi selbst wurde nachgewiesen, daß die Herstellungs[redacted] kosten in einer abweichenden Art berechnet seien. Die ostelbischer[redacted] Vertreter des Grundeigentums hatten vorher die Tonne Weizen[redacted] mit 160 Mark berechnet. Der Antrag Kanitz berechnet sie um[redacted] 56 Mark höher, Hafer ist um 35, Roggen um 25 Mark minder[redacted] berechnet worden. Das wirkte auf das Ganze. Caprivi meinte, es bedeute einen Eingriff in die Rechte der Einzelstaaten. Wenn wir aber eine Einrichtung als notwendig erkennen, so darf uns die Verfassung nicht abhalten.

Der Reichskanzler fand es komisch, der Chef einer großen Getreidehandlung sein zu sollen. Er verkauft doch Briefmarken, hat Petroleum- und Kaffeezölle usw., er steht an der Spitze einer ganzen Menge Institute.

Das Ergebnis der Verhandlung war, daß 156 Stimmen für die Ablehnung und nur 46 für den Antrag eintraten. Der Antrag ist an die wirtschaftliche Vereinigung des Reichstages gegangen, um dort abgeändert zu werden.

Wie gelange ich nun zu dem Antrag? Wie meine ich, daß er zu verankern ist, und warum erwärme ich mich für diese Sache?

Mein Gedankengang: Wir betrachten die Gemeinsamkeit wirklich als solche. Wir kennen wirklich ein Volk als geschlossenes Ganzes mit gemeinsamen Pflichten. Als diese Gemeinsamkeit sind wir uns der Pflicht bewußt, für das menschenwürdige Dasein Aller — jedes Einzelnen im Volke — zu sorgen. In dem Augenblick, da wir uns dieser Pflicht bewußt sind, haben wir auch das Recht, nach den erforderlichen Mitteln uns umzusehen.

Unser ganzes Leben wurzelt in unserem Grund und Boden. Es kommt nichts aus der Atmosphäre; es wächst Alles heraus aus dem Grund und Boden. Wir Menschen selbst sind erdgewachsene Geschöpfe. Deshalb hat die Gemeinsamkeit das Recht, die Pflicht zu sagen: Grund und Boden gehört uns. Wir, das deutsche Volk, die wir von jetzt ab sorgen, daß Niemand mehr

hungert, wir erklären uns für Eigentümer des Grund und Bodens, der uns die Gewähr giebt, daß Niemand mehr hungert.

Ob wir diese Auffassung aus einem biblischen Wort herleiten, wonach Gott dem Volke das Land gab, auf dem es wohnte, oder ob wir es aus unserer Vernünftigkeit begründen, aus der Erkenntnis, das deutsche Volk sei der Eigentümer des deutschen Grund und Bodens, — in jedem Falle erklären wir uns aus eigenem Recht als Eigentümer des deutschen Grund und Bodens. Da braucht man gar nicht von Bodenverstaatlichung in dem Sinne zu reden, wie man oft meint, daß der Staat anfange, allen Grund und Boden selbständig zu verwalten und Jedem ein Stückchen Boden zuweise. So nicht. Ich habe mir den Gedanken so zurecht gemacht, daß sich die Gemeinsamkeit als den Lehnsherrn betrachtet und die heutigen Besitzer als Lehnsmänner.

Niemand braucht die Scholle zu verlassen. Selbst in die angemaßten Rechte braucht nicht eingegriffen zu werden. Die Gemeinsamkeit sagt: Ich gebe dir das Recht, Nutzen aus dem Boden zu ziehen, verlange aber dafür ein Entgelt. Die Höhe des Entgelts wird man nicht danach bestimmen, wieviel jedem augenblicklichen Besitzer die Sache einbringt, denn er könnte ja ein schlechter Verwalter sein, er könnte da, wo Weizen wachsen könnte, bloß seine Hirsche weiden lassen, -- er könnte mitten an der Straße, wo das Haus gebaut werden könnte, aus Lust oder Laune oder um zu spekulieren, die Bodenstelle unbebaut lassen; — sondern man wird sagen, dieses Stück Land hat für die Gemeinsamkeit den und den Wert, und danach wird das Entgelt bestimmt. Man wird ferner verlangen, daß Jeder das Stück Land nach besten Kräften und nach allen vorhandenen Mitteln ausnutze, den Volkswohlstand auf das Beste fördere.

In dem Augenblick nun, da Jemand mit einem Stück Land belehnt ist, hat er das volle Recht, von seinem Lehnsherrn einen Schutz zu verlangen. Die Gemeinsamkeit muß dafür sorgen, daß sein Getreide verwertet werde, sie hat die Arbeit vor einer Entwertung zu schützen. Die Gemeinsamkeit wird weiter sagen: Ich muß dafür sorgen, daß nicht von auswärts anderes Getreide

kommt; ich muß verhindern, daß jeder Einzelne Getreide komm läßt oder herschickt; ich muß alles Getreide, das an den Grenz ankommt, festhalten und in eigene Verwertung nehmen. Das der Gedankengang. Und nun ganz kurz. Zunächst teilt d Bodenbesitzer, der Bodenbebauer der Verwaltung mit, wievi Getreide er im bevorstehenden Jahre abzuliefern gedenkt, wievi er für die Volksernährung geschaffen hat. Die Verwaltung k rechnet, wieviel auf vaterländischem Boden gewachsen ist und wi viel fehlt. Sie muß also wissen, wieviel noch dazu gekau werden muß. Die Verwaltung bestimmt ferner den Preis, d heißt den Abnahmepreis, den sie dem Einzelnen für das Getrei geben will. Er richtet sich nach den Herstellungskosten. Und ist nun dem Landwirt überlassen, ob er sein Getreide zu de Preis an die Verwaltung abliefern will oder direkt an d Bäcker.

Die Verwaltung geht nun auf den Getreidehandel, d heißt auf den Einkauf aus. Sie betrügt selbstverständlich nic die auswärtigen Völker, handelt aber im Interesse des eigene Sie sucht das Getreide so billig wie möglich von auswär zu bekommen. Sie giebt das auswärtige Getreide an die i ländischen Käufer ab für den Preis, für den das inländisc Getreide verkauft wird. Es hat keiner Nachteil davon. N der Gemeinsamkeitssäckel, also wir gewinnen dabei. Die G meinsamkeit muß sich wirklich zum Besitzer des Grund u Bodens erklären. Nur dann hat der ganze Gedankenga Berechtigung.

Welches sind die Folgen dieser ganzen Einrichtung? D natürliche Recht ist dann wieder hergestellt, daß Grund u Boden nicht das Eigentum eines Einzelnen sein darf. D dieser Auffassung, daß wir Alle teilhaben am Grund u Boden, kehren wir wieder zur Natur zurück. Wir fühlen Al daß wir Anwartschaft haben auf das Land, betrachten uns a dem Boden entwachsene Geschöpfe. Wir werden damit sehr ba lernen, daß wir außer der Offenbarung unserer Erkenntnis n eine Offenbarung kennen, die Natur. Unsere ganze Auffassu wird eine andere.

Wir erhalten dadurch einen natürlichen Wertmesser. Wie kann denn Gold oder Silber Wert bekommen? Wir brauchen das Brot, das uns Nahrung ist, zum Leben. Darum ist das Brot der natürliche Wertmesser. Wir gelangen dazu, daß, wer heute ein zu großes Stück Land sein Eigen nennt, wer heute mehr sein Eigen nennt, als er rationell bewirtschaften kann, daß der vom Zuviel abtreten muß. Wir müssen daher dafür sorgen, daß Alles rationell bewirtschaftet wird. Es werden dann mehr Menschen mit der Landwirtschaft beschäftigt. Wir kehren zur Spatenkultur zurück. Diese Spatenwirtschaft hebt den Volkswohlstand. Die Bodenspekulation wird ihr Ende erreichen. Auf der anderen Seite werden die Hypotheken mit belastet werden. Der Hypothekenbesitzer ist doch Besitzer vom Grund und Boden. Die jetzt ohne eine Hand zu rühren kolossale Einnahmen haben, müssen dann das Entgelt zahlen. Wir werden billiges Brot haben und niemals eine Hungersnot kennen. Der Ertrag wird sich bedeutend heben; denn wir wissen zur rechten Zeit, wieviel wir brauchen.

Nun noch die Einwände, die man macht. Man wird sagen: Ja, die Anderen, die kein Korn bauen, haben doch dasselbe Anrecht auf Schutz. Die Gemeinsamkeit wird ja bald merken, ob die Häuser noch den Wert haben und wird das Entgelt herabsetzen. Dann sinken auch die Mieten, und die Läden werden wieder besetzt werden. Wenn heut 1700 Wohnungen leer stehen in Berlin, so ist doch nicht gesagt, daß nicht sehr viel mehr Platz gebraucht würde. Die Gemeinsamkeit hat nur die eine Pflicht, daß sie dem Hausbesitzer sagt: Wenn Du das Entgelt nicht zahlen willst, müssen wir das Haus übernehmen.

Man wird ferner sagen: So gut wie man Grund und Boden als Gemeinsamkeitsgut erklärt, kann man doch die Maschinen, Fabriken, Werkzeuge, alles das, was die übrigen Werte erzeugt, für Gemeinsamkeitsgut erklären. Nein! Da ist ein Unterschied. Grund und Boden haben wir vorgefunden. Das Andere ist menschliche Arbeit. Wir können uns damit begnügen, Grund und Boden für Gemeinsamkeitsgut zu erklären. Andernfalls könnten wir alle Güter für Gemeinsamkeitsgut er-

klären und kämen zum Kommunismus. Auch alle geistig Werte könnten wir dann für Gemeinsamkeitsgut erklären.

Wir müssen eine Grenze ziehen. Maßgebend dafür ist Erkenntnis, die in der Gemeinsamkeit zum Durchbruch gelan

Abgaben.*)

Eine zur Vernünftigkeit erwachte Zukunfts-Gemeinsamk wird das ganze heutige Steuer- und Besteuerungs-Syste aufgeben.

Wozu neben den direkten Abgaben noch indirekte? wo neben dem graden, dem gegebenen, dem natürlichen Verfahre wonach Jeder seinen Kräften gemäß zu den Gemeinsamkeits-Au gaben beisteuert, noch ein indirektes, umständliches, auf Unbi Ungerechtigkeit und Täuschung aufgebautes Umweg-Verfahre wonach der Einzelne heimtückisch, oft sogar grausam, in Anspru genommen wird; teils so, daß er es merkt, sich also ärger teils so, daß er es nicht merkt, also hintergangen wird. Wi es schon das ganze Herz und das ganze Hirn der besten Denk in Anspruch nehmen, um für das gradlinige und vernünfti Verfahren ein, menschlicher Möglichkeit entsprechend, wirklich g rechtes System zu ersinnen, so ist jegliches krummlinige Ve fahren, so viel man auch daran herumkünstelt, ein schon in seinc Ursprungs-Gedanken ungerechtes, oft geradezu verwerfliches.

Belasten wir die Einführung derjenigen notwendigen, o auch nur von uns gewünschten Ernährungsmittel und die s zu unserem materiellen Wohlbefinden erforderlichen Gegenstä welche der heimatliche Boden und die vaterländische Arbeit n selbst liefern, mit einer Steuer, so peinigen wir uns selbst geradezu thörichter Weise; das Verfahren wird verwerflich, w wir die ohnehin schon minderkräftigen Volksgenossen unter ei solchen Besteuerung mit leiden lassen, indem wir Dinge besteu

*) „Versöhnung" Nr. 18; 1894.

(bezollen), die ihnen unentbehrlich sind; die Gemeinsamkeit bereichert sich dadurch auf Kosten der Schwachen.

Selbst die Belastung solcher von auswärts kommenden Boden- und Arbeitserzeugnisse, die wir auch im eigenen Lande haben und schaffen, ist nicht richtig. Ist die Einfuhr als Bedarfs-Ergänzung notwendig, so ist es geradezu widersinnig, sie zu belasten. Insoweit es sich dabei um unentbehrliche Ernährungsgegenstände handelt, hat es die Gemeinsamkeit in der Hand, durch Selbstverwaltung derselben die Ernährung Aller sicher zu stellen, ohne den Bodenbebauer, aber auch ohne den Gemeinsamkeitssäckel zu schädigen. Insoweit aber es sich um Einführung anderer, minder notwendiger Dinge handelt, wird der Fortfall jeglicher Bezollung dazu dienen, die heimatliche Arbeit zu stärken, indem sie auf sich, beziehentlich auf den Wettbewerb angewiesen wird. Gut vaterländische Gesinnung vorausgesetzt, die sich nicht mehr nur in nationaler Wort-Begeisterung austobt, sondern ein ehrliches Herz für die redliche Arbeit der Volksgenossen bethätigt, indem sie die vaterländischen Erzeugnisse so lange bevorzugt, als das Preis-Mißverständnis kein zu grobes wird, kann in dem Fortfall jeglichen Schutzzolles keine Gefahr liegen. Eine Arbeit, ein Unternehmen, eine Industrie, die eines unausgesetzten, künstlichen Schutzes bedarf, ist vor die Frage innerer Berechtigung gestellt. Dieser Wahrheit gegenüber ist es ungleich tapferer, und auch weiser, den Verhältnissen rechtzeitig und kühn ins Auge zu schauen und sich um anderweite Verwertung der Volkskraft zu kümmern. Darin, daß etwa eines Tages einige Schornsteine im Lande weniger rauchen, dürfen wir so lange kein Unglück erblicken, als wir gewiß sind, daß die bisher auf die erloschene Fabrikesse angewiesenen Menschen — vom Besitzer abwärts — in ihrem Erwerb gesichert sind, wenn sie den Spaten in die Hand nehmen, oder sich sonst in den Dienst der Gemeinsamkeit stellen, die noch genug ihrer Zugehörigen ernähren kann. In dem Umstande aber, daß die Gewinnzettel abschneidende Papierscheere etwas weniger arbeitet, beziehentlich, daß die mühelos erbeuteten Papierstückchen nicht mehr so goldschwer wiegen, wird der rechtschaffne Deutsche kein nationales Unglück sehen.

Insoweit wir nun gar den Handel und Wandel im eigenen Lande, die Arbeit oder irgend eine Kraftäußerung und Schaffensfreudigkeit mit einer Steuer belasten, begehen wir ungefähr dieselbe Unvernunft, als wenn wir einem vor den Wagen gespannten Pferde den schweren Sack auf den Rücken statt in den dahinter rollenden Wagen legen würden. Zu meinen, durch derartige Besteuerungen gleichzeit irgend einem Uebel: dem Wucher, der widerlichen Erwerbswut, der leichtfertigen Gewinnsucht oder Untugenden nach anderer Richtung hin zu begegnen, ist arge Verblendung. So wenig, wie ein Verurteilter durch die Strafe an sich innerlich gebessert wird, so wenig können derartige Besteuerungsmaßregeln irgend einem inneren Uebel beikommen; ganz abgesehen davon, daß jede derartige Steuer die Umgehung herausfordert, also schon dadurch in hohem Grade unmoralisch wirkt. Dem Uebel kommt nur die Erziehung bei.

Grade so fehlerhaft sind sogenannte Luxussteuern. Schon im Worte liegt eine Art Bestrafung; fein empfindende Naturen fühlen sich dadurch abgeschreckt, sich in ihren, keineswegs immer verwerflichen Ansprüchen und Wünschen frei auszuleben. Was ist Luxus? In gewissen Grenzen und unter gewissen Umständen genossen, beschafft oder ausgeübt, kann Etwas höchst vernünftig sein, was unter anderen Umständen und in anderer Beleuchtung als jreventlicher Luxus erscheinen müßte. Vernünftige Handlungen, eine den Verhältnissen nach verständige Lebensführung aber auf Schritt und Tritt mit einer Sondersteuer belastet zu sehen, muß erbittern; die Wohlhabenheit an sich wird ja überhaupt vorweg und ausgiebig durch die direkte Abgabe in Anspruch genommen werden. Der Verschwendungssucht und der prahlerischen Eitelkeit kommt man mit einer Luxussteuer gewiß nicht bei; man reizt Beides nur dadurch zu noch häßlicherer Entfaltung. Und auch die Schlemmerei, die Völlerei, das Prassen bekämpft man mit solchen Mitteln nicht — da hilft auch wieder nur eine vorbeugende Erziehung. Nebenbei ist auch eine Luxussteuer durchaus unmoralisch: Abgesehen davon, daß sie, wie jede Steuer, zur Umgehung verleitet, bereichert sich die Gemeinsamkeit grade durch diese Steuer auf Kosten wirklicher oder vermeintlicher Untugenden

ihrer Bürger; und da gute Steuerzahler in gewissem Grade immer noch ein besonderes Ansehen genießen, würden sich die Luxushelden schließlich noch als hervorragende Stützen der Gemeinsamkeit betrachten.

Von einer Wehrsteuer gar nicht zu sprechen. So lange die Ueberzeugung, daß der Schlachtenkrieg eine überwundene Erscheinung ist, noch nicht die herrschende ist, müssen wir selbstverständlich eine Wehrmacht erhalten. So lange darf aber auch von keiner Verminderung, Abschwächung, gar etwa von Miliz oder sonstigen sogenannten Uebergangs-Einrichtungen die Rede sein. So lange auch gilt das Waffen-Handwerk als vornehmstes; so lange auch gilt die Ausübung desselben als ein Recht, als ein Vorzug, als höchste vaterländische Genugthuung. Unter solcher Auffassung Denjenigen, der durch körperliche Untauglichkeit des Rechtes, die Waffen zu tragen, verlustig geht, obendrein noch steuerlich zu belasten, ist grausam. Man sollte im Gegenteil darauf sinnen, wie man — so lange einmal noch eine Wehrmacht besteht — Jedem das Recht sichert, dem Vaterlande, wenn nicht mit der Waffe, so ausgleichend in einer anderen Weise zu dienen. Denjenigen aber, der sich des Rechtes, die Waffen zu tragen, durch ehrlose Handlungen beraubt hat, steuerlich zu bestrafen, ist einer vornehmen Nation unwürdig. In jedem Falle würde eine Wehrsteuer der Hoheit des deutschen Soldatentums noch kurz vor seinem Abscheiden aus unserem nationalen Leben einen häßlichen Abbruch thun.

Erbsteuer? — An sich vielleicht, neben der einen direkten Abgabe, die berechtigtste; dann namentlich, wenn sie die Selbstständigkeit, das Selbst-Schaffen, das Selbst unter allen Gliedern unseres Volkes wirksam anzuregen geeignet wäre, indem jede Generation auf sich selbst angewiesen wird. Eine weise, Alles erledigende direkte Steuer wird indes auch die Erbsteuer überflüssig machen; durch ihr Aufgeben wird vielem Aergernis vorgebeugt.

Also nur die eine direkte Abgabe. Die leitenden Gesichtspunkte für eine solche Abgabe sind: Die Bedürfnisse der Gemeinsamkeit müssen gedeckt werden; die Verteilung der Last muß eine

dem wirklichen Können gemäß, peinlich gerechte sein; das Verfahren muß ein klares und glattes sein — aus der Belastung darf keine Belästigung entstehen.

Wie für alle eines mündigen Volkes würdigen Einrichtungen, so ist es auch für unser zukünftiges Abgabe-Verfahren ein Grund-Erfordernis und ganz notwendige Voraussetzung, daß wir uns der Pflicht, zu den der Gemeinsamkeit obfallenden Ausgaben beizusteuern, willig und ohne jedes Gefühl der Verstimmung unterziehen; wer viel dazu beiträgt, darf sich unter allen Umständen für den Bevorzugteren halten — er ist der Kräftigere. Wir betrachten die Abgabe nicht als einen Zehnten, der uns zu Gunsten eines Gewalthabers abgenötigt wird; auch nicht als einen Zoll, der uns Zwecks Befriedigung uns gleichgültiger Interessen abgefordert wird. Wir „geben ab" von Dem, was wir haben, und zwar so viel, als — unseren Kräften entsprechend — die Gemeinsamkeit zu Zwecken ihrer Ausgaben von uns fordert; wir „steuern bei" zu den uns Alle gleichmäßig interessierenden Einrichtungen und Bedürfnissen der Gemeinsamkeit; und zwar steuern wir Alle gleichmäßig bei, indem Jeder nach seiner Kraft beiträgt. Sache der Erziehung ist es, die richtige Anschauung und Gesinnung auch in dieser Beziehung in uns zu befestigen.

Besitzsteuer oder Einkommensteuer? — Die Besitzsteuer allein würde nicht ausreichen, oder würde zu großen Härten führen. Die Einkommen- (Erwerbs-) Steuer reicht aus, wenn sie entsprechend eingerichtet wird. Will man aber unter entsprechender Verringerung der Einkommensteuer auch den Besitz belasten, so könnte man das nicht als ungerecht bezeichnen; es könnte dabei indes nur der Besitz in Frage kommen, der nicht im Dienst der Arbeit steht; also der tote Besitz. Andererseits halten wir unbedingt an dem Satz fest (Nr. 2 und 17), daß die Gemeinsamkeit sich als Eigentümerin ihres vaterländischen Grund und Bodens betrachtet. Das Entgelt, das von Denen zu entrichten ist, denen die Gemeinsamkeit Teile ihres Eigenstums zur Nutznießung überläßt, wird als ein Teil der einzigen, dirkten Abgabe betrachtet. Daß auch der eben erworbene (tote) Besitzgegenstand bereits eine Einkommensteuer an sich, ist klar — er wurde

vom Einkommen erworben; es wäre dies derart zu berücksichtigen, daß ein neu erworbener Besitzgegenstand nicht in der selben Steuer-Periode belastet werden dürfte. Die Belastung dürfte überhaupt, will man Handel und Wandel nicht schwer schädigen und die Lust am Kaufen, also die Unterstützung der Arbeit, nicht unterbinden, eine nur sehr geringe sein; sie dürfte wohl auch erst jenseits der Grenze beginnen, die wir als Durchschnitts-Besitz-Anspruch bezeichnen. Schließlich erwächst für die Gemeinsamkeit aus einer Besitz-Besteuerung auch die Pflicht, jederzeit jeden Besitzgegenstand ihrer Einzelglieder, den sie steuerlich belastet, als dessen Oberst-Inhaberin sie sich also gewissermaßen betrachtet, auf Antrag des Besitzers für den Preis zu übernehmen, der als Wert festgesetzt wurde. Daraus ergiebt sich, daß alle Besitzgegenstände von vornherein nur nach dem Wert eingeschätzt werden dürfen, den sie für die Gemeinsamkeit haben; der Wert, den ein Gegenstand für den Besitzer hat, kommt bei der Abschätzung nicht in Frage.

Einkommensteuer. Jeder soll beitragen. Die Gemeinsamkeit wird Einrichtungen treffen, die Jedem, der sich nicht selbst dagegen auflehnt, ein das menschenwürdige Dasein sicher stellendes Einkommen verschaffen. Davon giebt er ab. Die Fähigkeit abzugeben wächst Natur-gemäß mit dem Einkommen; das Natur-Gemäße liegt hier aber nicht in der Gleichmäßigkeit des Wachsens, sondern in der sprungartigen Steigerung; dergestalt, daß mit jedem Tausend oder Hundert Mark Mehr die Abgabekraft sich nicht nur „dementsprechend", also durch einfaches Hinzu-zählen, erhöht; sie verdoppelt, verdreifacht, verzehnfacht, verhundertfacht sich, je höher hinauf unsere Einnahmen über das Nothwendigste oder über ein Durchschnitts-Einkommen oder über ein zum behaglichen Wohlsein erforderliches Einkommen hinausgehen. Erst in dem „Mehr" jenseits der Dürftigkeit oder jenseits des für den Einzelnen zwingend Gebotenen liegt die Wohlhabenheit; jedes erhöhte Mehr stellt schon Reichtum dar. Wie weit dabei freilich unsere heutige Gewöhnung, wie weit dabei wirkliche oder auch nur vermeintliche Sonder-Pflichten, wie weit die Anschauungen, in welche wir hineingeboren und für die wir sorgfältig erzogen wurden, wie weit die mit uns verwachsenen Einbildungen und Wahnvorstellungen, Vor-

urtheile und Vernunftwidrigkeiten, inwieweit ein nur allmählich mögliches Zurückschrauben bisheriger Verhältnisse unsere ganze Auffassung nach dieser Richtung hin heute noch beeinflussen, ist eine andere Frage. Eine vernünftige, eine wirklich religiöse Erziehung, eine ernste, sich nicht schonende Selbsterziehung wird hier Wunder bewirken, ohne daß wir der von Gott gebotenen — Andere sagen: von der Natur uns vorgezeichneten — jedenfalls also Gesetz-gemäßen Ungleichheit der Lebensführung ein Ende bereiten wollten oder auch nur je könnten. Ueber die Grenzen der Unterschieblichkeit einer Lebensführung unter denselben Volksgenossen wird uns unsere Vernünftigkeit belehren; die Linie, unter die Niemand versinken darf, zeigt uns unser religiöses Bewußtsein an.

Wir müssen also nach einem System suchen, das jedes Mehr nicht nur um den gleichen, sondern um einen wachsenden Satz belastet; auch dies Wachsen darf nicht gleichmäßig sein, und es muß noch bis in die höchsten Einnahmen hinauf sich steigern. Giebt Jemand von seinem insgesammt 1000 Mk. betragenden Jahres-Einkommen 1 Mk. ab, so darf Derjenige, der 2000 Mk. hat, nicht nur 2 × 1 Mk. abgeben; er muß gerechter Weise von dem ersten Tausend 1 Mk., von dem zweiten Tausend aber schon 2 Mk., also im Ganzen 3 Mk. abgeben; der Nächste giebt von seinem dritten Tausend 3 Mk., im Ganzen also 6 Mk. ab. Fährt man nun so fort, so wird es Jeder zwar richtig finden, daß ein Einkommen von nur 1000 Mk. nur 1 Mk., ein Einkommen von nur 3000 Mk. nur 6 Mk. beisteuert; man wird es aber schwerer begreifen, daß auf diese Weise ein Einkommen von 10000 Mk. nur 55 Mk. beisteuert, so daß dessen Besitzer noch 9945 Mk. zu verthun hat, während der Andere nur 2994 Mk., der Erste gar nur 999 Mk. behält. Man wird also mit den Abgabesätzen springen; etwa, wie es ganz im richtigen Gefühl liegt, so, daß man nach den ersten 3000 Mk. Einnahme von jedem weiteren Tausend 10 Mk. mehr, also von einer

4000 Mk.-Einnahme: 1 + 2 + 3 + 10 = 16 Mk.,
5000 „ 1 + 2 + 3 + 10 + 20 = 36 Mk.,
6000 „ 1 + 2 + 3 + 10 + 20 + 30 = 66 Mk.

und in dieser Weise weiter, fordert. Bei diesem Springen

fordert eine Einnahme von 10 000 Mk. zwar immer erſt 286 Mk.; ſpringt man aber in derſelben Weiſe weiter, ſo daß man vom elften bis zwanzigſten Tauſend den Satz um je 30 Mk., vom einundzwanzigſten bis dreißigſten Tauſend um je 40 Mk. und ſo fort ſpringen läßt, ſo würde der Einkömmling von 25 000 Mk. für ſein 25. Tauſend ſchon 426 Mk. und im Ganzen 3 886 Mk. zahlen, und bereits das 40. Tauſend würde 976 Mk., ſein Beſitzer aber im Ganzen 14 336 Mk. abgeben müſſen. Ob das zu viel iſt, darüber wird man verſchiedener Anſicht ſein, je nachdem, ob man nur die Abgabe oder nur das Uebrigbleibende anſieht; es bleiben noch 26 264 Mk. jährlich zu verthun. Man muß Beides anſehen und ſich dabei ſagen, daß eine ſo hohe Inanſpruchnahme durch die Notwendigkeit nicht geboten, alſo falſch iſt. Nach heutigen Sätzen zahlt ein einfacher Millionär, deſſen Einkommen alſo etwa 40 Tauſend Mark beträgt, allerdings nur gerade den zehnten Theil, nämlich 1360 Mk. Abgaben, und erſt ein jährliches Einkommen von 350 000 Mk., alſo der neunfache Millionär, zahlt den Betrag, zu dem wir durch den raſch geſteigerten Sprung gelangt waren; das iſt zu wenig.

Bemißt man die Satzſprünge dagegen weniger groß, ſo ſteigern ſich die Abgaben von den folgenden Tauſenden langſamer; wir kommen dadurch leicht mit dem Gerechtigkeitsgefühl in Widerſtreit, ganz abgeſehen davon, daß die Geſamteinnahme ſich verringert. Bleibt man gar etwa vom erſten Tauſend an bei dem gleichmäßigen Sprung von je einer Mark für das Mehr-Tauſend, ſo würde man zwar erſt von Demjenigen, der eine ganze Million jährlich zu verthun hat, von dem letzten ſeiner tauſend Tauſend — 1000 Mk. einbehalten, aber ſelbſt Das käme einer Beſeitigung der großen Vermögen gleich. Ob Das das Richtige wäre, ob Das im Intereſſe der Gemeinſamkeit liegt, iſt doch fraglich. In der Gegenwart — und nur aus ihr heraus kann ſich die Zukunft entwickeln — hängen noch gar zu viel Volksgenoſſen mit ihrem Daſein von der gewaltigen Einnahme Einzelner ab. Ein jäher Wandel in dieſer Beziehung würde unvernünftig ſein; die Vernünftigkeit, das Gemeinwohl entſcheidet, nicht, was etwa dem Einzelnen erwünſcht erſcheint.

Wir dürfen bei dem System, das wir zu ergründen haben, nicht darnach trachten: wie verringern wir das Einkommen der Reichen? nur darauf müssen wir sinnen: wie sichern wir Jedem im Volke das menschenwürdige Dasein? wie gewährleisten wir jedem Volksgenossen das Leben-können? wie ermöglichen wir Allen im Vaterlande die Mensch-entsprechende, die geweihte Lebensführung? Was zu diesen und den sonstigen vaterländischen Einrichtungen notwendig ist, das beanspruchen wir — nicht mehr, das aber nach dem Verhältniß der Kraft. Nicht mit Neid oder Scheelsucht auf Diejenigen blicken, die mehr ausgeben und mehr verthun können, als wir; nur mit ernsten und entschlossenen Abhilfe-Gedanken auf Diejenigen sehen, die wirklich Noth leiden. Eingegriffen muß werden — darüber darf kein rechtschaffener Mensch im Vaterlande im Zweifel sein; ganz sicher Keiner, der sich Christ nennt, oder sonst zu den gesitteten Menschen gezählt sein will. Jedem Das gönnen, was er hat, rechtschaffen einnimmt, ehrlich erwirbt; dafür aber auch unerschrocken mit den Forderungen hervortreten, die wir aus unserem religiösen Bewußtsein heraus an die Bevorzugten zu Gunsten des Ganzen stellen dürfen — nicht als Wohlthätigkeit, sondern als Gerechtigkeit, als einzig gültige Religion gedacht.

Solcher Auffassung gegenüber giebt es keine, gar keine Ausnahme. Daß ein Preuße, oder ein Bayer von der Abgabe-Pflicht auch dann noch befreit bleiben möchte, wenn aus dem heute sich christlich nur „nennenden" Staat eine wirklich religiös gesinnte Gemeinsamkeit geworden ist, ist undenkbar. Wer sich weigert, seiner Zugehörigkeits-Pflicht zu genügen, schließt sich von der Gemeinsamkeit aus. So wenig, wie ich es je begriffen habe, daß unser hoher Adel es über sich ergehen ließ, daß er von der Pflicht, den vaterländischen Boden gegen Feinde zu vertheidigen, befreit war — eine Kränkung des Deutschen Wehr-Gedankens, ein Widerspruch mit der Thatsache, daß unsere Könige ihren zehnjährigen Söhnen den Waffenschmuck anlegten, so wenig Verständnis habe ich für den Gedanken, daß Fürsten, oder wer sonst sich zum Vaterlande bekennt, sich die Befreiung von einer Beisteuer zu den Gemeinsamkeits-Ausgaben gefallen lassen, wenn auch die Befreiten

diesen Ausfall durch freiwillige Leistungen aller Art oft tausendfach einholen.

Daß Derjenige, der arbeiten kann, sich das Recht auf Sicherstellung seiner Daseins-Bedingungen nur durch Gegenleistung — Arbeit — erwirbt, ist selbstverständlich. Es giebt keinen arbeitsfähigen Menschen, der sich dieser Gegenforderung widersetzen wird, sobald wir unsere Gesamteinrichtungen auf einer wirklichen, alle mit gleicher Sorgfalt berücksichtigenden Gerechtigkeit aufbauen. Sollte es aber heute noch Menschen geben, die der erforderlichen Einsicht und des richtigen Verständnisses für derartige Gegenseitigkeits-Pflichten ermangeln, so belastet das nur die Vergangenheit, die uns so schlecht erzog; an uns ist es, die Zukunfts-Menschen besser zu erziehen.

Der selbe Geist, der uns bei der Inanspruchnahme der Abgabekraft leitet, bestimmt naturgemäß auch die notwendigen Berücksichtigungen. Nicht das Individuum, sondern die Familie bildet — in wirtschaftlicher Beziehung — die Einheit der Gemeinsamkeit. Nicht etwa, daß das Unverheiratet-sein oder die Kinderlosigkeit besteuert werden soll; umgekehrt: der verheiratete Mann bringt von seinem Gesammteinkommen vorweg einen allgemein festzustellenden Teilsatz (%) in Abzug, den er für den Lebensunterhalt seiner Frau und seiner Kinder zu berechnen berechtigt ist. Diesen Satz zu bestimmen wird unsere Köpfe noch anstrengen und die Meinungen in Bewegung setzen; das wird bei allen „Sätzen" der Fall sein, die in der Steuerfrage aufzustellen sind; für unsere gegenwärtige Betrachtung kommt es in Allem einzig auf die Richtung an, in der unsere Gedanken sich bewegen. Ueber die Notwendigkeit einer Berücksichtigung des Familien-Unterhalts kann kein Zweifel sein. Auch darüber ist kein Zweifel, daß die Lebensalter der Kinder verschieden berücksichtigt werden müssen; eine andere Frage ist: bis zu welchem Lebensalter hinauf die Kinder wirtschaftlich, als unselbständig, zur Familie zu zählen sind. Nach Regelung dieser Frage wird man am Besten thun, die Lebensjahre der zur Familie zählenden Kinder zusammenzuziehen und dann die Lebensunterhaltung dieser

Summe von Kinderjahren nach dem festzustellenden Satz vom Einkommen in Abzug zu bringen. Diese Familien-Berücksichtigung berührt zugleich auf das Innigste die Frauenfrage; in der durch vorstehende Forderungen angedeuteten Richtung liegt ein Stück Lösung derselben.

Im Weiteren sind die Ausgaben der Gemeinden und deren Anwartschaft auf die Leistungskraft ihrer Mitglieder zu berücksichtigen. Das einfachste Verfahren wäre, daß jedes Land einen Teilsatz von der Abgabe festsetzt, auf den es zu Gunsten seiner einzelnen Gemeinden von vornherein verzichtet. Der Teilsatz richtet sich naturgemäß nach den Anforderungen, die wir in Zukunft an die Gemeinden und die wir an die Landes-Gemeinsamkeit stellen. Bis zu welcher Höhe nun jede Gemeinde den für sie verfügbaren Teil der Abgabe ihrer Zugehörigen für sich in Anspruch nimmt, hängt von den Gemeinde-Verhältnissen ab. Auf diese Weise werden die heut wohlhabenderen oder bedürfnisloseren Gemeinden vor jeder Benachteiligung geschützt. Die Bedürfnisse der verschiedenen Zwischenverbände, Kreis, Provinz ꝛc., müßten in gleicher Weise und unter Festhaltung der selben Gesichtspunkte berücksichtigt werden.

Zu den, in Zukunft geringen, Reichs-Ausgaben dagegen steuern die einzelnen Lande aus deren Gesamt-Abgabe-Ertrag der Kopfzahl nach, oder gemäß einer anderen Festsetzung, bei. Reichssteuern giebt es nicht; Reichseinnahmen nur insoweit, als an der Meinung festgehalten wird, daß gewisse Reichs-Einrichtungen, Eisenbahn, Post ꝛc., Ueberschüsse ergeben müssen. Um sich in diesen, gegen heute etwas veränderten, Reichsgedanken hineinzufinden, muß ich immer wieder den Frieden — den endgiltigen Frieden im Gegensatz zum bisherigen nur-Waffenstillstand — als Grundlage betonen, auf die sich alle meine Erörterungen aufbauen.

Unter allen Umständen nur die eine, Alles erledigende Abgabe. Selbstverständlich auch keine besondere Kirchensteuer. Die Gemeinsamkeit als solche wird Hüterin der Religion und damit Verwalterin aller Heiligtümer unseres Volkes, der menschlich religiösen, wie der Deutsch-nationalen. Die damit zusammer

ängenden Aufgaben und Pflichten: vor Allem die Erziehung der ugend, aber auch den Kultus für die Erwachsenen, die Pflege er Andacht, der Erbauung, der Predigt und selbst der Seelorge übernimmt die Gemeinsamkeit. Der Konfessionalismus wird urch die selbe Vernünftigkeit überwunden, die uns den Krieg nd alle sonstigen Gepflogenheiten einer nationalen Entwickelungseit überwinden lehrt Genügt in der bevorstehenden Uebergangseit einzelnen Sondermenschen die Einige Religion nicht, die der Schöpfer Seiner Menschheit — „Geist von Seinem Geiste" — einhauchte, macht Jemand Anspruch auf eine Vorzugs-Religion, so ist es ihm selbstverständlich unbenommen, sich alles Das zu schaffen und zu gewähren, wonach er Verlangen trägt. Haben Zwei oder Drei zufällig ein gleiches Verlangen, so hat auch hieran die Gemeinsamkeit als solche kein anderes Interesse, als daß durch derartige Sondereinrichtungen ihre an der Einigen Religion sich begnügenden Einzelglieder nicht belästigt sein wollen.

Das Einkommen-Einschätzungs- und das Abgabe-Erhebungs-Verfahren muß das denkbar einfachste sein. Selbstverständlich Selbst-Einschätzung; ebenso selbstverständlich aber auch volle Oeffentlichkeit in dieser Beziehung. In einer Gemeinsamkeit, die von dem Geiste getragen ist, zu dem wir fortan uns bekennen, zu dem und in dem wir uns erziehen wollen, ergiebt sich die öffentliche Behandlung des Abgabeverfahrens von selbst. Wer hat denn etwas zu verheimlichen? Ungesunde Verhältnisse, die zahllosen Scheinleben, ein auf Täuschung berechneter äußerer Glanz, selbst die verschämte Armut heilen unter dem Deckmantel der Geheimthuerei nimmer aus. An dieser Geheimthuerei krankt unser Volk. Gewöhnen wir uns daran, uns in Allem, was die Gemeinsamkeit etwas angeht, auch laut oder wenigstens öffentlich zu Dem zu bekennen, was wir sind und was wir meinen, so werden wir bald zu derjenigen inneren Selbständigkeit gelangen, ohne die wir gar nicht verdienen, in äußerer Unabhängigkeit zu leben. Angedeutet für das Erhebungs-Verfahren nur sei, daß in vielen Fällen den wirklichen Verhältnissen am Richtigsten entrochen wird, wenn der Einzelne sich im Voraus nur annähernd schätzt, und seine Abrechnung mit der Gemeinsamkeit erst nach

Ablauf der jeweiligen Abgabe-Periode vornimmt; dann erf
Mancher wissen, wieviel abzugeben er verpflichtet ist.

Die ganze Behandlung des Volkshaushalts muß eine
werden. Das heutige sich künstlich aus Kredit, Schulden,
und Notsteuern zusammensetzende Verfahren muß durch
natürliche Bedarfs- und Verbrauchs-Einrichtung ersetzt n
Keine Schulden mehr; aber auch keine Wertansammlung (?
mehr. Baut die Gegenwarts-Generation den oder die
Kanäle, die endlich das Deutsche Mittelland mit seinen
Meeren in direkte Verbindung bringen sollen (Stettin—E
Hamburg—Berlin), so haben den Nutzen solcher Verbind
zwar die Zukunfts-Generationen; die Gegenwarts-Generatio
findet in der möglichsten Entfaltung ihrer Arbeitskraft reid
Lohn. Der Zukunfts-Generation wiederum liegt es auch o
die heut arbeitenden, dann etwa unfähigen, Volksgenoss
sorgen, ohne daß diese heute schon in den Schraubstock
Versorgungs-Gesetzes geschnallt werden müssen, dessen Handh
allein schon soviel Arbeitskraft in Anspruch nimmt, daß
ein dritter Kanal gebaut werden könnte.

Der Volkshaushalt muß gewissermaßen mehr von der
in den Mund leben. Wir brauchen vor diesem Gedanke
zu erschrecken. Worin liegen denn die Werte, über die ei
verfügt? Doch nicht in den Goldtonnen, die es einkellert
nicht in den Papierscheinen, die es als Anweisung auf unv
bares Metall ausgiebt. Die Werte, über die ein Volk v
beruhen in dem Grund und Boden, aber nur in dem
und Boden, den es sein eigen nennt; beruhen in d
fundenen Kraft und in der geistigen Regsamkeit, mit der ei
seinem Boden den denkbar höchsten Ertrag entnimmt u
der es diesen Ertrag in möglichst nutzbringender Weise bec
und verwertet; und beruhen in der Gewissenhaftigkeit und
artigkeit, mit der ein Volk den Warenumsatz im eigenen
und den Warenaustausch mit anderen Völkern einrichtet.
im sogenannten Kapital ruht die Volkskraft, nicht auf den
von Edelmetallen gründet sich die Möglichkeit, Allen das
können zu sichern; die Lebensbedingungen eines Volkes n

in dem ihm von der Natur zur Verfügung gestellten Boden mit allen seinen Schätzen und in der vom Volke selbst täglich gelieferten Arbeit, der geistigen wie körperlichen. Diese Arbeitskraft ernährt uns nicht nur heute; ihre Erhaltung und Förderung bildet zugleich den einzig sicheren „Fond" für alle Zukunfts-Erfordernisse.

Nur eine Abgabe. Damit soll Alles abgemacht sein — — Alles. Auch, ganz besonders sogar „auch", die Wohlthätigkeit und Alles, was zu dem Begriff caritas gehört: Barmherzigkeit, Mildthätigkeit, Gnadenbezeugungen. Die Leistungen, die der Einzelne der Gemeinsamkeit schuldet, „schuldet" er ihr. Er darf sich von dieser Schuld fürderhin selbst nicht durch noch so sichtbare Handlungen freiwilliger Opferfreudigkeit loskaufen; der Opfergedanke, in welcher Form immer er auftritt, verletzt ein gesundes Religionsbewußtsein. Die Abgabe-Leistung wird in der Zukunft für viele Wohlhabende und Reiche keine größere sein, als die heutigen Steuern und tausendfachen sonstigen Beiträge auf den ungezählten Gebieten unserer, einer steten Unterstützung bedürftigen Gemeinsamkeits-Einrichtungen insgesamt ausmachen. Dieser Unterstützungs-Bedürftigkeit wollen wir zu Leibe. Wir dulden nicht länger, daß die Gemeinsamkeit ihre Pflicht an tausend Stellen unerfüllt läßt, um schließlich einigen Geldgrößen, die sich — mehr oder minder mühelos, mehr oder minder unter Benachteiligung Anderer — Schätze erworben haben, Gelegenheit zu geben, als Helfer und Retter aufzutreten. Kein Preuße, kein Deutscher darf fürder auf eine Hilfe oder Unterstützung angewiesen sein, auf die er nicht kraft unserer Einrichtungen „Anspruch" hat. Die Annahme jeder über den Anspruch hinaus gehenden Hilfe bedeutet für den selbstbewußten Menschen eine Kränkung; ein derartiges Hilfebringen aber schließt auch eine große Gefahr für den Helfer selbst in sich: er glaubt, Anderen gedient zu haben, während er doch in nur gar zu vielen Fällen seiner eigenen Eitelkeit diente, so sehr auch immer das sogenannte gute Herz mit sprach. Das wirklich gute Herz sorgt dafür, daß Allen (durch unsere Einrichtungen) geholfen ist, auf daß nicht erst dem Einzelnen auf dem Gnadenwege oder durch die Krücke der Wohlthätigkeit geholfen zu werden braucht.

An die Stelle der Wohlthätigkeit tritt ein W
Seinen — allen — Volksgenossen wohl zu thun n
Gedanken, in jedem Wort, durch jede Handlung ist
forderung ebensowohl der Religiosität, wie der Gesittung
Vernünftigkeit. Wer im Vaterlande wird sich nicht wen
einer der drei Bezeichnungen bekennen wollen? Für de
Deutschen, wie für jeden Vollmenschen, sind die dr
untrennbar; er lebt sie.

Bodenbesitzreform und Genossenschaftswe

Wenn wir vom Ziel sprechen wollen, so thun wir
die Menschen in zwei Gruppen zu teilen. Denn zwei
punkte müssen wir uns klar machen. Die einen sind
lich dafür, daß man ihnen das Ziel zeigt und ihnen sag
wollen wir hin", und daß man ihnen klar macht, daß d
Hindernisse sind. Die Anderen sind vielleicht leichter zu
für sie ist es vielleicht richtiger, wenn man ihnen n
Weiterliegende zeigt, sondern wenn man sie schrittweise
das kleine Hindernis und dann weiter, führt. Wer
das Ziel selbst ins Auge zu fassen und wer die Fähi
unerschrocken die Bahn durchzugehen, die zum Ziele fül
das thun. Im Allgemeinen ist es wohl für einen gro
unseres Volkes das Richtige, wenn wir ihnen gleich sag
wollen wir hin. Es giebt Viele, die sich um klei
willen gar nicht erst bemühen. Wir müssen es der Ent
dann überlassen, die Hindernisse zu überwinden.

Für mich ist das Wichtigste, den Begriff vom
recht festzustellen. Nach meiner Meinung müssen
unsere Forderungen, mit denen wir hervortreten, f
Sie müssen wurzeln in unseren Grundanschauungen
Grundanschauungen teilen sich in religiöse, ethische, n

*) Egidy-Vereinigung, am 12. Mai 1896.

Rechtsanschauungen. Jedenfalls müssen die Rechtsanschauungen herauswachsen aus unseren innersten Gesamtanschauungen. Denn Recht ist das, was die Anderen zu lassen, was die Gemeinsamkeit als Recht anerkennt, zuläßt. Wir müssen also, wenn wir das Wort Bodenreform gebrauchen, wenn wir auf Wandlung hinauswollen, die Rechtsbegriffe in uns klar stellen, oder wir müssen sie einer neuen Prüfung unterziehen und müssen in der Gemeinsamkeit zu einer grundlegenden Anschauung gelangen. Denn bei der diesmaligen Wandlung handelt es sich um eine so umfassende, tiefgreifende, wie wohl nie zuvor, vor Allem um eine Wandlung unserer Grundanschauungen.

Denken wir an eine neue Aufstellung unseres Wirtschafts-verteilungsplanes, so müssen wir unser Volk darauf vorbereiten, es in den Gedanken hineinziehen. Wir müssen dahin wirken, daß die Vernünftigen aller Schichten unseres Volkes — nicht ein abgeschlossener Kreis — sich in den Gedanken hineinleben: Grund und Boden gehört dem Volke. Darauf lege ich den größten Wert, und das müssen die Bodenreformer aller Schattierungen vor allen Dingen betonen. Daraus entwickeln sich alle übrigen Forderungen. Von größter Wichtigkeit ist es, diesem Gebote eine religiöse oder sittliche Grundlage zu geben. Wir müssen beweisen können, daß dieses Gebot eine Forderung der Gegenwart ist oder geworden ist. Ob das schon einmal gewesen ist, ist mir gleich; entscheidend ist unser Bewußtsein. Soweit sich das Bewußtsein deckt mit den konfessionellen Anschauungen unserer Mitmenschen, ist es bequemer, wenn wir diese konfessionellen Anschauungen unserer Mitmenschen benützen. Ob die Forderung geschichtlich begründet ist, das wollen wir beiseite lassen. Nur aus unserem Bewußtsein heraus wollen wir die Frage beleuchten.

Wir müssen uns daran gewöhnen, eine neue Erkenntnis als maßgebend hinzustellen. Wir haben die Erkenntnis, deren Keim von Urbeginn an in der Menschheit liegt, an die Oberfläche gebracht und wollen sie verwirklichen. Es ist die Pflicht des Volkes, Jedem im Volke das menschenwürdige Dasein, die Lebensmöglichkeit sicherzustellen. Die Sicherstellung für Jeden ruht

aber im Grund und Boden. Alles, was wir zu unserer Leibesnahrung und Notdurft gebrauchen, kommt nicht aus der Höhe, sondern wächst im Grund und Boden. Wollen wir Jedem die Lebemöglichkeit sichern, so müssen wir uns der Möglichkeit vergewissern, und diese Möglichkeit ruht einzig im Grund und Boden. Deswegen darf und muß sich das Volk zum Eigentümer vom Grund und Boden erklären und zwar aus eigenem Recht. Wir thun gut, wenn wir da mit der allergrößten Rückhaltlosigkeit und Bestimmtheit vorgehen, also sagen: Das Volk ist der Herr, ist der Eigentümer, ist der Souverän seines Grund und Bodens.

Der neue Begriff vom Bodenrecht wird auch den Anderen im Volke gar nicht lange ein Hindernis sein. Man muß den Menschen nur die Ausgestaltung als nicht zu unfreundlich hinstellen. Nicht etwa ein Beamtenheer oder Kommunisierung, nicht als ob Jedem sein Stückchen zugeteilt würde; man muß auch nicht von Enteignung sprechen. Ein Dogma müssen wir überhaupt vermeiden. Man muß die Leute allmählich an den Gedanken gewöhnen, nie aber mit irgend einer Abschwächung des Gedankens selbst, daß Grund und Boden Volkseigentum ist. Allmählich gewöhnt sich jedes Pferd an jede Kandare und jeder Mensch an jeden Gedanken.

Daß die verschiedenen Bodenreformbewegungen zwischendurch nicht auch noch anders wirken sollen, meine ich nicht. Der gegenwärtigen Not müssen wir zu Leibe gehen, zum Beispiel uns der Bauhandwerker annehmen. Ich weise aber immer wieder darauf hin, daß die Männer alle nicht vergessen dürfen und sich's nicht verdrießen lassen sollen, immer wieder das Ziel zu zeigen, wohin wir müssen. Es ist für die Zuversicht der Anderen im Volke besser, das Ziel immer mit großer Klarheit auszusprechen. Der Gedanke muß fundiert werden.

Das Genossenschaftswesen, wie dient es? Wie alle Bestrebungen einander unterstützen müssen, wie alle ineinander geflochten zum Ziele gelangen, so gehört auch das Bestreben der Genossenschaftler hier in die Bodenreform mit hinein, ganz insonderheit die Richtung, die sich auf die Beschaffung von Boden für Wohnstätten, auf die Beschaffung von Heimstätten bezieht

Wir wollen nicht die Bodenreformbestrebungen in einen Gegensatz bringen zu den Genossenschaftsbestrebungen. Wenn man sagt: „Nur allein die Genossenschaften sind es, die uns dahin führen", so würde ich sagen: „So würde ich mich nicht ausdrücken". Heut sind sie wohl die gegebenste Gelegenheit, zur That überzugehen. Das Genossenschaftswesen führt ja direkt zur allmählichen Verwirklichung aller unserer Ideen. Es enthält in seinem Keim die Verwirklichung aller unserer Bestrebungen. Man kann also sagen: es ist die Gelegenheit, in der man am Allerwirksamsten die Bestrebungen zur Verwirklichung führt. Die Genossenschaftler nehmen immer neue Bestrebungen in sich mit auf. Sie sind das Zwischenglied zwischen dem Individuum oder der Familie und der Volksgemeinsamkeit. Statt der Parteien und Interessengruppen haben wir Genossenschaften, die entweder mit den Gemeinden zusammen fallen oder eine Kolonie bilden. Auch in ihren Innenanschauungen kommen sich die Genossenschaftler natürlich näher.

Die Freude an den Wirkungen der anderen Bestrebungen soll uns aber nicht durch die Genossenschaftsbewegung genommen werden, denn das Einzige sind sie nicht. Die Regungen, die den Einzelnen auf das Schlachtfeld führen, sind verschieden.

Die Bodenreformer folgern aus der Wandlung vom Bodenrecht heraus die ganze Kette von Reformen. Andere folgern die Wandlung daraus, daß wir anfangen, kein Fleisch mehr zu essen. Andere sagen wieder: Erst die gewissen Kirchenvorstellungen herausschaffen. Andere umgekehrt: Wenn wir uns erst wieder der Kirche anvertraut haben. Andere: Erst der Sozialdemokratie anschließen! Wieder Andere: Erst die Juden heraus! Die Friedensfreunde: Erst müssen wir wirklichen Frieden auf Erden haben. Die Kämpfer in der Frauenfrage sagen: Wenn erst die Männer vernünftig geworden sind, daß sie kein Vorrecht mehr haben wollen . . .! Wenn der Mensch einmal vernünftig geworden ist, ist er überhaupt vernünftig geworden. Es ist wie in einem Karussell: man muß nur hinauf springen; wo man aufspringt ist gleich. Jeder von uns muß aus eigener Regung heraus aufs Schlachtfeld. Die Hauptsache ist, daß die Menschen

überhaupt aufs Schlachtfeld kommen, und daß wir nicht m
wie bisher Diejenigen, die auf das Schlachtfeld rücken, als Fei
anſehen, wenn ſie von verſchiedenen Stellen herkommen. 2
marſchieren ja Alle gegen denſelben Gegner, das Uebel. 2
iſt das gemeinſame Banner. Wenn wir nicht begreifen,
keine von den Sonderbeſtrebungen allein es machen kann, d
wird überhaupt nichts. Wenn eine von den Sonderbeſtrebun
ſich aus der Kette des Volkes heraus und einen Vorſtoß nehr
will, ſo kann es paſſieren, daß ſie niedergeſchlagen wird. W
aber alle die, die dem Neuen zugewandt ſind, ſich darüber
werden, daß wir zwar ſchrittweiſe, aber ohne Zögern, Arm
Arm vorrücken müſſen, und daß wir Alle von einander abhäng
werden wir zum Ziel kommen. Darum: Zuſammenſch
aller dem Geſamtwohl dienenden Beſtrebungen! 2
alle Beſtrebungen bei dem Vormarſch gegen das Uebel alles
unterwegs liegen laſſen müſſen, was das Wort „Sonder"
zeichnet, das iſt ſelbſtverſtändlich. Das iſt der Zeit zu ü
laſſen.

Unſere wirtſchaftliche Zukunftsform.*)

Ich trete voll und ganz für das Genoſſenſchaftsweſen
Für mich iſt das Leitmotiv das Wort, das durch das Ge
durchklingen muß, das Wort „Selbſt", die Selbſthilfe, Sel
ſindigkeit, das Auf-ſich-ſelbſt-ſtellen.

Wir müſſen uns für das Genoſſenſchaftsweſen erzie
Es handelt ſich eben um die Innenvorbereitung für das Werde
überhaupt, und hier für das Genoſſenſchaftsſyſtem. Dieſelbe n
natürlich Hand in Hand gehen mit äußeren Maßnahmen.
man für eine Sache, muß man an dieſelbe glauben. Es iſt
größte Frevel, dieſen Glauben zu ſtören. Das iſt eine 2
ſündigung am heiligen Geiſt. Die erſten Schwadronen wer

*) Generalverſammlung der Genoſſenſchaft „Hilfe".

niedergeritten, aber die anderen kommen doch dann zum Durchbruch. So werden auch noch manche Genossenschaften zu Grunde gehen, weil unser Staat solche Unternehmungen nicht nur nicht begünstigt, sondern sogar niederzutreten sucht. Die Personen, die die Sache in der Hand haben, sind zudem auch noch politisch sehr anrüchig. Die „Gesellschaft" benimmt sich noch viel scheußlicher als der Staat.

Halten Sie fest am Genossenschaftswesen! Die Selbstöndigkeit erlangen Sie nur im Genossenschaftswesen. In der Schweiz ist man viel weiter. Dort ist die Atmosphäre viel günstiger. Die Mülbergerschen Aufsätze in der „Versöhnung" halte ich für das Rückgrat unserer Bestrebungen.

Wer Entwickelungs-Verständnis hat, muß sich sagen: Für das Werden des Neuen ist die Sozialdemokratie von einem garnicht abzuschätzenden Wert. Das muß man aussprechen, wenn man mit der Sozialdemokratie ins Gericht geht. —

So wenig der Begriff Zusammengehörigkeitsbewußtsein uns zu dem Begriff Kommune, resp. erste christliche Gemeinde führen soll und kann und darf, so wenig der Begriff Persönlichkeit und Individualität zu einem Manchestertum. Und wie ich hoffe, wird er uns auch nicht dazu führen, weil maßgebend für die Gestaltung unseres Zukunftslebens nicht die Form ist, sondern die Gesinnung, der Geist, der durch die Formen hindurchzieht, wie er von den Menschen ausgeht, und weil ich den Wandel für die Zukunft nicht in den Formen sehe, sondern in dem Geist, nämlich in der Wandlung des Geistes, der Stimmung der Menschen, auf daß also ein höheres Gerechtigkeitsempfinden, daß mehr Liebe, mehr Vernünftigkeit uns beseelt.

Warum ich an das Genossenschaftswesen denke? Ich glaube eben, daß das Sehnen der Individuen nach einer Befreiung von dem jetzigen Druck, der Abhängigkeit und Unselbständigkeit geht. Wir sind und leben heute in materieller Abhängigkeit und geistiger Unselbständigkeit. Die Selbständigkeit haben wir im Genossenschaftswesen. Es hängen alle Gedanken und Ideen, die mich bewegen, damit zusammen. Ich glaube an eine Autonomie.

Wir müssen zu anderen Wirtschaftsformen gelangen, und es kann sich nur darum handeln, ob wir zu einer Organisation, wie sie die Sozialdemokratie meint, kommen, oder ob wir kleinere wirtschaftliche Gebilde schaffen. Wir müssen zu einer dieser Gemeinschaften gelangen. Da giebt es nur zwei Möglichkeiten: Eine große Genossenschaft, das Deutsche Volk mit dem Sitz Berlin, wie es die Sozialdemokratie sich denkt; Jeder ist in diese Konsumgenossenschaft hineingeboren; das ist der Zukunftsstaat (ohne Gehässigkeit!), — oder aber kleinere Genossenschaften, das heißt Interessengruppen, wie sie sich aus dem natürlichen Bedürfnis ergeben. Das Territorial-Bedürfnis ist das natürlichere. Heute gehen die Produktions- und die Konsum-Interessen durcheinander; dazu kommen noch die geistigen Interessen. Das ist der heutige Zustand. Der Uebergang ist nicht so einfach. Deswegen sind die Versuche, die gemacht werden mit der Bildung von ganz neuen Gemeinden in unserem Volke durchaus berechtigt, zum Beispiel Eden bei Oranienburg.

Neben dem Genossenschaftssystem schweben mir vor Gebilde und Einrichtungen, die nun wieder viel umfassender sind, als wir sie heute haben, analog dem Weltpostverkehr. Wir werden eine ganze Menge Einrichtungen haben, die nicht nur innerhalb Preußens oder Deutschlands gleichmäßig sind, sondern die über die Kulturwelt gehen. Die Grenzen sollen nicht Festungswälle bedeuten, sondern Verwaltungslinien.

Erst kommt eine totale Auflösung in die Atome. Erst müssen wir alle heutigen Einrichtungen: Staat, Kirche, Alles, was heute falsch ist, auflösen, zerlegen in die natürlichen Verbände, Genossenschaften, und dann werden wir aus dem Bedürfnis der Arbeitserleichterungen heraus zu größeren Organisationen kommen, werden wir Verbände zusammenlegen unter strenger Aufrechterhaltung der Selbständigkeit. Gehen wir vom heutigen Regierungssystem nur zu einem anderen Regierungssystem über, dann müssen die anderen Menschen ihre Macht mit denselben Mitteln schützen, wie es die heutige Macht thut. Der Säbel, der Helm bleibt, die Kanone kommt vielleicht noch hinzu, denn es wird schwerer, die Macht zu schützen. Entweder wird weiter

regiert, dann mögen es die thun, die es bisher gethan haben, die haben schon etwas Uebung, — oder es wird nicht mehr regiert, dann Genossenschaftswesen.

Ueber den Achtuhrschluß der Läden.*)

Auch ich bin für einen frühen Ladenschluß, damit alle Volksgenossen der Ruhe pflegen können, so viel sie nur irgend bedürfen. Wir müssen die Arbeit einschränken auf das Maß, das notwendig gearbeitet werden muß. Wir müssen zuerst an die Bedrückten denken. Aber ich bin dagegen, daß wir uns wieder durch ein Gesetz beglücken. Selbsthilfe! Aber eine tiefgreifende Selbsthilfe, zu der man sich überhaupt erziehen muß. Die Polizei fürchte ich nicht. Es ist nichts an ihr zu fürchten, aber auch garnichts zu lieben. An jedem Gesetz hängen Chikanen, die Handhabung desselben ruht immer in den Händen der Subalternen. Wir wollen endlich anfangen, uns klar zu werden, daß nicht die Gesetzesmaschine uns auf den Standpunkt der Kultur führt, sondern nur unsere eigene Innenwandlung. Wir wollen innerlich gefördert werden, wollen herauf in der Innenvervollkommnung. Wir wollen nicht aus Zwang, sondern weil wir es für richtig halten, so handeln. Die Majorität sind doch wir, die Verbrauchenden, die Kaufenden.

Wir müssen uns erziehen; wir wollen endlich damit anfangen. Wir wollen endlich aufhören, durch Bogen bedeckte Petitionen das zu erreichen. Wir wollen die rechten Männer in die Volksvertretung schicken. Sind wir erst soweit, daß wir die vernünftigen Männer in den Reichstag schicken, dann sind wir auch selbst so weit, daß wir wissen, daß die Angestellten der Ruhe bedürfen, und daß wir unser ganzes Leben umändern zu einem

*) Gemeinsame Versammlung der „Bodenreformer", der „Egidy-Vereinigung", des „Vereins Berliner Kaufleute und Industrieller" und der „Liga zur Herbeiführung des Achtuhrschlusses in sämtlichen kaufmännischen Betrieben"; Berlin, 2. Juni 1896.

ruhigeren, vernünftigeren. Bis dahin sollen gesetzliche Maßrege nachhelfen. Wir wollen aber anfangen, aus uns selbst hera die Zustände zu bessern. Wenn wir darauf dringen, daß l Ladenverkäuferinnen sich hinsetzen dürfen, so ist das ein Versu

Ich bin für den Achtuhrschluß, aber gegen das Ge Das Uniformieren müssen wir abschaffen; wir müssen uns se Einrichtungen geben. Wenn erst von der richtigen Stelle die ziehlichen Worte gesprochen werden, dann wird die Erzieh rasch um sich greifen und wird mehr helfen als die soziale Ges gebung. Jeder bei sich anfangen! In dem Maße, wie E Einzelne und wir Alle uns anfassen, in dem Maße wird es besseren Tempo gehen. Das Gesetz bringt nicht die inn Förderung; jedem Gesetz wird ein Schnippchen geschlagen. W müssen die Zustände beseitigen, die die Unterdrückung notwen machen.

Der Hamburger Streik.*)

Wir dürfen den Streik nicht als ein Ereignis an sich b trachten, nicht als Etwas, das isoliert herausgegriffen und b handelt werden kann. Der Streik ist eine Erscheinung in de großen Wandlungsvorgang der Gegenwart; er ist eine Episo in dem gewaltigen Kampf, der in der Kulturwelt entbrannt i ein Kampf, in dem sich nicht nur Arbeitgeber und Arbe nehmer, nicht nur Kapital und Arbeit gegenüber stehen. Au damit, daß es sich bei diesem Kampf um eine Machtfra handle, ist noch zu wenig gesagt; die Streikenden kämpfen manchem Kämpfer zunächst noch unbewußt — um ihr Recht a Selbstbestimmung. Von diesem Gesichtspunkte aus sind l letzten Wochen vielleicht die Einleitung für die Entscheidung kämpfe gewesen, in die wir treten. Deshalb müssen wir au die einzelnen Erscheinungen, müssen in Sonderheit die Er stehung des Kampfes und den kritischen Punkt, um den l

*) „Versöhnung" Nr. 8; 1897.

Beendigung desselben sich dreht unter dem Gesichtspunkt einer neuen, nach Anerkennung ringenden Gesamtanschauung betrachten. Die Leser kennen die Bestandteile dieser neuen Grundanschauung: vollkommenere Gerechtigkeit; soziales Empfinden; Unabhängigkeit; Selbständigkeit.

Der Streik ist elementar ausgebrochen; noch wenige Tage zuvor ahnte Niemand in Hamburg, daß man vor einer Katastrophe stehe. Niemand, auch die Arbeiter selbst nicht, war auf ein Streiken gefaßt, oder gar eingerichtet. Vom lediglich taktischen Standpunkt aus kann man den Arbeitern daraus sogar einen Vorwurf machen; alle Taktik aber ist eben Spreu vor dem Sturme, den die Geistesströmungen von Zeit zu Zeit entfachen. Gerade die von uns nicht gedachten, nicht vorbereiteten Momente sind die eigentlich entscheidenden in der Entwickelung. Wir kennen nicht Tag und Stunde, wissen nicht, welcher Art die entscheidenden Vorgänge sein werden — sie sind da und vollziehen mit oft wunderbarer Leichtigkeit das, wonach wir Jahre, Jahrzehnte, Jahrhunderte strebten. Von der Geduld eines Volkes bis zu seiner Erhebung ist ein weiter Weg, einmal aber ist er zu Ende. Auch die Geduld der Schauerleute hatte viele Jahre gewährt; Verhandlungen und immer wieder Verhandlungen mit den Stauern (was etwa die Zwischenmeister in der Konfektions-Branche sind), Versprechungen und immer wieder Versprechungen; plötzlich eine brüske Antwort der Stauer, und der Krieg ist erklärt. Daß nun auch solche Arbeiterkategorieen, die nicht vorher in Verhandlungen gestanden, die Arbeit mit niederlegten, ist angesichts der Grundsätze, welche in dem schon seit Jahren wütenden Bürgerkriege Geltung haben, ganz selbstverständlich: Solidarität der unter gleichen Interessen stehenden Volksteile.

Es war nicht eigentlich die Lohnfrage, die Veranlassung zum Kampfe wurde; vor Allem handelte es sich um die Abstellung einer Anzahl schwer und mit der Zeit immer schwerer empfundener Mißstände, unter denen die Schauerleute litten; Mißstände von vielfach höchst peinigender Art. Mißstände, deren Vorhandensein seitens der Stauer (und Rheder) längst anerkannt, deren Abstellung auch wiederholt zugesagt worden war. Da die Beseitigung

solcher Mißstände aber mit Kosten verbunden ist, unterblieb sie wiewohl man einzelnen Stauern einen Jahresverdienst von 20, 30, 40, ja 50 Tausend Mark nachrechnet; auch die Rheder, die etwa mit heranzuziehen gewesen sein würden, leiden nicht Not. In diesen auf Abstellung von Mißständen gerichteten Forderungen lag andererseits von vornherein eine Schwierigkeit für die Beendigung des Streiks. Eine Lohnerhöhung kann allenfalls glatt zugesagt, oder doch schnell darüber verhandelt werden; die Beseitigung von Mißständen ist nicht mit einem Worte durchgeführt; das einfache Versprechen, „zu prüfen", genügt dem Arbeiter nicht mehr; er verlangt — nach seinen Erfahrungen mit Recht — Gewähr für die Durchführung solcher Zusagen; nur zu oft schon sind die Versprechenden hinterher „auf unerwartete Schwierigkeiten" bei der Durchführung ihrer Zusagen gestoßen. Selbst wenn es sich aber im Wesentlichen um die Lohnverhältnisse handelte, selbst wenn der Hamburger Hafenarbeiter schon bisher mehr verdiente als eine Stickerin oder ein Weber im Gebirge, ist es ein Unrecht, wenn er trotzdem nach Verbesserung seiner Lage strebt? Verargen wir es den zahlreichen Beamtenkategorieen, die eine Besserung ihrer doch schon wesentlich günstigeren Lage wünschen? Wundern wir uns, wenn der Landwirt höhere Korn- und Butterpreise ersehnt und sogar recht tumultuarisch anstrebt? Wundern wir uns, daß ungezählte Hausbesitzer ihre Mietforderungen in den letzten zwanzig oder zehn Jahren vordoppelt haben? Jeder strebt heutzutage, seine Lage zu verbessern; Die schon haben, viel, sehr viel haben, thun es zu allermeist; und Die, die nur hart neben der Kategorie der Notleidenden stehen, sollen sich bescheiden? sollen sich bescheiden, während sie sich bewußt sind, daß sie durch ihre Arbeit Anderen zu ungeheurem Reichtum verhelfen; zu einem Reichtum, der nur zu oft das Bollwerk wird, an dem auch die berechtigsten Forderungen der Reichtum-Erzeuger scheitern.

Von einigen Rüpeleien, wie sie, nur in anderer Form, in jeder Volksschicht, in jedem Kreise, in jeder Gesellschaftsgrupp vorkommen, abgesehen, ist das Verhalten der Streikenden bisher musterhaft gewesen. In Deutschland haben wir noch keinen s gut organisierten, so trefflich verwalteten Streik gehabt. We

Sinn für Disziplin, für Selbstzucht, für „guten Geist in der Truppe“ hat, der muß seine helle Freude an der Haltung der Streikenden haben. Mehr noch: die Tugenden, die man auch im bisherigen Staatsdienst auszeichnete, regen sich hier im Dienst der neuen Ideale in großartiger Weise: Hingebung, Zusammenhalten, Begeisterung, Entsagung, Ordnungssinn, Besonnenheit. Angesichts solcher Erscheinungen brauchen wir um die Zukunft unseres Volkes nicht besorgt zu sein; so lange wir noch Volksmassen in dieser Weise kämpfen, sich halten und sich verhalten sehen, darf uns noch ein stolzes Kraftbewußtsein erfüllen. Wenn doch der vielgeschmähte starre Nacken dieser Ewerführer ansteckend auf die Haltung Anderer im Volke wirken wollte.

Das Verhalten Derer, die, gleichfalls in Interessengemeinschaft verbunden, den Arbeitern gegenüber stehen, erscheint Denjenigen, die die Gebote einer vollkommneren Gerechtigkeit schon in sich aufgenommen haben, tadelnswert; man hat mit diesem Tadel auch nicht zurückgehalten. Indes auch das Verhalten dieser Gruppen unseres Volkes müssen wir mild und jedenfalls aus ihrem Wesen heraus beurteilen. Wer von dem Gedanken ausgeht, daß der wichtigere Faktor beim Werte-schaffen das Kapital ist; wer die ideellen Momente des Unternehmergeistes, des Wagens, des Verantwortungs-tragens so hoch einschätzt, daß die „einfache Arbeit“ dem gegenüber nur „Rohstoff“ ist; wer das Kapital zum Range einer Macht erhebt, für die er das Ansehen einer Obrigkeit in Anspruch nimmt — der wird in dem Verhalten der Arbeiter frivole Vermessenheit, Undankbarkeit, Auflehnung erblicken. Die bisherige Erziehung und Lebensführung vieler Arbeitgeber hat sie nicht gelehrt, aus dem Gesichtskreis ihres Tagewerks herauszutreten; von dem, was außerhalb ihrer Werkstätte vorgeht, wissen sie wenig. Sie wachsen nicht, sind zurückgeblieben, ragen noch mit keiner Faser des Wesens hinein in das Neue, das über der Volksseele lagert; sie ahnen nichts von der Großartigkeit dessen, was da werden will; sie kennen den Zustand nicht, dem wir entgegenreifen. Das müssen wir uns vergegenwärtigen, und das schließt jeden Groll gegen diese Männer aus. Wünschen nur wollen wir, daß die Vorgänge in Hamburg

die Kruste berühren, wenn möglich sprengen, die diesen A
zur Zeit unempfänglich macht für das Wirken eines neuen
Naturgemäß ist das Verhalten der Arbeitgeber von deren
anschauung beherrscht; immerhin gehört dazu nicht ein so
Gefechtsfehler, wie der, daß sie den ersten Ausgleichs-Ant
Senats unter der Begründung zurückwiesen, wie es
Damit haben sich die Arbeitgeber schwer ins Unrecht gese
haben gleichzeitig die Lage ihrer Gegner insofern gestärkt,
diesen eigentlich erst daraufhin die Sympathie der großen
heit unseres Volkes zuwandte. Diese Sympathie hat
Arbeiterschaft dadurch zu erhalten gewußt, daß sie auch i
späteren Gefechtsmomenten eine rückhaltlose Bereitwilligke
Ausgleich bekundete.

Ernste Verurteilung erfährt bei einem großen Te
Hamburger Volks dessen „Bürgerschaft" (Landes-Abgeordne
Stadtverordnete zugleich). Diese Volksvertretung hat
als ob ein so ernster Kampf inmitten der Gemeinsamkeit,
Innenkern sie darstellt, sie nichts anginge; als ob die Kämp
oder als ob die Volksvertretung nicht zum Volke ge
Wundern dürfen wir uns auch darüber nicht; so lange der
begriff, der Begriff: Volkseinheit, Volksganzes, Volkszusa
gehörigkeit nicht Wurzel gefaßt hat unter uns, so lange sid
ein so kleines Volk, wie das Hamburger, nur als eine lo
sammensetzung von Schichten, Gruppen, Klassen, Ständen,
Körperschaften betrachtet — so lange wird auch der Ver
dieses Volkes noch die Erkenntnis ihrer eigenen Stellung,
und Pflicht fehlen. Mehr Verständnis für seine Aufgabe
anfangs der Senat. Sein erster Friedensvorschlag war v
rechten Geiste eingegeben. Dieser gute Geist muß spätere
führungskünsten erlegen sein; der zweite Friedensvorschlag
den Geist vergangener Zeiten aus: die Obrigkeit trat als
auf; und als die Arbeiter sich diesem Regier-Geiste nicht b
streikten nun ihrerseits die Regenten. Nicht schön; kein
vorbildlich für das Verhalten Derer, die diesen Senat üb
gesetzt haben. Diesem, der Verdüsterung nur zu rasch
verfallenen Geiste des Senats sind die vielerlei Maßrege

Verordnungen zuzuschreiben, die im weiteren Verlauf des Streiks eine den Arbeitgebern täglich geneigter werdende Stimmung bekundeten. Zu sagen, welche Maßregeln notwendig und welche das Gepräge der Parteinahme tragen, ist schwer; insoweit es sich um den persönlichen Schutz der Streikbrecher handelte, oder insoweit sonstigen, mit mehr oder weniger Grund befürchteten Vorkommnissen vorgebeugt werden sollte, dürfen wir die Anordnungen des Senats jedenfalls nicht tadeln.

Sehr beachtenswert ist das Verhalten der Nichtkämpfenden in Hamburg, wie im übrigen Deutschland. Viele haben sich zwar noch bis in die letzten Tage hinein als „gänzlich unbeteiligt" betrachtet, weil sie nicht „engagiert" waren, es sind aber auch nicht Wenige, die die Bedeutung des Hamburger Streiks begriffen haben, und die sich in ihrer Eigenschaft als Volksgenossen beteiligt fühlen, wie sich fortan Jeder im Volke bei derartigen Vorgängen beteiligt fühlen soll. Diesem sich fühlbar machenden Verständnis im Volke entsprechend haben sich auch die Zeitungen verhalten. Von denen, die erwiesenermaßen im bezahlten oder nichtbezahlten, Dienste derzeitiger Gewalthaber oder im Banne einer zurückgebliebenen Denkweise stehen, müssen wir absehen; von den unabhängigen und geistig gereifteren Organen hielten sich eine Anzahl während der ganzen Zeit auf der Höhe der Anschauung; andere nahmen wenigstens zeitweise einen Anlauf zum Richtigen, oder wagten doch nicht, das feinere Empfinden ihrer Leser zu kränken.

Ueber die Wirkungen des Streiks zu sprechen ist außerordentlich schwer; sie sind so einschneidender, so mannigfacher und so unberechenbarer Art, daß man Bände darüber schreiben könnte. Die unmittelbar Beteiligten werden die ganze Schwere und Ausdehnung dieser Wirkungen erst in der Folgezeit gewahr werden. Die Wellenschläge davon dringen bis in die entferntesten Teile unseres Landes; was Hamburg für unsere Volkswirtschaft bedeutet, erkennen wir so recht bei dieser Gelegenheit. Was wird noch Alles geschrieben, verhandelt, prozessiert werden! Wer hat den Gewinn davon? Solche, denen er am Wenigsten zu gönnen ist. Im Hintergrunde der „Wirkungen" steht noch ein Gedanke;

ich scheue noch vor dem Wort zurück: lauert eine Gefahr; aber darüber hinweggleiten dürfen ernste Menschen nicht. In Indien wütet die Pest; eine Weiterschleppung der Seuche ist nicht ausgeschlossen; daß die Häfen die Einfuhrstätten solcher Seuchen sind, wissen wir. Die letzte Cholera-Zeit in Hamburg steht uns noch vor der Seele; wir kennen die Hauptursache ihrer Fürchterlichkeit: die Wohnungsverhältnisse; man muß die Behausungen gesehen haben, um das zu glauben, was damals die Zeitungen darüber schrieben. Zu beachten ist, daß auch der damaligen Katastrophe eine Periode wirtschaftlichen Tiefstandes in Hamburg vorangegangen war, daß die Arbeiterfamilien in Folge dessen (besonders) mangelhaft ernährt, und sie dieserhalb (besonders) widerstandsunfähig waren. Wir erinnern uns Alle der ernsten Vorsätze, die damals die leitenden Kreise Hamburgs beherrschten; und heute? Die grausigen Krankheitsherde, die damals zumeist betroffenen Stadtteile, sind noch nicht niedergebrannt.

Vorbehaltlich der Betrachtungen, zu denen der Ausgang des Streiks Veranlassung geben und die Jeder bei sich anstellen wird, dürfen wir schon jetzt einen darüber hinaus gehenden Schlußgedanken, eine Schlußfrage, behandeln: wie kann eine Wiederholung solcher Streiks vorgebeugt werden? Wie auch der diesmalige Ausgang sein möge, den „wirklichen" Frieden wird er schwerlich bringen, sowenig der Frankfurter Vertrag vom 10. Mai 1871 ein Friedensschluß war. Friede wird erst, wenn wir die Ursachen beseitigen, die zu den jetzigen wirtschaftlichen Kämpfen führten. Diese Ursachen liegen in der Geltendmachung von Ansprüchen desjenigen Teiles unseres Volkes, der die Anspruch bisher nicht, oder nicht in der Ausdehnung und mit dem Nachdruck erhob, wie heute es geschieht. Die Ansprüche lauten: 1) Möglichkeit einer menschenwürdigen Lebensführung; über den Begriff „menschenwürdig" entscheiden aber fortan die Bevorzugten nicht allein. 2) Rückhaltlose Anerkennung einer Ebenbürtigkeit aller Volkszugehörigen; daraus folgend Alles, was durch dieses fortan geltende Gesetz erheischt wird; in Sonderheit 3) ein Jedem im Volke — auch der Frau — gewährleistetes Selbstbestimmungsrecht, das seine wohlthuende Einschränkung

durch die Gebote erfährt, die der heilige Gemeinsamkeits-
-) Gedanke uns auferlegt.
Unser heutiges Wirtschaftssystem enthält diese Voraus-
en für den „wirklichen" Frieden nicht. Also: System-
. Es soll in dem Sinne, wie heute gekämpft wird, über-
nicht weiter gerungen werden. Die Arbeit soll sich als
, als eine „gemeinsame Leistung" dem „Verbrauch" gegen-
trachten. Der geschaffene Verbrauchsgegenstand stellt in
Ganzheit einen Wert dar; an der Schaffung dieses Wertes
zeit Mehrere beteiligt; es sollen sich Alle solidarisch ver-
fühlen, die mit Kopf oder Arm oder Geld an der Er-
des Wertes mitgewirkt haben. Aber auch „Arbeit" und
auch" sollen einander nicht bekämpfen. Weil jeder Werte-
in tausendfacher Beziehung gleichzeitig Werteverbraucher
weil die Art von Volksgenossen allmählich aussterben
, ohne überhaupt Werte zu schaffen oder je geschaffen zu
unausgesetzt und teilweise sehr behaglich Werte verbraucht,
und werden in Zukunft auch die Werteschaffer und Werte-
cher zum Bewußtsein einer Uebereinstimmung ihrer Inter-
langen. In dieser Erkenntnis werden wir nach neuen
, nicht nur für unser eigentliches Wirtschaftsleben, sondern
er Lebenssystem überhaupt suchen: Genossenschaftswesen.
s nur gewerkschaftlich oder zu Konsumgenossenschaften
ert, allmählich unser Lebenssystem überhaupt darstellend:
alisation; Autonomie; mit Allem, was dieser Begriff um-
d wodurch Katastrophen, wie die eben in Hamburg durch-
nmöglich werden.
as Bedürfnis nach Erledigung des jetzigen Kampfes ist
den Seiten in gleicher Weise vorhanden. Die Sehnsucht
:beit ist auch vorhanden, ebenso die Notwendigkeit, etwas
rben. Auch bei den Arbeitgebern das Verlangen, den
t wieder einzubringen. Keiner von beiden darf freiwillig
weil beide Teile in gewissem Sinne mit ihrer Ehre
t sind. Die Arbeitgeber vertreten eine Idee. Sie haben
ch Zusage nach hierhin und dorthin, vielleicht gegenüber
ebern — gar nicht unmöglich gegenüber dem Kaiser —

gewissermaßen verpflichtet, die Sache durchzuhalten. Sie habe selbst Unterstützung erhalten durch Wort und That aus anderen Arbeitgeberkreisen. Dieselbe Auffassung beherrscht die Arbeiter. Sie stehen auch nicht in ihrem eigenen Dienst da. Sie wissen, daß sie im Dienst einer Idee stehen. Sie fühlen sich den übrigen Arbeitern gegenüber zur Dankbarkeit verpflichtet, treu auszuhalten.

Dem Hunger der Kinder, der wirklichen Not kann man nicht trotzen, die zwingt. Der Teil wird nachgeben, der durch die Not oder durch höhere Erkenntnis dazu geführt wird. Niemand soll triumphieren. Wenn die Arbeiter sagen: „Wir können nicht mehr; der Hunger treibt uns wieder unter Eure Macht," dann ist der Zustand da, den wir vor Wochen hatten. Der Bedarf einer Woche für die Streikenden ist über 150000 Mark. Es handelt sich nicht darum, den Kampf zu verlängern, sondern darum, auf den Frieden überhaupt hinzuwirken. Für mich handelt es sich darum, offenkundig zu machen, wie Viele im Volke schon anders denken, wie Viele das Herrentum überwunden haben. Der Brotherr legt auf das „Herr" noch den größten Ton. Das Kapital ist doch auch erst erarbeitet; bei Manchen liegt die Arbeit schon Jahrhunderte zurück; mitgebracht hat es Niemand. Während die Arbeitgeber sich noch als Herren betrachten, vertreten wir die Auffassung der Ebenbürtigkeit, daß der Arbeiter das Recht habe, seine Ware, seine Leistung so kostbar zu machen, wie er glaube sie machen zu können. So lange wir im Kampf Aller gegen Alle stehen, hat der Arbeiter doch das Recht, seine Arbeit kostbar zu machen. Wenn er sieht, daß durch seine Arbeit Millionen Werte gehäuft werden, muß er sich doch sagen: Wir sehen nicht ein, warum wir in diesen notdürftigen, engen Verhältnissen leben sollen, während es Anderen so unendlich gut geht. Man muß an die Gesamtheit denken, daß Tausende Werte genießen, ohne jemals Werte geschaffen zu haben.

Der „Aufruf" ist gewissermaßen eine Demonstration, um der ganzen Arbeiterschaft zu zeigen, daß sie nicht allein steht mit ihren Wünschen. Der Begriff der Volkssolidarität, der Einheitsbegriff des Volks sollte damit zum Ausdruck gebracht werden.

Meine Ueberzeugung ist die, daß das, was werden wird, nicht wird, wenn ein Teil unseres Volkes zur Herrschaft gelangt und den Frieden diktiert, sondern aus dem allgemeinen Willen heraus muß es werden. Der andere Teil ist sonst nicht in seiner Ueberzeugung gewandelt. Wir müssen einen Zustand herbeiführen, in dem die Bereitwilligkeit nicht mehr bei einer Gruppe, bei einer Partei liegt, sondern in dem sie durch alle Schichten, Stände, Klassen gleichmäßig verteilt ist, so daß wir sagen können: Wir wollen Alle. Denn nur die Bereitwilligkeit Aller giebt Frieden. Alle die, die sich noch nicht entschließen können, einzutreten, sollen sehen, daß auch Andere für solche Ziele wirken, damit sie erkennen, es brauche gar nicht zu Blut zu kommen, es werde sich Alles entwickeln. Das hat die Sammlung auch bewirkt.

Die Art der Beteiligung ist bemerkenswert und für mich sehr erfreulich. Auch die liberalen Zeitungen haben ihre Feder etwas in die soziale Tinte getaucht. Die sozialdemokratischen Vertreter weisen die Alliance diesmal nicht mit Hohn zurück, sondern nehmen sie an. Es handelt sich um einen inneren Befreiungskrieg. Der vierte Stand drängt nach Befreiung.

Das Endziel des ganzen Kampfes, in dem die Kulturwelt steht, muß die Vereinigung des Ganzen sein; nicht das Gegenüberstehen von Parteien. Daß nun aber für die Zwischenzeit, um die Volkssolidarität zu erreichen, um gewisse Anschauungen zur Anerkennung, zum Durchbruch zu führen, daß zu diesem Zwecke ein Zusammenschluß gewisser Kreise, die durch die Solidarität der Interessen zusammen geführt sind, notwendig ist, dürfen wir nicht vergessen.

Vorbereitet war der Zusammenschluß in Hamburg nicht genügend; man hatte also nicht an einen Streik gedacht. Aber auf der anderen Seite lernen wir daraus, daß im Augenblicke der Gefahr sich die Elemente, die naturgemäß zusammen gehören, auch kristallisieren. Sie haben sich, der Einzelne selbstlos, zusammen geschlossen. Daran müssen wir Freude haben. Die Haltung der Arbeiterschaft muß man als eine erfreuliche bezeichnen. Es hat dies gezeigt, daß unser Volk über ganz ausgezeichnete Kräfte verfügt. Daß sich diese Kraft einmal in der

Auflehnung gegen andere Kreise entfaltet, darf uns nicht erschrecken. Es ist doch die Kraft, die Gesundheit da. Natürlich müssen wir die Kraft, wenn sie überschäumt, bändigen, in die richtigen Wege leiten, den Volksinteressen dienstbar machen.

Wenn wir vom Frieden sprechen, so bedeutet das keinen Schlachtenkrieg mehr. Die Reibung nimmt andere Formen an. Es war auch dort in Hamburg eine Art Krieg. Die Parteien mußten sich kräftigen. Die Arbeiter haben das gethan, indem sie sich zusammenschlossen. Das hat auf die Arbeitgeber einen sehr ungünstigen Eindruck gemacht. Es war eben eine Kampferscheinung, daß sich die Anderen anschlossen. Was Rückgrat betrifft, haben sich die Führer dort musterhaft benommen.

Die Arbeitgeber. Man hat sie verurteilt. Das ist an sich nicht berechtigt. Erst dann wäre es berechtigt, wenn sie sich unwürdig den Anderen gegenüber benehmen. Sie haben noch keine Ahnung, daß wir in eine Wandlungsperiode eingetreten sind, daß wir in einem Kampf um die Weltanschauung stehen! Von dem, was außerhalb seiner Wohnstätte geschieht, weiß er nichts. Welche Ideen in der Volksseele schon im Erwachen sind, das weiß er nicht. Wir selbst wissen gar nicht, wie die Menschen hinten auf dem Hofe bei uns denken. So wissen die Arbeitgeber im ganzen Deutschen Reich, so wissen ganze Kreise nichts von dem Werden des Neuen. Sie sind Vertreter der alten Weltanschauung. Das Herrentum ist einer von den Hauptbegriffen dieser alten Weltanschauung. Historisch geworden ist es. Ebenso, daß das Kapital eine Macht geworden ist. Eine Macht hat nur dann etwas Unangenehmes an sich, wenn die Inhaber diese Macht mißbrauchen. Der Inhaber mißbraucht die Macht dann, wenn er sie für sich allein, statt für das Ganze verwertet. So ist es mit dem Kapital. Nicht der Besitz an sich soll uns ärgern, nur der Mißbrauch.

Das Herrenrecht, das durch nichts beschränkte Recht des Befehls hat heute das Kapital; es wird darin geschützt und unterstützt durch den Staat. Die Einrichtungen, unsere Gesetze begünstigen diese Stellung des Kapitals, des machthaberischen Kapitalisten. Wir umgeben das Kapital auch mit königliche[n]

Ehren. Die Kapitalisten sind in diese Vorstellung hineingeboren, sind aufgewachsen in der Vorstellung, daß wirklich Hunderte und Tausende mit ihrer Lebemöglichkeit von der Bereitwilligkeit der Kapitalisten, ihnen Arbeit zu geben, abhängig sind. Darum müssen wir zu einem neuen System übergehen, denn wir haben jetzt das Fehlerhafte dieses kapitalistischen Systems eingesehen. Wir versündigen uns schwer, wenn wir es ferner dulden, daß durch unsere Gesetze dieser Mißbrauch des Kapitals geschützt wird. Die Arbeitgeber haben eine Auflehnung in dem Verfahren der Arbeiter gesehen. Wenn wir von Gebietern und Herren sprechen, muß man auch von Auflehnung sprechen. Man vermutete eine Verbindung mit der Sozialdemokratie, eine Stärkung dieser Bestrebung. Es ist die Frage, ob es berechtigt ist, oder ob es als „zurückgeblieben" bezeichnet werden kann, daß sie nicht die Regungen und Bestrebungen aus der Sozialdemokratie herausschälen können, die berechtigt sind.

Welche Stellung hätten die Arbeitgeber einzunehmen, wenn ihnen die Erkenntnis kommt? Als Ergebnis des Streiks dürfen wir es betrachten, daß gewisse Gehirnerschütterungen eingetreten sind. Die Menschen haben etwas nachgedacht. Die Verknorpelung des Gehirns oder die Gefahr derselben in gewissen Kreisen ist vermindert worden. Anschauungen, die bisher gar nicht heran kamen ans Gehirn, machen sich geltend. Das ist eine der wertvollsten Errungenschaften des ganzen Streiks. Bei Einigen haben diese Anschauungen vielleicht Eingang gefunden. Diese Menschen werden sich mit den Sachen beschäftigen und sich fragen, welche Stellung sie einzunehmen haben. Die Einen halten es nun für ihre Pflicht, ihre Position bis zu den letzten Blutstropfen zu verteidigen. Der andere Teil vermag sich in das Neue nicht nur hineinzudenken, sondern sieht zum Teil freudig, mit ganzer Erkenntnis in dem Werdenden das Vollkommenere, das Beglückendere und öffnet sich ihm mit ganzer Seele, zum Teil vielleicht auch aus Klugheit. Welches ist das Richtigere? Zwei Antworten: Erstens, das ist individuell. Man darf Den nicht für minderwertig erklären, der das Alte verteidigt. Zweitens, das Richtigere ist immer, vorwärts zu wirken, sich der

Entwickelung zu ergeben, sich in den Dienst der Entwickelung, in den Dienst der göttlichen Ordnung zu stellen. Das sind Ordnungsmenschen.

Das Verhalten des ganzen deutschen Volkes richtete sich natürlich nach den Stimmungen, den Anschauungen, den Auffassungen, unter denen der Einzelne stand. Die schon hineingewachsen waren in die neuen Anschauungen, waren mit ihrem ganzen Herzen, weil sie nach vollkommenerer Gerechtigkeit lechzen, bei den Arbeitern. Der andere Teil des Volkes, der unter göttlicher Ordnung das Bestehende versteht, wird natürlich in diesen Wandlungsbestrebungen eine Auflehnung gegen Gottes Ordnung sehen und wird alle Dem feindlich gesinnt sein, was nach Wandlung drängt. Wie hat sich unser Volk nun gezeigt?

Wir dürfen mit Befriedigung feststellen, daß schon weite Kreise unseres Volkes ein richtiges Verständnis für die göttliche Ordnung als Entwickelung haben; wenn es auch noch nicht so in die Erscheinung tritt, wie ungeduldige Menschen es wünschen, so ist es der Zwang der Verhältnisse. Die Existenz von Tausenden ist eben heute noch abhängig von den Machthabern; sie müssen ihre innersten Empfindungen heute noch verschließen. Es sind doch schon sehr Viele bereit, sich dem Neuen zuzuwenden, sobald es möglich ist.

Der Aufruf, das Eintreten einer Gruppe von Männern hat so recht gezeigt, wie weit in unserem Volke schon das Verständnis für eine Andersregelung des Rechtsbegriffes, für neue Pflichten reicht. Daß viele Zeitungen dieses Vorgehen noch verunglimpfen, sagt uns nichts. Die unmittelbare Wirkung des Aufrufs hat gezeigt, wie wundervoll gewisse Menschen schon gestimmt sind für das Neue. Verschiedene Begleitworte der Beiträge zeigen es uns, zum Beispiel: „Ein kleiner Beitrag für den inneren Befreiungskampf.“ Ich unterscheide den momentanen Erfolg und die eigentliche Wirkung. Die letzten Wirkungen haben wir nie in der Hand. Die Hauptwirkung war die, daß gezeigt worden ist, oder daß weite Gruppen unseres Volkes gesehen haben, daß auch noch andere Menschen, die nicht Arbeiter, die nicht Proletarier, die nicht in den Ideen der Arbeiter groß geworden sind, daß solche

Menschen und zwar so ganz verschiedene Leute doch Verständnis dafür haben und sich sagen, hier müsse Etwas geschehen. Das hat Wirkung nach zwei Seiten gehabt.

Warum kommen wir noch nicht weiter? Weil die Angst noch zu groß ist in dem einzelnen Menschen, nicht vor dem Neuen — nur die Wandlung miterleben zu müssen, den Umzug scheuen sie. Weil sie sich eine Menge von Begleiterscheinungen vorstellen. Wegen dieser Begleiterscheinungen fürchten sie den Wandel überhaupt. Man kann ihnen dadurch die Angst nehmen, daß man ihnen zeigt, daß Menschen, von denen sie sich Etwas versehen, weder zum Petroleum noch zum Dynamit greifen, für das Neue eintreten. Darum ist das Eintreten von Bedeutung.

Wie ist die Angst zu erklären? Gewisse Kreise der sozialdemokratischen Partei haben dafür gesorgt, daß die Angst vorhanden ist, wenigstens haben sie dem nicht genug gewehrt. Es giebt solche Leute, die sich nicht vorstellen können, daß es ohne Gewalt abgehen kann. Es ist nicht genug für Klarheit nach dieser Seite gesorgt. Wenn nun die Sozialdemokratie sieht, daß auch außerhalb ihrer Kirche noch Menschen leben, die auch auf Wandlung ihre Gedanken hin richten, dann wird sie sich vielleicht mit den Anderen im Volke verständigen. Wir müssen dahin gelangen, die Wandlungsbestrebungen, die Wandlungsidee zum Gemeingut aller Volksgenossen zu machen. Nicht die Proletarier aller Länder sollen sich vereinigen, sondern die Vernünftigen, die Vorwärtswirkenden aller Kreise. Wir wollen uns damit begnügen, ehrlich sozial zu sein. Der Begriff der Volkseinheit, der Volkszusammengehörigkeit — nach dieser Richtung hat der Hamburger Streik seine Saat ausgestreut. Die Gemüter sind in Bewegung gekommen; das Denken ist angeregt worden.

Der Streik kann auch als eine Machtfrage angesehen werden. Unter Machtfrage verstehe ich aber hier, daß wir den einzelnen Gruppen, die heute die Macht über andere ausüben, diese Macht entringen und sie übertragen auf das Volksganze, daß wir das Regieren Einzelner beendigen und die Leitung unserer Volksangelegenheiten dem Volke selbst übergeben, daß wir vor Allem jeglichem Mißbrauche einer Macht entgegentreten und Alle, die

mit Macht begnadet sind, darauf hinweisen, daß es ihre Pflicht ist, die Werte, die von dieser Macht ausgehen, in den Dienst des Volkes zu stellen. „Der Staat sind wir," das ist heute aber noch nicht so. Ich sage es deshalb gern, damit jeder Einzelne sich der Pflicht bewußt wird, mitzuwirken, daß wir andere Zustände bekommen. Wir müssen die Wandlung aus uns heraus schaffen. Wir können die Volksvertreter ernennen. Unser Volksleben wollen wir entstaatlichen.

Die Sozialdemokratie hat nach meiner Meinung nicht genug gethan, namentlich in den Anfangsstadien nicht genug gethan, das Gruseln zu vertreiben. Daß heute die Sozialdemokratie eine friedliche Entwickelung wünscht, ist kein Zweifel. Wie die Entwickelung werden kann, ist Glaubenssache. Ich kann mir das Werden nicht denken durch eine Vergewaltigung des einen Teiles. Die Macht funktioniert dann weiter und damit auch der Mißbrauch der Macht. Wir müssen dahin streben, daß die guten, die vernünftigen Regungen zum Durchbruch und damit zur Herrschaft kommen. An das Wort: „Proletarier vereinigt Euch!" schließt sich das Wort „Diktatur des Proletariats" an. Wir wollen eben gar keine Diktatur. Wir müssen zeigen, wie schön und friedlich sich die Wandlung vollziehen kann. Neben der materiellen Geschichtsauffassung giebt es doch auch noch eine ideelle Geschichtsauffassung. Die materiellen Momente sind die Erreger; aber es sind doch auch ideelle Momente, die mitwirken. Die geistigen Faktoren regen sich auch im Volke; die ideellsten sind es, die zur That übergehen, die die Sache mit durchbrechen helfen. Die Hauptsache ist, daß wir unserer Ueberzeugung nach wirken. Die Sozialdemokratie muß lernen, daß es außerhalb ihres Schattens auch noch Menschen giebt, die sich ausleben wollen.

Ich stelle mich nicht in den Dienst einer Wissenschaft, sondern in den Dienst der Entwickelung, der Menschen, der vollkommeneren Gesittung, — nicht weil es Theorie ist. Vernünftige Menschen, vereinigt euch, auch die Frauen! Jedem sein Recht auf Selbstbestimmung geben! — Wir sind Träger und Vollstrecker des Entwickelungsgesetzes. Wir haben die Fähigkeit, die Zustände

anders zu gestalten. Die Sozialdemokratie muß sich darauf hin einrichten, aufzugehen im Volksganzen.

Ich hoffe, daß immer mehr Einzelne von dem Vervollkommnungsdrange erfaßt werden, und davon hoffe ich etwas. Mein Glaube: weder die Sozialdemokraten noch die Anderen können heute schon bestimmen, wie es wird. Aber man wird sich ein Bild zu machen suchen, welchen Weg denn wohl die Entwickelung nimmt. Und unsere Aufgabe ist es, diesem Wege die Bahn frei machen helfen. Die Menschen spielen bei der Entwickelung der Zustände durchaus keine negative Rolle. — Nicht Zwangsgenossenschaften! Denn ich glaube, daß die Zukunftsmenschen einen so großen Drang nach Selbstbestimmung haben, daß ihnen das nicht zusagen wird. Freie Genossenschaft!

Die Beiwörter sind eine Abschwächung des Wortes „sozial"; darum sagen wir einfach „sozial". Die Verwirklichung des sozialen Empfindens schwebt mir vor: Volksganzes, Zusammengehörigkeit. In dem Maße wie die Sehnsucht, Persönlichkeit zu sein, maßgebend wird, in dem Maße wird man der Sozialdemokratie zu Leibe gehen. — Da wir einem großen Teil unseres Volkes noch nicht das Recht der Ebenbürtigkeit gegeben haben, so stehen wir noch im Kampfe, und wir müssen diesem Teil des Volkes das Recht erringen. Dann heben sich die Standesunterschiede überhaupt auf, und wir werden ein ganzes Volk.

Der internationale Kongreß für Arbeiterschutzgesetzgebung*)

in Zürich ist eine hochbedeutsame Erscheinung in der großen Wandlungsepoche, die wir durchleben. Wir Teilnehmer haben dies, trotz aller Verschiedenheit der Sinnesrichtung, ausnahmslos begriffen; die Anderen haben es, je nach Parteizugehörigkeit und Interessensphäre begriffen, nicht begriffen; nicht begreifen können, nicht begreifen wollen.

*) „Versöhnung" Nr. 16; 1897.

Worin liegt die Bedeutung des Kongresses? Erstens und vor Allem: Es war eine Volksaktion. Abgesandte und Freiwillige der Kulturvölker berieten ohne eingeholte obrigkeitliche Genehmigung, ohne irgend welches Sich-bekümmern um eine Regierung, über hochwichtige Volksfragen. Man stand unter dem Zeichen der kommenden Zeit, da die Völker die Leitung ihrer Angelegenheiten selbst in die Hand genommen haben werden. Eine Vorübung für sich-Entwickelndes: Volksberatung ohne Dreingerede einer Regierung; Volksbestimmung ohne obrigkeitlichen Widerstand; Volksleben ohne lähmende Beeinflussung durch bevorrechtete Interessengruppen. Und es ging sehr gut. Ein Grad von Erzogenheit war in diesem Saale fühlbar, wie man ihn zur Zeit noch in keinem von einer Regierung einberufenen Parlament findet. Es ist während der sechs lebhaften Kongreßtage weder vor noch hinter den Koulissen irgend etwas vorgefallen, was man als Ungesittung, Unerzogenheit, Rücksichtslosigkeit, Taktlosigkeit bezeichnen dürfte. Man war keineswegs in dem Sinne unter sich, daß der Einzelne sich hätte gehen lassen dürfen; die für eine gedeihliche Beratung notwendige Reibung fehlte durchaus nicht, aber es fehlte diejenige Reibung, die dadurch erzeugt wird, daß ein Teil der Beratenden sich auf eine Macht (Bajonette) stützt oder zu stützen geneigt ist, über die der andere Teil nicht verfügt. Es herrschte wirkliche — nicht nur verfassungsmäßige — Gleichberechtigung; Ebenbürtigkeit. Es gab keine Gouvernementale; gab keinen Unterwerfungsdrang bei den Einen, kein huldvolles Augenzwinkern bei den Anderen, kein verächtliches Achselzucken bei den Dritten.

Zweitens ist der Kongreß Vielen ein belehrender Fingerzeig gewesen, in welcher Weise sich die Wandlung vollziehen wird. Bisher galt in den Augen der Arbeiterschaft und auch anderer großer Volksschichten die Sozialdemokratie als allein gewillt, allein befähigt, ja, als allein berechtigt, die Interessen der politisch Unterdrückten und wirtschaftlich Benachteiligten zu vertreten. Die Sozialdemokratie selbst erkannte keinem außerhalb ihrer Organisation sich bethätigenden Wirken irgend welche Bedeutung, sie erkannte solchem Wirken kaum eine Berechtigung zu. Es soll

zwar anders und besser werden; nach dem Glaubensbekenntnis des orthodoxen (zielbewußten) Sozialdemokraten konnte es aber, durfte es sogar nur durch die Sozialdemokratie besser werden. Nicht daß „es wird" war dem Parteifanatiker die Hauptsache, sondern daß „die Sozialdemokratie es gemacht" hat. Zu verstehen ist diese Denkrichtung; sie ist zu verstehen aus dem thörichten Widerstand, den man den berechtigten Forderungen der Sozialdemokratie entgegenstellt, und aus den schweren, häßlichen Fehlern, deren man sich bei Bekämpfung des sozialistischen Glaubens schuldig macht. Daß die Anderen im Volke nicht ausschließlich Rückständler, Halbwollende, Gewaltanbeter sind, hat zwar nicht erst der Kongreß gezeigt; aber der Kongreß hat der Sozialdemokratie die Anerkennung abgerungen, daß auch außerhalb der Mauern ihrer Kirche diejenige Religiosität lebt und gesunde Triebe treibt, die — gleich der Sozialdemokratie — nach Vervollkommnung unserer Gesittung und unserer Zustände trachtet. Laufen die Gedankenrichtungen auch noch unvermischt nebeneinander her, so sind sie doch jetzt in ein gemeinsames Flußbett geleitet und werden dort rasch zu dem mächtigen Strom anwachsen, der den morschen Widerstand Entwickelung-feindlicher Gewalten zu überwinden im Stande ist. Der Zufluß ist von nun ab Jedem frei, der es ernst meint mit seinen auf Vervollkommnung gerichteten Bestrebungen. Ob Anarchist oder Christ, ob konservativ oder liberal, ob Demokrat oder Aristokrat — die Idealisten jeder Färbung werden sich durch den gewaltigen Strom angezogen fühlen; die Nichtidealisten freilich bilden auch fernerhin — allemiteinander und ohne jeden Unterschied ihrer hochtrabenden Sonderbezeichnungen — den unbeweglichen, übelberüchtigten großen Haufen, das Gemenge. Daß sich das politische Flußbett zu einem solchen Nebeneinanderfließen erweitert hat, darüber ist kein Zweifel. Wenn sozialdemokratische Zeitungen diese Errungenschaft jetzt (zu ihrem eigenen Schaden) abzuschwächen versuchen, so erklärt sich das aus der richtigen Erkenntnis, daß auch unter ihren Gläubigen viele zum großen Haufen gehören, dem eine Organisation und deren Organe — das ist der Fluch der bösen That — allzeit Konzessionen machen muß. Thatsächlich ist das

Arbeitsfeld im Dienste der Unterdrückten nicht mehr nur ei
Plantage der Sozialdemokratie; Alle sind fortan berufen u
werden anerkannt. Zu diesen „Allen" gehören die Zugehörig
der sogenannten bürgerlichen Parteien, gehören aber auch
Unorganisierten, die sich bisher fernhielten. Damit die Th
sich nicht wieder verengen, wird es gut sein, daß auch sie ke
Gelegenheit versäumen, sich den Arbeitern in jeder Planta
zuzugesellen.

Drittens. Die Verhandlungen waren im besten Sin
interkonfessionell. Ob man von einer Arbeiterfrage, ob man v
Sozialismus, ob man von Volkswirtschaft spricht, in jede
Fall ist es unangebracht, die Worte mit einem konfessionell
Zusatz zu belasten. Gerechtigkeit, Vernünftigkeit, Vervollkom
nung -- und um etwas Anderes handelt es sich doch bei d
Worten nicht — sind Worte, die keine Konfession für sich
schlagnahmen darf, sind Worte, die überhaupt keinen Zusatz v
tragen. Eine katholische Volkswirtschaftsfrage giebt es nicht;
giebt aber für den Einzelnen ebensowenig ein konfessionsloses Wirk
auf volkswirtschaftlichem, oder auf sonst welchem Gebiet. D
Wirken jedes Menschen ist von dessen persönlicher Konfession, v
dessen ureigenster Innenvorstellung geleitet und getragen; m
darf unter Konfession freilich nicht nur die kirchlich vorgeschrieben
und staatlich genehmigten Glaubensrichtungen verstehen. Jed
gemeinsame Wirken gesitteter Menschen muß also interkonfession
sein, muß es gerade in der Gegenwart um so entschiedener sei
weil es zugleich gilt, die häßlichen Schranken niederzulegen, d
der Konfessionalismus vergangener Jahrhunderte errichtete. D
Züricher Kongreß war, wohl ohne daß man sich gerade dies
Bedeutung ganz bewußt war, ein guter Anfang in dieser B
ziehung. Die Glaubensrichtungen der Mitwirkenden gingen w
auseinander; man versuchte indes nicht etwa — was auch se
thöricht gewesen wäre -- die Unterschiedlichkeiten zu verdeck
oder durch Scheinkonstruktionen zu überbrücken; man ließ Jede
seinen Glauben, machte aber von der Verschiedentlichkeit möglich
wenig Gebrauch. Und auch das ging, und ging sehr gu

Niemand redet sich ein, daß nun die konfessionellen Forderungen und Bedenken in den verschiedenen Lagern erledigt sind; aber Alle haben das Gefühl, daß der Sieg des Vollkommneren nicht am Konfessionalismus scheitern wird. Wer Klarheit und Mut genug besitzt, um weiter zu blicken und zu denken, hat keinen Zweifel, daß vielmehr durch das Vollkommnere auch der Konfessionalismus überwunden werden wird.

Viertens hat der Kongreß von Neuem bewiesen, daß jede Kulturfrage Angelegenheit der Kulturwelt, nicht Sache eines Einzelvolkes ist. Die Verhandlungen waren von vornherein international gedacht; sie waren im besten Sinne Völker-verbindend, Gesittung-fördernd; ein Hinwirken auf die kriegslose Zeit. Wie wäre ein Schutz der Arbeiter vor Ausbeutung denn auch denkbar, wenn die Nationen in wüstem Interessengegensatz beharrten, und dem Gegensatz bei passender oder unpassender Gelegenheit durch die Kanonensprache Ausdruck gäben. Vielleicht, daß — vorübergehend — die Arbeiterschaft eines Volkes günstigere Verhältnisse für sich erwirkte; nur aber auf Kosten des Wohlergehens ganzer Bevölkerungsschichten eines anderen Landes. Was freilich weite Kreise außerhalb und innerhalb der Arbeiterschaft noch nicht begriffen haben, daß nämlich die sogenannte Magenfrage nur insofern Magenfrage ist, als der Magen uns daran erinnert, wenn es Zeit ist, daß „wieder ein Mal etwas geschieht", daß aber das, was geschieht, nicht dem Magen, sondern dem Befinden überhaupt, dem Seelenzustand, der Gesittung, der Vervollkommnung zu Gute kommt — das haben die Männer und Frauen, die hier tagten, begriffen. Sie haben auch begriffen (und wer in dieser Beziehung noch rückständig war, den haben die Verhandlungen hoffentlich gefördert), daß das Wohlbefinden eines gesitteten Menschen abhängig ist von dem Zustand der Gesittung, unter deren Ausstrahlungen er steht — zu leiden hat, oder wohlthuend berührt wird —, und daß für den gesitteten Menschen von heute dieses Wohlbefinden nicht mehr nur beeinflußt ist durch den Gesittungszustand in der Gemeinde und im eigenen Volk, daß vielmehr für den Gesitteten von heute das eigene Wohlbefinden bedingt ist durch den Gesittungszustand innerhalb

der Kulturwelt. Der Gesittete von heute stellt auch in dieser Beziehung andere Anforderungen an sich, als der Gesittete vor dreihundert, vor hundert, vor dreißig Jahren; oder: Heute knüpft andere Forderungen an die Berechtigung, sich sittet zu nennen, als das Damals. Der Kongreß versuchte, in dieser Beziehung den Anforderungen des Heute gerecht werden. Nationaldünkel, Völkerhaß, Schlotpatriotismus, Erwerbsneid gab es nicht. So wenig eine Arbeiterfreundlichkeit auf der bekannten christlich-kriegerischen Grundlage zur Geltung gelangen konnte, so wenig war von einem Arbeiterschutz im Gewande nationaler Abgeschlossenheit die Rede. Ich habe aber nicht bemerkt, daß die anwesenden Italiener auch nur in einem Moment aufhörten, Italiener zu sein, oder daß einer der anwesenden Deutschen auch nur einen Deut seiner Eigenart preisgab.

Diese vier Punkte, daneben noch vieles Andere, erklären die Bedeutung des Kongresses. Nimmt man dazu die vielseitige Anregung und die dadurch für weite Kreise ermöglichte weitere Abklärung und Stellungnahme zu den ernsten und schwierigen Fragen, die zur Erörterung gelangten, so ist auch das Ergebnis des Kongresses gekennzeichnet. Thörichte Menschen freilich stellen die Frage so: was hat der Kongreß geändert, geschaffen, erreicht? Ja, was hat denn der Künstler *geschaffen*, wenn er den Marmorblock vor sich hat, den Entwurf im Kopfe, die Werkzeuge zur Hand? Was hat denn der Seemann *erreicht*, wenn er die Segel gesetzt und dem Fahrzeug richtigen Kurs gab? Es soll ja doch erst losgehen; wir sind nur eben erst in den Anfangsstadien einer Vorbereitung, „Menschen" zu werden. „Erreicht" haben wir es erst am Ende der Jahrtausende; erreicht aber haben wir auch heute schon Alles, was der Moment erheischt, wenn wir auf der Höhe der Zeit stehen. Daß der Kongreß auf der höchsten Höhe der Zeit stand, will ich, *darf* ich leider nicht sagen, aber er überragte doch gewaltig das Niveau amtlicher Volksvertretungen der verschiedenen Staaten. Die Teilnehmer hatten — Jeder für sich im Laufe seiner Jahre — wohl einen tüchtigen Packen vorzeitiger Ansichten, Auffassungen, Begriffe abgelegt; Keiner aber, ich selbst natürlich auch nicht, wird von sich sagen wollen, sagen

dürfen: ich hab's erreicht. Wohl dem, der von sich sagen darf: ich hab's begriffen. Deren mögen es Einige — gar so Viele aber nicht — gewesen sein. Ob's die Anderen bald, ob sie es je ganz begreifen werden? Mancher ja, Mancher nein. Mancher ist aus einem vorzeitigen Dogma in ein neuzeitiges geschlüpft; wenn er sich darin noch nicht verbissen hat, holt das Wehen der nächsten Zeit ihn vielleicht aus seinem neuen Dogma wieder heraus und erlöst den Erzdemokraten aus den Banden, in die er sich, Freiheit-begeistert, stürzte.

In einer Beziehung hat der Kongreß sogar zuviel erreicht: er hat abgestimmt, hat Beschlüsse gefaßt. Wozu? Damit jeder einfältige Zeitungschreiber eine Unterlage für seine unreifen Betrachtungen hat? Damit die Entwickelung-feindlichen Elemente sich an sogenannte Uebertreibungen oder Unmöglichkeiten klammern können? Der Beschluß des letzten Tages, die Beschlüsse den Regierungen der verschiedenen Staaten zu unterbreiten, ist das einzig Gute an diesen Beschlüssen; nur werden die Regierungen fragen: wie sind die Beschlüsse entstanden? Dann muß man ihnen ehrlicher Weise antworten: es waren zufällig von vornherein mehr Vertreter dieser Richtung auf dem Kongreß erschienen, als Vertreter der anderen Richtung; vielleicht tagt morgen in Luxemburg ein — im Uebrigen ganz gleich verlaufender — Kongreß, zu dem sich zufällig mehr Vertreter der anderen Richtung einfinden; wir werden dann die Ehre haben, der hohen Regierung umgekehrte Beschlüsse zu überreichen. Wollte man abstimmen, wollte man beschließen, dann mußte die Vorbereitung dazu eine ganz andere, peinlich organisierte sein; dann mußte der Kongreß in der That die (denkende) Kulturwelt darstellen: dann mußte jeder zur Abstimmung aufgehobene Arm deutlich erkennen lassen, ob er, wie in manchen Fällen, 150000, oder ob er, wie in anderen Fällen, 150 Menschen vertrat. Der Kongreß hätte besser gethan, die verschiedenen Ansichten, jedenfalls aber die verschiedenen Hauptrichtungen (selbstverständlich nur innerhalb der für die Zulassung geforderten Voraussetzung; gesetzlicher Schutz) in zusammenhängender Form zu Worte kommen zu lassen; zehn- und fünfminuten Reden sind für solche Verhandlungen ein Unding.

Ein aus den klarsten Köpfen und stilgewandtesten Federn zusammengesetzter Ausschuß mußte die zum Ausdruck gelangten Ansichten verarbeiten; dabei ließ sich recht wohl ein jeweiliges Bild einflechten von dem Eindruck, den diese oder jene Ansicht auf die Versammlung machte; so erhielt man eine (in den Grenzen menschlicher Unvollkommenheit) klare Wiedergabe des Geistes, den die Verhandlungen ausstrahlten und der die Versammlung beherrschte. Dieses Bild mußte dann nicht nur den Regierungen, sondern vor Allem den Völkern unterbreitet werden. Indes... wir sind ja nur erst beim Anfang der Vorbereitungen und wollen uns des Erreichten von Herzen freuen. Die Hauptsache ist: das Erreichte giebt uns Gewähr dafür, daß weiter gewirkt wird. Darin liegt der beglückende Unterschied gegenüber solchen Kongressen, die ihre Thätigkeit mit einer Ordensverteilung „abschließen".

Wollte ich die Einzelfragen behandeln, die zur Erörterung gelangten, so reichte das ganze Heft nicht dazu aus: Sonntagsarbeit; Arbeit der Kinder und jungen Leute; Arbeit der Frauen; Arbeit erwachsener Männer; Nachtarbeit und Arbeit in gesundheitgefährlichen Betrieben; Mittel und Wege zur Verwirklichung des Arbeiterschutzes; Internationales Amt für Arbeiterschutz. Jede Frage schließt eine ganze Anzahl von Problemen in sich. Es wurden diese Probleme zwar auch berührt, aber zumeist in einer vom jeweiligen Parteistandpunkt aus von vornherein festgelegten Betonung. Eine Alles bedenkende, abwägende, den Hörer zu innerer Mitarbeit zwingende Darlegung, eine vor den Augen der Interessenten sich vollziehende Verarbeitung des Stoffes gab es nicht. Jeder meldete das Fazit seiner Betrachtungen, zeigte aber nicht, wie er dazu gelangt war, zeigte nicht, ob und daß die gegnerischen Elemente beschwichtigt seien, oder wie sie beschwichtigt werden könnten. Die Siege wurden zu leicht erfochten; man spielte etwas zu viel „Schach zu Einem". Indes ... wir haben ja eben erst die Segel gesetzt.

Das wichtigste Problem war von einer Erörterung ausgeschlossen: überhaupt gesetzlicher Schutz? überhaupt Zwang? Die Veranstalter des Kongresses waren durchaus berechtigt, eine solche Beschränkung anzuordnen. Ob es notwendig war, die Be-

teiligung an den Verhandlungen von einer Art Bekenntnis zum Dogma des gesetzlichen Schutzes abhängig zu machen, ist eine andere Frage. Mancher ist dadurch von einer Mitwirkung ausgeschlossen worden; Mancher wird vor seiner Anmeldung gewisse Ehrlichkeitsskrupel zu überwinden gehabt haben; (ich gehöre zu Diesen.) Als wirklich ausgeschlossen brauchten sich allerdings nur die Dogmatiker des Nichtzwanges zu betrachten; Diejenigen, die nicht nur selbst von einem Zeitalter in das andere übergesprungen sind — richtiger: die vergessen haben, daß auch sie eine Wandlung, mag sie mehr oder weniger Zeit beansprucht haben, durchmachten — und die nun meinen, die Anderen, und zwar Alle, zu einem ähnlichen Sprung ins Neue veranlassen zu können. Wer sich darüber klar ist, wie die bevorstehende Wandlung sich vollziehen wird, sich naturgesetzlich nur vollziehen kann, der sieht auch in den Schutzgesetzen nur ein im gegenwärtigen Wandlungsstadium unentbehrliches Mittel, die Menschen auf die Stufe der Gesittung zu führen, nach der wir streben: gut sein, gerecht sein, vernünftig sein aus innerer Notwendigkeit — „weil wir garnicht anders können". Der Mensch, der massige Heerbann der Menschheit, springt nicht aus einer Selbstverständlichkeit in die andere. Dabei ist es ganz überflüssig, zu erörtern, ob es wünschenswert wäre, daß die Menschheit von Zeit zu Zeit einen solchen Sprung machte; sie macht ihn nicht. Diese Thatsache diktiert uns unser Thun; sie zwingt uns, auf die Mittel zu sinnen, wie wir die Menschen zum Gut-sein-wollen führen. Ein solches Mittel, aber nur ein vorübergehend anwendbares Mittel ist das Gesetz; sagen wir es rund heraus: ist der Zwang. Denn, Gesetz ohne Zwang ist ein Unding; und Zwang ohne dahinter stehender Gewalt ist auch ein Unding; Gewalt aber ist ohne Mißbrauch der Gewalt nicht zu denken. Ueber das Alles müssen wir uns klar sein. Diese Klarheit soll dahin wirken, daß wir heute schon mit zähestem Widerstreben an jedes Gesetzmachen herangehen; daß wir wirklich nur Das zwangsweise von unseren Mitmenschen fordern, was Unsittung, Unvernunft, Habgier, Uebermut gewisser Sünder uns geradezu abzwingt; daß wir nur befehlen, wo um der Unterdrückten willen befohlen werden muß; daß wir nur verbieten, wo um der

Schwachen willen verboten werden muß. Die Erkenntnis, daß das Zwangverfahren ein Menschen-unwürdiges ist, wird uns ferner veranlassen, uns zu beeilen, aus diesem Zustande heraus zur „eigentlichen" Gesittung zu gelangen. Dazu müssen wir uns — zunächst neben, täglich mehr an Stelle des Zwangs — der beiden anderen, würdigeren Mittel bedienen. Erstens der Erziehung. Die Erziehung, die Einwirkung auf die Innenverfassung der Einzelnen, muß und wird täglich weiteren Kreisen das als „selbstverständlich" erscheinen lassen, was sie heute nur aus Furcht vor Strafe thun oder unterlassen. In dem Maße, wie diese neue Selbstverständlichkeit zur Herrschaft gelangt, verdrängt sie die Gesetze, den Zwang, die Gewalt. Das andere Mittel ist die Selbsthilfe, die der Erziehung nachhelfen soll. Sie wirkt den Ungesitteten, den Ungerechten, Unvernünftigen, Widerwilligen gegenüber zwar auch als ein Zwang, aber doch mehr als eine elementare Macht; sie hantiert nicht mit dem häßlichen Apparat von Gesetz und Strafe; sie drückt die Widerstrebenden rein mechanisch in andere Wirtschaftsformen hinein; sie veranlaßt sie mit fast magischer Kraft zunächst zu anderem Verhalten, und bringt ihnen so allmählich eine andere Gesinnung bei. Sie wirkt gewaltig und doch sanft; sie trifft das Uebel mit tötlicher Sicherheit und hat doch keine grausamen Widerhaken.

Selbsthilfe heißt in diesem Sinne: Massenwirkung. Die Unterdrückten, Leidenden, Vergewaltigten müssen sich endlich der sieghaften Macht bewußt werden, die ein gemeinsames Vorgehen nach gleichen Gesichtspunkten in sich birgt. Aber auch sie dürfen eine Grenze nicht überschreiten. Bis zur vollständigen Selbstbefreiung müssen sie vordringen; jenseits derselben würde eine Vergewaltigung der Anderen und damit eine neue, nur anders geartete, Unfreiheit beginnen. Zwingen uns die Verhältnisse heute, das Arbeiten-dürfen und Nicht-arbeiten-dürfen in Gesetzparagraphen zu schrauben, so müssen wir doch in dem selben Augenblicke schon mit Ernst und Eifer danach trachten, dieses Zwanges wieder ledig zu werden, das „arbeiten" wieder frei geben zu dürfen. Das ist der einzig Menschen-würdige Zustand; er ist — das weiß ich — nur denkbar unter bestimmten Voraus-

setzungen: gesittete Menschen; andere wirtschaftliche Einrichtungen. Beides aber ist erreichbar. Es hieße, dem Idealismus und sich selbst entsagen, wenn wir in einer Arbeiterschutzgesetzgebung das Ziel erblicken wollten. Ziel ist: eine Gesittungsstufe, die eine vollständige Freigabe des Arbeiten-dürfens, die überhaupt eine Freiheit der Bewegung möglich macht. Eine energische Innenbearbeitung unserer Mitmenschen — Erziehung — führt uns zum Ziel.

*) Die Arbeiter müssen geschützt werden gegen die Arbeitgeber, weil diese so mächtig sind, daß sie über die Lebemöglichkeit der Arbeiter verfügen. Ist Zwang überhaupt richtig? Solange die Menschen noch in den unvollkommenen Zuständen leben, können wir den Zwang nicht ganz entbehren. Wir dürfen den vom Kapital verdrängten und vom Kapital abhängigen Arbeiter nicht der Ausbeutung, dem Mißbrauch der Kapitalsgewalt aussetzen.

Sonntagsarbeit. Wollen wir Feiertage feiern, oder wollen wir dem Arbeiter Ruhe geben? Das Hineinweben des Konfessionalismus in die Sache muß bekämpft werden. Ist uns ein allgemeiner Feiertag von Wert? Die Menschen, die nicht arbeiten, wollen sich dann erholen. Damit ist aber ein Arbeiten Anderer verbunden. Eine allgemeine Ruhe ist wohl nicht möglich, aber ein allgemeiner Feiertag, ein Weihetag. Viele finden in dem „Allgemein" erst die Weihe. Wer hat Anspruch auf Schutz seiner Weihe und Andacht? Wir müssen nach Einrichtungen suchen, die allen Menschen, die allen gerechten Anforderungen gerecht werden. Alles ist Unfug, wenn Einige darunter zu leiden haben, oder wenn es gegen die Vernünftigkeit streitet. Man soll aber nicht sagen, daß die Durchführung nicht möglich sei.

Der achtstündige Arbeitstag ist eins von den schwierigen Problemen. Es handelt sich nur darum, ob die ganze Arbeit in der Zeit geleistet werden kann, wenn pro Kopf täglich acht Stunden gearbeitet wird. Wenn Alle arbeiten, auch die, die jetzt nur mit der Scheere arbeiten, dann reicht's wohl mit sechs Stunden. Nur keinen Mechanismus in unserem Erwerbs- und Betriebsleben!

*) Egidy-Vereinigung, 29. September 1897.

Kinderarbeit. Man will einmal das Kind schützen, ihr nicht die Jugend nehmen, und man will zweitens auch den Erwachsenen schützen gegen die Konkurrenz durch die Kinderarbeit Es fragt sich dabei: Wie weit ist die Arbeit Erwerbstendenz und Belastung der Kinder, und wie weit ist sie bloß Beschäftigung, dem Kinde und seiner Ausbildung ganz dienliche Beschäftigung? Das spielt sowohl in die Industrie wie in die Landarbeit hinein. Von dem Augenblick ab, wo der Zwang dahinter steht, daß das Kind über eine gewisse Zeit hinaus arbeiten muß, ist es Mißbrauch. Die Jugend soll davor geschützt werden, in dem Sinne zum Erwerb herangezogen zu werden, wie es heute geschieht. Es ist für das Schulleben der Kinder unzuträglich. — Denken wir daran, daß Erwachsene Kegel, die von Anderen zum Vergnügen umgeworfen worden, immer wieder aufsetzen sollen, denken wir an die Zeit der Ernte, so sehen wir schon, wie schwierig es ist, hier Gesetze zu machen, und wie gefährlich. Die Ueberwachung des Gesetzes wird eben subalternen Menschen übertragen.

Frauenarbeit. Das Ideal ist, daß die Frau entlastet ist von der Notwendigkeit, sich ihren Erwerb selbst zu erarbeiten. Der Gatte soll durch seine Arbeit soviel verdienen, daß er Frau und Kinder zu ernähren imstande ist. Ein anderes Ideal ist unbedingtes Selbstbestimmungsrecht auch der Frau. Wir müssen Zustände schaffen, daß es die Frau gar nicht begehrenswert findet, von ihrem Selbstbestimmungsrecht hier Gebrauch zu machen. Die Frau wollen wir für die Familie erhalten. Die katholische Geistlichkeit trat energisch dafür ein, daß die Frau gar nicht in der Fabrik arbeiten darf. Wie die Verhältnisse heute liegen, ist es undenkbar zu sagen, die Frau darf nicht in die Fabrik. Denken wir an die Hausindustrie! Es greifen solche Gesetze zu intensiv ein in die Lebemöglichkeit der Familien. Wir dürfen zu keinem Gesetz unsere Zustimmung geben, das nicht das Neue anbahnt.

Genossenschaftssystem, das heißt freiwillige Vereinbarung; Selbsthilfe, selbst zusammenschließen! Dann aus neuen Gesichtspunkten heraus neue Lebensformen, Wirtschaftsnormen, Arbeitsformen sich schaffen und Alles vermeiden, was heute zu häßlich

keiten, zu Grausamkeiten, zur Unterdrückung führt! Das anstreben, was dem Einzelnen Freiheit, Lebemöglichkeit gewährt. Es kommt darauf an, daß wir frei, unabhängig werden, daß wir unsere Kräfte in den Dienst unserer Person und der Gemeinsamkeit stellen.

Das Abc des Arbeiterschutzes. Was kann der Einzelne jetzt thun, um am Arbeiterschutz mitzuarbeiten? Das ist das Abc: Die Kraft, die Leistung unserer Mitmenschen nicht mehr in Anspruch nehmen, als es unbedingt nötig ist. Wir Konsumenten, die wir eine Sache verstehen, sind die eigentlichen Arbeitgeber, die Auftraggeber. Wir haben darum auch die Pflicht, daß Alle, die für uns gearbeitet, ihr Brot verdient haben.

Die Landwirtschaft und der Bund der Landwirte.*)

In der Generalversammlung, welche der Bund der Landwirte im Zirkus Busch abhielt, richtete Major von Loë die Aufforderung an die Mitglieder, nun auch dafür zu sorgen, daß der Bund der Landwirte in Berlin Boden fasse. Es wurde festgestellt, daß in Berlin nur 121 Mitglieder des Bundes seien, daß aber in Berlin Hunderte und Tausende herumgingen, die ihrem Wesen, ihrer Gesinnung, ihrer Abstammung nach zum Bunde der Landwirte gehörten.

Ich fragte mich, ob und in welcher Weise es dem Bunde gelingen könnte, Bresche zu schlagen in die Hochburg des Freisinns und der Sozialdemokratie, ob der Bund der Landwirte mit den Anschauungen, wie sie im Zirkus Busch ausgesprochen wurden, wohl imstande sein würde, diese Bresche zu schlagen. Ich sagte mir schon in dem Augenblicke, daß dazu wohl ein Anderer kommen müßte, wenn es überhaupt möglich sei. Ich habe gewartet und nicht gemerkt, daß man der Aufforderung irgend

*) Berlin, bei Buggenhagen am 25. Februar 1898.

wie nachgegangen ist. Deswegen wollte ich nun einmal v[illegible] einige Berliner treten und ihnen zunächst die Idee der Landwi[illegible] schaft näher bringen. Dann wollen wir uns gemeinsam frage[illegible] wie der Bund der Landwirte diese Landwirtschaft vertritt.

Wir müssen unterscheiden: Landwirtschaft und Bund d[illegible] Landwirte, wie wir unterscheiden müssen: Religion und Kirc[illegible] soziales Empfinden und Sozialdemokratie. Wir wissen ga[illegible] genau, daß die Kirche nicht nur nicht mehr das religiö[illegible] Empfinden unterstützt, sondern in vieler Beziehung ein Hindern[illegible] für die Vertiefung der religiösen Empfindung ist. Wir wiss[illegible] ganz genau, daß die Sozialdemokratie jetzt bereits ein Hindern[illegible] geworden ist für die Ausbreitung des sozialen Empfindens.

Der Bund der Landwirte wird sich nun selbst zu frage[illegible] haben, ob nicht vielleicht auch er im negativen Sinne dazu beiträgt, das Verständnis für das Wesen der Landwirtschaft hineinzutragen in die Hochburg der Intelligenz, wie wir sie in den großen Städten haben.

Zunächst ein Wort von der Landwirtschaft: Alle Werte, die erzeugt werden, setzen sich aus drei Kräften, drei elementaren Kräften zusammen. Das ist zunächst der Grund und Boden, das ist die Intelligenz und die physische Kraft. Das Kapital ist nicht eine elementare Kraft. Es ist erst geschaffen worden durch diese Werte. Es ist dadurch eine Macht geworden zwar, aber eine Macht, die die Pflicht hat, sich in den Dienst Derer zu stellen, die sie geschaffen haben, eine Macht, die also die Pflicht hat, sich in den Dienst der Landwirtschaft zu stellen. Wollen wir von den drei Kräften: Grund und Boden, Intelligenz und Arbeitskraft einer Kraft den Vorrang geben, so ist es der Grund und Boden, weil in ihm gleichzeitig die Intelligenz und die Arbeitskraft wurzelt. Wir haben also allen Grund, den Grund und Boden als den Nährboden, als den Schoß aller Werte zu betrachten, die überhaupt erzeugt werden. In diesem Sinne aber gehört der Grund und Boden uns Allen.

Diejenigen, die besondere Werte dem Grund und Boden entnehmen, haben ein Vorrecht nicht. Denn wir hängen mit unserer gesamten Lebemöglichkeit, mit dem Essen und Trinken,

mit Kleidung und Notdurft, mit Allem ab von dem heimatlichen Grund und Boden. Nicht die Frage will ich in Ausführlichkeit beantworten, ob denn nun dieser Grund und Boden, wenn er doch unser Aller Nährboden ist, überhaupt in den Besitz eines Einzelnen übergehen kann. Die „single tax", die ganze Wandlung in das Neue hinein leitet sich von dem Gedanken her, daß Grund und Boden so wenig wie Sonnenstrahlen, Licht und Luft in den Besitz eines Einzelnen übergehen kann, sondern als heiliges Gemeingut des Volkes zu betrachten ist. Doch wir wollen die Frage unerörtert lassen; sie ist nicht notwendig, um zu der Ansicht zu kommen, daß allerdings die Landwirtschaft ein gewisses Erstlingsrecht in Bezug auf die Betonung für unser Volksleben zu beanspruchen hat. Sie giebt uns das Notwendigste. Wenn wir Kulturmenschen uns auch daran gewöhnt haben, daß zu unserer Leibesnahrung mehr als das Brot gehört, so bleibt doch das Brot der Grundzug unserer Leibesnahrung. Wir sind verpflichtet, Denen, die uns das Brot schaffen, ein Erstlingsrecht einzuräumen, aber nur solange, als sie selbst ihre Arbeit, Thätigkeit, Stellung im Volke so auffassen, als sie selbst sich nicht als Industrielle, sondern als Volksernährer betrachten. Und wir sprechen nun über und von der Landwirtschaft nicht so, daß wir sagen, wieviel Leute in unserem Volke ernähren sich von der Landwirtschaft, wir fragen nicht, wie gut oder weniger gut ernähren sich die Landwirte, sondern wir sind berechtigt zu fragen: Erstens, wie, in welchem Umfange, in welcher Güte für unser, der Gesamtheit Ernährung, und zweitens, mit welcher Intelligenz, Treue, Umsicht, verwaltet sie den ihr anvertrauten heimatlichen Grund und Boden zu unserer Volksernährung?

Innerhalb der Landwirtschaft können wir unterscheiden die Art Landwirtschaft, die sich ausschließlich mit Körnerbau, vielleicht Kartoffeln, Zuckerrüben dazu, und mit dem, was zur Erhaltung des Viehs gehört, befaßt, also die eigentliche Landwirtschaft — und die Art, Landwirtschaft im allgemeinem Sinne, die wir in umfassenderer Weise verstehen können, so daß wir Alles, was überhaupt an Nahrungsmitteln dem Grund und Boden entnommen wird, als Bodenbebauung betrachten: Gemüse-

bau, Obstzucht, Alles was dazu gehört, die Ernährung des Volk sicher zu stellen. Damit zusammen hängt die große und ern Frage, ob nationale Volkswirtschaft oder Weltmarkt?

Unter nationaler Volkswirtschaft haben wir die Veranstaltu des deutschen Volkes zu verstehen, seine Lebemöglichkeit, se Nahrungsbedürfnisse dem heimatlichen, dem deutschen Grund u Boden zu entnehmen, sodaß wir uns auf uns selbst stellen, a uns selbst sogar bis zu einem gewissen Grade beschränken. G ist gar kein Zweifel, daß eine derartige nationale Volkswirtsch möglich ist, möglich unter zwei Voraussetzungen: einmal, daß d vaterländische Grund und Boden auf das Intelligenteste, So samste ausgenutzt und benutzt wird und ein andermal, daß wi in unseren Lebensansprüchen uns eben der nationalen Volksw schaft anbequemen. Zum ersten wäre zu sagen, daß wir nun wirklich alles Gelände, jeden Zoll breit deutscher Erde, der nur dazu verwertet werden kann, auch im Dienste der Volksernährung verwerten, die großen Oedländer, Heidegegenden, Moorländer ei geschlossen; eingeschlossen auch die Exerzierplätze, Artillerieschie plätze und vieles Andere, dieweil wir einer kriegslosen Zeit ent gegengehen, in den produktiven Dienst der Volksernährung geste werden können. Ferner, daß wir uns aller technischen Vo kommenheiten bedienen, daß wir zum Spaten greifen, wo es no wendig ist, daß wir die großen Städte entvölkern, Innenkolon sation treiben. Zu dem gewissen Anbequemen an die Verhä nisse gehört, daß wir zu einer Lebensführung übergehen, die si nun wirklich mit dem begnügt, was der deutsche Boden uns gieb Freilich muß da eingeschaltet werden, daß dann auch von dem was der deutsche Boden giebt, nichts vergiftet werden, das heiß in Alkohol übergehen darf. Eine derartige nationale Volkswir schaft wäre möglich, wenn wir sie gleichzeitig auf andere, eigentli auf alle Gebiete unserer Lebensbedürfnisse ausdehnen. Z nationalen Volkswirtschaft gehört nicht nur, daß wir keine ame kanischen Aepfel mehr essen, damit wir die deutsche Obstzucht die Höhe bringen, — dazu gehört auch, daß wir überhaupt Unnötigkeiten vom Auslande her verzichten.

Der Bund der Landwirte wird nun Anfrage halten m

bei seinen Angehörigen, ob keine französischen Kleider getragen werden, ob die Uhren alle in Deutschland gemacht sind, ob bloß deutsche Weine und Delikatessen verzehrt werden. Nationale Volkswirtschaft durchaus!

Ob es nach dem heutigen Standpunkte der Kultur, nach den Errungenschaften im Verkehrsleben vernünftig, weise genannt werden darf, wenn wir auf Möglichkeiten, die Volksernährung glatter, vollkommener, leichter sicherzustellen, ohne Weiteres verzichten? Oder ob es weise ist, auf Dienste zu verzichten, die uns doch von der gütigen Natur angewiesen sind?

Gewiß wollen wir Deutsche uns auf unserem deutschen Boden als ein deutsches, einheitliches Volk fühlen, aber im weiteren Sinne dürfen und müssen wir doch — besonders die Mitglieder einer christlichen Kirche — im gewissen Sinne die Planetenbewohner, die Menschen als ein Ganzes betrachten. Und wenn uns nun die Vernünftigkeit darauf hinweist, daß wir nicht auf gewisse Dinge, die wir leicht von wo anders her bekommen können, verzichten, so ist es nicht vernünftig, die Möglichkeit von der Hand zu weisen, gewisse Produkte leichter, besser, in größerer Menge von wo anders her zu bekommen, — nicht um nun auch nur einen Zoll breit Erde unbebaut auf deutschem Boden zu lassen, sondern um den dadurch nicht mehr zum Körnerbau benötigten Grund und Boden in den Dienst einer noch gesünderen Ernährung unseres Volkes zu stellen: Gemüse, Obstbau, Spatenkultur. Hier berühren sich die Begriffe von vernünftiger Lebensweise.

Diese Frage: nationaler Markt, nationale Volkswirtschaft (nicht chinesische Mauer, aber abgeschlossene Wirtschaft für sich) oder auf der anderen Seite Weltmarkt — führt zu dem Antrag Kanitz. Wenn etwas in den letzten Jahren zu verstehen war, so war es der Antrag Kanitz. Aus der Auffassung der Landwirtschaft heraus war er vollständig zu verstehen.

Solange die Landwirte sich nicht in den Gedanken hineingedacht hatten, daß sie Volksernährer für uns sind, solange sie glaubten, die bevorrechtigten Besitzer von Grund und Boden zu sein, die vor allen Dingen sich selbst möglichst gut zu ernähren

berechtigt sind, solange war es zu verstehen, daß sie einen Schutz der Erträgnisse ihrer Arbeit anstrebten. Der Antrag Kanitz in weiterer Gestaltung ist als nichts Anderes zu verstehen, als daß man Maßregeln erstrebt, die den Körnerbau, die Arbeit im eigenen Lande schützen vor einer Entwertung, die dadurch zu befürchten und Thatsache geworden war, daß wir Körner, Getreide billiger von auswärts bekommen konnten. Es geht eine Summe von Volkskraft, von Ackerkrume verloren. Dem wollte der Antrag entgegentreten; er war nur deshalb nicht durchführbar, weil er nur eine halbe Maßregel war. Entweder — oder, sagt die Landwirtschaft, und mit Recht: Wir können nicht mehr Getreide bauen, unsere Arbeit ist entwertet durch Konjunkturen des Weltmarktes, und wendet sie sich um Schutz und Hilfe, so müssen sie ihr werden.

An wen hat sie sich gewandt? Nominell an Staat und Regierung. Das sind doch nur Worte. Fleisch und Blut bekommen sie doch nur durch uns, das Volk. Also an uns, an das Volk haben sich die Landwirte zu wenden. Und wir, die Ganzheit, müssen ihnen Schutz und Hilfe angedeihen lassen. Sie begeben sich dadurch gewissermaßen unter die Lehnsoberhoheit des Volksganzen. Sie wollen geschützt sein, sollen geschützt werden.

Dann aber auch hat das Volk das Recht, die Folgerungen daraus zu ziehen und zu sagen: Nun aber auch wirklich Schutz. Monopol. Der Antrag Kanitz ohne Monopolgedanken ist eine halbe Maßregel, hat keine Berechtigung. Mit dem Monopolgedanken wurzeln wir erst in der eigentlichen Welt des Bundes der Landwirtschaft. Damit sind wir beim Vater-Unser: Unser täglich Brot gieb uns heute! Es wurzelt in der Scholle, ist dargestellt durch den Körnerbau.

Die Herstellung, Durchführung des Monopols? Ganz einfach von Volks wegen, Verwaltungs wegen. Nach Maßgabe des Zinses, den die Bodenbesitzer, Bodenbebauer dafür entrichten, daß sie ein Stück Land als ihr Eigentum betrachten dürfen, und nach Maßgabe der Arbeitslöhne kann recht wohl von Obrigkeits wegen der Getreidepreis festgestellt werden. Und bei dem vielen Zahlen-

werk, Eingaben und Listen, die wir haben, ist es eine Kleinigkeit, jährlich festzustellen: wieviel Getreide liefert der Boden, wieviel Brot braucht das deutsche Volk, wieviel fehlt uns? Das, was da fehlt, läßt die Verwaltung kommen und giebt es für genau denselben Preis, den es hier kostet, an den Bäckermeister ab. Das ist Monopol. Dadurch ist der heimatliche Körnerbau geschützt. Das ist ein System, etwas Ganzes. Damit hängt zusammen der ganze Wegfall des Streites von Gold- oder Doppelwährung. Wir kommen zur Brotwährung, wurzeln wirklich in der Scholle, sodaß es darauf ankommt, daß Jeder täglich die Anzahl von Broten verdient, die er für sich und die Familie gebraucht. Nicht ein Stück Silber, sondern einen Schein oder so und so viele Brote, die er wieder umsetzt in Schuhe und Stiefel u. s. w. Wäre der Antrag so gefaßt worden, hätten die, die ihn unterstützten, sich an den Gedanken gewöhnen können, daß wir in der Zukunft von einem sozialen Empfinden geleitet sein müssen, dann würde er nicht auf den Widerstand gestoßen sein.

Die Art, wie der Bund der Landwirte von seinen sogenannten Gegnern behandelt wird, kann garnicht ernst genug getadelt werden. Dieses unausgesetzte Namensuchen, daß das Wort „Junker" schon als Beschimpfung aufgefaßt wird, ist verwerflich. Wie man den Bund identifiziert mit dem Begriff Adel, ist falsch und führt zu ungeheuren Thorheiten. Den Großgrundbesitz vom Kleingrundbesitz künstlich zu trennen, einen Keil hineinzutreiben, ist falsch. Das Zerschlagen der Latifundien als Notwendigkeit hinzustellen, ist vom Uebel. Das wollen wir der Entwickelung überlassen. Warum sollen wir uns nicht freuen an einer Macht, an einer Kraft im Volke, solange sie sich in den Dienst der Volksernährung stellt? Wir haben nur die Pflicht, Maßregeln zu treffen, daß der Großgrundbesitz den Körnerbau nicht verhindert. Dieses an Neid und Haß erinnernde Schmähen von Kräften, von dem, was nun einmal ist, ist ein großer Fehler.

Nun das Zweite. Wie beantwortet der Bund der Landwirte diesen Fehler? Das ist nun das Kapitel: Sündenregister. Die Antworten, die er naturgemäß auf die Angriffe giebt, gehören nicht in das Sündenregister. Das eigentliche Verhalten des

Bundes, daß wir uns die Frage zu stellen haben: Wird er a
dieſe Weiſe die Herzen und Köpfe der Bewohner Berlins erober
Die Haltung dem Könige gegenüber. Es iſt grundfalſch, we
von den Gegnern die monarchiſche Geſinnung des Bundes irge
wie angezweifelt wird. Aber trotzdem behandeln ſie den Kö
nicht richtig, nach verſchiedenen Richtungen hin nicht richt
Sehr häufig mit einem großartigen Huldigungswort für den Kö
hervortreten und buchſtäblich mit demſelben Atemzug das W
„Handlanger" in heimtückiſcher Weiſe anbringen! Wir wiſſ
daß es vom König nicht gut war, daß er damals das Wort
brauchte. Es iſt jedes Preußen Recht, darob Gram zu empfind
und es dem König zu ſagen. Der König hat es bei der nächſ
Gelegenheit großartig wieder gut gemacht. Darum iſt es ni
ſchön, wieder auf dieſen Moment zurückzukommen. Aber g
unſchön iſt es, ihn nun anzubringen in demſelben Satz, in d
man gehuldigt hat.

Ein Zweites: Es iſt dringend notwendig, gerade unſe
König hineinzuführen in die Anforderungen der neuen Zeit, ger
ihn zum Verſtändnis zu bringen, daß ein Neues im Werden
Das iſt ja eben der Segen einer Monarchie, daß wir, wenn
dieſen Einen dahin geführt haben, wenn ſein Inneres in
Richtung Wandel genommen hat, daß dann die Heerhaufen i
in dieſer Richtung folgen. Führt der Bund den König in d
neue Gedankenrichtung hinein? Nein! Am Allerwenigſten
ſeiner Art von Huldigungen. Den König als Herrſcher, als He
verehren, ſich ſelbſt als Unterthan bezeichnen, iſt ein ſchwe
Fehler. Drittens. So oft der König in ſeiner jeden Mann v
Nerv hinreißenden Weiſe ſelbſt eintritt und nun in einer für
Landwirtſchaft erfreulichen Weiſe ein Wort geſprochen hat,
huldigt Alles dem Könige, mit Recht. Sobald aber irgend etw
geſchieht, was den Männern vom Bunde nicht genehm iſt, wov
ſie aber genau wiſſen, daß doch auch der König dahinter ſte
dann iſt immer nur von der Regierung die Rede, von d
Miniſtern. Dann giebt es auf einmal gar keinen König me
Das iſt grundfalſch.

Damit ſind wir beim Grafen Caprivi. Was nach die

Seite hin diesem Manne, nicht bloß vom Bunde der Landwirte, aber von diesem besonders für Unrecht gethan ward, ist gar nicht zu sagen. Mir ist es jedesmal ein Stich ins Herz, wenn ich höre und lese, daß man, wenn etwas im Reiche passiert, den Grafen Caprivi dafür verantwortlich macht. Dieser Edelmann ohne Halm und Ar war doch daneben wirklich auch ein Ritter ohne Furcht und Tadel. Ich glaube, daß die Mitglieder des Bundes mit mir einig in dem Wunsche sind, daß wir das von jedem Edelmann mit Halm und Ar heute sagen könnten!

Nun zu den Sternen zweiter Größe: von Bötticher und Marschall. Was müssen die Geister dieser Männer, die ihre Pflicht als Beamte gethan haben, was müssen denn die immer noch erscheinen, wenn der Bund der Landwirte darüber tagt, was man in Zukunft zu thun habe. Dabei wird ganz vergessen, daß diese Männer doch von ihrem Könige auf neue, sehr wichtige Posten geschickt sind.

Fürst Bismarck: Der Bund hat ihn so gewissermaßen mit Beschlag belegt. Der Fürst Bismarck hat unsterbliche Verdienste für das deutsche Volk; er gehört uns Allen und nicht dem Bunde der Landwirte speziell. Daneben müssen wir sagen, daß als Landwirt der Fürst gar keine Verdienste für die Gemeinsamkeit hat. Er ist vor Allem ein sehr guter Wirt überhaupt und daneben auch wohl ein sehr guter Landwirt, aber doch nicht in so hervorragender Weise, daß man damit Staat machen könnte. Gewisser Worte des Fürsten bedient sich der Bund nicht immer korrekt. Der Fürst hat das Wort ausgesprochen: „Wenn ich im Reichstage säße, würde ich für den Antrag Kanitz sprechen" und hat leider hinzugefügt: „Als Reichskanzler würde ich dagegen stimmen." Auch gegen den zweiten Satz allein habe ich nichts einzuwenden, aber gegen den Dualismus in demselben Menschen. Er hat uns damit nicht das Beispiel der Einheit, der Einigkeit eines und desselben Menschen gegeben. Nun begeht der Bund den Fehler, wenn er von diesem Satz spricht, daß er die zweite Hälfte überhaupt fortläßt.

Auch mit dem Satz des Fürsten Bismarck geht der Bund gern um: „Wir Deutsche fürchten Gott u. s. w." Im Munde

des Fürsten war dieser Satz und damals bei der Gelegenheit ganz richtig. Aber was in einem Moment und im Munde eines Bismarck richtig ist, ist noch lange nicht richtig, wenn jeder beliebige Deutsche ihn nachspricht, besonders solche, die noch sehr Vieles fürchten.

Der Bund sagt: Alles, was wir thun, thun wir nur, weil es unser gutes Recht ist. Das sagen Alle. Jeder, der überhaupt in unserem Volke irgend etwas vertritt, erstrebt, vertritt damit sein (vermeintliches) Recht: die, deren Arbeit dürftig bezahlt wird, wenn sie nicht mehr mitarbeiten, Arbeitslose, wenn sie das Wirtschaftssystem bekämpfen, das ihnen keine Arbeit giebt. Mit dem „guten Recht" tritt Jeder auf die Bühne unseres Volkslebens. Das ist die Vorderseite der Medaille.

Nun müssen wir uns die Kehrseite ansehen. Diese heißt: Auf Kosten der Anderen! Und das ist dann nicht mehr ein gutes Recht, sondern ein wenig würdiges. Der Bund eignet sich überhaupt gern andere Worte an. „Politik der Sammlung." Unter sich sind sie einig. Ist aber die Landwirtschaft im Bunde vereinigt? Einzelne Vertreter der Landwirtschaft sind drin? Die eigentlichen Bodenbebauer, die den Spaten und Dreschflegel führen, fehlen ganz. Es ist nicht ein Bund der Bodenbebauer, sondern der Bodenbesitzer. Der Landarbeiter fehlt. Die Einigkeit des Bundes ist solange eine selbstverständliche, als die Mitglieder unter sich sind. Solange eine Korporation, eine Verbindung in unserem Volksleben unter sich tagt, so lange ist sie immer einig. Aber welche Art von Einigkeit das ist, das geht aus der scherzhaften Antwort des Herrn Rickert auf die Einladung des Herrn von Plötz hervor: „Ja, unter Ihrem Schutze gehe ich hin; allein getraue ich mich nicht." Das ist das, was ich „Politik der Absonderung" nenne.

Zur Politik der Sammlung gehört, daß wir die Brücken schlagen zu den anderen Korporationen in unserem Volke, daß wir uns nicht absondern, nicht Kampfkörper innerhalb des Volkes darstellen, sondern als Teile des Volksganzen im Volke aufzugehen bemüht sind.

Der Bund ſagt, daß er ſich der Intereſſen des Mittelſtandes beſonders annimmt. Das iſt an ſich ſehr verdienſtvoll. Es liegt aber im Ausſprechen dieſes Satzes Gefahr nach mancher Richtung. Einmal werden dadurch weite Kreiſe unſeres Volkes verleitet, weiterhin blind ſich zu verhalten gegenüber der Entwickelung, die unſer Volksleben doch nun einmal nimmt. Dieſes ſich des Mittelſtandes, gewiſſer Teile unſeres Volkswirtſchaftslebens beſonders annehmen wollen, beſtärkt dieſe Kreiſe in der Hoffnung, daß ſie ſich perſönlich noch erhalten können, während die Entwickelung eine andere Richtung nimmt. Es führt dazu, Verſprechungen zu machen, die man nicht halten kann.

Treten die Mitglieder als Einzelweſen für die Möglichkeiten, den ſogenannten Mittelſtand zu unterſtützen, ein? Treten ſie für eine ganz andere Verwaltung des Königsreichs Preußen, für ein anderes Wahlrecht ein? Treten ſie für eine vollſtändige Befreiung des Vereinsrechts, des Verſammlungsrechts ein? Sie ſind vielleicht ſogar zu haben für eine Beſchränkung des Rechts. Treten ſie ein für eine Eiſenbahnreform, ſo gründlich, wie ſie notwendig iſt, um die kleinen Intereſſen zu heben? Für einen gänzlichen Wandel im Steuerſyſtem? Für alles Das, was nun wirklich den unteren Kreiſen zugute käme? Treten ſie ein für die Forderungen der Lehrer und kleinen Beamten? Der Lehrer beſonders, weil ſie doch mit ihnen zuſammen leben, weil die Lehrer doch die Kinder der Mitglieder dieſes Bundes, die Kinder der Landwirte zu erziehen haben. Treten ſie für deren gute Stellung ein?

Auf der anderen Seite rechnet es ſich der Bund als eine Art Verdienſt an, daß er die Sozialdemokratie bekämpft. Was hat es mit dem Körnerbau, mit der Butterbereitung zu thun, wenn ſo und ſo viele Menſchen im Volke des Glaubens ſind und dafür eintreten, daß unſer Volkswirtſchaftsſyſtem andere Bahnen nehmen muß? Die 1 700 000 Sozialdemokraten eſſen nicht bloß, ſondern bezahlen doch auch dem Bund der Landwirte das Brot. Und die Bezahlung nehmen ſie doch ſehr ehrlich an, leider auch für den Schnaps, den ſie trinken. Dieſen Menſchen werfen ſie vor, daß ſie kein Vaterland haben, daß ſie ihre Kinder

nicht taufen lassen. Andere haben Besitz ergriffen von dem Vaterlande. Religion? Ein ganz intelligenter Mensch sollte es gar nicht mehr besonders hervorheben, wenn ein anderer sich eine andere Vorstellung von Gott macht. Ist das ein Grund, andere Leute zu verachten? Religion ist ein ganz falsches Wort dafür. Höchstens könnte es sich um die Konfession handeln. Ißt denn ein ungetauftes Kind weniger Brot? Trinken die ungetauften Männer leider weniger Fusel? Ob die Taufe den eigenen Sinn dagegen geschützt hat, dieses oder jenes zu thun? Ob sie die Tochter des Bauern geschützt hat, Amme zu werden?

Es ist ein Fehler, wenn der Bund von der großen Schlacht spricht, die da kommen solle. Die Schlacht im Innern steht nicht bevor, und wenn sie kommt, so nur darum, weil immer davon gesprochen wird. — „Man soll bezüglich der Zugehörigkeit zum Bunde nicht nach dem politischen Glaubensbekenntnis fragen.“ Damit ist nun aber gemeint, von einer gewissen Gruppe ab. Mitglieder der Gruppe Richter, Rickert werden sich nicht dem Bunde anschließen, weil sie nicht die Auffassung haben wie die Landwirte. Aber wenn ein sonst wirklich freigesinnter Mann, der in politischer Hinsicht abweicht, beitritt, wird er nicht doch als ein enfant terrible behandelt werden?

Es soll gleichgiltig sein, ob Protestant oder Katholik. Aber wie, wenn er jenseits steht? Bruno Wille, der die märkische Kiefernheide besungen hat wie keiner vom Bunde der Landwirte? Bis ans Ende gehen, und nicht irgendwo im Volksleben einen Schnitt machen!

Dunkle Punkte: die Juden. „Schwarze Haare der Juden!“ Wie benimmt sich da der Bund der Landwirte? Jeden Gefühlsmenschen muß es durch die Seele schneiden. Dieser verdeckte Antisemitismus ist noch viel scheußlicher als der offene. Diese Art, seine Mitmenschen zu behandeln, kann gar nicht scharf genug verurteilt werden.

Nun zum letzten: Das ist das Spiritusbrennen. Im Munde der Landwirte hört man sehr häufig vom „Giftbaum der Börse“ sprechen. Wenn wir in jeder größeren Stadt ein

paar Börsen hätten, es könnte von da nicht soviel Gift ausgehen, wie vom Spiritusbrennen ausgeht. Dieses Gift, das durch das Verderben von Korn und Kartoffeln in unser Volk getragen wird, das ist das eigentliche Gift. Man müßte erst untersuchen, ob die Lehren, die die Volksseele vergiften sollen, wirkliches Gift sind. Durch das andere Gift wird der Körper erst empfänglich gemacht. Der Bund der Landwirte kämpft nicht gegen das Spiritusbrennen. Er spricht davon, daß er die Kraft im Volke verjüngt, aber er giebt ihm das Gift mit auf den Weg. Er schickt mit den gesunden Jungens auch das Gift in die Kasernen. Im Verbrauch von diesem Gift, da finden sich Stadt und Land brüderlich zusammen, ein sehr trauriger Berührungspunkt!

Die Weltanschauung des Bundes der Landwirte. Ein stilistisch, in der Diktion, in Form und Inhalt nach vielen Richtungen hin glänzender Vortrag war es im Zirkus Busch. Der Redner Dr. Oertel sprach mit warmer, innerlicher Ueberzeugung. Die „Germania" fragt, ob der Bund berechtigt ist, sich eine eigene Weltanschauung zu bilden. Jeder Mensch ist berechtigt, sogar verpflichtet, sich seine eigene Weltanschauung zu bilden. Der Bund der Landwirte als solcher ist vollständig dazu berechtigt. Es ist so richtig, daß man, daß wir Alle unsere Weltanschauung aus der Scholle heraus entwickeln, aus der wir geboren sind. Also, eine Weltanschauung zu entwickeln aus der Scholle, aus dem Acker heraus, war korrekt und richtig.

Eine andere Frage ist die, wie weit und wie lange man als sogenannter Christ nun logisch bleibt. Da fand sehr bald ein Ueberspringen auf andere Geleise statt. Wenn man eine Weltanschauung auf einem Geleise angefangen hat, muß man darauf auch weiter fahren. Mit einer Weltanschauung, die im Acker wurzelt, ist für uns Deutsche die Fürstenidee, der Königsgedanke eng verknüpft. Aber es ist schon ein Abspringen, nun von einem Königstum von „Gottes Gnaden" zu sprechen. Entweder ist der König aus dem Acker heraus gewachsen oder wir Anderen auch nicht. Die Hohenzollern sind Ackerkönige, wenn wir Ackersleute sind.

Dann kam man zum Gottesbegriff. Der, der dort entwickelt wurde, ist mir persönlich weder fremd, noch unsympathisch noch würde ich ihn bekämpfen. Es ist jedes Menschen Recht sich den Gottesbegriff zu gestalten. Aber man soll ihn nicht aus deutscher Erde entwickelt betrachten, wenn er direkt aus Palästina importiert und in Rom nur noch ein wenig revidiert ist. Damit kommen wir zum Christentum. Das läßt sich damit überhaupt nicht vereinigen. Eine Weltanschauung aus dem Acker heraus läßt sich mit der Art Christentum, wie die Kirche es versteht nicht vereinigen. Das hat auch die „Germania" dem Bunde ganz korrekt gesagt.

Mit dem Christentum verbunden ist der Jesusgedanke. Daß das Christentum, das wir heute so nennen, nicht einmal mehr ein palästinisches, sondern ein in Rom gefärbtes ist, wissen wir. Die „Germania" sagt: Das ist kein Christentum; das ist etwa das ethische Christentum des Herrn von Egidy. Dr. Oertel ist vielleicht damit unzufrieden, daß sein Christentum dem meinigen an die Seite gestellt wird. Ich sage einfach: Ist das Christentum der „Germania" etwa unethisch? Das wäre doch entsetzlich traurig.

Das Christentum, wie es in manchen Redewendungen an dem Tage zum Ausdruck kam, ist kein ethisches. Man soll nur nicht sagen, das seien einzelne Ansichten gewesen. Herr von Plötz hat die volle Einigkeit in der Versammlung mehrfach konstatiert.

Zuletzt die Frage: Welche Bedeutung hat der Bund für unser Volksleben? Wertemesser nach der Gesamtlage unseres Volkslebens schaffen wir am Richtigsten, wenn wir fragen Erstens, inwieweit hat der Bund die Aufgabe der Zeit, die Pflichten der Gegenwart und überhaupt seine Zeit, unsere Zeit begriffen? Zweitens, inwieweit trägt der Bund dazu bei, unser Volksleben innerlich zu veredeln, zu fördern, zu heben? Die erste Frage können wir mit einem kleinlauten Ja beantworten und müssen daneben ein lautes Nein setzen. Insofern hat er die Gegenwart verstanden, als er dem Industrialismus in seiner weiteren Entfaltung entgegentritt, als er nicht zu den Export

fanatikern gehört, als er wenigstens die Absicht zuweilen ausspricht, Denen zu helfen, die augenblicklich leiden. Wenn wir aber weiter fragen: Ist ihm ein Verständnis für die Art Gerechtigkeit, für die vollkommnere Gerechtigkeit, auf der sich das Zukunftsleben unseres Volkes aufbauen darf, aufgegangen? Weiß er etwas von den Grundanschauungen, auf denen es sich aufbauen soll? Kennt er die höhere Fassung von der Ebenbürtigkeit? Ist ihm das Zusammengehörigkeits-Bewußtsein des Volkes in Fleisch und Blut übergegangen? Vertritt er die Idee des Persönlichkeitsbewußtseins auch für die Anderen? Weiß er etwas vom Selbstbestimmungsrecht, das Jedem zusteht, auch der Frau? Von der höheren Milde, von der wirklichen Toleranz? Ich fürchte, daß da viele Glieder des Bundes versagen.

Damit ist auch die zweite Frage in der Hauptsache beantwortet. Der Bund lebt und webt, steht und wirkt noch ganz innerhalb einer alten, einer zu Grabe gehenden Weltanschauung. Infolgedessen bedient er sich auch noch aller der Mittel, der Kampfmittel, deren man bisher sich bedienen zu müssen glaubte. Eine Zerrissenheit in Kampf-, in Heerhaufen, die sich feindlich gegenüberstehen. Darum sind ihm auch die neuen Werkzeuge: Gerechtigkeit, Ehrlichkeit, Milde und wirkliche Toleranz fremd.

Bei alle dem: Ich habe nicht gegen den Bund sprechen, ich habe zum Bunde der Landwirte sprechen wollen, nicht im Dienste der Landwirtschaft, sondern im Dienste des Volkes, deren wichtigster Faktor meinetwegen die Landwirtschaft sein soll, aber doch immer nur ein Faktor im Volksleben. Im Dienste des Volkes gedacht und so gemeint, daß Alle darin begriffen sind, die sich zum Volke zählen. Ich weiß es, daß der Bund sich von Herzen zu unserem preußischen, deutschen Volke zählt.

* *
*

(An der Aussprache beteiligten sich die Herren Dr. Diedrich Hahn, Major von Loë und Wilhelm Burghard. Herr von Egidy führte noch Folgendes aus:)

Es war ein Akt ſchöner und richtiger Selbſtüberwindu
daß Herr Dr. Hahn auf gewiſſe Dinge nichts entgegnet
Ich bin darum erfreut, weil ich dann dem Bunde der Landw
einen Dienſt erwieſen habe. — Einzelheiten: Ich maße mir n
an, die Welt in irgend einem Sinne ethiſch verändern zu woll
Aber ich maße mir an, das Neue herankommen zu ſehen,
Formen des Neuen erkannt zu haben, und ich halte es
meine Pflicht, die Mitmenſchen darauf hinzuweiſen, daß
Neue wird, daß ſich Jeder für das Neue vorzubereiten hat.
Bund der Landwirte hat die Aufgabe, in dieſem Sinne mit
wirken, ohne ihm abſprechen zu wollen, daß die wirtſchaftli
die materielle Grundlage die Hauptſache iſt: Brot bri
Chriſtentum.

Man kann jeden Menſchen, jede Erſcheinung aus
heraus beurteilen, dem Bunde der Landwirte aus ſich herc
gerecht zu werden beſtrebt ſein. Darin hat Herr Dr. Hc
durchaus recht. Die Beſtrebungen des Bundes habe ich ide
ſiert in mir aufgenommen. Darum verfährt der Bund
Landwirte mir nicht ideal genug. Mit der Grundtendenz ko
ich mich vollſtändig übereinſtimmend ausſprechen. Aber verfä
er richtig dabei? Es handelt ſich doch darum, eine Breſche
ſchlagen. Das Verfahren des Bundes iſt von ſeinem Sta
punkte aus ein richtiges, aber kein richtiges um Breſche
ſchlagen. Denn kein Freiſinniger iſt bis jetzt umgepurzelt.

Die innere Uebereinſtimmung in Manchem wird ſich n
mehr kund thun. Wir wollen eine Ueberbrückung ſuchen,
noch verſchiedene Auffaſſungen ſind. Wir haben grundverſchied
Auffaſſungen in Folgendem: Mir nützt eine Ethik, ein Chriſt
tum, etwas Religiöſes nichts, was nicht umgeprägt werden ko
als gangbare Münze für unſer öffentliches Leben. Hole
Teufel die Ethik, die ſich nicht im politiſchen Leben v
werten läßt!

Wir wollen nach einer Volkswirtſchaft ſtreben, bei
unſer Volk nicht abhängig iſt von Zufälligkeiten im Auslan
Dazu gehört nun aber, daß wir uns innerhalb des Vol
Einrichtungen ſchaffen, daß wir ein Volkswirtſchaftsſyſtem

streben, wonach keiner im Volke mit seiner Lebemöglichkeit abhängig ist von irgend welcher Geneigtheit, weder von der eines Arbeitgebers, des Staates, noch des Kapitals. Ob der Bund dieses Streben nach Unabhängigkeit des Individuums im gleichen Maße unterstützt wie das nach Unabhängigkeit unserer Volkswirtschaft im Großen?

Ich bin ganz der Meinung Dr. Hahns, daß der Körnerbau in unserem Volke in gar keinem Widerspruch damit steht, daß wir auch die Viehzucht pflegen, daß wir alle Bedürfnisse aus unserem Boden entnehmen. Der Boden kann die Menschen ernähren. Wir müssen die Professoren bekämpfen, die immer vom ungedeckten Tisch, von Uebervölkerung reden. Es giebt nichts Schlimmeres. Das ist eine Gotteslästerung, zu sagen „ungedeckte Tische". Es ist auch ein Zweifel an der Intelligenz, an der Organisationsfähigkeit unseres Volkes, wenn die Professoren von Illusion sprechen, sobald es sich darum handelt, jeden Menschen im Volke satt zu machen.

„Verfassungsstaat — Germanenrecht." Das will ich treffen, dieses wie-es-paßt. Einmal sind wir Germanen, Teutonen und dann wieder konstitutionelle Verfassungsmenschen. Gewiß sind wir Germanen, haben früher mit unseren Fürsten verkehrt. Warum nicht heute? Wir könnten unsere Fürsten mitten im Volke haben. Der Parlamentarismus ist mir nicht maßgebend. Ich weiß genau, wie es in dem Busen der Männer aussieht. Sie sollten aber energischer ihrer Unzufriedenheit Ausdruck geben. Man kann schon die Formen dazu finden. Die Männer von damals sind jetzt gar nicht mehr zu bekämpfen. In Preußen soll nie ein Kriegsminister Politiker gewesen sein? Graf Roon, Staatssekretär Tirpitz!

Meine Wissenschaft habe ich nicht aus den Zeitungen. Sie kommt mir so zu. — „Wir Deutsche fürchten Gott u. s. w." Die Deutung Dr. Hahns wäre erfreulich, wenn sie sich mit den Thatsachen deckte. Daß auch Freisinnige Mitglieder des Bundes sind, ist sehr erfreulich. In der offiziellen Vertretung des Bundes merkt man nicht, daß sich auch eine Richtung von freisinnigen Freunden hindurchzieht.

„Mit der Sozialdemokratie können wir nicht paktieren.“ Man soll überhaupt nicht paktieren. Warum sie aber in der Weise bekämpfen und sich darauf etwas zu Gute thun? Wenn man mit ihr nicht „paktieren“ kann, dann versuche man an Stelle dessen, was sie erstrebt, etwas Besseres, Vollkommeneres zu setzen. Ob der Bund das so zeigt, wie es Dr. Hahn vorgeführt hat? Es tritt nicht in die Erscheinung. Wir müssen über die Enge der Sozialdemokratie hinauswachsen.

„Giftbaum der Börse“. Berechtigter und unberechtigter Handel; letzterer wenn sich die Spekulation daran knüpft.

Nicht ganz so stehe ich in Bezug auf den Schnapsgenuß. Es giebt Cylinder-Destillen und die Destillationen. Von der lebenden Generation verlange ich nicht, daß sie mit einem Mal ganz anders lebt. Aber die Wahrheit anerkennen!

Ich habe es für den Bund der Landwirte übernommen, die Idee der Landwirtschaft in die großen Städte hineinzubringen. „Staat, Hilfe des Staates.“ Ich sage eben, Staat identifiziert sich mit dem Begriff Regierung. Wenn der Bund seine Idee in die großen Städte, in die lebendigen Menschen tragen will, muß er vom Volke sprechen, muß er sich daran gewöhnen, daß das Volk, nicht der Staat, ihm Hilfe zu bringen hat. Die Lage dem Volke zurecht schneiden; dann ist es eine wirkliche Hilfe. Sie sehen ja, mit dem Staate, das wechselt.

Antrag Kanitz. Herr Dr. Hahn sagte, in dem Antrag läge etwas eminent Soziales. Wenn das nur der Antragsteller hätte anerkennen wollen, dann hätte man mit dem Antrag ganz anders vortreten können. Das wurde aber bestritten. Das Wort „sozial“ war in den Ohren vieler der Männer, die den Antrag vertraten, damals verpönt. Der Gedanke wurde abgelehnt. Das hat mir damals so leid gethan. Wenn es jetzt anders ist, freue ich mich dessen von ganzem Herzen. „Agrar-Sozialismus“: den Gedanken könnte ich durchaus zu meinem eigenen machen; dann aber deutlich. Diese gewisse Halbheit, daß man nur solange sozial bleiben will, wie . . .

Sehr recht hat Dr. Hahn darin, daß die Bestrebungen des Bundes nicht allen Menschen klar sind. Daß die Konsumenten

als solche berücksichtigt werden sollen, mag nur hinausgetragen werden in das Volk!

Die Zunge geht nicht so oft durch, und wenn sie durchgegangen ist, kann man sie wieder zurückholen. Es ist doch die innere Stimmung. Wenn die nicht so wäre, wäre die Zunge nicht so. Wir können doch mit aller Kraft sprechen.

Der Bund betrachtet sich als im Weltkampf befindlich. Unser Volk stellt Heerhaufen dar. Wir streben aber danach, ein einiges Volk zu werden. Die neuauftretenden wirtschaftlichen Verbände sollen sich in diesen Gedanken hineinleben.

Wir müssen uns Kolonieen schaffen, das ist auch mein Standpunkt, daß wir unsere Jugend auch anderweitig unterbringen können. Wir wollen neue Erdteile, Stückchen eines Erdteils uns aussuchen, die deutsche Jugend dorthin verpflanzen, ohne die schwarze Jugend abzuschießen. Aber wir dürfen den deutschen Boden nicht wieder in die Hände der Kapitalisten fallen lassen, müssen dafür sorgen, daß er „deutsche Erde" bleibt.

Daneben — ganz meine Meinung — kolonisieren im Inlande. — „Die Lebemöglichkeit kann nur durch Kampf erobert werden." Aber die Menschheit wechselt mit ihren Zielen, auch mit den höheren Zielen in Bezug auf die Kampfart. Deswegen sind wir Idealisten.

Vaterländischer Sozialismus auf christlicher Grundlage.*)

In seiner Wochenschau nach den Wahlen (Hilfe Nr. 26) sagt Herr Pfarrer Naumann: „Gott gab uns den Beruf, einen vaterländischen Sozialismus auf christlicher Grundlage zu pflegen."

„Gott gab uns (nämlich den Nationalsozialen) den Beruf" — ein bedenkliches Wort; deshalb bedenklich, weil die Allmacht sich die Entscheidung darüber, wer mit dieser hohen Mission zu

*) „Versöhnung" Nr. 26; 1898.

betrauen ist, insofern aus der Hand gegeben hat, als die einfache Beitrittserklärung zum nationalsozialen Verein in diesem Sinne „beruft". Ich halte es nicht für gut, derart von Sonderberufungen zu sprechen. Mit demselben Recht, wie sich die Nationalsozialen einen besonderen „Beruf durch Gott" zuerkennen, kann dies der Bund der Landwirte, der Antisemitismus, die Sozialdemokratie, der Jesuitenorden — jede Vereinigung und schließlich sich jeder Einzelne thun. In gewissem Sinne allerdings darf dies nicht nur, sondern muß dies Jeder thun; in diesem Sinne ist das aber dann solche Selbstverständlichkeit, daß es der besonderen Hervorhebung nicht bedarf. Solche Hervorhebung, wird von Anderen, von Uebelwollenden, gar leicht als Ueberhebung angesehen. Nichts aber ist dem Wesen des Pfarrer Naumann fremder als Ueberhebung; das wissen wir, seine Freunde; die „Hilfe" wird aber auch von Nicht-Freunden gelesen.

„Vaterländischer Sozialismus"; eine andere Fassung für nationaler Sozialismus. Was will das Wort? Sollen wir unter Sozialismus nur eine erhöhte Fürsorge für die Unterdrückten, etwa im Sinne der Kaiserlichen Verordnungen aus dem Jahre 1881 und 1883 verstehen: Alters- und Invalidenversorgung, Arbeiterschutzgesetze aller Art? Dann ist der Zusatz „vaterländisch" überflüssig. Daß wir in Deutschland nicht die Gesetze für Italien und England machen, weiß Jeder: Jeder weiß aber auch, daß derartige soziale Bestrebungen, wenn wir es auch in unserem Vaterlande darin vielleicht bisher am Weitesten brachten, doch kulturelle Bestrebungen sind, die nicht an den Grenzen unseres oder überhaupt eines Vaterlandes Halt machen. — Sollen wir unter Sozialismus aber eine nach bestimmten Theorieen aufgestellte Volkswirtschaftsordnung verstehen, etwa wie sie im sozialdemokratischen Parteiprogramm enthalten ist: Verstaatlichung der Produktionsmittel (Grund und Boden und Maschinen), Regelung des ganzen Wirtschaftsgetriebes unseres Volkes, so daß das Volk als eine große Zwangsgenossenschaft aufzufassen ist; so ist das Wort „vaterländisch" abermals insofern überflüssig, als Jedermann weiß, daß die heutigen Grenzen zwischen den Völkern (Staaten), auch wenn wir sie nicht mehr im heutigen Sinne als

Festungswälle, sondern als Verwaltungslinien auffassen wollen, Fortbestehen werden; daß also unser, das heißt Preußens oder Deutschlands Wirtschaftsgetriebe ganz selbstverständlich ein deutsches, das deutsche, also ein vaterländisches, das vaterländische, sein wird. Andererseits weiß Jedermann, daß auch diese Art Sozialismus eine Theorie, ein System ist, das unter allen Völkern der Kulturwelt seine Anhänger hat. Sollte also diese Idee bei einem der großen Kulturvölker zur Herrschaft gelangen, so ist es wahrscheinlich, daß auch sie nicht Halt macht an den Grenzen dieses Kulturvolkes, sondern bald „das Volkswirtschaftssystem der Kulturwelt" sein würde; einen deutscheigenartigen, oder eigenartig-deutschen Sozialismus kann es in dieser Beziehung wohl kaum geben. Auch das braucht nicht betont zu werden, daß mit einer Weltwirtschaft im annähernd Bellamyschen Sinne sich die Köpfe unserer Realpolitiker heute noch nicht befassen, während andererseits eine rationelle Einteilung und Inanspruchnahme des Weltmarkts gerade im Interesse des Wohl- und-immer-besser-Ergehens unseres Volkes geboten ist, von einem vaterländisch Sich-abschließen gegen die Naturprodukte anderer Zonen also nicht die Rede sein kann. Ebenso selbstverständlich ist es, daß wir als Deutsche ernst und eifrig bedacht sind, unseren Volksgenossen Brot, (Arbeit, Verdienst) zu verschaffen. Insoweit unser Industrialismus mit seiner Ausfuhr dazu dient, ist es nur natürlich, daß wir uns die größte Mühe geben, die Ausfuhrkanäle (damit Arbeit und Brot) auch thunlichst zu erhalten, zu vermehren, zu erweitern. Daß wir dabei so betriebsam, umsichtig und intelligent wie nur irgend möglich verfahren, ist zu hoffen. Daß unsere Wirtschaftspolitik dabei ebenso vaterländisch sein wird, wie die französische in ihrem Interesse vaterländisch ist, das heißt, daß wir so wenig den Franzosen unsere Absatzquellen ohne Weiteres überlassen werden, wie sie uns nicht die ihren überlassen, das bedarf keines Wortes. — Soll unter Sozialismus schließlich eine Art neue Weltanschauung verstanden werden, so hebt diese Weltanschauung den Begriff „Vaterland" zwar nun und nimmer auf; aber man kann die beiden Worte nicht mehr in dem Sinne nebeneinander stellen,

wie Pfarrer Naumann es thut. Sozialismus als neue Lebensauffassung gedacht, will uns das Verständnis dafür beibringen, daß wir, trotz Pflege der Eigenart, zusammengehören. Trotz und gerade unter bewußter und froher Pflege des Persönlichkeitsbewußtseins sollen sich die Volksgenossen als „zusammengehörig", als „Ein Volk" betrachten; trotz und gerade unter bewußter und froher — sogar stolzer — Pflege der eigenen Volksart, der Volkseigenart, sollen sich die Kulturvölker als zusammengehörige Kulturwelt fühlen lernen.

Wir müssen uns endlich daran gewöhnen, Begriffe, Eigenschaften, Anschauungen, Worte, die volle Berechtigung neben einander haben, nicht in Gegensatz zu einander setzen. In gewissem Sinne geschieht das durch jeden unnötigen Zusatz von Worten da, wo die Selbstverständlichkeit den Zusatz entbehrlich macht. Will Pfarrer Naumann durch die Hinzusetzung des Wortes „vaterländisch" seinem Sozialismus ein anderes Gepräge geben, als der Sozialismus — wie er ihn nun auch verstanden haben will — eigentlich hat, so wäre das sehr unrecht. Sozialismus ist Sozialismus. Wer sozial empfindet, wer soziale Bestrebungen oder selbst ein soziales Wirtschaftssystem vertritt, hat nicht nötig, diese Bestrebungen irgendwie zu bekleiden. Will Herr Pfarrer Naumann aber gar etwa andeuten, daß sein Sozialismus ein besserer ist, als der Sozialismus anderer Leute, die den Sozialismus unbekleidet verwerten, so liegt darin eine Andeutung, als sei es mit der vaterländischen Gesinnung dieser Anderen (ich spreche nicht von mir) weniger gut bestellt. Das darf Niemand thun, am Wenigsten Jemand, der seinen Sozialismus „auf christliche Grundlage" stellt. Jeder Sozialismus steht auf christlicher Grundlage, sofern wir unter Christentum das wirkliche und echte Jesustum verstehen. Verstehen wir unter Christentum dagegen die „Kirche", so steht sie, insonderheit die Königlich Preußisch Evangelische Staatskirche (aber die anderen Evangelischen Staatskirchen nicht viel weniger) dem sozialen Empfinden und Allem, was mit dem Begriff „Sozialismus" zusammenhängt, nur insoweit freundlich gegenüber, als der Staat es gestattet. „Sozialismus auf christlicher Grundlage" bedeute

gut preußiſch und auf durchſchnittlich deutſch: „Sozialismus
r polizeilicher Aufſicht“. Verſtehen wir unter Chriſtentum
gewiſſe Glaubensvorſtellungen, ſo weiß Herr Pfarrer Nau-
n ſo gut, wie ich, daß es Sozialiſten aller Schattierungen
„ſolchem“ Glauben und Sozialiſten mit „anderem“ Glauben
. Alles das, was mit dem Wort und Begriff „ſozial“ zu-
nenhängt, iſt vom Glauben genau ſo unabhängig, wie das
ſchaffen-ſein unabhängig davon iſt, in welcher Konfeſſions-
it der Menſch liſtlich geführt wird. Jeſus war Sozialiſt
) und durch; das wiſſen wir Alle. Wir wiſſen aber auch,
gerade Jeſus „für alle Menſchen“ gelebt hat. Wem es alſo
t iſt mit der Nachfolge Jeſu, der iſt ſozial geſinnt, und wer
aliſt (im idealen Sinne iſt), der iſt Chriſt (im Sinne eines
stums). Auch das iſt derart ſelbſtverſtändlich, daß eine Be-
ng, wie Pfarrer Naumann ſie vornimmt, nur irritieren kann.
eder will Pfarrer Naumann den Begriff und die Segnungen
ſozialen Empfindens mit einer, oder gar mit ſeiner Glaubens-
ung verquicken — das wäre eine Verſtümmelung des hohen
ankens „ſozial“; oder er will wiederum andeuten, daß ein
ialismus, der von gewiſſen Glaubensvorſtellungen begleitet iſt,
wertvollerer iſt, als der Sozialismus anderer Leute (ich ſpreche
t von mir); dann wäre das abermals nicht recht.

V.

Kaiſer und Reich.

Fürsten.*)

„Nicht Roß, nicht Reisige, sichern die steilen Höh'n, wo Fürsten
ı; Liebe des freien Mann's, Liebe des Vaterland's, gründen
Herrscherthron — wie Fels im Meer" — — so lauten die
rte im Preußischen Königsliede; ähnlich singt der Sachse,
lich besingen alle Völker und Nationen in Uebereinstimmung
ihren Fürsten das ideale Verhältnis zwischen Fürst und Volk.

Für dieses Verhältnis ist uns die gültige Grundanschauung
schon gegeben. Ruht auch der Völkerfriede für Diejenigen,
che von einer Entwickelung der Menschheit keine, oder nur eine
ümmerte Vorstellung haben, noch immer auf den Spitzen der
jonette — der Thron steht auf heiligerem Grunde; nicht ein
egsheer, auch nicht ein Volk in Waffen sind der Fürsten
hutz — des Thrones Unerschütterlichkeit ruht einzig in der
nderbaren Dreiheit: Liebe, Freiheit, Mannheit — — „Liebe"
„freien" „Mann's".

Liebe. Eine Erklärung der Liebe wird Niemand von mir
dern. Die Liebe kann man nur empfinden, und nur Der
d sich der rechten Empfindung bewußt sein, dessen Liebes-
pfinden ein unverkennbarer Abglanz der Einen, uns Alle um-
enden Liebe ist, für die wir das Wort: Allmacht, Gott,
ter, haben. Eine besondere Liebe für Diesen oder Jenen
t es nicht, so viel man auch davon spricht: nicht für den
tten, nicht für die Mutter, nicht für die Kinder, nicht für den
men, auch nicht für den Fürsten. Es giebt nur eine Liebe;
giebt nur die Liebe. Das Göttliche Gebot, das Bewußtsein,
Geschöpf, ein Kind Gottes zu sein, verlangt von uns „den

*) „Einiges Christentum", Heft 3; 1893.

Nächsten" zu lieben. Wer aber ist unser Nächster? „der Mensch", und höchstens dürfen wir fragen: wer ist unser nächster Nächster? — Das ist jedes Mal Der, der im Augenblick unserer zumeist bedarf. Daß sich unsere Liebe gegen die Menschen, welche uns durch die mannigfachen Lebens-Verhältnisse besonders nah stehen, auch besonders äußert, hat ja wohl seine Berechtigung, vor Allem in der Gewohnheit, die uns mit unserem ganzen Empfinden noch gar so sehr einengt. Der Mensch aber, der wirklich „liebt", so liebt, wie er meint, daß Gott uns, seine Kinder, liebt, so liebt, wie er meint, daß Jesus uns, seine Brüder, liebte und im Geiste noch liebt, der wird bald lernen, „den Menschen" lieben. Die Liebe zu den „nächststehenden" Menschen wird durch diese All-Liebe nur um so mächtiger, heiliger, werden; im Lieben wächst und vermehrt sich das Liebes-Empfinden zu ungeahnter Fülle.

Der Fürst, wie jeder Andere, ist also zunächst, und ist, bevor er irgend etwas Anderes für uns ist, unser Nächster. Als solcher hat er, wie Jeder im Volke, den vollen Anspruch auf unsere Liebe. Wenn diese Liebe die rechte ist, dann schließt sie alle Empfindungen ein, deren ein christliches Volk für seinen christlichen Fürsten nur irgend fähig ist, schließt aber auch jede Empfindung aus, die eines Menschen gegenüber einem anderen Menschen unwürdig ist.

Man spricht soviel davon, daß der monarchische Gedanke in unserem Volke sich abgeschwächt habe. Ganz falsch. Wir sind heute noch so monarchisch gesinnt, wie je zuvor, — „monarchisch bis auf die Knochen" würde der Große Kurfürst sagen — gerade so, wie wir heute noch ebenso religiös sind, vielleicht religiöser, wie je zuvor. Wie wir aber unser religiöses Empfinden geläutert und es unabhängig von Dogma, Bekenntnis, Kirchenlehre und Buchstaben-Glauben gemacht haben, und wie dies nun die Vertreter des Dogmas und des Buchstabens zu der Klage führt, das Volk sei irreligiös, so sind Manche zu der Einbildung gelangt, sie selbst und Andere seien nicht mehr monarchisch gesinnt. — Warum? Nur, weil die von den Fürsten vielfach noch festgehaltene, in unserem Bewußtsein

aber überwundene Vorstellung von Fürsten-Recht und Fürsten-Pflicht uns stört, oder, weil eine übertriebene äußere Entfaltung fürstlicher Vorberechtigung uns nicht zusagt, oder, weil das Festhalten an ehedem gewürdigten, heut aber überlebten Gebräuchen und Formen mit den Anschauungen eines einfach denkenden Menschen nicht mehr vereinbar ist, oder, weil gewisse in der Fürstensprache noch angewendete Worte und Begriffe weder mit unserem Bewußtsein, noch mit den thatsächlichen Verhältnissen in Einklang stehen, die Ehrlichkeit also sich auflehnt, oder auch, weil wir mit Diesem und Jenem nicht einverstanden sind, was der persönlichen Entschließung des Fürsten entstammt.

Daß unter diesen, ebenso berechtigten wie verbreiteten Empfindungen aber das monarchische Gefühl, daß das Verständnis für den Wert der Einrichtung: „Fürst", oder, daß die Liebe zu den Trägern der Krone bei uns Deutschen, die wir doch nun ein Mal mit dieser Einrichtung verwachsen sind, geschwunden sei — das darf man nicht sagen. Insoweit diese Behauptung aber etwa berechtigt ist, liegt die Schuld nur an uns, weil wir nicht, gerade um unserer monarchischen Gesinnung willen, ehrlich und rückhaltlos unserem Empfinden Ausdruck geben, und die Schuld liegt in der Thatsache, daß wir uns ja eben mit allen unseren Anschauungen und Zuständen in einem Umwandlungs-Vorgang befinden, der ganz naturgemäß ein gewisses Unbehagen erzeugt, dem der Mensch nur gar zu leicht in falschen Vorstellungen, Aeußerungen und Klagen Luft macht. Das, was dies Unbehagen in uns erzeugt, sind doch nur Dinge, die mit einer einzigen Entschließung zu ändern sind; und Die, auf deren Entschließung es dabei ganz allein ankommt, sind Menschen, sind von unserem Fleisch und Blut, sind von ebendemselben Göttlichen Bewußtsein der Zusammengehörigkeit aller Menschen durchdrungen, wie wir, sind ebenderselben Gewalt des sich stetig entwickelnden Menschheits-Bewußtsein unterworfen, wie wir. Es kann gar nicht ausbleiben: das Verständnis für die Erfordernisse der Gegenwart wird die Fürsten erfassen, wie es uns erfaßt — den Einen schon erfaßt hat, den Anderen erfassen wird. Daß dies Verständnis sich zu den steilen Höh'n, wo Fürsten stehn,

später, vielleicht zuletzt erst hinaufarbeitet, das ist Dem verständlich, der da weiß, welche schier unüberwindbar erscheinenden Hindernisse heute noch — später nicht mehr — die Höhen umgeben, auf denen die Fürsten, meist vereinsamt, verweilen. Eine wahrhaft Göttliche, kraftvolle Liebe aber, die reine Liebe, wird durchdringen zu dem im Zauber vergangener Zeiten befangenen Herzen der Fürsten. Erlöst von dem Banne, der sie abschied von dem innersten Leben der anderen Welt, werden sie aufhören, Sonder-Wesen zu sein; werden mit uns ganz Mensch und werden nur Mensch sein; werden uns lieben, wie wir sie lieben — wir ihre, sie unsere Nächsten.

Im Bewußtsein dieser Liebe soll eine Einrichtung uns in alle Zeiten hin heilig sein, die im Deutschen Empfinden wurzelt und die unserem Gottes-Gedanken dann nicht widerstreitet, wenn gegenseitige Liebe uns die Zugehörigkeit der Fürsten zum Volke sichert. Damit verjüngt sich der monarchische Gedanke zu echt evangelischer und zu erhaben menschlicher Auffassung. Nicht mehr: Fürst und Vaterland, als ob diese zwei Worte zwei trennbar zu denkende Werte ausdrückten, sondern: das Volk mit seinem Fürsten an der Spitze.

Freiheit. Nicht ungezügelte, aber unbegrenzte; nicht bedingungslose, aber uneingeschränkte; nicht ungeregelte, aber vollkommene Freiheit ist der Boden, auf dem allein eine Liebe, die den Thron schützt, erwachsen und erstarken kann. Daß diese, die evangelische Liebe, heute noch nicht unter uns wohnt, ist wohl erklärlich, weil jene, die christliche Freiheit, heute noch nicht unter uns waltet. Verfassung, Gesetz, Buchstabe sichern uns zwar Vieles zu; die Wirklichkeit aber schränkt diese Zusicherungen mannigfach und recht bedenklich ein.

Wer ist heute frei, wirklich frei, ganz frei? Wer ist so frei, wie wir es nach unserer Auffassung von Göttlicher Ordnung sein können, sein dürfen, wie wir es sein müssen, um so, wie es dieselbe Gottes-Ordnung von uns verlangt, lieben zu können? Und wer selbst, wie so Mancher unter uns, mannhaft nach innerer Freiheit ringt, zwängen den nicht die Gesetze, die Zu-

stände, die Einrichtungen ein und verhindern ihn, sein evangelisches Freiheits-Bewußtsein zur Geltung zu bringen?

Es giebt ja noch Menschen, die bei dem Worte „Freiheit" ein Schaudern überläuft, — sie sollen dann nur nicht mit ihrer Königs-Treue prahlen; nur freie Menschen können lieben, nur liebende Menschen können treu sein. Es giebt ja auch noch Deutsche Männer, die im Fürsten ihren persönlichen Herren erblicken, dem sie in des Wortes wörtlicher Bedeutung als Unterthanen, nicht als Nächster dem Nächsten, dienen wollen — sie sollen dann nur nicht von einem Einigen Gott, als dem Einen Vater aller Menschen reden, sollen nicht von einer Gotteskindschaft, sollen nicht von einer Gleichheit vor Gott, sollen nicht von einer in der Jesuslehre begründeten Bruderschaft reden. Entweder gelten diese Begriffe für das Gemeinwesen der Menschheit, dann gelten sie überhaupt; oder sie gelten nicht, dann gelten sie überhaupt nicht. Jede Einschränkung, jede Begrenzung, jede Vereinzelung streitet wider dies Gottes-Bewußtsein, ist Willkür, ist nicht Freiheit, sichert wahrlich nicht auf die Dauer die steilen Höh'n, sondern unterwühlt sie.

Und in der That: wenn wir nach der Ursache forschen, die das vermeintliche Schwinden des monarchischen Gefühls erzeugt, wenn wir nach der Gefahr fahnden, die etwa dem Throne droht, so finden wir sie einzig in der noch unterdrückten Freiheit, auf die ein Kultur-Volk von heute Anspruch hat, einfach, weil es diesen Anspruch erhebt. Wer diesem Anspruch Widerstand entgegensetzt, gefährdet den monarchischen Gedanken im Volke, das der Freiheit in genau dem Maße bedarf, als es danach verlangt. Mit dem Unterdrücken dieses natürlichen Verlangens unterdrücken wir gerade die edelsten Regungen im Menschen, unterbinden die Kraft, gut zu sein, lähmen das Bestreben, unserer Bestimmung gerecht zu werden, widerstreben der Vervollkommnung des Menschen-Geschlechts.

Mag es bei Einzelnen immerhin ehrliche Ueberzeugung sein, daß das Volk in der Gesamtheit eine vollkommene Freiheit noch nicht verträgt, so ist das doch eben eine ganz und gar unbegründete Ueberzeugung, und ist nur der Beweis, daß diese

Männer entweder den Menschen und seine großartige Befähigung zum Gut-sein nicht kennen, oder, daß sie kein Gott-Vertrauen haben, nicht ahnen, daß wir nach des Schöpfers Willen in dem Grade frei und glücklich sein sollen, als wir selbst uns die hierfür erforderlichen Zustände schaffen. Die Allmacht hindert uns wahrlich nicht, und hindert uns nirgends, frei zu sein: nur ein Teil der Menschen hindert immer noch den Anderen. Wie lange sich diese Anderen das gefallen lassen, weiß ich nicht. Wer es aber darauf ankommen läßt, ist ein Fürsten-Feind; denn, daß diese Anderen dann gerade Wert auf die Erhaltung der Throne legen würden, bezweifle ich.

Andere, und das sind die größten Fürsten-Feinde, gönnen ihren Brüdern keine Freiheit, gönnen sie ihnen wenigstens nur, insoweit ihre eigenen kläglichen Besitz-, Geld-, Vorrechts- und Ansehens-Interessen nicht davon berührt werden, während sie für sich möglichste, vor Allem aber die sogenannte geistige Freiheit beanspruchen; allerdings bereit, sich auf diesem Gebiet jegliche Einschränkung gefallen zu lassen, bereit, das christliche Freiheits-Verlangen ebenso wie das menschliche Würde-Bewußtsein zu unterdrücken, wenn es gefordert wird, und wenn sie in dieser Forderung einen Schutz ihrer rohen Kraft-Entfaltung und damit die Möglichkeit erblicken, ihre Brüder in geistiger und materieller Abhängigkeit zu erhalten. Daß viele solcher Männer, denen die Freiheit kein Heiligtum, höchstens Dogma und Lippen-Geplapper ist, noch immer als unseres Volkes Vertreter gelten, ist ein Verhängnis, das erst von uns genommen sein muß, das wir also selbst zu beseitigen haben, bevor wir die Freiheit atmen werden, in der die Liebe zum Fürsten neu erstarkt.

Das Volk, das ganze Volk, ist reif für die volle Freiheit. Daß es noch nicht in allen seinen Teilen dazu erzogen ist, das ist ja wahr; daß es aber nicht fähig sei, sich in allerkürzester Zeit, wenn ihm nur Mittel und Möglichkeit gegeben werden, dazu zu erziehen, das darf Niemand behaupten. Wir haben uns leider nur gar zu sehr an falsche Vorstellungen und Behauptungen gewöhnt. Wir schmähen ein unschuldiges Kind und sagen: „Du bist ungezogen", statt das Kind mitleidig zu streicheln und den

Eltern mit strafendem Ernst zuzurufen: „Ihr habt Euer Kind nicht erzogen“ — — wir schmähen weite Kreise unserer Volks-Genossen und sagen: „Ihr seid roh und ungesittet; Ihr seid ungebildet und unsittlich“, statt diesen Verwahrlosten freundlich die Hand zu reichen und zu sagen: „Es soll anders werden. Was an Gesittung und Bildung die Besten unter uns auszeichnet, das soll Gemeingut Aller werden, soll auch Euer Dasein verklären“.

Welche veredelnde, heiligende Bedeutung in einer derart christlichen Gemeinsamkeit das Wort „Freiheit“ erhalten, welche weitgreifende und beglückende Aenderung unserer Zustände diese Freiheit zulassen würde, welche menschenwürdigen Einrichtungen erstehen, wieviel heutige Gesetz-Paragraphen entbehrt werden könnten, das wird Der empfinden, der sich kraft seiner Gotteskindschaft frei fühlt, der aber auch kraft derselben Gotteskindschaft Jedem seiner Brüder diese Freiheit gönnt und für Erringung derselben lebt.

Der gestrenge, oder auch der gnädige Herr einer unfreien Menge zu sein, denke ich mir nicht schön; ein Jesus-ähnliches Bewußtsein kann darin nimmer Genüge finden. Unter einem freien Volke aber der Vorderste, der Fürst, zu sein, das däucht mir ein erhabenes und ein sicheres Loos für den Erdgeborenen. Erhaben, weil die Liebe Aller solches Fürsten-Dasein mit heiligender Weihe umgiebt; sicher, weil solches Fürsten Thron in dem Freiheits-Bewußtsein Derer wurzelt, die allein ihn zu schützen imstande sind.

Mannheit. Nur Männer können schützen. Männer müssen wir sein, ganze Männer. Unbändige Kraft muß Jeden durchdringen; kühne Würde muß uns erheben. Kein Tropfen von Knechtsblut soll in unseren Adern fließen, kein sklavischer Gedanke von Unterwürfigkeit darf in uns aufkommen. Ehrliches Eigenbewußtsein muß uns beherrschen; daß dies Eigenbewußtsein berechtigt sei, das ist die Krone, nach der wir im Lebenskampfe ringen. Keine erheuchelte Demut, keine erkünstelte Bescheidenheit — Eines des Deutschen Mannes so unwürdig, wie das Andere. Wie uns Gott wachsen ließ, so wandeln wir dahin: aufrecht,

gerade, den Kopf hoch, das Antlitz frei, den Blick geradeaus; den Schritt fest, und immer im Gleichgewicht. Und so treten wir auch vor den Fürsten; er zumeist hat Anspruch darauf, ernste, kraftbewußte, liebedurchdrungene Männer vor sich zu sehen; ihm, unserem Vorbild im Würdebewußtsein, haben wir nachzustreben in jeder Tugend Deutscher Mannheit. Nicht etwa: trotziger Männerstolz vor Königsthronen; wohl aber: bewußte Mannes-würde neben Fürstenhoheit.

Dienen? Gewiß; aber nur dienen wie der Nächste dem Nächsten dient, wie der Christ dem Bruder dient: in Liebe, aus Liebe, mit Liebe; dienen auch nur im Wahrheitsbewußtsein, aus Wahrheitsdrang, mit Wahrheitstreue. Dienen mit Dem, wessen der Fürst zumeist bedarf; dienen mit Dem, was Andere dem Fürsten vorenthalten; dienen mit Dem, was zu des Volkes Heil dient, das ist ja zugleich des Fürsten Heil. Deshalb: je näher Jemand dem Fürsten steht, desto dringender sind seine Pflichten; je höher Jemand an den Thron heranreicht, desto heiliger ist sein Beruf; je klarer Jemand erkannt, was der Gemeinsamkeit frommt, desto mahnender ist seine Verantwortung, es dem Fürsten zu sagen. Den rechten Weg, einen geraden, offenen, des freien Mannes würdigen Weg hierfür zu finden, ist vielleicht die schwerste Aufgabe der Gegenwart.

Furcht? Es giebt ja Menschen, die sich fürchten; auch Menschen, die sich vor dem Unwillen eines Mächtigen fürchten — Die sollen sich aber nicht Männer nennen. Es giebt sogar Christen, die sich fürchten, auch Christen, die sich vor der Ungnade eines Höheren fürchten — Die sollen aber nicht sagen, daß sie in der Ritterschaft Jesu wandeln. Der Mann kennt die Furcht nicht, und der Christ sollte sie erst recht nicht kennen. Neben der Liebe wenigstens, wie fortan sie unser Dasein beherrschen soll, ist für ein Furchtgefühl kein Raum mehr in unserem Innern. Schon um der Fürsten willen, um der Festigkeit der Throne willen, muß die Furcht schwinden aus unseren Begriffen, aus unserem Empfinden, aus unserem Leben. Im Ueberwinden der Furcht zeigt sich die Mannheit; damit also muß Jeder bei sich anfangen. Erst wenn wir furchtlose Männer sind, sind wir überhaupt

Männer; erst wenn wir ein furchtloses Volk geworden sind, verdienen wir, ein freies Volk zu sein; erst wenn wir ein freies Volk sind, haben wir Anspruch darauf, daß unsere Fürsten uns nur einfach lieben; bis dahin haben sie ein Recht, uns auch zu beherrschen, denn: wer sich fürchtet, ist Knecht.

Rücksicht? Gewiß Rücksicht; aber nur Rücksicht auf Andere; Rücksicht vor Allem auf die Gemeinsamkeit; Rücksicht auch auf den Fürsten, soweit es ehrliche Liebe zuläßt; Rücksicht aber niemals auf sich selbst. Das Allwohl entscheidet, nicht das ich-Befinden; die Pflicht entscheidet, nicht die eigene Sicherheit; die Liebe bestimmt, nicht ein furchtsamer Aufblick nach Oben; die Wahrheit regiert, nicht knechtische Verleugnung der eigenen Erkenntnis. Rücksicht also auf jede edle Regung in unserem Innern; keine Nachsicht aber gegen eine Schwächlichkeit, die unser Mannes-Bewußtsein umgaukelt und einschläfert; keine Rücksicht gegenüber einem Versuch von Außen, unsere Mannheit niederzuhalten.

Dabei aber Niemand weh thun, Niemand kränken, Niemand schmähen — das Alles ist unmännlich. Wer kämpfen will für eine Zeit, die den Knechtsbegriff nicht mehr kennt, für eine Zeit, in der nur noch Freie leben, der darf selbst kein roher Landsknecht sein, der muß ritterlich streiten können. Nicht Diejenigen sind die Tauglichsten, die des Kriegsknechts Ohr abschlagen — „Jesus aber rührete sein Ohr an und heilete ihn". Deshalb werden auch nicht erbitterte Massen den Kampf führen; des Volkes Beste werden streiten für die Anerkennung eines gleichen Rechtes Aller. Der Adel der Seele bezeichnet die Kampf-Berufenen; das einstige Vorrecht des Edelmannes ist heute Pflicht des Edelmenschen.

Unbeirrt und unerschrocken schreiten wir vorwärts, freundlich aber und mild begegnen wir dem Gegner; immer bedenkend, daß er selbst am Wenigsten für seine Gegnerschaft verantwortlich zu machen ist. Wir Alle sind das Ergebnis der Zustände, die uns umgeben und heut noch beherrschen. Unbeugsam fest also im Verlangen nach einem Wandel der Zustände, Verständnis aber für die Schwächen der heutigen Einzel-Menschen. Strenge nur da, wo mutwillig gegen die bessere Erkenntnis gefrevelt wird,

weil das die Sünde wider den heiligen Geist ist; Strenge aber da nicht, wo die Erkenntnis zwar vorhanden, dem Willen aber noch wirkliche Hindernisse im Wege stehn, wo also erst die Zustände anders geworden sein müssen, ehe der Einzelne kann.

Nur freilich darf Niemand die Zustände zum Vorwand nehmen; der einzelne Fall entscheidet. Was der Eine thun muß, darf vielleicht der Andere nicht thun; was der Eine heut schon zu thun verflichtet ist, ist für den Anderen vielleicht auch morgen noch eine Unmöglichkeit. Der rechte Mann wird wissen, wie er die erwachte Erkenntnis mit älteren Pflichten, wie er das Eigen-Bewußtsein mit der Rücksicht auf Bestehendes, wie er den Drang zu helfen mit der Pflicht zu gehorchen in Einklang bringt; wird wissen, wie er den Kampf der Pflichten schlichtet, der im Innern tobt. Der bewährt sich, der in diesem Kampf die Anfechtung erduldet; Der bewährt sich, der die Selbstliebe und Selbsttäuschung überwindet, der die ich-Sucht erstickt, der den ich-Menschen tötet.

Der ist ein Mann, der für Andere lebt; ein Schutz den Bedrängten und Bedrückten, ein Schild den Unschuldigen und Verkannten, ein Hort der Liebe für Jedermann. Der ist ein brauchbarer Mann, der seinem Vaterlande die Geltung von Recht und Wahrheit, die Anerkennung von Freiheit und Würde erkämpfen hilft. Der ist ein Gottes-Mann, der dem Siege der Göttlichen Ordnung sein Dasein weiht. „Sein Dasein weihen" heißt nicht: für eine große Sache sterben — das ist leicht und ist garnicht die Hauptsache; „sein Dasein weihen" heißt: einer großen Sache leben, ihr mit jedem Atemzuge, mit jeder Faser seines Wesens angehören — das ist schwerer, darum aber des Mannes würdiger.

Leuchtend stehen Bilder solcher Gottes-Männer aus allen Zeiten vor uns; der Fürst aber, der es vermöchte, ein ganzes Volk durch sein Vorbild zu dieser Gott-beseelten Mannheit zu begeistern, würde sie Alle überstrahlen — — sein Thron steht fest „wie Fels im Meer".

Königs Geburtstag.*)

Die Woche schließt mit Königs Geburtstag ab. Was wird Alles geredet, wie wird gefeiert werden. Wenn man aber am anderen Tage die Summe der echten, ehrlichen und überlegten Empfindungen feststellen wollte, die des Königs Geburtstag gezeitigt hat — sie würde in einem schmerzlichen Mißverhältnis stehen zu dem Jubel, zu den Worten und zu dem Gepränge des 27. Januar.

Wie Viele sind es denn, die, wenn sie am nächsten Sonnabend mit dem Gedanken erwachen: „heute ist unseres Königs Geburtstag", diesen Gedanken in reiner, inniger, herzlicher Liebe durchdenken und ausdenken? Wie Viele sind es denn, die in einem rechtschaffenen Herzen ehrliche, selbstlose, auf des Königs wahres Wohl gerichtete Wünsche bewegen und sie — in welcher Form immer — zu einem Gebet gestalten? In welchen Häusern wird denn überhaupt noch jeder Tag, in welchen wird denn wenigstens noch ein Festtag durch eine Andacht oder durch eine geistige Sammlung geweiht? In wieviel Häusern versammelt denn am Morgen von Königs Geburtstag derselbe Vater, der nachher mit so großem Aufwand von allerlei Aeußerem feiert, zunächst seine Hausgenossen und weiht sich und ihnen den Festtag zu einem inneren Feiertag? Gottesdienste werden gehalten; das ist gewiß schön und der Bedeutung des Tages angemessen. Aber ist es eine andächtige Menge, die sich versammelt? Legen die geordneten Vertreter des Landes, legen die Anderen, die in öffentlicher oder sonstiger Eigenschaft dort erscheinen, wirklich Gebete am Throne einer Allmacht nieder? Weilen die Gedanken der in die Kirche Kommandierten wirklich in sorgender Liebe und in liebender Sorge bei ihrem christlichen Mitbruder, dem Fürsten, um dessentwillen sie das Gotteshaus betraten? Vereinigen sich wirklich die Gedanken von Millionen zu einem einzigen und zu einem und demselben, dem Heile des Königs geweihten Verlangen?

*) „Versöhnung" Nr. 4; 1894.

Und die Reden, die gehalten werden? wurden sie mit dem Herzen erdacht? werden sie mit dem Herzen gesprochen? werden sie mit dem Herzen angehört? Ist es nicht oft nur ein Wort-hall, der nichts an Wert enthält und nichts an Wert absetzt? Und der vielfache, an sich gewiß nicht anzufechtende Jubel? baut er sich allenthalben auf einer vorangegangenen ernsten Betrachtung auf? sind Kopf und Herz in jedem Augenblick bei dem Anlaß zum Jubel? feiert man aus innerem Drang? oder feiert man, weil es so Sitte ist und weil es verlangt wird?

Ich bitte den geehrten Leser herzlich, daß er über diese Fragen nicht fortliest, sondern sie sich einzeln und recht eingehend beantwortet. Wir wollen endlich ehrliche Menschen werden; wollen unser Außenleben mit unserem Innenbewußtsein, wollen aber auch unseren Innenmenschen mit dem Außengethue in Uebereinstimmung bringen. Daß diese Uebereinstimmung heute vielfach fehlt, brauche ich nicht erst nachzuweisen; Jeder fühlt es. Das Warum zu ergründen ist wichtiger; die Ursache? die Schuld?

Wir sind einander fremd geworden: die Fürsten dem Volke, das Volk den Fürsten. Die Fürsten sind durch der Zeiten Lauf über das Volk erhoben worden, statt, wie es Gott-verordnet ist, neben uns zu stehen; die Fürsten leben in ihren Vorstellungen vielfach außerhalb der Gemeinsamkeit, statt, wie es das Natürliche ist, mitten unter uns zu sein — im Geiste und in der Wirklichkeit, mit dem Denken und mit dem Leben. Die Fürsten haben einen Kreis um sich gebildet, der sie umgrenzt, der sie abscheidet, der sie sondert. Die Zustände, die Gepflogenheiten, bis zu gewissem Grade sogar die Gesetze wehren es den Fürsten, unmittelbar und ganz direkt mit Jedem zu verkehren, dessen der Fürst oder der des Fürsten bedarf; die Fürsten entbehren selbst der Hilfsorgane, die den Herzschlag des Volks und die Gedanken seiner Besten ungefälscht und ungetrübt überleiten könnten in das Herz der Fürsten. Das ist die Ursache.

Und die Schuld? Sie liegt jedenfalls bei keinem Einzelmenschen, am Wenigsten bei den Fürsten selbst; sie liegt in den ungesunden, unklaren, unevangelischen Zuständen, die die sehr begreiflichen Erscheinungen einer Uebergangszeit sind, in welcher

unser Volk seit Jahrzehnten sich befindet. Keine langatmige Geschichtsbetrachtung; es liegt klar genug im Gefühl jedes Denkenden: Die Jahrhunderte hatten den Absolutismus gezeitigt, eine Periode in der Entwickelung, wie alles Andere. Das erwachende Selbstbewußtsein des Volks fühlte sich dieser Gestaltung seines Gemeinsamkeitslebens entwachsen; eine Umgestaltung wurde notwendig; Verfassung. Ohne die tausend Ursachen zu erörtern, Thatsache ist: die Umgestaltung war keine vollständige. Sie genügte für den Moment, hat sogar Jahrzehnte vorgehalten, aber sie kann von keinem denkenden Menschen als die Grundlage für eine gefestigte Fortentwickelung angesehen werden. Wer mit einem gesunden, abgeklärten, durch keine Staatsrechtslehre getrübten Empfinden an den Zunge-zerbrechenden, Klarheit-verwirrenden Konstitutionalismus heutiger Regelung herantritt, wird bald gewahr, daß das nicht die Grundvesten sind, auf denen sich zeitgemäße Anschauungen und auf denen deutschkräftige Regungen sich ausleben können.

Ist eine Verfassung brauchbar, die unausgesetzten Hader erzeugt um die Rechte der Krone, um die Pflichten der Regierung, um die Rechte der Volksvertretung, um die Pflichten der Beamten, um die Rechte der Bürger? In Wahrheit ist heute Niemand zufrieden. Der Wunsch, daß es anders werden solle, ist in den Meisten erwacht; das Bewußtsein der Fähigkeit, diesen Wunsch zu verwirklichen, lebt allerdings nur erst in den Gemütern einiger Kraft-Idealisten; damit regt sich aber auch bereits das Bewußtsein einer aus dieser Fähigkeit erwachsenden Pflicht.

Eine Kultur-Gemeinsamkeit von heute, die ihre Zustände aus einem ernsten religiösen Empfinden heraus einrichtet, bedarf eines Grundgesetzes, das nichts Anderes ist, als der Niederschlag des allgemeinen Wollens, wie fortan die Zustände sich gestalten sollen, und welche Maßnahmen und Einrichtungen wir demgemäß treffen wollen. Eine Verfassung darf weder ein Vertrag sein, noch wird ein freigeborenes Volk sie als Geschenk betrachten. Unsere heutige Verfassung aber ist eine Art Friedensvertrag — Andere wollen sie sogar als Gnadengabe aufgefaßt wissen — nach einem Streit zwischen ererbter und neuerwachender Auffassung von Preußischem

Recht und von Göttlicher Ordnung. Als solcher trägt er, wie alle sogenannten Friedensverträge, den Keim neuer Verwicklungen in sich. Wir brauchen eine Verfassung, die das Ergebnis freudiger Uebereinstimmung des gesamten Volkes, nicht aber der ertrotzte oder erstrittene Preis eines blutigen Haders zwischen Volk und König ist; wir brauchen eine Verfassung, die dem Mündigkeits-Bewußtsein Aller im Volke Rechnung trägt; wir brauchen eine Verfassung, die dem Bewußtsein und dem Verlangen der Vollkommensten unter uns entspricht, eine Verfassung, welche für die heute noch in der Entwickelung zurück Stehenden das Gefüge bildet, in das sie sich bald hineinleben werden, eine Verfassung, die ein für alle Mal jedes Hemmnis für die Weiterentwickelung beseitigt — eine für die ganze Folgezeit grundlegende Verfassung.

In nichts und durch nichts darf der Fürst in ein Gegenüber zum Volke gestellt werden. Der König gehört zum Volke; Er ist „Mann aus dem Volke", wie jeder Preuße Mann aus dem Volke ist. Aber: Er ist der Erste Mann aus dem Volke. Dadurch erhält der Fürst auch wieder das durch eine heutige Auffassung eingeengte Recht, eine selbstverantwortliche Persönlichkeit zu sein. Nicht absoluter Herrscher, nicht konstitutioneller Regent, aber „durch und durch persönlicher" Fürst. Der König nicht ein außerhalb des Volkes stehender Mensch, der mit den Landes-Berechtigten um Seine und um deren Rechte marktet; der König, Blut von unserem Blute, Wesen von unserem Wesen, durch ein und dasselbe Ziel, durch ein und dasselbe heilige Pflichtbewußtsein mit allen seinen Volksgenossen verbunden. Der Fürst nicht eine in unerreichbarer Höhe über uns thronende Majestät; der Fürst ein König unter den Geistern, mit denen gemeinsam Er über des Landes Wohlfahrt ratet.

Ein Fürst zumal, der als Christ dem Vorbilde des Heilands nachlebt, kann nur Mensch mit Menschen sein. In welch schmerzvollen Widerstreit mit einem ernst evangelischen Bewußtsein stellt uns aber alles Heutige. Wo wir mit unseren Gedanken hinfühlen, stoßen wir auf innere Widersprüche. Die frohe Botschaft, in der jedes evangelische Denken ruht, lehrt uns, daß wir die Allmacht als unseren Vater, daß wir uns als dieses Vaters

Kinder, und daß wir uns Menſchen untereinander als Brüder betrachten ſollen; die für unſer Land verordnete Hüterin evangeliſchen Denkens aber läßt uns ſonntäglich zu unſerem Gott-Vater beten für „Wilhelm, Seinen Knecht, unſeren Herrn.“ Nein, nicht Gottes Knecht — Gottes Kind, und nicht unſer Herr — unſer Bruder iſt der Fürſt, für den ein evangeliſches Herz im Buſen eines echten Deutſchen Mannes lauter und treuer ſchlägt, als je das Herz eines Dieners für ſeinen Herrn ſchlagen kann. Entweder — oder. Entweder gilt das Evangelium, und es ſoll gelten; es ſoll für uns Preußen, für uns Deutſche, für die Kulturwelt, für die Menſchheit gelten — oder . . . nein, es giebt kein „Oder“. Um ſo machtvoller muß alſo das Entweder endlich zum Leben werden; es muß aufhören, Nichtsals-lehre zu ſein.

Es iſt ſicher kein Unrecht, wenn in ſo ernſter Zeit wir ſelbſt die Königs-Geburtstags-Gedanken uns zur Buße werden laſſen. Es iſt Zeit, daß wir aufhören, unklar dahin zu leben. Wir ſind gar ſo ſehr bereit, die Schuld für das allgemeine Mißbehagen auf Andere zu ſchieben; die Fürſten am Wenigſten ſind vor ſolcher Anſchuldigung ſicher. Man ſchilt, man ſchmäht ſogar, und für Vieles, für gar Vieles möchte man den König verantwortlich machen. Der König aber iſt, das wollen wir doch nicht vergeſſen, wie Jeder unter uns, ein Ergebnis der Zuſtände, in die Er, wie wir, hineingeboren wurde, und für deren heilige „Konſervierung“ Niemand ſorgfältiger erzogen wird als die Fürſten. Darin liegt die Ur-Schuld: daß wir das Beſtehende für unabänderlich halten; und darum iſt es unſere Schuld viel mehr, als die der Fürſten, wenn der Widerſtreit zwiſchen unſerer Vorſtellung, wie Alles ſein müßte, und den Zuſtänden, wie wir ſie noch haben, ein ſo gewaltiger iſt. Wir ſind nicht nur ein mündiges Volk, wir ſind ein Volk, das durch Nichts gehindert iſt, ſeine Innen-Vorſtellung zu leben.

Wir ſollten auch nicht immer zuerſt an Das denken, was uns etwa nicht gefällt; wir ſollten vorerſt dankbar deſſen gedenken, was wir, und mit uns ganz Deutſchland, und mit Deutſchland die ganze geſittete Welt unſerem Könige zu danken haben: die

Aufrechterhaltung des Friedens; richtiger: den nicht-Ausbruch des befürchteten Krieges, denn wir leben nicht „in Frieden" mit unseren Nachbarvölkern; wie es heute noch ist, dürfen wir nur von der noch währenden Waffenruhe sprechen. Ueber die Andauer dieser Waffenruhe in Europa, beziehentlich über den sich daraus allmählich verwirklichenden Frieden, gebietet, man kann sagen, was man will, der König von Preußen als des Deutschen Reiches Oberhaupt; und diese Gewalt hat der König auch in Seinem vergangenen Lebensjahr zum Heile Aller gebraucht, derweilen Tausende im Lande die ihnen etwa zufallende Gewalt über das Wohl und Wehe ihrer Volksgenossen schmählich mißbrauchen und sich dabei immer noch als Mustermenschen dünken.

Nicht etwa Grauen vor dem Kriege — ach nein, sondern die Freude an dem Riesenschritt in der menschlichen Entwickelung, den der wirkliche Friede bedeutet, macht den Frieden Denen wertvoll, die ein Ahnen von der geheimnisvollen Kraft haben, welche in dem Worte Entwickelung liegt. In dem Maße, wie des Königs Thun und Lassen den wirklichen Frieden anbahnt, bereitet Sein Wirken die Entwickelung vor. Das ist etwas wahrhaft Großes; das ist Etwas, wofür allerdings nur erst wenig Menschen das volle Verständnis haben, weil nur erst Wenige begreifen, daß, bevor nicht der Schlachtenkrieg im Bewußtsein Europas überwunden ist, wir an eine Wandlung unserer Zustände gar nicht denken dürfen.

Statt dankbar sich dies Alles zu vergegenwärtigen, ist man mit unfreundlichem Urteil über sonstige Vorkommnisse rasch fertig. Es ist harte Ungerechtigkeit, dem Könige wegen allerlei Dingen heimlichen und lauten Vorwurf zu machen, während unser gesamtes Volksleben, während vor Allem die Entschließungen unserer Volksvertreter auch nicht um das Geringste sich abheben von dem, was dem Könige man bezüglich Seines persönlichen Thuns zum Vorwurf macht. Wie wir sind, so sind und so werden auch unsere Fürsten sein. Bekennen wir hoch-mutig unser Wollen — kein Fürst der Welt würde uns zuwider sein. Sogar die Selbständigkeit in des Königs Wesen und in Seinen Entschließungen verdrießt den im Konstitutionalismus erstarrten

gst-Preußen, der nur eine Staatsmaschine, aber keinen Volks-
ganismus mit rotem und warmem Blut kennt, und der weder
, noch seinen andersgearteten Mitpreußen die Fähigkeit zutraut,
e Ansicht und ihre Einsicht auch gegenüber einer Fürstlichen
einung zur Geltung zu bringen. Ja eben! Selbständigkeit
aus einer blutlosen Konstitution verbannt. Deutsches Wesen
r, Deutsche Fürstenart, Hohenzollersches Wesen kann auf die
uer nicht Genüge finden, weil es sich nicht ausleben kann, in
em Konstitutionalismus, den saftlose Menschen am Liebsten
h ausländischem Muster noch ausgebaut sähen. Grade in dem
ange des Königs nach eigenem Thun liegt die Hoffnung für
ere Zukunft. Wir wollen ja alle selbständig, wollen Jeder
bhängig werden. Was hätten wir für die Verwirklichung
eres Verlangens von einem Fürsten zu erwarten, dessen Denken
) Wesen wirklich Anteil hätte an dem gefühllosen Ding, das
„heutigen Staat" nennen, mit seiner traurigen Gefolgschaft:
)iger Krieg" im eigenen Lande, Scheinwesen, Scheinfreiheit,
)einherrschaft, wo wir hinfühlen. Kann ein Fürst, der nicht
Verantwortung übernehmen darf für Das, was er thut oder
ehlt, daß gethan werde, seinem Volke je Das sein, was jeder
:zelne unter uns seinem Volke sein soll? Grade das Verlangen
h selbsteigenem Wirken ist es, was den König uns in dem
)anken an die nächste Entwicklungszeit so wert macht. Seien
unbesorgt: ein gereifter Fürst, der unter eigener Verant-
:tlichkeit zu Entschließungen berufen wird, handelt anders, als
konstitutioneller Regent, vor dem sich verantwortliche Minister
neigen. Ein König, dem ein Schaffensfeld sich aufthut, wirkt
)ers, als ein Monarch, der durch das Grundgesetz vom eigent-
sten Mitarbeiten ausgeschlossen ist. Rückwärts ist ein Hohen-
er noch nie gegangen; wohin wir uns wenden, dahin werden
ere Fürsten mit uns gehen — sie voran, sobald sie nur erst
:n, daß wir die rechte Bahn betreten und sie unbeirrt inne-
ten: vorwärts-aufwärts.

Es ist nicht schwer, an diese kurze Betrachtung die Wünsche
knüpfen, die ein ehrliches Preußenherz heute für seinen König,
) die das große Deutsche Vaterland für des Reiches Schirm-

herrn empfindet: möge der Geiſt, der neue Geiſt, der heilige Geiſt, deſſen Brauſen fühlbar durch die Lande geht, bald das Herz unſeres Königs erfaſſen; möge dieſer Geiſt den König ſtählen zu heldenhaftem Entſchluß: der Vergangenheit zu entſagen und dem Neuen ſich zuzuwenden. Nie zuvor, wahrlich! nie zuvor iſt ein Fürſt vor ſo hehre Aufgabe geſtellt geweſen; nie zuvor waren die Blicke ſo vieler Menſchen mit ſo glühendem Verlangen auf einen König gerichtet. Deß aber dürfen wir überzeugt ſein: weiß nur erſt der König, wie es im innerſten Herzen des Volkes ausſieht, Er wird nicht zögern, alles Das aufzugeben, woran die Gegenwart Anſtoß nimmt, und wird Sich mit den Vollkommenſten unter uns der Vorbereitung für das Werdende widmen. Darum: wenn wir unſerem Könige zu Seinem Geburtstage Das wünſchen wollen, was Ihm wahre Befriedigung und höchſte Beglückung in alle Zeiten hin ſichern würde, ſo iſt es, daß Er Männern begegne, die da wiſſen, was die Gegenwart erfordert, und die dabei über ein nach jeder Richtung hin derart entwickeltes und gekräftigtes Herz verfügen, daß ſie dem Könige Das ſagen, was Er heute noch nicht weiß, aber wiſſen muß, um glücklich zu werden.

Das ſind Königs-Geburtstags-Gedanken; ſolche Gedanken erheben den Tag in Wahrheit zu einem vaterländiſchen Weihetag. Nicht das Gepränge, nicht die Reden, nicht der laute Jubel machen des Königs Geburtstag zum Feſttag; die Weihe thut es, mit der wir unſer Inneres zu einer Feſthalle geſtalten; die ernſten Gedanken thun es, und die treuen und ehrlichen Wünſche thun es, die wir in einem feinen und guten Herzen fromm bewegen.

Das Beiſpiel.*)

Die Anweſenheit des Fürſten Bismarck in Berlin wird vielfach als Ausſöhnung oder als Verſöhnung zwiſchen dem Kaiſer und dem Fürſten hingeſtellt. Nach der Stellung, zu der Fürſt

*) „Verſöhnung" Nr. 7; 1894.

Bismarck sich sowohl als Preußischer Bürger, wie als märkischer Edelmann, wie als Beamter dem Könige von Preußen und dem Deutschen Kaiser gegenüber jederzeit bekannt hat, sind die Begriffe Aussöhnung und Versöhnung unangebracht.

Fürst Bismarck hat sich selbst gesprächlich sowohl wie amtlich stets als den allerunterthänigsten und allergehorsamsten Diener der Krone bezeichnet; und zwar nicht nur, um den vorgeschriebenen und heute noch üblichen Formen zu genügen, wie das Jeder thut, sondern wesentlich auch, um damit seiner Auffassung von dem Verhältnis eines Bürgers sowohl, wie eines märkischen Edelmanns, wie eines Minister-Präsidenten zum Könige Ausdruck zu geben. Diese Auffassung ist im Rahmen der Weltanschauung, deren gewaltigster Vertreter Fürst Bismarck war, die einzig richtige; sie ist korrekt, sie ist verfassungsmäßig und sie entspricht den heute noch unsere Zustände beherrschenden Begriffen.

Im Rahmen dieser, vom Fürsten Bismarck amtlich vertretenen Auffassung von Königtum und Unterthanenstellung, von Krone und Beamtentum, von Volksvertretung und Regierung haben die Worte Versöhnung oder Aussöhnung keinen Platz. Da kann nur davon die Rede sein, daß sich der Herzog von Lauenburg die Ungnade seines Königs zugezogen hatte, und daß diese Ungnade nun wieder von ihm genommen wurde. Fürst Bismarck — immer korrekt — hat das Verhältnis zwischen dem Könige und sich auch selbst wiederholt so bezeichnet.

Wie der König das Verhältnis überhaupt, wie Er die Gestaltung desselben in den letzten Jahren, und wie Er Seine Entschließung bezeichnet, durch die das frühere Verhältnis wiederhergestellt wurde, wissen wir nicht. Vielleicht kommen wir der Königlichen Auffassung sowohl, wie der Gesamtlage am Nächsten mit einer Auffassung, die sich in dem Worte ausdrückt: der König hat Sich gesagt „Strich d'runter".

Mit diesem „Strich d'runter" ist ganz wesentlich auch die Bedeutung jener Entschließung des Königs gekennzeichnet — in zwiefacher Beziehung. Während nämlich Einige von einem Akt welthistorischer Bedeutung sprechen, möchte ich den ganzen Vor-

gang lieber der hohenzollernschen Sondergeschichte als ein ihrer würdiges Blatt einreihen und möchte den Vorgang als einen schönen Moment in der persönlichen Lebensgeschichte unseres Königs bezeichnen. Andererseits aber hat dieses Strich d'runter oder könnte wenigstens eine Bedeutung erhalten, der gegenüber alle jubelnden Kundgebungen, welche den Vorgang begleiteten, noch zu schwach gewesen wären.

Mit diesem Strich d'runter hat der König — „der erste Mann aus dem Volke" — uns ein Beispiel gegeben; ein Beispiel, wie man Worte zu Thaten gestaltet. Die erhebenden Schlußworte der letzten Königlichen Thronrede, mit denen auf die Notwendigkeit eines Ausgleichs der Gegensätze hingewiesen wurde, waren noch kaum verklungen, waren kaum verstanden, standen noch als wunderbare Fremdlinge vor den verkrusteten Herzen der Ichsüchtler und spähten vergeblich nach einem Eingang, da ließ der König Seinen Worten eine Entschließung folgen, und zwar eine Entschließung, deren Wert viel größer ist und viel höher in dem einzigen Wertmesser — der Religion — steht, als der Eintagsmensch es begreift. Der König hat bei Sich angefangen. Das ist der Wert, den das ganze Ereignis für den König als Menschen selbst hat, und das ist der Wert, den es für uns hat, die wir damit ein Beispiel von der Stelle her erhielten, auf die zu sehen uns im Blute liegt, Deutsche Art ist.

Der König hat bei Sich angefangen. Wie Er auch über Sein Verhältnis zum Fürsten Bismarck und über dessen Verhältnis zu Ihm, dem Könige, gedacht haben mag, wir dürfen versichert sein, daß allen äußeren Huld-, Ehren- und Liebes-Erweisungen eine ehrliche innere Versöhnung vorangegangen ist; wir dürfen versichert sein, daß das Herz des Königs rein und wahr dem Fürsten Bismarck zuschlägt. Der Nächste, auf den dies Beispiel gewaltig wirken mußte, ist Fürst Bismarck selbst. Wir können nicht in sein Herz schauen; aber wir haben kein Recht, zu zweifeln, daß, welche Stellung auch immer er zu den Tagesfragen einnimmt, der eiserne Greis doch so reiner Liebe nicht widerstehen kann, und daß auch in seinem Herzen Versöhnungs-Gedanken Platz greifen.

Und wir Anderen? Was predigt uns die Entschließung des Königs? Was predigt uns das ganze Geschehnis? — Nachahmung; Nacheiferung! Auch wir müssen bei uns, Jeder bei sich anfangen; auch wir müssen Strich d'runter machen. Am Besten: einen großen und ernsten Strich, mit dem wir uns trennen von allem Widrigen, das die Jahre des Zankes gebracht und womit sie unser eigenes Innere in einen Tummelplatz der häßlichen Instinkte und Gefühle verwandelt haben. Jenseits oder richtiger: diesseits dieses Strichs finden wir uns dann als andere Menschen wieder. Als Menschen, mit denen es sich reden, mit denen es sich sogar verkehren läßt; als Menschen, die gar nicht etwa „schlecht" sind, die nur bisher unter der Last der vielen ihnen überkommenen Ideen und Vorstellungen sich derart mühselig dahinschleppten, daß man wenig von ihnen hatte. Denn wer es mit seinem Strich ernst nimmt, läßt auch alle diese zur Vergangenheit gehörigen Auffassungen zurück, sonst wird er bald unter den vielen Menschen, die im Gefühl der Vorurteils-Entlastung fromm und gesund einherschreiten, eine Beklemmung, ein Fremdsein, eine Bedrückung fühlen, wird die Schuld daran leichtlich bei den Anderen suchen und wird, wie dick er auch den Strich gezogen zu haben meinte, plötzlich wieder jenseits desselben auftauchen.

Ein ganz besonderes Wort spricht das vom Könige gegebene Beispiel zu Denen, die in ihrer warmherzigen Zuneigung zu der Person des Fürsten Bismarck und in ihrer ehrlichen Ueberzeugung von dessen Alleingröße aus dem Gleichgewicht ruhiger Erwägungen geraten und in der Beurteilung Anderer, in Sonderheit in der Beurteilung des Amtsnachfolgers des Fürsten, nicht immer gerecht sind.

Man spricht vom „neuen Kurs". Ganz falsches Wort, ganz falscher Begriff. Der König Selbst hat, als er den Personen-Wechsel in der Besetzung der ersten Beamtenstelle in Preußen und Deutschland vornahm, verkündet: der Kurs bleibt derselbe. Es ist also dem Könige gegenüber eine Verletzung schuldiger Ehrerbietung, wenn dieser Verkündung gegenüber fortgesetzt von einem neuen Kurs gesprochen wird. Jedes Mannes Wort ist der Andere verpflichtet, ernst zu nehmen, geschweige denn ein König-

liches Wort, das mit so viel Nachdruck durch die Lande hallte. Und thatsächlich ist der Kurs auch ganz und gar und unverändert derselbe geblieben. Ich bin in der Seemannssprache nicht bewandert genug, um gegenüber der irrtümlichen Vorstellung von einem neuen Kurs mit knappen Seemanns-Worten einen richtigeren, einen dem Hergang und den Erscheinungen entsprechenderen Ausdruck zu finden. Ich meine: Kapitän (der Seeoffizier sagt „Kommandant") und Steuermann, beide in voller Uebereinstimmung, beziehentlich in dem durch die Bestimmung (Verfassung) gebotenen Ueber- und Unterordnungs-Verhältnis, haben den alten Kurs durchaus inne halten wollen und halten ihn ihrem Willen und ihrer Meinung nach auch inne. Das Fahrwasser aber ist nicht mehr dasselbe; das Schiff ist — auf dem Gottverordneten Wege der Entwickelung — in Strömungen geraten, in denen es übermenschlicher Fähigkeiten und Kräfte bedürfte, um ihm das ruhige Aussehen sicheren Dahingleitens zu erhalten. Anderer Wind bläst und stößt mit elementarer Kraft in die Segel — mit einer Kraft, die von höheren Gewalten ausgeht, und der gegenüber alle Navigationskunde, auch das beste Steuermanns-Examen, auch die glänzendste Seeoffiziers-Laufbahn versagen.

Ganz gewiß war Fürst Bismarck der rechte Steuermann für die vergangenen Jahrzehnte, in denen das Schiff auf den Wogen nationaler Entwickelung stolz dahin fuhr. Die Anzeichen indes mehrten sich, daß Fahrwasser und Wind anders werden würden. In solchen Momenten sind die Ansichten der tüchtigsten Seemänner verschieden. Es giebt Augenblicke, wo der Eine es für das Beste hält, „aufzurennen"; der Andere trachtet danach, in die hohe See zu gelangen. Daß in so ernsten Stunden der Kommandant den Mann ans Steuerruder stellt, von dessen Uebereinstimmung mit seinen Entschließungen oder von dessen Willfährigkeit gegenüber denselben er sich die sicherste Fahrt verspricht, ist nur richtig. Es ist ganz müßig, zu sinnen und zu reden und zu grübeln und zu seufzen, wie dies und wie jenes gekommen wäre, wenn Fürst Bismarck im Amt geblieben wäre. Es mag wohl sein, daß Manches anders gekommen wäre; es mag auch sein,

daß Mancher in Manchem das Beſſere geſehen haben würde; Andere würden darin aber vielleicht einen ſchweren Fehler, würden in einem ſcheinbaren Erfolg vielleicht ein Verhängnis erblickt haben, das ſich unſerem Volke naht. Darüber Studien anzuſtellen, wie Alles geworden wäre, wenn Karl V. die Reformation unterſtützt hätte, iſt thörichtes Beginnen. Der geſunde Menſch rechnet mit Thatſachen; ſeine Religioſität läßt ihn Geſchehniſſe als Unabänderlichkeiten verzeichnen, mit denen er ſich als Gott-gewollt oder Entwickelungs-Notwendigkeit abfindet — unbeſchadet aller perſönlichen Liebe, die er den Trägern einer vergangenen Zeit zollt.

Wir haben gar keine Urſache, zu wimmern. Mit demſelben Recht, mit dem wir den Fürſten Bismarck als den rechten Mann ſeiner Zeit betrachten, mit derſelben Pflicht haben wir auch ſeinen Nachfolger als den rechten Mann ſeiner — ſehr einer anderen — Zeit zu betrachten. Daß Jemand nicht der glückliche Erfüller lang vorbereiteter Entwickelungsmomente iſt, macht ihn noch nicht minderwertig. Daß Jemand in den denkbar ſchwierigſten Entwickelungsmoment hineingeſtellt iſt, giebt ihm Anſpruch auf gerechteſte Würdigung ſeines Wertes. Die Zeiten, da ſogenannte Staatsmänner die Geſchicke der Völker leiteten, ſind vorüber. Fürſt Bismarck war der letzte „Staats"-mann. Die Zeit, da das mündig gewordene Volk ſelbſt ſeine Geſchicke leitet, iſt noch nicht in die Erſcheinung getreten. Für dieſe Wandlungszeit iſt ein Mann an das Ruder berufen worden, wie er geeigneter nicht gefunden werden konnte: wahr, vornehm, ſelbſtlos; kein Gewaltmenſch, der die Gott-geordnete Entwickelung durch ſeinen perſönlichen Willen aufzuhalten verſucht; kein Thor, der durch eigene Ueberſtürzung der Entwickelung vorgreift; eine Erſcheinung, die auch den im Erwarten der neuen Zeit Ungeduldigſten noch ein Mal ernſte Hochachtung abnötigt vor den würdigen Trägern einer zu Grabe gehenden Weltanſchauung.

Das erlöſende Wort: „neuer Kurs" haben wir noch erſt zu erwarten. Daß es erſt gilt, wenn es von Dem geſprochen wird, der dazu berufen iſt, wiſſen wir Alle. An uns iſt es, uns ſelber und damit die Möglichkeit vorzubereiten, daß dies erlöſende Wort bald geſprochen werden könne. An uns iſt es, in unſerem eigenen

Innern ernst entschlossen den Strich zu ziehen und diesen Strich dann auch in Worten und Handlungen nach Außen hin erkennbar zu machen. An uns ist es, dem Gedanken an den Ausgleich heutiger Gegensätze feste Gestalt in unseren Herzen und Köpfen zu geben; an uns ist es, das Bewußtsein von der Zusammengehörigkeit aller Derer, die heute friedlos und freudlos dasselbe Land bewohnen und von derselben Sonne beschienen sind, zu erwecken; an uns ist es, die in uns aufkeimenden besseren Regungen in kraftvollen Entschluß umzusetzen. Ein Beispiel hierzu wurde uns soeben vom Könige gegeben.

Reichsfeinde.*)

Man spricht von Reichsfeinden, ohne wohl sich klar zu sein über den Begriff dieses Wortes und über die Schwere des Vorwurfs, den dasselbe enthält. Als Reichsfeinde bezeichnet man leichthin Die, von denen man — meist ohne jeden vernünftigen Anhalt — vermutet, oder ihnen andichtet, sie seien dem Reichsgedanken feindlich.

Was besagt der Reichsgedanke? Der Reichsgedanke besagt den Herzens- und Vertrags-gemäßen Zusammenschluß der das Deutsche Reich bildenden Staaten. Der innerste Beweggrund dieses Zusammenschlusses ist das gesunde Gefühl für eine selbstverständliche Zusammengehörigkeit Deutscher Staaten. Gleichzeitig dient der Zusammenschluß der Wahrung und Förderung gemeinsamer Interessen. Es ist undenkbar und ist auch thatsächlich nicht der Fall, daß ein auf Deutschem Boden gewachsener Mensch diesem Gedanken Deutscher Zusammengehörigkeit widerstrebt. Das Deutsche Reich in Gestalt dieses natürlichen Reichsgedankens lebt als etwas unantastbar Gefestetes in den Herzen Aller; es ist ein schweres Unrecht, nach dieser Richtung hin irgend Jemand, sei

*) Versöhnung Nr. 15; 1894.

es einen Einzelnen oder eine Interessengruppe oder einen Landstrich, zu verdächtigen.

Freilich: die Ansichten über die Ausdehnung und die Begrenzung von „gemeinsamen" Interessen sind verschieden; auch darüber herrschen verschiedene Ansichten, wie weit der Deutsche sich mit Zugehörigen anderer Länder durch gemeinsames Interesse verbunden fühlen darf, ohne Schaden zu nehmen an seinem vaterländischen Bewußtsein. In Bezug auf beide Vorstellungen werden von den sogenannten Patrioten gewisse Normen aufgestellt, die sich mit den Anschauungen der heute noch herrschenden Gewalten im Wesentlichen decken. Unter Festhaltung dieser Anforderungen wird Der für einen Reichsfeind erklärt, der sich den gestellten Anforderungen nicht unterwirft.

„Hie guet Brandenburg allwege" gilt als vollberechtigter Ruf; ich selbst schließe mich ihm von Herzen an. Wenn aber anderwärts ähnliche Rufe erklingen, dann wittert man gern Absonderungsgedanken, Reichsentfremdung. Gut Brandenburg'sch zu sein, verträgt sich mit dem Reichsgedanken; gut Württembergisch zu sein etwa nicht? Soll und darf denn die Stammeseigentümlichkeit im Reichsgedanken untergehen? Ist dem Deutschbewußtsein nicht volles Genüge gethan, wenn die Stammeseigentümlichkeiten selbander im Reichsgedanken aufgehen? Soll der Reichsgedanke etwa den Deutschen schablonisieren? Wollen wir unsere Heimats-Individualität preisgeben? Welcher Stamm, welche Gegend stellt denn den Normal-Deutschen vor? Oder will man etwa einen Muster-Deutschen konstruieren, wie man sogar Normalmenschen konstruieren zu können glaubt? Die Stammes- oder Landes-Eigenarten und -Eigentümlichkeiten sind vorhanden; das Recht, sich ihrer zu freuen und sie zu pflegen, steht jedem Stamme, jeder Provinz, jedem Bruchstück des Deutschen Reiches gleichmäßig zu; in dieser Liebe und Pflege ein gemindertes Reichsbewußtsein zu erblicken, ist unberechtigt.

Unberechtigt ist es auch, eine Lockerung des Gefühls für die Reichszusammengehörigkeit darin zu erblicken, daß Staaten oder Länder gewisse Interessen gegenüber sogenannten Reichs-Forder-

ungen vertreten. So lange man im eigenen Lande, in der eigenen Gemeinde, unter den nächstlebenden Menschen noch kein gemeinsames Interesse, sondern nur immer den „gröberen Vorteil“ anerkennt, so lange darf man sich nicht wundern, wenn der Bayer mehr Verständnis für sein eigenes Interesse hat, als für das des Ostpreußen.

Neuerdings will man nun das gemeinsame Interesse durch eine derart selbständige und ausgedehnte Finanzierung des Reiches befestigen, daß der Reichsgedanke für alle Zeiten metallisch gesichert ist. Ein natürlicher und selbstverständlicher Gedanke, wie dieser Reichsgedanke es ist, bedarf indes solcher metallischen Sicherung nicht; ich fürchte, der Sicherungs-Versuch wird recht sehr rechtschaffene Herzen mit Zweifeln über die Beglückung durch den Reichsgedanken, wie er gehandhabt wird, erfüllen; und ich fürchte, man wird Diejenigen abermals für Reichsfeinde erklären, die sich dieser Handhabung nicht gutwillig fügen.

Gewiß sind die Deutschen Staaten durch sehr gemeinsame Interessen verbunden. Das, was sie damals an realen Erwägungen zusammenführte, war der Entschluß, nie und nimmermehr wieder die Waffen gegen einander zu erheben, und war der weitere Entschluß, jedem etwaigen Angriff von Außen her gemeinsam zu begegnen. Daß man für die Erhaltung der Reichsmacht auf sichere und sogenannte selbständige Einnahmen bedacht war, ist zu verstehen und verträgt sich mit dem ganzen heutigen (grundfalschen) direkten und indirekten Besteuerungssystem. Dieses System jetzt aber weiter auszubauen, liegt keine Veranlassung vor. Die Ueberzeugung, daß der Schlachtenkrieg eine im Leben der Kulturvölker überwundene Erscheinung ist, bricht durch. Man spricht zwar erst nur von Einschränkungen, Verminderungen, Schiedsgerichten und Derlei; man „geniert“ sich noch. Aber auch in diesem Punkte giebt es nur ein Entweder — oder. Entweder haben wir einen Krieg noch in Sicht, wenn auch in noch so ferner Sicht — dann wehe dem Deutschen, der auch nur einen Mann missen möchte. Oder die Einsicht gelangt zur Herrschaft: wir werden überhaupt keinen Krieg mehr führen — dann fällt der Begriff Reichsmacht fort; damit fällt dann auch die

wesentlichste Veranlassung zu einer selbständigen Reichsfinanzierung fort. Und so wird es werden — bald sogar.

Damit treten wir dann erst in die Normalverfassung ein; in die, wonach jeder Deutsche Stamm sich in voller Selbständigkeit und unter vernünftigem Ausleben seiner Eigenart entwickelt. Sogenannte Reichsfeinde wird es dann kaum noch geben. Das Reich wird dann nur noch geringe materielle Anforderungen zu stellen haben; das Erforderliche gewährt die Selbstverständlichkeit von selbst. Dann erst verbindet uns ein Reichsgedanke, der nicht mehr auf Schritt und Tritt von dem „gröberen Vorteil" belastet erscheint. Dann sind es nur noch innere, im würdigsten Sinne nationale Interessen, die uns verbinden und die nach derjenigen Uebereinstimmung von Einrichtungen (Gesetzen) auf den verschiedenen Gebieten des öffentlichen Lebens trachten, die durch die Gleichheit des öffentlichen Lebens geboten wird und die ein heutiges Verkehrsleben erfordert.

Dann wird man auch Diejenigen nicht mehr Reichsfeinde schelten, die mit ihrem Denken und Streben und selbst mit ihrem Sich-verbunden-fühlen nicht unter allen Umständen Halt machen an den Grenzen des Reichs. Wir wollen nur gerecht sein: Es giebt kaum ein bedeutungsvolles Interesse, es giebt kaum einen entscheidenden Gedanken im Leben der Völker, der nicht die Kulturwelt umspannte, also international wäre. Es giebt auch kaum einen Deutschen, der sich nicht mit irgend einem Sonderinteresse „solidarisch" mit den Vertretern des gleichen Interesses im Auslande fühlte.

Die katholische Kirche ist ihrem Wesen nach derart international, daß sich im Voll-Katholiken das nationale Bewußtsein sogar dem katholischen Gedanken unterordnen muß; verbindet das Freimaurertum die Geister auch nicht in so wahrnehmbarer Weise, so ist das Wesen seiner geistigen Richtung doch über die Kulturwelt gleichmäßig verbreitet, und die Vertreter dieser Richtung fühlen sich mit einander verbunden. Selbst der Protestantismus, so fürchterlich auch sein eigentlichstes Wesen in den Satzungen sogenannter Landeskirchen verkümmert — er erinnert sich doch zeitweise seiner der All-Befreiung dienenden Berufung. Der monarchische

und der damit verbundene dynastische Gedanke verbindet nicht nur die Vertreter des Prinzips der verschiedenen Länder untereinander, sondern fordert ganz unwillkürlich die Träger der Kronen in Europa zu einem inneren Anschluß auf. Jede Parteirichtung innerhalb der großen Staaten fühlt sich eng verwandt mit der selben Richtung in anderen Ländern; der sogenannte Liberalismus ist genau so international, wie das feudale Prinzip es ist. Der Sinn für soldatische Tugenden überbrückt sonstige Gegensätze ebenso, wie die Sympathie für die Helden nationaler Unabhängigkeitskämpfe keine begrenzte ist; begleitet die Preußische Armee die Bahre Mac Mahons, so ehrt der Amerikanische Kongreß in feierlicher Form den toten Kossuth. Die Gewinnsucht und das Besitz-anhäufende Kapital halten sich nicht an die heimatlichen Grenzen gebunden, sie suchen Bundesgenossen, wo sie deren finden; die heute noch unfreie Arbeit glaubt leider in Folge dessen auch, die Bundesgenossen gegen unsere heutigen wirtschaftlichen Zustände im Auslande werben zu dürfen, statt sich mit den ehrlichen Männern im eigenen Lande zu verbinden, die gegen jede Unterdrückung — freilich auch gegen die Unterdrückung durch ein neues wirtschaftliches „Dogma" — ankämpfen. Die Abwehrgedanken gegen Auswüchse und krankhafte Erscheinungen aller Art sind in den Kulturländern gleichmäßig entwickelt; das Wörtchen anti verbindet die Verfechter mancherlei Bestrebungen auch über die Landesgrenze hinaus.

So macht sich ein die Reichsgrenze überschreitendes gleichgeartetes Empfinden und damit verbundene Sympathie und Antipathie, selbst eine gewisse Interessen- und daraus folgende Bundesgenossenschaft auf allen Gebieten unseres Denkens und nationalen Lebens geltend. Wollen wir uns dieserhalb gegenseitig Reichsfeinde schelten? Oder dürfen wir zulassen, daß Diejenigen als Reichsfeinde bezeichnet werden, die zufällig Bestrebungen und Richtungen verfolgen, die gerade nicht die unseren oder nicht gerade die herrschenden sind? Wenn wir überhaupt von Sonderinteressen sprechen — ist dann eines der über die Kulturwelt sich verbreitenden Sonderinteressen unberechtigt oder vorberechtigt? Der Gedanke ist nun einmal nicht zu fesseln; er

überschreitet die Reichsgrenze, wie unser Geist sich in eine unermeßliche Höhe verliert. Wie aber ein vernünftiger Träger solchen Geistes trotzdem stramm und fest und nüchtern auf der Erde einherschreitet, so ist der echte Deutsche im vaterländischen Boden festgewachsen, selbst wenn seine Gedanken in vernünftiger Wertung eines nicht mehr zu unterdrückenden Kulturbedürfnisses sich mit sogenannten Ausländern in Verbindung setzen. Wir müssen uns abgewöhnen, in dem Worte „international" eine Feindseligkeit gegen die eigenen Vaterlandsgenossen zu sehen; wir dürfen in dies Wort nicht ohne Weiteres die Bedeutung von antinational legen; am Besten schaffen wir das häßliche „international" überhaupt ab und sagen: Völker-verbindend. Darin liegt die Wahrung des Volkscharakters inbegriffen.

In jedem Falle ist jegliche Interessen-Verbindung über die Reichsgrenze hinaus — die für berechtigt erachtete sowohl, wie die nicht allenthalben anerkannte — ein Ergebnis unserer heutigen Zustände; sie ist der folgerichtige Ausdruck unserer bisherigen Entwickelung; sie bedeutet aber nicht den Höhepunkt derselben. Diesem Höhepunkt der Entwickelung will sich die Kulturwelt jetzt um einen gewaltigen und um den entscheidenden Schritt nähern. Das Bewußtsein enger Zusammengehörigkeit aller demselben Volke angehörenden Menschen wird sich innerhalb der Nationen bethätigen; damit gleichzeitig werden wir das Völker-trennende in unserem Denken überwinden. Es ist ein und derselbe Geist, der Beides bewirkt.

Dieser Geist wird uns auch lehren, daß wir einander nicht mehr danach werten, mit wie hoch klingenden Worten wir gewisse Ideen vertreten, sondern danach, mit wie ehrlichem Wollen wir bereit sind, für vernünftige Zustände in unserer nächsten und weiteren Umgebung, Gemeinde und Vaterland, zu wirken. Nicht die mehr oder mindere Reichsfreundlichkeit kennzeichnet den guten Deutschen, sondern die mehr oder minder rechtschaffene Gesinnung, mit der er seine Volksgenossen — aber: Alle — als auf demselben Boden gewachsene Gottespflanzen betrachtet und behandelt.

Die Rede des Königs.*)

Die in Königsberg gehaltene Rede des Königs hat zu vielfachen Zeitungs-Aeußerungen Veranlassung gegeben. So viel auch geredet wird, so viel man auch liest, man fühlt aus diesen Besprechungen weder die rückhaltlose, ehrliche, persönliche Liebe zu dem Könige als Menschen, noch die hingebende, treue und besorgte Liebe zu der Gemeinsamkeit, als zusammengehöriges Ganzes gedacht, heraus. Nicht, ob der König in allenthalben richtiger Erkenntnis gesprochen, nicht, ob Seine Worte die Erlösung aus heutiger Not, nicht, ob sie das Heil für das Ganze — für Alle — bedeuten, wird erörtert: die Zeitungen ergründen sorgfältig, inwieweit sie — ihre Partei, ihre Interessengruppe, ihre Richtung — Vorteil aus der Meinung des Monarchen erwarten dürfen; jede Zeitung nimmt, genau nach ihrem Parteistandpunkt, frohlockend Notiz von solchen Sätzen, die etwa den gegnerischen Teil des Volkes unangenehm berühren könnten. Ihre eigentliche Meinung sprechen nur sehr wenige Zeitungen aus; wo es geschieht, fehlt die ernste Liebe zum Fürsten; es fehlt auch das richtige Verständnis für das dringendste Erfordernis der Gegenwart: Zusammenschluß des Volkes.

Das Bedeutsamste an der Rede des Königs ist, daß Er das widerliche Wort „Opposition" zurückwies. Ein pflichtbeseelter Fürst wird, wie jeder Pflichtbeseelte im Lande, in seinem Thun von der Ueberzeugung getragen sein, daß er das Richtige will. Begegnet er in diesem Wollen der Andersmeinung ernster Männer im Volke, begegnet er einer abweichenden Meinung unter Denen, die das Volk als seine Vertreter entsandte, die also im Augenblick den maßgebenden Volkswillen darstellen, so darf diese vollberechtigte Andersmeinung doch nimmer als Opposition gelten; sie kann und wird nur dazu dienen, den Fürsten zu erneuter Prüfung seiner Ansicht zu veranlassen.

Opposition bedeutet die unberechtigte Auflehnung gegen einen vorberechtigten Willen; wo es sich aber um Auseinandersetzungen

*) Versöhnung Nr. 40; 1894.

zwischen gleichberechtigten und gleichwertigen Teilen (Faktoren) unseres öffentlichen Lebens handelt, kann weder gegenüber der einen, noch gegenüber der anderen Seite von Opposition die Rede sein. Es konnte in der beregten Frage — die russischen Handelsverträge — sehr wohl auch unter den Fürsten Deutschlands eine verschiedene Meinung sein; dürfte man etwa von einer Opposition reden, die in solchem Falle ein Fürst dem anderen macht? oder dürfte man davon reden, daß ein Volksstamm innerhalb des endlich geeinten großen Vaterlandes dem anderen Opposition macht? Wer ist denn der vorberechtigte Fürst? wer ist der vorberechtigte Volksstamm?

Ganz besonders erfreulich auch ist, daß der König bei dieser Veranlassung die Auffassung zurückwies, es könne der Adel überhaupt zu Ihm in Opposition treten. Einen Adel im Sinne eines vorberechtigten Standes giebt es, seit Beseitigung des Ständestaates, nicht mehr; innerhalb des heutigen Klassen-Staates den einstigen Adelsstand als besondere und geeinte Klasse zu denken, ist schwierig; er ist unter alle Klassen verteilt. Auch giebt es neben dem Namens-Adel heute einen Geistes- und einen Schwert-Adel; die Zukunft wird nur noch den Gesinnungs-Adel anerkennen. — Der „eigentliche" Adel hat den Fürsten allezeit nur als primus inter pares — als den Ersten unter Gleichen — betrachtet. Wenn heute adlige Männer und zwar grade Die, welche den Adel gern noch als gesonderten Stand betrachten, oder gar von einer besonderen Adelspartei sprechen, ihrem Fürsten gegenüber bei jeder Gelegenheit in Unterthänigkeit schwelgen, so beweisen sie damit nur, daß von dem Selbstbewußtsein ihrer Ahnen nichts auf sie überkommen ist. Nur der Unfreie ist unterthan; der freie Mann fühlt sich ebenbürtig; heute hat jeder Preuße, jeder Deutsche das Recht, sich als Freien zu betrachten. Daß hiervon nur erst so Wenige, und gerade unter den Namens-Adligen so sehr Wenige Gebrauch machen, ist eine tief betrübende Erscheinung in unserem Volksleben; ist wesentlich auch daran schuld, daß unsere Zustände die notwendige Selbständigkeit und Unabhängigkeit des Einzelnen noch nicht zum Ausdruck bringen, und ist ganz besonders daran schuld, daß auch die Anschauungen

der Fürsten, eben weil sie dem Alt-Adel von Geburtswegen am Nächsten stehen, zuweilen in überwundene Zeiten zurückgreifen.

Nicht minder unlogisch als das Wort Opposition ist der von den Zeitungen gelegentlich der Königs-Rede viel gebrauchte Begriff: Umsturz, Umsturzmänner, Umsturzparteien. Der Gedankengang bei Anwendung dieser Worte bedeutet zumeist ein gänzliches Verkennen des Vorgangs, den wir Entwickelung nennen. Niemand ist fähig oder imstande, wenn selbst er gewillt wäre, in dem Sinne „umzustürzen", wie Viele es sich vorstellen. „Das Alte stürzt" — das ist der richtige Gedanke und der treffende Ausdruck für den Vorgang, den, in gewissem Sinne, die Menschheit unausgesetzt durchmacht, der aber zu gewissen Zeiten sich besonders bemerkbar macht. Das Alte stürzt; es stürzt mit und ohne Wollen, mit und ohne Zuthun Einzelner oder ganzer Parteien. Das Bisherige stürzt, wenn seine Zeit abgelaufen ist; es bricht in sich zusammen. Die Innen-Anschauungen über Das, was wir „Erfordernis der Zeit" nennen, zuerst Einzelner, dann der Ganzheit, wandeln sich; die früheren Anschauungen wanken, sie werden hinfällig. Damit brechen dann auch die jeweiligen Einrichtungen (Verfassung, Gesetze) zusammen, die in den bisherigen Anschauungen wurzelten. Daß Einzelne im Volke sich in ihren Anschauungen früher abklären, als Andere; daß Einzelne mit besonderem Eifer die eingetretene Notwendigkeit einer zeitgemäßen Erneuerung der Einrichtungen betonen, ist erklärlich; mit ihrem Eifer aber *verursachen* sie den Sturz nicht: *der Zusammensturz des Bisherigen vollzieht sich aus innerer Notwendigkeit*. In dieser Notwendigkeit erkennen wir den leitenden Willen einer Allmacht; wir erkennen darin das geheimnisvolle Gesetz der Entwickelung.

Wollen wir aber von Umsturz reden, wollen wir von Umsturzmännern und Umsturzparteien reden, dann ist Jeder ein Umstürzler, der eine Wandlung des Bestehenden anstrebt — in welcher Richtung die Wandlung auch angestrebt, wie durchgreifend oder oberflächlich sie auch gewünscht wird; wo ist die Grenze zwischen Wandlung und Umsturz? Danach giebt es Keinen im Lande, der nicht Umstürzler wäre. Es fragt sich nur, ob er

Vorwärts-Umstürzler oder Rückwärts-Umstürzler ist; ob er die Wandlung im Sinne einer geläuterten Religiosität zum Zwecke gehobener Zustände, zum Zwecke einer inneren Hebung Aller, zum Zwecke einer Gesamt-Vervollkommnung anstrebt; oder ob er sie, aus Mangel an religiöser Erkenntnis, im Sinne seiner persönlichen Befriedigung, im Sinne einer Sicherstellung engherziger Interessen, im Sinne einer Rückkehr zu vergangenen — unvollkommneren — Zuständen anstrebt.

Gleich gefährlich, weil auch doppelschneidig, ist die stete Rede von Ordnung, Ordnungsmännern, Ordnungsparteien. Es giebt keine starre Ordnung; es giebt nur eine jeweilige Ordnung; das ist die Ordnung, die uns das Entwickelungsgesetz jeweilig vorschreibt. Die wirkliche Ordnung ist eine unausgesetzt sich wandelnde, eine fortschreitende, eine vorwärts-aufwärtsschreitende. Der religiöse Mensch strebt nach Erkenntnis der jezeitigen Vorschriften dieser Ordnung — Erkenntnis-Religion. Es darf sich also Jeder als Ordnungs-Mensch betrachten, der ehrlich nach Erkenntnis ringt und tapfer für die Uebertragung seiner Erkenntnis auf unsere Zustände eintritt. Wer unter Ordnung das Festhalten am Bisherigen versteht, zählt nicht zu den Kämpfern für die Wohlfahrt des Volkes; wer es ablehnt, nach der notwendigen Erkenntnis zu ringen, ermangelt des religiösen Pflichtgefühls; wer, entgegen seiner besseren Erkenntnis, nicht sein Bestes einsetzt für die Einführung der erkannten Ordnung, der „widerstrebet Gottes Ordnung"; das sind die eigentlichen Volksfeinde, das sind die Einzigen, die „opponieren".

Der König ruft zum Kampf für Religion, Sitte, Ordnung auf; kein schönerer Ruf konnte durch die Lande klingen. Angesichts der heutigen Sprach- und Begriffs-Verwirrung aber ist es Pflicht, die Meinung zu prüfen, die den Worten unterliegt. Religion, Sitte, Ordnung fallen schließlich in dem einen Begriff: Religiosität — Erkenntnis und Pflichterfüllung — zusammen. Auch der König nicht darf unter Religion „Seine" Religion, Er darf nicht die Glaubensrichtung, Er darf nicht die Innenvorstellung darunter verstehen, die grade in Ihm lebt, oder die der Seinigen verwandt ist; damit sänke der Ruf zu einer Auf-

forderung herab, sich Seiner Konfession anzuschließen. Der „Glaube der Väter“ ist ein sehr gefährliches Wort; er führt uns zum Buchstaben-Glauben, zur Anerkennung beliebiger Lehren, zum Teufel und zum Scheiterhaufen zurück; er führt uns zur Furcht vor dem Natürlichen und zur Anbetung von jeweilig erfundenen Göttern zurück; er führt uns nicht nur in die Walhalla zurück, er führt uns auch, was mit unserem deutschen Empfinden am Wenigsten vereinbar ist, zu dem Rach- und Ränke-süchtigen Gott eines vergangenen, nicht auf unserer Deutschen Erde gewachsenen Volkes. „Kampf für Religion“ heißt „Streben nach Erkenntnis“. War der Ruf anders gemeint, so werden die Besten und Redlichsten den Ruf an sich vorüberklingen lassen; sie werden warten, bis der Ruf abermals und in der rechten Meinung ergeht.

Manches, was vor wenigen Jahren noch Sitte war, bezeichnet der König Selbst heute vielleicht als Unsitte; Manches, was einst als Unsitte galt, erscheint uns Allen heute als selbstverständliches Gebot der Sitte. Der Begriff von Sitte ist so wandelbar, wie der von Ordnung. Ruft der König zum Kampf für Sitte und Ordnung auf, so werden Alle, die von wahrer Liebe zum Volke beseelt sind, zunächst begeistert aufhorchen. Die Mietlinge, die Söldner, die Unfreien, die Unterthanen ströme herbei, ohne zu fragen, gegen wen der Kampf gerichtet ist, ohne zu fragen, welches der Preis des Friedens sein soll, ohne zu fragen, ob es sich um einen heiligen Kampf für das Wohlergehen Aller, oder um einen Entwickelungs-feindlichen Kampf für das Interesse nur Einiger handelt. Sie kommen, ihren Sold, ihren Lohn, ihre Auszeichnung in Empfang zu nehmen; oder sie kommen, weil die Angst um das eigene dürftige Ich sie in den Kampf treibt; oder sie kommen — Viele mit schwer belastetem Gewissen — weil es ihnen so befohlen wurde. Der Gesinnungs-Adel aber macht von seinem Vorrecht — auch dem Fürsten gegenüber — Gebrauch; er stellt sich nicht als Mietling in den Dienst einer Sache, die nicht auch die seine ist; er fragt erst, erkundet erst die Meinung. Wollen wir uns nicht selbst betrügen: die Antwort, die wir uns in diesem Augenblick noch geben müssen,

giebt uns nicht die Zuversicht, deren der Freie bedarf, bevor er sich zur Heeresfolge entschließt.

Das mindert aber nicht unsere Freude daran, daß der König überhaupt rief. Das Bewußtsein, daß der Fürst — der Erste im Volk — eine „Persönlichkeit", ein „Selbst", und in jedem Augenblick Seiner Führerpflichten Sich bewußt ist, darf uns mit hoher Genugthuung erfüllen. Zuversichtlich dürfen wir der geheimnisvollen Gewalt der Entwickelung vertrauen, daß auch Ihn sie zur Erkenntnis ihrer heut-gültigen Gebote führen wird. Kräftiger noch als bisher, deutlicher im Ziel, verheißungsvoller in der Sieges-Ueberzeugung wird dann abermals der Ruf zum Kampfe für Religion, Sitte, Ordnung ergehen. Klingt dieser Ruf so an des Volkes Herz, daß er ihm die Morgenröte der ersehnten inneren Befreiung verkündet, dann werden — wie damals — „Alle, Alle kommen."

Das neue Reichstagsgebäude*)

ist bezogen. Ein monumentaler Bau; ein monumentaler Parlaments-Palast. Ueber die künstlerische Bedeutung des Baues mögen Andere streiten; wir haben es mit dem Geiste zu thun, der vorerst noch darinnen walten wird, und mit dem Geiste, der — zum Heile des deutschen Volkes — darinnen walten soll.

Ein Prachtbau; er trägt das Gepräge fester Fügung; er trägt stolze Wahrzeichen an seinem Gewande — Alles atmet den Geist, aus dem heraus das Deutsche Reich entstand. Ist aber das Deutsche Volk in seinem Innenleben so fest gefügt, wie der stolze Bau es verkündet? Ist das Deutsche Volk so befriedigt, so glücklich, wie die Pracht der Räume es ausatmet? Hat der rechte Geist Einzug gehalten in diese Räume? Haben die notwendigen Männer die ernste Werkstätte Deutschen Schaffens betreten? Wenn wir der Deutschen Volksseele auf den Grund sehen, so werden wir lesen: lieber ein neuer Geist im alten

*) Versöhnung Nr. 50; 1894.

Saale, als der alte Geist im neuen Saale. Man hätte mit dem Bau warten können, bis man die rechten Männer zusammengehabt hätte.

Das monumentale „Festgefügt" darf nicht nur die politische Zusammenschweißung der Deutschen Nation darstellen; es muß die Zusammengehörigkeit des Volkes in sich zur Wahrheit machen. Ganz gewiß war das Zusammenschweißen ein vorangehendes Erfordernis; es mußte Alles so kommen, wie es gekommen ist. Deutschlands eiserner Schmiedemeister war Deutschlands notwendiger Mann; aber er hat nur roh zusammengeschweißt; an uns ist es, das Festgefügte mit dem Geist innerer Zusammengehörigkeit zu erfüllen. Nicht nur um die Art Einigkeit handelt es sich, die einem äußeren Feinde gemeinsam wehrt — über diese Stufe der Entwickelung sind wir hinaus; auch nicht um die Einigkeit handelt es sich, die schablonisieren, zentralisieren, teutonisieren, dabei aber an die Eigenart der Deutschen Stämme rühren will. Es handelt sich vorerst um die Anerkennung: wir sind — Jeder — eines und desselben Volkes gleich zu wertende Zugehörige; es handelt sich demgemäß um die Anerkennung gemeinsamer Pflichten; es handelt sich um die Anerkennung des gleichen Anspruchs Aller im Volke auf denselben Grad von Wohlergehen. Ein solch gleichgradiges Wohlergehen erfordert keineswegs ein Gleichmachen, wie es ängstlichen Gemütern vorschwebt, sobald sie etwas von Wandlung hören.

Neue Zeiten — neue Pflichten. Wir sind nicht nur Deutsche; wir nennen uns auch Christen. Das Christentum, wie Jesus es meinte, findet seine Erfüllung nicht im Glauben und dogmatischen Bekennen; das war nur eine, gewiß notwendige, Vorstufe zur Erfüllung. Die Erfüllung selbst aber findet das Christentum nur in der Vervollkommnung, in der Entwickelung. Sich zu Jesus bekennen, heißt: Ihm nacheifern in der Auflehnung gegen die Schäden der Zeit; Ihm nacheifern im Streben nach Verwirklichung dessen, was von je in der Menschenseele lebt und was je nach der fortschreitenden Zeit und je nach der fortschreitenden Erkenntnis seinen verschiedenen Ausdruck erhält, immer aber „Vervollkommnung" heißt. Christ sein erheischt

heute Anderes, wie vor fünfzehnhundert, vor fünfhundert, vor fünfzig, ja vor fünf Jahren; Christ sein erheischt aber in alle Ewigkeit: die erkannte Pflicht thun.

Noch ringt der alte Geist mit dem neuen in gewaltigem Kampf. Das Einzel- und das Gruppen-Interesse je nach Stand, Klasse, Beruf und Erwerb steht auf der einen Seite; man verteidigt, je nach persönlichem Interesse und anerzogener Meinung, die sogenannten „Rechte" Einzelner, oder Einiger, oder ganzer Gruppen im Volke; man vergißt aber, daß diese vermeintlichen Rechte nichts Anderes als im Laufe der Zeit „angepaßte Ansprüche" sind. Die vergangene Zeit hat das so mit sich gebracht; kein Wort der Klage oder des Vorwurfs darüber; die heutige Zeit aber bringt Anderes mit sich: die Erkenntnis, daß eine das Maß des Natürlichen überschreitende Bevorzugung Einzelner oder Einiger oder ganzer Gruppen Gott-widrig ist. Was man bis heute als Gottes Ordnung bezeichnete, ist in dem Augenblicke wider Gottes Ordnung, da unsere evangelische Erkenntnis wider die bisherige Ordnung streitet. Daß das innerste Bewußtsein des Gesamtvolkes die bisherige Ordnung als nicht mehr die richtige ansieht, darüber ist kein Zweifel. So viel auch äußerlich dagegen gestritten wird, im innersten Innern auch Derer — Aller — die heute noch sich gegen Gottes höhere Ordnung auflehnen, ist die Erkenntnis von der Notwendigkeit eines Weiterschreitens längst im Erwachen. Von der ehrlichen Anerkennung dieser Notwendigkeit hält sie nur entweder schnödes Sonder-Interesse ab, oder Bangigkeit, weil sie das Neue nicht fertig dastehen sehen. Nie aber wurde oder wird der Menschheit das Neue fertig vom Himmel herunter gereicht; wir müssen es aus uns selbst heraus schaffen; jeder Schritt vorwärts ist ein Schritt ins Dunkle. Um diesen Schritt frohmutig thun zu können, muß man von heiliger Zuversicht zur Vorsehung durchseelt sein; man muß, unabhängig von jeder Kirchen-Gläubigkeit, glauben können.

Es ist zu verstehen, daß Viele immer wieder nach bestimmten Programmen und Vorschlägen rufen, wie wir der sozialen Not von heute begegnen sollen. Es kann nach dieser Richtung hin

gar nicht genug gedacht, erwogen und vorgearbeitet werden. Es ist auch gewiß nur hoch erfreulich, wenn hier oder dort der Anfang gemacht wird; es hat großen Wert, wenn gewisse Einrichtungen ausgeprobt und so der Beweis ihrer Tauglichkeit erbracht wird; es ist vor Allem ganz notwendig, daß wir dem drängenden Bedürfnis von heute mit allem Eifer beispringen, und daß wir heute schon Das thun, was ohne Schaden für die Gesamtforderung heute gethan werden kann. Bei dieser Einzelarbeit aber dürfen wir keinen Augenblick die Signatur der kommenden Zeit außer Acht lassen: Zusammengehörigkeit — gemeinsame Pflichten. Nicht mehr: Jeder für sich; nicht mehr: Jedem das Seine, nämlich Das, was der Mächtigere ihm zuerkennt, für ihn übrig läßt; sondern: Alle für Jeden; Allen das Ihre; heißt: von Gottes wegen haben alle Seine Kinder denselben gleichen Anspruch auf Wohlergehen. Haben die vergangenen Zeiten eine Verschiebung dieses Gottes-Gesetzes gebracht, so ist es Pflicht der Gegenwart, zu wirken, daß die Ordnung wieder hergestellt werde. Darum handelt es sich. Dazu ist aber die Beteiligung Aller, die selbstlose, die hergebende Hilfe Aller erforderlich. Ehe diese Auffassung nicht die Alle beherrschende ist, ehe nicht aus dieser Auffassung heraus das Volk die entschlossensten Männer in das neue Haus entsendet, ehe nicht unsere Gesamt-Einrichtungen (Verfassung und Gesetze) die Arbeit jener trefflichen Männer unterstützen, die auf den Einzelgebieten vorbereitend wirken, ist all deren Mühen nur Stückwerk.

Zum 18. Januar.*)

Ja, wir sollen ihn feiern, den 18. Januar. Er ist ein bedeutungsvoller Tag in der Geschichte unseres Volkes. Er ist der Erinnerungstag an die Vereinigung, oder Wiedervereinigung, der deutschen Stämme. Darin liegt die Bedeutung des Tages; nicht in der Kaiser-Proklamation.

*) Versöhnung Nr. 107; 1896.

Dieſer Zuſammenſchluß Deutſchlands zu einem Volke, als welches es ſeiner natürlichen Beſtimmung und geſchichtlichen Entwickelung nach zuſammengehört, iſt die ganz notwendige Grundlage für unſere weitere Entwickelung. Alles Folgende kann ſich nur auf den Ereigniſſen der Vergangenheit aufbauen, ob dieſe Ereigniſſe nun im Augenblick von freudvollen oder von ſchmerzlichen Erſcheinungen begleitet waren. Der Krieg vor fünfundzwanzig Jahren war (noch) eine Notwendigkeit. Es iſt Unrecht, mit Vorwürfen jener Zeit zu gedenken; wir dürfen ſie ſogar eine „große Zeit“ nennen; ſie hat tauſendfältige Regungen in der Volksſeele zu tugendhaftem Thun geſtaltet: Hingebung an das Vaterland, Treue, Heldenſinn, Opferfreudigkeit; und ſie hat Großes geſchaffen: das Einigkeitsgefühl der Deutſchen.

Darum gedenken wir dankbar jener Zeit und ehren an dieſem Tage die Träger und Helden des Vereinigungsgedankens. Nicht nur Die, welche die endlichen Vollzieher eines längſt lebendigen Volksverlangens wurden; die Tapferen, die in den Jahren zuvor um der ſelben Idee willen geſchmäht, verfolgt, gemaßregelt wurden, ihnen vor Allem gilt unſere Dankbarkeit. Daneben gedenken wir in verſtändnisvoller Verehrung Derer, die uns in jener großen Zeit als ein Vorbild der Hingebung an eine hohe Idee erſcheinen, indem ſie ihre eigenen Auffaſſungen und Rechte aufgaben. Gerade in dieſem Sinne dürfen wir mit wahrer Verehrung zu dem entſchlafenen Kaiſer aufblicken. Er wäre lieber „nur König von Preußen“ geblieben; aber Wilhelm der Pflichttreue folgte auch hier dem Gebot der Entſagung. Damals hielt man die Kaiſerwürde für ein Erfordernis; er fügte ſich der Pflicht. Neben ihm auch die anderen Fürſten. Manchem mag die Neubelebung des Kaiſergedankens reine Freude geweſen ſein; Anderen wohl nicht. Groß war jedenfalls das Thun des damaligen Königs von Sachſen, eines der würdigſten Männer, die je den Thron eines Landes zierten.

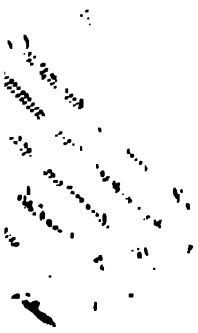
Daß die Wiederaufnahme des Kaiſergedankens angeregt wurde, iſt alſo zu verſtehen; zu verſtehen iſt auch, daß der Gedanke in jenen Tagen raſche Verwirklichung fand; Blut und Eiſen hatte die Stämme Deutſchlands zuſammengeſchweißt; dieſe That-

sache sollte in der Kaiserwürde ihren glanzvollen Ausdruck finden. Darüber aber müssen wir uns klar sein, daß mit dem Kaisergedanken auch Begriffe in unser Volkstum wieder eingezogen sind, die uns, als Deutschen, nicht eigentlich zu eigen sind. Bis zu einem gewissen Grade sind Bezeichnungen unwesentlich; andererseits werden sie leicht Veranlassung zu Irrtümern und Fehlern. Das Kaiserwesen hat an unsere urdeutsche Art gerührt. Der Kaisertitel ist doch nun einmal nicht deutschen, sondern römischen Ursprungs. An den Kaisertitel hängt sich unwillkürlich die Erinnerung an römisches Wesen; nicht aber an römisches Wesen, soweit es uns Vorbild sein dürfte.

Mit dem Kaisergedanken ist der konzentrierte Machtgedanke verbunden; wohl verständlich vor fünfundzwanzig Jahren, da es sich um Sicherung derjenigen Machtstellung handelte, deren Deutschland bedurfte, um an seinem inneren Ausbau wirken zu können. Das Endziel alles Strebens eines gesitteten Volkes ist aber nicht der Machtgedanke, sondern das Wohlergehen, das Wohlbefinden, das Glücksbewußtsein. Ein zu friedlichem Wirken geeintes Deutsches Volk bedarf eines Kaisertums nicht mehr. Wird die Ueberzeugung zum Durchbruch gelangt sein, daß wir einer konzentrierten Schlachtenmacht nicht mehr bedürfen, dann werden wir auch wieder mehr am Könige von Preußen, jeder Stamm an seinem Fürsten, hängen, als an dem Kaisertitel.

Der 18. Januar bleibt trotzdem für alle Zeiten der Tag der Einigung Deutschlands. Wer aber ehrlich vor sich selber sein will, kann gerade deshalb den Jubeltag leichten Herzens nicht feiern. Die Erinnerung an damals ist wahrhaftig geeignet, unsere Herzen zu erheben; kein Vorwurf dürfte Den treffen, der sich an dieser Erinnerung berauscht. Auch das Bewußtsein, daß wir uns das damals Geschaffene bis zur Stunde erhalten haben, ist schön und beglückend. Die Frage aber, ob wir seither genug thaten, den Ausbau zu vollziehen, lastet gewaltig auf der Seele des Volks-Deutschen (zum Unterschiede von dem bloßen Idee-Deutschen). Die schmerzliche Antwort auf diese Frage ist die, daß wir als Volk heute zerrissener, gespaltener, verunreinigter sind als je zuvor. Solche Ueberzeugung muß das Herz Derer heu-

unter Einigkeit nicht „Macht“, ſondern



chuld daran ſind, daß Deutſchlands
fünfundzwanzig Jahren der Be-
wurde; für Die, welche die
nd Deutſchlands Volk der
ag ein ernſter werden.
inſicht gelangen, was
ozwanzig Jahren das in
igungstag insgeſamt feſtlich
nur in einem der beiden feindlichen
es. Dann werden auch die anderen
wird dann auch das uns innerlich heute
oc franzöſiſche Volk unſere Freude verſtehen und
Seien wir ehrlich: heute trotzen wir uns die Freude
Jubel mehr oder weniger nur ab. So recht froh,
erlich froh, wird Keiner ſeiner Freude; die am Ausgelaſſenſten
beln, ſind vielleicht am Wenigſten froh.

Königsworte.*)

Wer für ſich ſelbſt das Recht der Perſönlichkeit in Anſpruch nimmt, wer dafür eintritt und kämpft, daß Jedem im Volk das Recht des Selbſt, der Perſon, des Individuums gegeben wird, der muß ſich jeder Perſönlichkeit im Volke erfreuen, der muß Freude daran haben, wann und wo ſich Perſönlichkeiten regen. Und wenn es der König iſt, der uns vorbildlich in Allem ſein ſoll, der uns als ein Selbſt bei jeder Gelegenheit entgegentritt, ſo iſt unſere Freude eine doppelte. Daß der König mit mehr Macht, mit einem höheren Glanz ausgerüſtet iſt, mit einer Hoheit, die ſeiner Perſönlichkeit, die dem Auftreten ſeiner Perſönlichkeit in jedem Augenblicke ein Uebergewicht über uns Andere ſichert,

*) Vortrag in Berlin, „Germaniaſaal“, 31. Januar 1896.

darf unsere Freude nicht schmälern. Einer mit Macht ausgerüsteten Persönlichkeit gegenüber sein eigenes Selbst zu wahren, ist um so würdiger und richtiger.

Der König hat schon oft gute, richtige, bedeutsame Worte gesprochen. Nun sagt man immer: „Man soll an Königsworten nicht deuteln!“ Man soll an keines Mannes Worten deuteln; auch an den Worten einer Frau soll man nicht deuteln. Aber man darf nicht nur, man muß jedes Wort eines Anderen und ganz besonders die Worte des Fürsten auf ihren Wert, auf ihre Bedeutsamkeit prüfen.

Der König hat gelegentlich der Jubelfeier der letzten Tage bedeutsame Worte gesprochen. Ich habe drei herausgesucht. In der Thronrede heißt es: „Freie Bahn für die Entwickelung der geistigen und materiellen Kräfte der Nation.“ Zu deuteln ist an diesen Worten gar nichts. Sie sind an sich ganz klar. Aber wir müssen uns fragen: Inwieweit sind die Begleiterscheinungen der jüngsten Vergangenheit und Gegenwart eine Unterstützung für diese Worte? Inwieweit dürfen wir glauben, hoffen und überzeugt sein, daß diese Worte durch Haltung und That begleitet werden, die den Worten die Bedeutung geben, die wir oder die ich darin sehen möchte?

Ist die Bahn frei für die Entwickelung der geistigen Kräfte der Nation? Wird sie frei gemacht? Ich spreche nicht von Hindernissen, die in der Bahn aufgestellt werden. Das kann nur reizen. Aber ich spreche von den Schranken, die überall stehen, und die die freie Entwickelung nicht gestatten. Es sind wenige Jahre her, da mußte das preußische Volk antreten, um Front zu machen gegen ein Schulgesetz. Ein Jahr ist es her, da mußte das deutsche Volk Karrée formieren gegen die Umsturzvorlage. Wenn Männer auftreten und die Jugend in Anschauungen unterrichten, die nicht genehm sind, so wird ihnen dies untersagt. Wenn Andere die Jugend in Anschauungen unterrichten, die mehr genehm sind, so sind sie einer Verfolgung weniger ausgesetzt.

Sind die materiellen Kräfte in ihrer Entwickelung gesichert? Ist die Arbeit gegenüber dem Kapital in seiner freien Entfaltung gesichert? Was heißt materielle Kräfte des Volkes? Es heißt:

Intelligenz, Arbeitskräfte und Grund und Boden. Kann die deutsche Intelligenz mit ihrer Arbeitskraft sich überall so bewähren, kann sie dieselbe so verwerten, wie sie es möchte? Hängt die Verwertungsmöglichkeit nicht ab von Kapital und dem guten Willen des Kapitals? Gehört der deutsche Grund und Boden dem Volke?

Wir haben ein Vereinsgesetz, das unsere Enkel nicht mehr für möglich halten werden. Und man zieht die Schraube noch fester. Man versucht, dieses Vereinsgesetz mit einem Geist zu durchdringen, der die Fesseln noch schärfer anlegt. Es hat kürzlich ein Mann in der Volksvertretung das Wort ausgesprochen, er gäbe die ganze bisherige Sozialgesetzgebung her für das freie Vereinsrecht. Man hat darüber gelacht; sogar Zeitungen, die da meinen, auf einem höheren Standpunkte der Entwickelung zu stehen, halten diesen Gedanken für über das Ziel hinausgeschossen. Es war der ganz richtige Gedanke. Ein wirklich uneingeschränktes Vereinsrecht gewährt der freien Entwickelung unserer Kräfte mehr Bahn als die ganze bisherige Sozialgesetzgebung.

Woran liegt es, daß den treu und ehrlich gemeinten Worten des Königs die Erscheinungen nicht nachkommen? Der König meint es nicht nur gut im landläufigen und wenig bedeutungsvollen Sinn, der König ist von einem heiligen Willen, dem Volke zu dienen, durchdrungen: aber Er weiß noch nicht, worauf es im Augenblick ankommt. Er ist fest davon durchdrungen, daß Er eine Mission zu erfüllen hat; den Inhalt der Mission kennt Er noch nicht. Ich glaube allerdings, es ist dort auch wohl Niemand, der es ihm sagen könnte.

Der König versteht unter freier Bahn eine Bahn, wie ich sie mir auf der Reitbahn, auf dem Bornstädter Felde (Potsdam), denke, abgesteckt. Innerhalb dieser abgesteckten Bahn darf Jeder sein Pferd tummeln nach Belieben. Aber sie ist abgesteckt, nicht frei, weder seitwärts, noch gar vorwärts. Das ist der große Unterschied in der Auffassung von freier Bahn: ob sie wirklich frei, aufwärts, vorwärts, Jedem gestattet, so weit zu gehen in seinen Gedanken, in seinem Glauben, in seinem Entwickelungsdrange, als ihn das Bewußtsein treibt, oder ob gewisse Schranken gesetzt

sind, meinetwegen etwas weiter als vor fünfzehn Jahren, a[illegible]er doch Schranken, vor denen man Kehrt machen muß.

Zum Schlusse der Thronrede sagte der König: „Ein Reic[illegible], ein Volk, ein Gott.“ — Große, schöne Worte, wo es [illegible]u deuteln wieder gar nichts giebt; aber wieder zu fragen. Zunächst [illegible]t: Ein Reich und ein Volk. Das kann nichts Anderes heißen, a[illegible]s die beglückende Thatsache, daß wir uns die äußeren Bedingunge[illegible], die äußeren Einrichtungen, das Reich geschaffen haben, in der[illegible] nun ein Volk wohnen, glücklich sein soll. Frage: Sind wir ei[illegible] Volk? Sind wir gar ein glückliches Volk? Antwort: Nein! — Thut man Etwas, thut man das Alles, was man thun könnte; thut selbst der König das Alles, was er thun könnte, um da[illegible] Zusammengehörigkeitsbewußtsein im Volke lebendig zu machen.

Spricht man von der Politik, so sammeln sich Gruppe[illegible] hier und dort; handelt es sich um die Konfession, so ist das Vol[illegible] abermals in verschiedene Haufen geteilt, spricht man das Wor[illegible] Interesse aus, so ist es nicht anders. Selbst der Begriff Gemein[illegible]samkeit, einiges Volk, lebt nur in den Gedanken, ich weiß nicht[illegible], ob Vieler oder Weniger. Wir sind noch gar nicht ein Vol[illegible]. Aber man thut auch nur sehr wenig dazu. Die ganzen Maß[illegible]nahmen der letzten Zeit, alle Anordnungen, Bestimmungen, Gesetz[illegible]gebungen, Alles, was an Erscheinungen uns umgiebt, ist nich[illegible] dazu angethan, das Zusammengehörigkeitsbewußtsein im Volk[illegible] darzustellen oder gar es zu beleben.

„Ein Volk, ein Gott.“ Der König hätte auch sagen können: Eine Menschheit, ein Gott. Eine Welt, ein Gott. Das Weltall: immer nur der eine, derselbe Gott! Kennen thut ihn Niemand[illegible], auch der König nicht. Darum hat Jeder das Recht, sich diese[illegible] einen Gott so vorzustellen, wie er will. Neben dem Wort: Ei[illegible] Volk, ein Gott! muß stehen: Jedem im Volk das Recht, si[illegible] diesen Gott in seiner Innenwelt so zu gestalten, wie es ihm B[illegible]dürfnis, wie es ihm Verlangen ist.

Gewiß will der König den Glauben dem Einzelnen übe[illegible]lassen; aber auch darüber müssen wir uns klar sein: immer n[illegible] innerhalb einer „abgesteckten Bahn.“ Jenseits der nun einm[illegible]al

maßgebender Stelle, das heißt vom Staat und der Gesellschaft für richtig gehaltenen Schranken ist ein Gottesbegriff nicht mehr zulässig.

Ein drittes Wort. Bei der Tafel im Schlosse am 18. Januar sagte dem Könige frisch aus dem Herzen heraus der Satz: „Aus dem Deutschen Reich ist ein Weltreich geworden; überall in den fernen Teilen der Erde wohnen Tausende unserer Landsleute. Deutsche Güter, Deutsches Wissen, Deutsche Betriebsamkeit gehen über den Ocean ꝛc.“ Wir greifen heraus das Wort: „Das größere Deutsche Reich.“ An diesem Worte ist gedeutelt worden und wir dürfen eine Berechtigung zu diesem Deuteln nicht ohne Weiteres abweisen. Aber wir haben gar kein Recht, zu meinen, daß der König mit diesen Worten etwas gemeint hat, was das Berechtigte überschreitet.

Wir fragen: Wo liegt die Grenze des Berechtigten? Es hat nicht an Menschen gefehlt, die das Deutsche Reich noch größer auffassen wollten, als der König selbst es aufzufassen geneigt schien. Vielleicht diesmal nicht; aber ich erinnere mich genau eines Abends, da ich als Gast der Gründung eines Vereins hier in Berlin beiwohnte — es sind fünf Jahre her —, da man in die Satzungen allen Ernstes den Gedanken mit hineingebracht hatte, wonach es Aufgabe des Vereins sei, sich auch um die Rechte der Deutschen zu bekümmern, die anderen Staaten angegliedert sind: Ostseeprovinzen, Deutsch-Österreich, Deutsche Schweiz u. s. w., und als ein sehr vernünftiger Mann hinwies auf die Gefahren, die solche Satzung den Volksleitern bereiten könnte, wurde er niedergeschrieen.

Es giebt Menschen, die dieses größere Deutsche Reich ausdehnen auf ganz Germanien, auf die Stammesidee. Da müssen wir unterscheiden: Wer seine Vaterlandszugehörigkeit insoweit gelöst hat, daß er aus dem Reichs- oder Staatsverbande ausgetreten ist, und sich unter den Schutz nicht nur, sondern unter die Gesetze eines anderen Staatsverbandes begeben hat, der bleibt uns innerlich verwandt, wenn er sich selbst uns verwandt fühlt; über ihn vor etwaigen Unbilden zu schützen, ist nicht mehr Sache des Deutschen Volkes oder Reiches. Die vielen Tausend Deutsche,

die sich in Amerika als Amerikaner niedergelassen haben, mögen uns in die Jahrhunderte hinein verwandt bleiben und sollen uns nahe bleiben mit ihren Empfindungen, aber wir dürfen sie zum Deutschen Reich nicht mehr rechnen.

Anders die Deutschen, die ihre Zugehörigkeit zum Deutschen Reich nicht aufgegeben und sich nur unter den Schutz eines anderen Landes begeben haben. Diesen hat das Deutsche Reich schon längst sich redlich bemüht, da Schutz angedeihen zu lassen, wo etwa es notwendig wird.

Das sind Dinge, die aus dem völkerverbindenden Gedanken, der in uns einziehen soll, ganz von selbst sich immer mehr ergeben werden, nämlich, daß der Deutsche auch außerhalb geschützt ist, wenigstens so, wie etwa die eigenen Landeszugehörigen in dem Lande geschützt sind. Begeben sich die Deutschen in unzivilisierte Länder, so setzen sie sich der Gefahr aus, darunter zu leiden. Bis zu welchem Grade dann das Deutsche Reich seine ganze Macht entfalten soll, ist eine Frage für sich.

Nun haben wir Tausende von Millionen an Werten des Deutschen Fleißes, der Deutschen Arbeit auf der See nicht nur, sondern in Häfen außerhalb des Reiches. Auch diese Güter unterstehen im Wesentlichen dem Schutze des Völkerrechts, und Deutschland hat nur notwendig, die Gesetze des Völkerrechts zu achten, mit allen Völkern sich auf den Standpunkt der gegenseitigen Achtung, des wirklichen Friedens zu stellen, und unsere Werte werden nicht gefährdet sein.

Insoweit nun unsere Kolonien zum größeren Deutschen Reich gehören, insoweit wirklicher Besitzstand, neue Teile Deutschlands dazu gehören, insoweit ist die Zugehörigkeit eine Selbstverständlichkeit.

Das Wort vom größeren Deutschen Reich hat nun in gewissen Zeitungen zu nicht immer freundlichen Bemerkungen geführt. Da ist ein Organ, das von Weltpolitik im abweisenden Tone sprach. Ganz selbstverständlich Weltpolitik! Kann denn ein Volk heut überhaupt andere Politik treiben? Soll das Deutsche Volk Kirchturmspolitik treiben?! Deutsche Politik innerhalb unseres Vaterlandes ganz selbstverständlich, aber daneben

doch ebenso selbstverständlich Weltpolitik, richtiger vielleicht Erdpolitik. Unter Weltpolitik ist doch nur Das verstanden, was heut zur Selbstverständlichkeit für uns geworden ist, und was uns einzig und allein ermöglicht, im eigenen Lande uns die Verhältnisse so zu gestalten, wie wir sie brauchen. Weltpolitik heißt nichts Anderes, als Friede. Man hat von einer Allerweltspolitik gesprochen und hat damit gemeint, eine gewisse Einmischung überall da, wo in der Welt etwas los ist. Man hat damit direkt an Das angespielt, was sich in jüngster Zeit in Südafrika zugetragen hat.

So lange der König nicht sich dagegen wehrt, daß auch Andere ihrer Meinung, ihrer Freude Ausdruck geben, so lange ist es falsch und immer ein Zeichen von nicht sehr gutem Herzen, wenn man mißgünstig dem Mächtigen entgegentritt, der von seinem Recht der Persönlichkeit Gebrauch macht. Wir wollen uns die Freude an der Thatsache, daß wir einen Fürsten haben, der eine Persönlichkeit ist, dadurch nicht rauben lassen, daß wir an seine Sätze allerdings prüfend herangehen müssen, daß wir heute in seinen Sätzen noch nicht den Gedanken der Verwirklichung finden, den wir gerade suchen. Wenn der Tag der Erkenntnis über den König gekommen sein wird, wird er auch Derjenige sein, der da hilft, der da führt, wenn es sich darum handelt, die neue Zeit hereinzuführen.

„Unsere heiligsten Güter.“*)

Der König hat bei dem Parade-Festessen in Görlitz bedeutsame Worte gesprochen: In völliger Uebereinstimmung mit dem Kaiser von Rußland geht Sein Streben dahin, die gesamten Völker des europäischen Erdteils zusammenzuführen, um sie auf der Grundlage gemeinsamer Interessen zu sammeln zum Schutze unserer heiligsten Güter.

*) Versöhnung Nr. 4; 1896.

Welches sind unsere heiligsten Güter? — Die innere Freiheit und die wirtschaftliche Selbständigkeit. Innere Freiheit verstanden als innerliches Frei-sein des Einzelnen und verstanden als eine Verfassung, die Jedem im Volke die denkbar uneingeschränkteste Bewegungsmöglichkeit gewährleistet. Wer unter uns ist heute schon innerlich frei? Kaum Einer; der König selbst ist es noch nicht. Wir seufzen noch unter einer schweren Belastung von Vorurteil, von Irrvorstellungen, von überkommenen Lehren; in Sonderheit stehen wir noch unter dem Autoritätsbann, unter der Furchtfuchtel, unter dem Bequemlichkeitsscepter. Bedarf es zur Beseitigung solcher, das heiligste Gut uns versperrender Hindernisse der Mitwirkung anderer Völker? Liegt die Kraft, liegt die Fähigkeit, innerlich frei zu werden, nicht in uns selbst, in unserem eigenen Volke, in jedem Einzelnen? Ein entschlossenes „ich will nicht mehr", und die Fesseln sind zersprengt; ein energisches „ich will", und man ist frei. Gewiß kann unser König und können mit Ihm die anderen Deutschen Fürsten viel zu dieser Innenbefreiung beitragen. Indem sie selbst dem Autoritäts-Bewußtsein entsagen, indem sie sich laut und bei jeder Gelegenheit der Vorurteile und aller sonstigen Innenbelastungen entäußern, erleichtern sie den Anderen den Entschluß, sich frei zu machen. Haben wir erst innerlich freie Fürsten, dann sind wir bald ein Volk selbständiger Menschen.

Weiter: erfreuen wir uns in den Deutschen Landen einer uneingeschränkten Bewegungsmöglichkeit? Gedankenfreiheit haben wir, aber nur die Art Denkfreiheit, die überhaupt unkontrolierbar ist. Nicht ungefährdet dagegen können wir unsere Gedanken hinaussenden in das Getümmel der Meinungen, um dort, je nachdem, eines Besseren belehrt zu werden, oder über die unfruchtbaren Gedanken der Anderen zu siegen. Es ist berechtigt, die tölpelhafte oder gar verletzende Art, in der sich die Gedanken einiger Schreier breit machen, abzuwehren; aber auch der gesittete Mensch ist in seiner Bewegung unfrei; zum Wenigsten büßt er, je ehrlicher er streitet, desto gewisser die wirtschaftliche Unabhängigkeit ein, die ihm seine Berufsthätigkeit bisher gab. Der dem Fürsten oder dem Staate vereidigte Mann verliert in dem Augen-

lick sein Brot, da er sich besinnt, daß er weder im Solde eines ürsten, noch eines sogenannten Staates, sondern, ob beamtet der nicht beamtet, im Dienste des Volkes steht, dem er zugehört und für dessen Förderung einzutreten er mit jeder Faser seines Wesens verpflichtet ist. Noch fehlt unserem Volke eine Verfassung, die jeden Einzelnen, auch den wirtschaftlich Schwachen, auch die Frau, auch den Ungelehrten, politisch wirklich unabhängig macht. Um zu diesem heiligen Gut zu gelangen, bedarf es aber wiederum keiner Mitwirkung anderer Völker. In uns selbst liegt die Kraft, die Fähigkeit, die Möglichkeit; wir brauchen nur von unserem Wahlrecht verständigen Gebrauch zu machen, und wir haben, was uns fehlt. Auch in dieser Beziehung vermögen unsere Fürsten ernstlich zu helfen, ohne daß es einer besonderen oder einer völligen Uebereinstimmung mit uns fernerstehenden Monarchen bedürfte. Wenn die Fürsten aus ihrer Machtvollkommenheit heraus die Einrichtungen, die die politische Unabhängigkeit des Einzelnen heute noch unterdrücken, je nachdem, durch persönliche Anordnungen beseitigen, oder die ihnen zustehende Anregung dazu geben, daß alle derartige Hindernisse durch Volksbeschluß (Gesetzgebung) beseitigt werden, dann ist das Werk der Innenbefreiung rasch vollbracht.

Auch das andere heilige Gut, die wirtschaftliche Selbständigkeit, können und müssen wir uns aus der eigenen Volkskraft heraus erringen. An uns ist es — und dazu bedürfen wir weder der Spanier, noch der Russen —, das Recht auf eine gesicherte Lebemöglichkeit, das Recht auf ein menschenwürdiges Dasein, als ein durch das Geboren-werden erworbenes Recht anzuerkennen. Weiter müssen wir für ein volkswirtschaftliches System sorgen, wonach dem Einzelnen die Möglichkeit, sich sein Leben-können zu erarbeiten, gewährleistet ist; und zwar unabhängig von der Geneigtheit irgend eines Anderen: eines Einzelnen, oder des Staates, oder des Kapitals. In der Ausgestaltung des Genossenschaftsgedankens, Innenkolonisation, Siedelungsidee, und wie die Vorschläge alle heißen, die dem selben Ziele nachgehen, ist uns der Weg gezeigt, der uns zu dem heiligen Gut wirtschaftlicher Selbstständigkeit führt. Wollen uns die Fürsten auf diesem Wege

vorangehen, so jubeln wir ihnen zu; warten aber dürfen wir nicht länger auf sie; ihre Lebemöglichkeit ist gesichert; wir haben sofort um ein menschenwürdiges Dasein Derer zu bekümmern, die heute in Not verkommen; wir haben demnächst für Die zu sorgen, die ein nur dürftiges Dasein führen.

Zur Zeit also handelt es sich für uns noch erst um den Erwerb, um das Erkämpfen der heiligsten Güter. Allerdings ziemt es sich, schon während des Kampfes um ein Gut an dessen Schutz zu denken. Gegen wen werden wir unsere heiligsten Güter, wenn wir sie errungen, zu schützen haben? Es giebt nur einen Feind, und der lebt unter uns. Die selben Entwickelung-feindlichen Gewalten, die uns unser heiligstes Gut heute noch vorenthalten, streitig machen, sind es, vor deren etwaigem Wiederaufleben wir unser Gut zu schützen haben würden. Aber ich denke: die Kraft des Entwickelung-fördernden Gedankens wird, wenn sie sich erst zu bethätigen beginnt, so mächtig sein, daß sie die Entwickelung-feindlichen Elemente in unserem Volke für immer niederwirft. Der Schutz, dessen unsere heiligsten Güter bedürfen, wird dann einzig und allein in den Einrichtungen bestehen, welche wir unserem Volksleben zu geben haben und welche die Ausgestaltung der siegreichen Ideen unterstützen.

Um diese Ausgestaltung zu ermöglichen, bedarf es allerdings einer Uebereinstimmung und bedarf es eines Zusammenschlusses der Kulturvölker. Wirklich bedroht oder gar gefährdet ist unser Innenausbau schon heute nicht mehr; aber man hält ihn noch für bedroht, man glaubt noch an Krieg, man rüstet deshalb noch für den Krieg; wir haben noch nicht den Frieden, die notwendige Voraussetzung für jede gedeihliche Innenentwickelung. Aber wir könnten ihn haben; die Voraussetzung dafür: die Bereitwilligkeit der anderen maßgebenden Völker, Frieden zu halten, ist erfüllt; es fehlt nur noch die Verständigung; es fehlt die ausgesprochene und sich in Handlungen bethätigende Uebereinstimmung unter den Machthabern. Diese Uebereinstimmung herbeizuführen, wäre dem Kaiser ein Leichtes. Kein Wohlgesinnter in unserem Volke zweifelt daran, daß es dem Kaiser ernst ist mit Seinem oft betonten Friedenswunsch; das Betrübende und Hemmende aber ist,

daß Ihm selbst der Glaube an die Friedensmöglichkeit fehlt. Wäre der König von dem lebendigen, Berge versetzenden, Glauben an die kriegloſe Zeit der Zukunft beſeelt, wie ich davon beſeelt bin, dann hätte Er längſt gehandelt. Wünſche genügen nicht; ſie allein erzeugen noch nicht Thaten; einzig der Glaube an das Werden deſſen, was vor unſerer Seele ſteht, iſt die Quelle eines Bethätigungsdranges, ohne den alles Wünſchen und Sprechen wertlos iſt.

Was der Kaiſer thun ſollte? Vierundzwanzig Stunden nachdem Er ſich der „völligen Uebereinſtimmung“ mit unſerem einen Nachbar, dem Kaiſer von Rußland, vergewiſſert hatte, konnte unſer Reichskanzler — vor Allem ſeiner Perſönlichkeit, aber auch ſeines Amtes wegen der hierzu beſtgeeignete Mann — in Paris ſein und konnte die gleiche Uebereinſtimmung dort anbahnen. Niemand ſoll ſagen, daß das ſchwer ſei. Auf Hinderniſſe, aber nur eigentlich auf Verlegenheits-Hinderniſſe, mag ſolches Vorgehen im erſten Augenblick ſtoßen; der König verfügt indes über Mittel, jedes derartige Hindernis aus dem Wege zu räumen. Metz und Straßburg zur offenen Stadt erklärt, und die Franzoſen ſind entwaffnet; Elſaß-Lothringen zu ſelbſtändigen Landen erklärt, und die Franzoſen ſind beruhigt. Wenn der König wüßte, wie mächtig Er iſt, und wenn Er die Kräfte ſeiner Macht in der richtigen Richtung wirken ließe, Er würde nicht nur unſerem Volke, Er würde nicht nur unſerem Erdteil, Er würde der Menſchheit das ſein, was Er ihr ſo gern ſein möchte: ihr Beglücker.

Mit der Uebereinſtimmung behufs endgültiger Kriegsbeſeitigung iſt noch nicht Alles gethan; aber ſie iſt die Grundlage für diejenige Uebereinſtimmung, deren wir für eine Umgeſtaltung unſeres Volkswirtſchaftlebens bedürfen: Regelung gewiſſer Arbeits-, Lohn- und ſonſtiger Wertverhältniſſe; zugleich die Beſeitigung des Schutzzolls. Damit fallen dann auch die letzten Bedrohungen oder Anläſſe zur Bedrohung unſerer heiligſten Güter durch unſere Nachbarn oder durch andere Kulturvölker.

Neben der eigentlichen Kulturwelt lebt freilich noch eine andere Macht auf unſerem Planeten. Es iſt ſogar wahrſcheinlich,

daß dem Könige ein Zusammenschluß und ein Schutz gegenü[illegible] der gerade dieser Macht vorschwebt. Wer diese Macht fürchtet, m[illegible]uß allerdings gegen sie rüsten. Die Vorfrage aber ist, ob di[illegible]ese Macht, gelbe Rasse, oder wie sie sonst gedacht ist, uns bedro[illegible]ht? ob sie die Kulturwelt bedroht? ob sie den Kulturgedanken a[illegible]uch dann noch bedrohen wird, wenn er sich statt durch Kanonen dur[illegible]rch Achtung der natürlichen Rechte anderer Völker, wenn er sich st[illegible]att durch zivilisierte Ueberhebung durch vernünftige Anschauunge[illegible]en fühlbar macht. Jedenfalls dürfen wir das der Entwickelung übe[illegible]er- lassen. Vor einem chinesischen oder vor einem Neger-Ueberfall si[illegible]nd wir im Herzen unseres Erdteils zunächst sicher; hält man eine[illegible]n solchen Ueberfall aber überhaupt für möglich, dann mag, so lang[illegible]ge diese Besorgnis besteht, ein Bollwerk von Leibern da aufgeste[illegible]llt werden, wo es für notwendig erachtet wird. Es wäre nu[illegible]ur gerecht, wenn auch unser Volk seinen Teil dazu stellte; zugleic[illegible]id ein vorläufiges Unterkommen für Diejenigen, die sich ein Lebe[illegible]en ohne Säbel nicht vorstellen können.

Inzwischen dürfen die Kulturvölker sich ihrer heiligsten Güte[illegible]ter erfreuen, und werden sie zur Vervollkommnung ihrer Inner[illegible]n- Einrichtungen und zur Veredelung der Einzelwesen verwerte[illegible]n. In dem Maße, als dies geschieht, wird die siegende Kraft de[illegible]s Kulturgedankens ihren stillen Eroberungszug fortsetzen; von eine[illegible]r Spanne Zeit zur anderen werden neue Völker sich der Kulturwe[illegible]lt angliedern; bald überzeugen sich auch die Besorgtesten unter un[illegible], daß der Kulturgedanke, unser heiligstes Gut, seinen Schutz einzi[illegible] und allein, aber auch ausreichend gegenüber jeder (vermeintlichen) Bedrohung, in seiner Bethätigung findet.

Das Begnadigungsrecht.*)

Gegen einen Gensdarm ist wegen thätlicher Mißhandlung eines Untersuchungsgefangenen auf ein Jahr Zuchthaus erkannt worden. Voreilig berichteten die Zeitungen, der Mann sei begnadigt, und knüpften daran allerhand Betrachtungen.

*) Versöhnung Nr. 5; 1896.

Diese Voreiligkeit an sich schon ist eine häßliche Erscheinung in unserem Zeitungswesen. Der Gensdarm hatte Urteil-gemäß die über ihn verhängte Strafe sofort angetreten; nachdem er indes ein Gnadengesuch eingereicht, sah die Behörde sich veranlaßt, ihn vorläufig zu entlassen. Auch diese Milde verurteilen die Zeitungen. Mag sein, daß nur in seltenen Fällen so verfahren wird; immerhin ist anzunehmen, daß die Behörde Veranlassung zu dieser Milde hatte. Der Umstand, daß gegen den Verurteilten gerade nur auf ein Jahr — das Mindestmaß für Zuchthaus — erkannt wurde, läßt vermuten, daß die Verurteilung zu Zuchthaus überhaupt nur erfolgte, weil den Akten und Gesetzen, beziehentlich dem Wahrspruch der Geschworenen gemäß eine Gefängnisstrafe nicht zulässig war. Es ist deshalb sehr wohl möglich, daß die an der Verurteilung beteiligten Richter selbst, wie dies in anderen Fällen auch geschieht, die Einreichung des Gnadengesuches angeregt haben. Der Inhalt desselben erstrebt demgemäß auch vermutlich vor Allem eine Umwandlung der Zuchthaus- in Gefängnisstrafe, ein Begehren, das in dem überaus häßlichen Vergehen anscheinend keine Berechtigung findet, das wir aber, wie Alles, aus den bestehenden Zuständen heraus beurteilen müssen.

Es klänge zu hart, wollte man sagen: die Brutalität wird in dem Beamtenstande gezüchtet; aber man darf sagen: es wird eine Art von Amts- und Diensteifer gezüchtet, der, da sich die Züchtung auch auf ungebildetere Kreise erstreckt, Vergehen zeitigt, wie ein solches hier vorliegt. Wie viel und wie schwer in dieser Beziehung gesündigt wird, das wissen die Meisten gar nicht. Wer ein allzeit Gesetz- und Verordnung-entsprechendes Dasein dahin lebt, ohne mit der höheren und namentlich mit der niederen Staats-Vertretung in Konflikt zu geraten, der weiß gar nicht, welcher verabscheueswerten, zuweilen geradezu verbrecherischen Mittel sich die niederen Organe unter Umständen bedienen, um ihren Diensteifer zu bekunden; der ahnt aber noch weniger, welche entehrende Rolle des Mitwissers dabei zuweilen auch höheren Organen — Alles zur Rettung des Staates — zufällt. Wahrlich, dieser Staat, den wir heute haben, ist alle die

kleinen und großen Verbrechen, die um seiner Erhaltung willen begangen werden, nicht wert. Von dieser Erkenntnis sollten wir uns erfüllen, sollten diesen Staat mit Allem, was um seiner Erhaltung willen für notwendig erachtet wird, abschaffen, sollten aber nicht unseren Zorn an einem Einzelnen auslassen.

Deshalb braucht man noch keineswegs das Vergehen dieses Einzelnen zu entschuldigen oder zu beschönigen, wie dies, gewiß in redlicher Absicht, aber in sehr ungeschickter Weise seitens des heimatlichen Geistlichen dieses Gensdarm mittels eines an eine Zeitung gerichteten Schreibens geschieht: „Der . . . ist der Sohn eines hochachtbaren Lehrers meiner Gemeinde und mir persönlich als durchaus achtungswert bekannt.“ Natürlich, sonst wäre er nicht Unteroffizier und nach neunjähriger Dienstzeit Gensdarm geworden. Jeder Gensdarm ist „achtungswert“, bis er eben etwas thut, was ihm die Achtung seiner Mitmenschen raubt; damit hört er dann auf, Gensdarm zu sein. „Jedenfalls haben seiner Amtsüberschreitung, über deren Verlauf selbst mir Näheres nicht bekannt ist . . . keinerlei unlautere Motive zu Grunde gelegen.“ Amtsüberschreitung; hier schlägt der Mantel christlicher Liebe doch wohl gar zu weite Falten. Mit dem gleichen Recht könnte man schließlich auch nur von Amts„überschreitung“ sprechen, wenn ein Kassierer, der von Amtswegen dreißig Mark aus der Kasse zu nehmen hatte, deren sechzig herausnimmt und den Ueberschuß für sich behält. Keine unlauteren Motive — sehr gewagtes Wort — Einer eigentlichen Mißhandlung liegen für gewöhnlich überhaupt keine unlauteren Motive unter; meist ist die Brutalität nur Folge einer Gereiztheit, Unerzogenheit, Heftigkeit. Ob aber gerade in diesem Falle sich nicht auch unlautere Beweggründe einschlichen, kann der Herr Pfarrer wohl so wenig beurteilen, als ich. „Den Kerl zum Geständnis bringen“, „es 'raus kriegen“, dadurch sich Lob und Anerkennung, gar vielleicht eine Belohnung erwerben — das sind immerhin Gedanken, die für einen Gensdarm nicht ganz seitab liegen. Ich stimme indes dem Herrn Pfarrer zu: auch diese Beweggründe brauchen „unlautere“ im eigentlichen Sinne noch nicht zu sein; dann aber darf der Herr Pfarrer auch einem durch gewisse Vorgänge in seinem Innersten empört en

Volksgenossen, der gelegentlich ein Mal einen solchen Vertreter der Staatsgewalt totschlägt, die mildernden Umstände: „keine unlauteren Motive" nicht versagen. Charakteristischer noch, als der Brief selbst, ist die Wirkung, die er bei der Zeitung, an die er gerichtet war, erzielte: „Danach gewinnt allerdings die Angelegenheit ein ganz anderes Gesicht. Wie unter solchen Umständen die Strafkammer zu einem so harten Urteil kam, ist uns nicht recht klar." Weil der heimatliche Pfarrer, dem zwar über den Verlauf der Amtsüberschreitung Näheres nicht bekannt ist, den Gensdarm persönlich als durchaus achtungswert kennt, gewinnt die Angelegenheit ein anderes Gesicht; welche unerhörte Kränkung für das Richterkollegium in dieser Aeußerung liegt, hat sich der Zeitungsschreiber wohl nicht klar gemacht.

Interessant sind die Betrachtungen, die von den Zeitungen der verschiedenen Richtungen bei dieser Gelegenheit über das Begnadigungsrecht angestellt wurden. Taktvoller wäre es gewesen, die Zeitungen hätten, namentlich da sofort bekannt wurde, daß eine Begnadigung überhaupt noch nicht erfolgt sei, ihre Betrachtungen bis nach erfolgter Entschließung des Königs unterdrückt; der dolus eventualis hat hier seine ansteckende Wirkung vom Staatsanwalt auf den Zeitungsschreiber erwiesen. Die zum Teil sehr gehässigen Bemerkungen, mit denen die vermeintlich schon stattgehabte, in den folgenden Tagen aber nur vermutete oder sicher erwartete Begnadigung begleitet wurde, sind nicht dazu angethan, dem Könige die Entschließung zu erleichtern; das sollte sich Jeder, der die Persönlichkeit unseres Königs kennt, sagen. Unterbleibt jetzt eine Begnadigung, so könnte dieser dem Wunsche Vieler entsprechende Entschluß leicht wie abgetrotzt erscheinen; erfolgt die Begnadigung trotz der vorzeitigen Kundgebungen eines gegenteiligen Verlangens, so würde solche Entschließung nunmehr besonders peinlich berühren.

Von dem vorliegenden Fall abgesehen, ergingen sich die Zeitungen aber auch in Allgemeinbetrachtungen. Besonders kläglich trat hierbei die Beflissenheit hervor, auch in dieser Sache wieder den König durchaus unpersönlich, nur als Unterzeichner eines ministeriellen Vorschlags, zu nehmen. Statt unbefangen

und rückhaltlos den König für das verantwortlich zu machen, wofür Er ganz allein verantwortlich ist, statt rundheraus ihre Andersmeinung oder Mißbilligung und selbst einen ernsten Vorwurf auszusprechen, winden sich die Zeitungen aus Furcht, nicht königstreu genug befunden zu werden, in Redensarten, die für einen selbstbewußten und pflichttreuen Fürsten viel kränkender sind, als der herbste Tadel, ja als selbst gelegentlich ein unberechtigter Vorwurf wirken könnte: „Die in der öffentlichen Meinung hervorgetretenen Angriffe richten sich daher auch nicht gegen den Monarchen (was ausdrücklich betont sei, um Verdrehungen von anderer Seite vorzubeugen), sondern gegen denjenigen verantwortlichen Minister, der durch seine Unterschrift die Vertretung jenes Aktes vor dem Lande übernommen hat.“ Grundfalsch. Ein König, der gerade diese Angriffe, statt sie auf Sich zu beziehen, auf einen von Ihm ernannten Minister abschöbe, müßte in der Achtung jedes Mannes, dem das „Selbst“ noch ein heiliger Begriff ist, sinken. Ob der König Sich durch solche Angriffe berührt, oder gar betroffen fühlt, ist eine andere Frage. „Der Monarch, dem ein Begnadigungsgesuch vorgelegt wird, kann sich um die Angelegenheit eines Polizeisergeanten oder Gensdarmen, der da irgendwo im Lande verurteilt ist, nicht im Einzelnen kümmern. Er hat Wichtigeres zu thun, als die Akten über eine solche verhältnismäßige Lappalie zu studieren.“ Das Preußische Volk darf von seinem Könige höhere Begriffe der Pflicht erwarten, als sie ihm hier von einer Zeitung zugemutet werden. Wir sehen in der Begnadigung (der Name muß deshalb auch fallen) lediglich einen Akt der ausgleichenden — das ist: der vollkommneren — Gerechtigkeit, einen Akt der höheren Milde. Wenn nicht schon Ihm, dem Könige, so müßte, so lange wir nun einmal noch eine besondere Landeskirche haben, Ihm, als dem summus episcopus dieser Kirche, das Recht gegeben sein, einen formalen Rechtsspruch zu mildern. Die Ausübung dieses Rechtes nennt ein streng kirchliches Organ Lappalie? Monarchie-feindlicher konnte man gar nicht sprechen. Wir lesen täglich, zu was Allem der König Zeit findet, und da will man es als undenkbar hinstellen, daß Er Selbst in die Akten sieht,

oder wenigstens Sich so viel und so lange Vortrag halten läßt, von den Ministern oder von wem sonst Er es für gut befindet, bis er zu einer persönlichen Entschließung gelangen kann? Allerdings kann kein Einzelner, auch ein König nicht, Alles selbst lesen; aber jeder Einzelne, und namentlich ein Einzelner, der König sein will, muß Mittel und Wege finden, sich zu vergewissern, daß Seine Namensunterschrift sich mit Seinem Willen und mit Seiner Entschließung deckt. Um so unangenehmer berühren alle diese Zeitungssätze, als wir bei jeder Gelegenheit, wenn und wo der König Seinen Namen unter einen Erlaß oder eine Bestimmung setzt, die den Zeitungen gerade genehm ist, ein überschwängliches Preisen vernehmen; davon, daß der König nur „unterzeichnete, was Ihm der allein verantwortliche Minister vorlegte," ist in solchen Fällen keine Rede.

Je nach Parteizugehörigkeit ist die Ansicht, ob für eine Begnadigung der Minister überhaupt verantwortlich ist, oder ob seine Unterschrift nur eine Beglaubigung der Königlichen Unterschrift darstellt, eine verschiedene. Der Streit ist müßig. So lange der König allein und ohne jedes Zuthun des Volks die vom Volke bezahlten Minister ernennt und entläßt, ist nach Maßgabe eines höheren Verantwortungs-Bewußtseins Er allein verantwortlich für Alles, was Er in Ausübung Seines Königlichen Amtes thut. Den König, wie die Zeitungen sich befleißigen, in diesem Verantwortungs-Bewußtsein irritieren zu wollen, ist ein sträfliches Beginnen gegenüber dem Könige Selbst, und ist ein Unrecht am Volke, dem dadurch die Freude am Wesen des Königtums geschmälert wird. Wir wollen keinen Herrscher, wir wollen auch keinen hinter Ministern verschanzten Regenten haben; wir wollen einen Fürsten haben, der persönlich und deshalb auch durchaus verantwortlich Seines Ihm vom Volke übertragenen Amtes waltet.

Rekrutenvereidigung.*)

Die Vereidigung der Rekruten hat in Berlin in der seit den letzten Jahren eingeführten Weise stattgefunden. Der Eindruck, den der ganze Vorgang auf den jungen Soldaten macht, leidet unter dieser Massenvereidigung vielleicht nicht; der Umstand, daß der oberste Kriegsherr der Feier beiwohnt, und daß die allermeisten Rekruten den König bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal sehen, ist gewiß bedeutungsvoll. Die Bedeutung des eigentlichen „Schwörens" aber wird durch dieses Verfahren eingeschränkt; der Ernst, die heilige Scheu vor dem „Schwören" kommt dem jungen Menschen, der bei dieser Gelegenheit in der Mehrzahl überhaupt den ersten Schwur ablegt, nicht genügend zum Bewußtsein. Er hat sich nach dem, was ihm in den Konfessionsstunden (irrtümlich noch immer „Religion" genannt) über das „Schwören" gesagt wurde, eine andere Vorstellung von dem Schwur gemacht. Dürfen wir uns wundern, wenn nach diesem erstmaligen Massenschwur ihm der Eid nicht mehr als das erscheint, was er ihm vorher war?

Vom religiösen Standpunkt aus ist der Fahneneid, wie jeder andere Eid, zu verwerfen; nicht, weil in der Bibel steht: „Eure Rede sei ja ja, nein nein . . .," sondern, weil wir uns zu gewissenhaften Menschen erziehen wollen, die ihre Pflicht um der Pflicht-, um des Gutseinwollens willen thun, nicht aber, weil ein Eid uns bindet. In Wirklichkeit bindet den Soldaten auch nicht der Eid, sondern die Pflicht; die Strafen, die ihn bei etwaiger Pflichtverletzung, auch wegen Fahnenflucht, treffen, sind unabhängig davon, ob der Fahneneid geleistet war oder nicht. Eine Feier, eine weihevolle Aufnahme des jungen Soldaten in den neuen Verband, ein eindrucksvoller Hinweis auf seine nunmehrigen Pflichten wie eine derartige Feier bei jeder ähnlichen Veranlassung angezeigt ist — ja; aber nicht „schwören"; bei keiner Gelegenheit schwören.

*) Versöhnung Nr. 6; 1896.

Der protestantische Militär-Oberpfarrer sprach bei dieser Gelegenheit von einem inneren Feinde; das ist nicht gut, geschieht aber jetzt beinahe von Jedem, der amtlich den Mund aufmacht. Wen der Geistliche sich als inneren Feind vorstellt, weiß Jeder; Jeder aber auch weiß, daß ein großer Teil Derer, an die er seine Worte richtete, gerade umgekehrt: vielleicht ihn, den Geistlichen, und Alle, die gleich ihm im Dienste einer Entwickelung-feindlichen Gewalt stehen, als Volksfeind betrachtet. Eine würdige Vorbereitung für das Dienstleben liegt in der Berührung so peinlicher Fragen jedenfalls nicht. So lange wir einmal noch Soldaten haben zu müssen glauben, wollen wir sie unberührt lassen von dem Kampfe, der unter den nicht uniformierten Bürgern wütet. Schlimm genug, daß in weiten Kreisen unseres Volkes schon der Argwohn lebt, man nehme es mit der Herbeiführung des wirklichen Friedens deswegen nicht so ernst, weil man der Armee noch für etwaige „innere Fälle" bedürfen könnte; derartigem Argwohn darf durch nichts Nahrung gegeben werden.

Noch eins, „anscheinend" nur eine Kleinigkeit. Der Geistliche sprach von der „weiblichen Furcht". Hat sich die Mutter des Geistlichen wirklich furchtsamer im Leben gezeigt, als sein Vater? Hat sein eigenes Weib ihm noch keine Beweise von Mut, von einem Mut, wie wir Männer ihn kaum kennen, gegeben? Sind seine Töchter weniger mutige Geschöpfe, als seine Söhne? Es thut mir leid um jeden Mann, der sich der Freude an den hehren Tugenden des Weibes beraubt; unter den Rekruten sind sicher Hunderte, die des Weibes Tapferkeit achten lernten. Wir wollen uns abgewöhnen, gedankenlos gewisse Redensarten weiterzupflanzen, die Andere vor uns gedankenlos erfanden. Gerade durch die tägliche Umgangssprache, erst recht aber durch die Kanzelsprache, wollen wir die vielen großen und kleinen Unvollkommenheiten einer von früher her geltenden Denkweise überwinden.

Zum Schluß der Feier hielt der König eine Ansprache. Ernste Worte; um so notwendiger, sich mit ihnen zu beschäftigen. „Ebenso wie . . . ebenso ist das Heer ohne die christliche Religion nichts." Ein gefährliches Wort. Wie nun, wenn alle Die, die

sich nicht zur christlichen Kofession bekennen, daraus die Folger[illegible]ung ziehen, daß sie vom Könige für untauglich erachtet sind, [illegible]em Heere anzugehören; der Eine zu seinem Leid, ein Anderer zu seiner Freude? Wenn der König als König zu seinen Vo[illegible]ks-genossen spricht, sollte er seine persönliche Konfession nicht in [illegible]den Vordergrund stellen, selbst wenn er nur vor Christen spric[illegible]ht; gerade die christliche Demut verlangt die volle Gleichwerti[illegible]ung jeder anderen Denkrichtung, sobald sie in gleicher Weise [illegible]zur Pflichterfüllung anregt, wie der Christ sich auf Grund sei[illegible]ner Denkrichtung angeregt fühlt.

„Seid eingedenk, daß Ihr die Waffen tragt für Krone [illegible]und Altar." Den intelligenteren Rekruten kam diese Ermahn[illegible]ung vermutlich überraschend. Die Rekruten sind vorher durch i[illegible]hre Offiziere mit den Pflichten, die ihnen nach Anhalt der Krieg[illegible]s-artikel als Soldaten obliegen, vertraut gemacht worden; [illegible]die Kriegsartikel enthalten nichts darüber, daß der Soldat die Waf[illegible]fen zum Schutze des Altars trägt. Wie furchtbar schmerzlich m[illegible]uß es doch für Diejenigen sein, die sich dem Altardienst gewe[illegible]iht haben, daß dies Allerheiligste, was so recht eigentlich in d[illegible]em Herzen der Menschen aufgebaut sein sollte, derart bedroht erschei[illegible]nt, daß vom obersten Bischof selbst ein bewaffneter Schutz für n[illegible]ot-wendig gehalten wird. Und wie schmerzlich für uns Alle, [illegible]die wir den Thron gleich dem Altar in unserem Herzen aufgeba[illegible]ut haben, daß auch zu seinem Schutz immer von Neuem die [illegible]Be-waffnete Macht angerufen wird. Was hat es dann noch [illegible]für Wert, hinterher unter präsentiertem Gewehr unsere herrli[illegible]che Preußenhymne anzustimmen? Jedes Kind unseres Volkes le[illegible]rnt es, und der Rekrut bringt es als ein Evangelium mit zur Fahn[illegible]e: „Nicht Roß, nicht Reisige — also nicht Soldaten, nicht das [illegible]Be-waffnete Heer — sichern die steilen Höh'n, wo Fürsten steh[illegible]en: „Liebe" des „freien" Manns, Liebe des Vaterlands, gründ[illegible]en den Herrscherthron (muß jetzt heißen: Königsthron), wie Fels [illegible]im Meer". Wenn unser König sich doch von der Bedeutung die[illegible]ser Strophen durchdringen lassen wollte; wie viel höher würde Ih[illegible]m das Herz in dem Bewußtsein schlagen, das in der Erkenntn[illegible]is solcher Wahrheit ruht.

Weise. Er ist Romantiker, wie wir jetzt verhältnismäßig wenige haben. Auch dafür müssen wir Verständnis haben. Ich persönlich habe das weitestgehende. Es handelt sich nur darum, welche Richtung die entscheidende ist, und da müssen wir rückhaltlos sagen: Entscheiden muß die Pflicht. Maßgebend für die endgiltige Richtung, die der Mensch einschlägt, sind die Pflichten der Gegenwart, die für ihn bestimmend, zwingend sind für den Weg, auf dem er gehen muß. Das romantische Element braucht nicht als Unglück betrachtet zu werden, wenn die Pflicht siegt, die Pflicht für vorwärts und nicht in die rückwärtsliegenden Jahrhunderte.

Wir haben das beruhigende Bewußtsein, daß im Könige ein außerordentliches Empfinden für den Menschen und daneben ein ganz abgeklärtes Verständnis für gewisse Notwendigkeiten der Gegenwart lebt; dabei aber nun eben eine Art von Persönlichkeitsbewußtsein, die ihm eine Sonderstellung einräumt, und die ihm ein Hindernis für die Auffassung bieten wird, der wir entgegenstreben, für die Auffassung von der Ebenbürtigkeit der Menschen. Denn als ein Kennzeichen des Neuen, das da kommen wird, das im Werden liegt, betrachten wir unter Anderem auch das Streben nach Anerkennung einer gewissen Ebenbürtigkeit. Die Menschen zunächst als Individuen einander gleichwertig zu betrachten, diese Anerkennung der Ebenbürtigkeit von Geburts wegen wird sich Bahn brechen. Inwieweit da nun der König eine derartige Auffassung in seinem Innern wird aufnehmen können, können wir heute noch nicht sagen. Er ist wohl in der Lage, eine Ebenbürtigkeit der Uebrigen unter einander anzuerkennen, aber ich glaube, wir urteilen richtig, wenn wir sagen, daß er zunächst noch in der Vorstellung lebt, daß die Fürsten eine besondere Art „Garnitur" von Menschen sind. Ob es gelingt, ihn über diese Vorstellung hinwegzubringen, in die menschlich richtige, natürliche hineinzuführen, müssen wir der Zukunft überlassen. Davon wird viel abhängen bezüglich seines Eintretens für das Neue.

Die Eigenschaften des Königs, wenn wir sie im Ganzen nehmen, sind in der That dazu angethan, uns mit entschiedenster Hoffnung zu beleben, aus dieser Hoffnung dann aber auch zu

über seine Bedeutung, die er für unser Volk hat, über die Bedeutung des Tages, den wir durchleben.

Ist zu erwarten, daß der König fördernd eingreift in die Entwickelung, in das Werden dessen, was wir ersehnen und erhoffen? Um die Frage zu beantworten, müssen wir uns die Eigenschaften des Königs klar machen, die, welche ihn dazu befähigen und die, die es uns zweifelhaft erscheinen lassen. Wir sind zartfühlend; wir würden keinen unserer Mitmenschen gerne in seine einzelnen Bestandteile zerlegen, seine Eigenschaften durchnehmen, am Wenigsten aber gegenüber dem Fürsten und gerade an seinem Geburtstage. Da wollen wir nur die Lichtseiten und Das hervorheben, was uns wert scheint, hier zu besprechen.

Das wissen wir, dem Könige schlägt ein warmes Herz. Er hat ein ganz entschiedenes Empfinden für den Menschen. Er kann mit dem Menschen umgehen. Er hat nach dieser Richtung Vieles voraus vor einer ganzen Anzahl von Menschen, von Volksgenossen, die nicht Fürsten sind und recht tief unter dem Throne stehen, — daß er wirklich fühlt, Mensch ist durch und durch, daß er sogar sehr veranlagt ist, sozial zu empfinden. (Das Wort sozial eben so gebraucht, wie wir es verstehen.) Der Zusammengehörigkeitsgedanke ist ihm keineswegs unfaßlich. Dem entgegen allerdings arbeitet ein Persönlichkeitsbewußtsein, das bei ihm sich vereinigt mit einem Gefühl von Sonderstellung, und das ist der Widerspruch in ihm; das ist auch der Widerhaken, der ihn nicht zu dem kommen läßt, was wir wünschen. Persönlichkeitsbewußtsein wollen wir ja Alle in uns entwickeln. Das Persönlichkeitsbewußtsein an sich ist eine der herrlichsten Eigenschaften. Und wenn ich an das scharf ausgeprägte Persönlichkeitsbewußtsein des Königs denke, so ist darin ja die einzige und schönste Gewähr dafür, daß er uns einmal etwas sein wird. Denn in dem Augenblick, wo er zu der Erkenntnis dessen kommt, um das es sich handelt, wird er auch mit seinem Persönlichkeitsbewußtsein eintreten.

Nur ist dieses Persönlichkeitsbewußtsein gepaart mit einer Auffassung, die weit, weit zurückreicht in die Jahrhunderte. Neben dem sozialen, ganz außerordentlich modernen Menschen vertritt der König das romantische Element in einer ganz ausgesprochenen

Welches würden die Wirkungen sein, wenn der König vorwärts ginge? Wenn der König sich zu Denen gesellte, die die Entwickelung fördern, während wir ihn heute bei Denen wissen, die die Entwickelung aufhalten? Das ist überhaupt nicht auszusprechen. Das sind hohe, große und schöne Gedanken der freudigen Hoffnung, daß man kaum viel darüber sagen kann. Nur wer wirklich selbst fühlt, wer daran glaubt, daß schon viele Tausende im Volke nach vorwärts drängen, daß Tausende schon auf dem Wege nach dem Neuen sind und sich dahin sehnen, nur der hat eine richtige Vorstellung davon, was es bedeutet, wenn nun plötzlich der König ebenso denkt. In einem so gut, fest und diszipliniert geordneten Lande und Staate, wie wir ihn haben, sind vor Allem unsere Beamten gebunden. Alles, was mehr oder minder eng zusammenhängt mit dem Worte Regierung, was mehr oder minder unmittelbar dem königlichen Willen untersteht, das Alles ist durch Pflicht, durch Amt, durch Gewissen, durch Eid, je nachdem nun Einer die Sache auffaßt, an den Willen, an die Wege des Königs geknüpft. Nach ihrer Vorstellung von Pflicht haben Viele garnicht das Recht, nachzudenken. So der gläubige Katholik. Es giebt eine weite Gruppe auch in der protestantischen, in der evangelischen Bevölkerung, die einfach die Prüfung ihres Glaubens schon für ein Unrecht hält, die in ihrer Kindheit gelehrt wurde, daß es eine Sünde sei, diesen Glauben, den sie nun mal in der Konfirmation beeidigt, einer Prüfung zu unterziehen. Es giebt Viele, die in dem Zweifel ein Verbrechen, eine Sünde sehen, den bösen Geist, der über sie kommt, statt darin eine gesunde Krise zu sehen, die sie aufwärts führt.

Wir haben diese Erscheinung in unserem politischen Leben ebenso. Da giebt es Viele, die sich sagen, sie gehen die Wege, die ihr König geht. Denken wir uns nun, daß diese Alle einfach mitgenommen würden, blind mitgenommen! Dann weiter die, die sich heute dahin sehnen, die sich heute aber noch zurückgehalten fühlen, daß die nun Alle in diese Bahn einlenken dürfen! Wir können uns Alle kein richtiges Bild machen, wie mit einem Schlage Alles anders würde. Viele sagen, es würde gar keinen Wert für uns haben, wenn der König seine Anschauung nach

einer ernsten Forderung überzugehen. Denn die Menschen, die uns zu Hoffnungen berechtigen, berechtigen uns auch zu Forderungen.

Welcher Art kann das Eingreifen sein? Diese Frage zu beantworten ist sehr schwer. Tausend Fälle denken wir uns aus, und es trifft ein ganz anderer ein. Welche Art des Eingreifens wir uns aber auch denken, immer wieder kommen wir darauf zurück, es muß aus ihm selbst herauskommen, in ihm muß es licht und hell geworden sein; er muß zu dem Willen gelangt sein. Zu welchen Maßregeln sein Thun greift, ist nebensächlich. Das haben wir nicht zu erwarten, daß irgend welcher äußere Zwang ihn zu etwas führen könnte. Daß die Ueberzeugung, daß sehr Viele im Volke, daß die sehr große Mehrheit Dieses oder Jenes anstrebt, einen großen Eindruck auf ihn macht und ihn dahin führt, das ist etwas Anderes, aber es ist noch kein äußerer Zwang. Er wird nur dann die Wege wandeln, auf denen wir ihn sehen möchten, wenn sein Inneres ihn dazu führt. Was dazu geschehen wird, ist uns so wenig klar wie die Maßregeln, zu denen er greifen wird. Ob er vielleicht die jetzigen Volksvertreter fortschickt, ob er sich mit Ratgebern oder Ministern umgiebt, die in dieser Richtung wirken, sind nebensächliche Fragen. Vor allen Dingen das eigene Denken, die eigene Ueberzeugung und aus dieser heraus handeln! Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg. Ich kann es nicht finden, daß es ein König schwer hätte. Die Macht- und Kraftmittel, über die er gebietet, machen es ihm so leicht, den Weg zu gehen, den er gehen will wie keinem Anderen von uns im Volk. Und wenn er nun gar in seinem Denken, seinen Bestrebungen auf den Weg hindrängt, auf dem schon die Strebsamsten, die Entwickeltsten im Volk zu finden sind, dann ist es ihm wirklich nicht schwer, den Weg zu gehen. Dann wird er umgeben sein von der Liebe, die am Allerwärmsten liebt, die nach einer wirklichen Beglückung der Menschen strebt.

Daß Hindernisse zu überwinden sind? Ja, Hindernisse muß der König überhaupt überwinden, auch dann, wenn er den Weg nicht geht. Es handelt sich nur um dieselbe Energie, mit der er heute an Diesem oder Jenem festhält, — und daß es ihm an Energie nicht fehlt, wissen wir.

in den Dienſt der Entwickelung geſtellt haben, den König als Werkmeiſter zu ſehen unter den Werkleuten, die ſich im Dienſt der Vorſehung, die ſich als Vollſtrecker des Entwickelungsgeſetzes betrachten, iſt der Wunſch, mit dem wir ihn in ſein neues Lebensjahr treten ſehen.

Zum 22. März.*)

Das haben die Königlichen Eltern des am 22. März 1797 geborenen Prinzen Wilhelm nicht geahnt, welche bedeutſamen Ereigniſſe dieſem Prinzen beſchieden ſein würden, welche großartige Entwickelung Preußens und Deutſchlands mit Seinem Wirken verknüpft ſein würde, welche Fülle von Macht und Ruhm dem Hohenzollerngeſchlecht in dieſem Fürſtenkinde erwachſen werde. Das aber haben König Friedrich Wilhelm III. und Königin Luiſe auch nicht gedacht, daß hundert Jahre nach 1797 man in Preußen, Deutſchland und Europa in der Geſittung, in der Aufklärung, in der Gerechtigkeit, Vernünftigkeit, Liebe und Wahrhaftigkeit noch ſo tief ſtehen würde, wie heute Tauſende und aber Tauſende in der chriſtlichen Kulturwelt noch ſtehen, und wie gerade auch das öffentliche und offizielle Preußen, Deutſchland und Europa ſich noch bei mannigfacher Gelegenheit zeigen. Und das hat der greiſe Preußenkönig, Deutſchlands erſter Hohenzollern-Kaiſer, Selbſt nicht gedacht, wie wenig Preußens und Deutſchlands Volk in dem erſten Jahrzehnt nach Seinem Tode das Erbe würdigen, heilig und in Ehren halten würde, das Er uns hinterließ.

Wir wollen den 22. März feſtlich begehen, wie man nur irgend einen vaterländiſchen Feſttag feſtlich begehen kann. Wie haben wir dieſen König als König, wie haben wir dieſen Kaiſer als Menſchen geliebt! Er war uns Vorbild in mancherlei Tugend; Er verkörperte für uns das Pflichtbewußtſein und die

*) Verſöhnung Nr. 9; 1897.

unserem Wunsche wandeln würde. Das ist ein schwerer Irrtum. Wir leben doch noch in dem Zustande, daß der König für viele Tausende der Bestimmende ist. Damit, daß er sie frei giebt, ist er der Erlösende für diese. Beginnen muß es damit, daß der König Jedem das Selbstbestimmungsrecht giebt, wenigstens allen Denen, denen es heute genommen ist. Der neue Kurs besteht eben in der Selbständigkeit des Individuums.

Wir feiern nun einmal Geburtstag, den Geburtstag eines aus dem Volke, der uns Allen doch in einer anderen Art gehört, wie wir einander gehören, dessen Bedeutung für die Entwickelung wir nicht fortreden, nicht aus unseren Gedanken fortschaffen können, und den wir, weil er unser Mitmensch, unser Volksgenosse, unser König ist, mit der ganzen Wärme eines liebenden Herzens treu und innig lieben sollen und dürfen, dem wir mit warmem Herzen unsere Wünsche im Geist darbringen können.

Ich darf wohl annehmen, daß Dieser oder Jener auch aus den Erwachsenen die „Jugendblätter“*) liest. Er wird sich erinnern, was ich gelegentlich des Neujahrswunsches gesagt habe, daß wir eben in unseren Wünschen vernünftig sein sollen, daß das Richtige das ist, daß wir dem Anderen immer nur das wünschen, was wirklich ihm not thut, was ihn fördert, was ihm gut ist. Und so wollen wir denn auch heute, in dieser Stunde mit Treue und Liebe dem König das wünschen, was ihn beseligt, was ihm zum persönlichen Heil wird und was ihn fördert. Das ist, daß die hohen und lichten Gedanken über ihn kommen mögen, die ihn dahin führen, wo wir ihn so gerne sehen möchten, an der Spitze Derer, die das Neue ersehnen, die dem Neuen nicht stürmisch entgegen eilen, nicht unbesonnen entgegen stürmen, die aber mit bewußter Klarheit ihr Inneres vor allen Dingen geöffnet haben, und die mit ernstem Willen zunächst ihre Volksgenossen auf dieses Neue mit vorbereiten und sorgen, daß das Neue Stätte in den Herzen der Menschen findet: auf daß dann aus dem Entschluß, dem Wollen Aller die Einrichtungen, die Zustände angebahnt werden, die uns die Beglückung geben. Den König an der Spitze Derer zu sehen, die die Entwickelung vorbereiten helfen, die sich

*) Beiblatt der Versöhnung.

Aufgaben noch nicht begriffen, die Er uns hinterlassen; wir werten den Schatz nicht, den er uns überantwortet: ein äußerlich geeintes Volk, fähig und aus dem Bewußtsein seiner Stärke heraus berechtigt, der Kulturwelt den Frieden, die kriegslose Zeit, zu verkünden; ein äußerlich geeintes Volk, das alle Fähigkeiten und Bedingungen in sich trägt, nun auch ein innerlich geeintes Volk zu werden. So ist Preußens und Deutschlands Volk innerlich nicht bereit und nicht berechtigt, den 22. März als Volkstag zu begehen. Es ist ein Staatstag, wie wir deren jährlich etliche feiern: äußerlich angehitzt, hell gefärbt, glänzend erleuchtet; innerlich viel Kälte, viel Groll, viel Unmut, viel Verunzierung der Feier.

Mußte es so sein? Nein. Ein einziges ernst-liebevolles, versöhnend-treuherziges, aber rechtzeitiges Wort von der hierzu berufenen Stelle: vom Throne aus, und wir hatten einen Volkstag. Einem verewigten Fürsten gegenüber kann man durch das richtige Wort Jeden — Jeden — zum vergessen bewegen; einem Toten gegenüber ist Niemand unversöhnlich. Selbst Die, die gern mit Unversöhnlichkeit großthun, sie weichen der unwiderstehlichen Macht, die ein ehrlich liebendes Wort ausübt. Dankbar wollen wir anerkennen, daß der König die unschönen Worte, die vor Kurzem in der hauptstädtischen Vertretung gesprochen wurden, mit ruhigem Ernst und ohne Schroffheit — ein Vorbild für Andere — zurückzuweisen Gelegenheit nahm; aber, ehe noch die Geister des Unmutes und Grolls, des Widerspruchs und der Selbstgefälligkeit sich regten, mußte ein vorbeugendes Wort aus Seinem Munde ergehen, das die Geister bannte, die jetzt störend, vielleicht gar polternd, dem 22. März die Weihe nehmen. Wohl giebt es Welche im Volke, die sich „nicht stören lassen". Das aber gerade ist das Schmerzlichste, daß so Viele nur feiern, nur jubilieren, patriotisch sich bewähren und in Königstreue erglänzen wollen, während sie für wirkliche Ehrung des Entschlafenen, für heilige Erinnerungen kein Empfinden haben. Sie haben auch kein Empfinden dafür, daß der Verewigte, wenn Er als verklärter Geist heute auf unser Volksleben herniederschaut, von tiefem Weh ergriffen werden muß. Aber, dürfen wir uns den Entschlafenen

als verklärten Geist vorstellen, dann wissen wir auch, daß Er der Erkenntnis näher gerückt und daß Ihm Gewißheit ist, was uns nur Hoffnung, Glaube, Zuversicht sein kann! Die nächsten zehn Jahre des Erbes werden wir rechtschaffener verwerten; wir werden uns als Volk zusammenschließen; wir werden als Seine Ihm in der ehernen Pflichtstrenge nachstrebenden Enkel und Nachgeborenen über unser Vorbild hinauswachsen, wie uns das nach dem Gebot eines heiligen Entwickelungsgesetzes vorgeschrieben ist; wir werden die an uns herantretenden Erfordernisse dieses Gebotes mit der gleichen Treue und Hingebung erfüllen, wie „Wilhelm der Pflichttreue" es uns vorgelebt.

*) Zur Begnadigung Gefangener haben sich der König von Preußen und die Verbündeten nicht entschlossen. Es hat ihnen nahe gelegen, daß man den Tag nur feiern könne durch Akte der Liebe. Wenn wirklich die Männer (Minister) schon so tief stehen, daß sie es gar nicht unternommen haben, ihre Fürsten daran zu mahnen, so ist das schmerzlich, — oder wenn sich die Fürsten nicht haben entschließen können, so ist das ebenso schmerzlich für uns. Nur noch schmerzlicher wird es für Viele im Volke dadurch, daß gerade die eine Begnadigung — von Kotze — stattgefunden hat. Es ist eine Nichtberücksichtigung der Volksstimmung. Das Wort Volksbeleidigung muß endlich an die Oberfläche unseres Sprachschatzes treten.

Dem rückhaltlosen Ausdruck zu geben, habe ich gar nicht abwarten können, weil es mich unendlich schmerzte um des Königs willen, und weil ich ihm mit einfacher, wirklicher Liebe zugehöre, wie es nicht mehr Viele im Volke giebt. Ich sehe betrübt in seine Zukunft.

Wer da „nörgelt", thut es um seiner Pflicht willen. Die Studenten sind es nicht, die da sorgen könnten dafür, daß — wie der König sich ausdrückte — nicht genörgelt wird über Maßregeln der Volksleitung. Ich glaube nicht, daß diese sich durch die Deputation eines Fackelzuges wird dirigieren lassen in ihren

*) Egidy-Vereinigung, Berlin, am 3. März 1897.

Ansichten. Wir müssen bei aller Liebe, die wir zu der Person des Königs haben und bei aller Ehrerbietung, mit der wir der Krone und dem, was im monarchischen Gedanken ausgedrückt ist, gegenüber stehen, das Selbstbewußtsein uns wahren, daß wir energisch Front machen gegen den Ausspruch von Anschauungen, die einem mündigen Volke nicht entsprechen.

Begnadigungen.*)

Die Guten im Volke hatten zum 22. März eine weitumfassende und tiefgreifende Begnadigung erwartet; sie sind enttäuscht worden. Die Guten erleben oft und viel Enttäuschungen; sie vergessen zu leicht, daß das Gut-sein noch gar so unentwickelt in unserem Volke ist; die wahrhaft Guten aber lassen sich in ihrem Glauben an den Sieg des Guten dadurch nicht beirren.

Warum hat keine Begnadigung, wie man sie erwartete, stattgefunden? Die wenigen Einzelbegnadigungen sind bedeutungslos; sie haben dem Volksempfinden eher weh- als wohlgethan. Warum also keine Begnadigung? Entweder sind Diejenigen, die berufen sind, dem Könige Vorschläge in dieser Beziehung zu machen, im Gut-sein so wenig gefördert, sind im Lieben-können so wenig vorgeschritten, daß sie gar nicht auf den Gedanken gekommen sind, dem Könige die entsprechenden Vorschläge zu unterbreiten; oder diese Männer hätten zwar selbst gern einen Akt der Liebe vorbereitet, wie ihn der gesittete Teil des Volkes erwartete, besorgten aber — mit Recht oder Unrecht — daß der König anderer Ansicht sei, besorgten gar vielleicht, mit ihrem Ansinnen ungnädig abgewiesen zu werden, und entbehrten der Widerstandskraft, solcher Ungnade männlich zu begegnen. Oder die dazu berufenen Männer haben den Versuch gemacht, des Königs Herz aber versagte.

*) Versöhnung Nr. 11; 1897.

Wie es zugegangen — wir wissen es nicht; wir wissen nur, daß Viele im Volke von tiefem Schmerz ergriffen sind; von einem Schmerz, der nichts gemein hat mit der Verstimmung, dem Mißmut, Unwillen, den sonstige Handlungen und Unterlassungen, für die wir den König unmittelbar verantwortlich zu machen haben, in uns verursachten. Wir sind betrübt; wir trauern; trauern um den Herzenszustand unseres Königs. Denn: in letzter, oder eigentlich in erster Linie dürfen wir doch nur Ihn, den König, für die Unterlassung verantwortlich machen. Mag selbst der Gedanke an den vom Volke erwarteten Akt in keinem Momente sich beim Könige geregt haben, dann trifft Ihn der Vorwurf, Männer zu Seinen Ratgebern und zu Dienern des Volkes bestellt zu haben, die mit dem Volksempfinden nicht vertraut sind, oder es unterlassen, Ihn von diesem Empfinden in Kenntnis zu setzen. Nichts ist verkehrter, unwürdiger, ungerechter, als das Gerede der Zeitungen, die sich um den Kern der Verantwortlichkeitsfrage mit konstitutionellen Betrachtungen herumschlängelten; weil sie es nicht wagen, einen Vorwurf gegen den König auszusprechen, vergehen sie sich freventlich an Seinen Rechten.

In diesen Fehlern der Anderen liegen zugleich Entlastungsmomente für den König. Es ist immer das selbe ernste Wort: nostra maxima culpa — unsere eigene schwere Schuld. Der König ist nur Bestandteil des Volkskörpers, wie Jeder von uns Bestandteil ist. Er untersteht der Beeinflussung durch das Blut, das durch den Volkskörper rinnt, untersteht der Beeinflussung durch die Atmosphäre, die vom Volkswesen ausstrahlt, genau so, wie jeder Andere im Volk. Es hieße, Ihn außerhalb des Kreises der Gutseinwollenden stellen, wollte man ihm die Bereitwilligkeit absprechen, sich von den Einwirkungen zum Gut-sein beeinflussen zu lassen; diese Einwirkungen sind indes noch nicht entschieden genug; das Blut, das durch unseren Volkskörper rollt, ist nicht warm genug, pulsiert nicht kräftig genug, ist nicht gesund; die Atmosphäre, die von unserem Volkswesen ausstrahlt, ist nicht selbstlose Allgemeinliebe, ist vielfach noch selbstsüchtige Interessenvertretung; ist nicht tapfere Wahrhaftigkeit, ist vielfach noch ver-

Ansichten. Wir müssen bei aller Liebe, die wir zu der Person des Königs haben und bei aller Ehrerbietung, mit der wir der Krone und dem, was im monarchischen Gedanken ausgedrückt ist, gegenüber stehen, das Selbstbewußtsein uns wahren, daß wir energisch Front machen gegen den Ausspruch von Anschauungen, die einem mündigen Volke nicht entsprechen.

Begnadigungen.*)

Die Guten im Volke hatten zum 22. März eine weitumfassende und tiefgreifende Begnadigung erwartet; sie sind enttäuscht worden. Die Guten erleben oft und viel Enttäuschungen; sie vergessen zu leicht, daß das Gut-sein noch gar so unentwickelt in unserem Volke ist; die wahrhaft Guten aber lassen sich in ihrem Glauben an den Sieg des Guten dadurch nicht beirren.

Warum hat keine Begnadigung, wie man sie erwartete, stattgefunden? Die wenigen Einzelbegnadigungen sind bedeutungslos; sie haben dem Volksempfinden eher weh- als wohlgethan. Warum also keine Begnadigung? Entweder sind Diejenigen, die berufen sind, dem Könige Vorschläge in dieser Beziehung zu machen, im Gut-sein so wenig gefördert, sind im Lieben-können so wenig vorgeschritten, daß sie gar nicht auf den Gedanken gekommen sind, dem Könige die entsprechenden Vorschläge zu unterbreiten; oder diese Männer hätten zwar selbst gern einen Akt der Liebe vorbereitet, wie ihn der gesittete Teil des Volkes erwartete, besorgten aber — mit Recht oder Unrecht — daß der König anderer Ansicht sei, besorgten gar vielleicht, mit ihrem Ansinnen ungnädig abgewiesen zu werden, und entbehrten der Widerstandskraft, solcher Ungnade männlich zu begegnen. Oder die dazu berufenen Männer haben den Versuch gemacht, des Königs Herz aber versagte.

*) Versöhnung Nr. 11; 1897.

Wie es zugegangen — wir wissen es nicht; wir wissen nur, daß Viele im Volke von tiefem Schmerz ergriffen sind; von einem Schmerz, der nichts gemein hat mit der Verstimmung, dem Mißmut, Unwillen, den sonstige Handlungen und Unterlassungen, für die wir den König unmittelbar verantwortlich zu machen haben, in uns verursachten. Wir sind betrübt; wir trauern; trauern um den Herzenszustand unseres Königs. Denn: in letzter, oder eigentlich in erster Linie dürfen wir doch nur Ihn, den König, für die Unterlassung verantwortlich machen. Mag selbst der Gedanke an den vom Volke erwarteten Akt in keinem Momente sich beim Könige geregt haben, dann trifft Ihn der Vorwurf, Männer zu Seinen Ratgebern und zu Dienern des Volkes bestellt zu haben, die mit dem Volksempfinden nicht vertraut sind, oder es unterlassen, Ihn von diesem Empfinden in Kenntnis zu setzen. Nichts ist verkehrter, unwürdiger, ungerechter, als das Gerede der Zeitungen, die sich um den Kern der Verantwortlichkeitsfrage mit konstitutionellen Betrachtungen herumschlängelten; weil sie es nicht wagen, einen Vorwurf gegen den König auszusprechen, vergehen sie sich freventlich an Seinen Rechten.

In diesen Fehlern der Anderen liegen zugleich Entlastungsmomente für den König. Es ist immer das selbe ernste Wort: nostra maxima culpa · unsere eigene schwere Schuld. Der König ist nur Bestandteil des Volkskörpers, wie Jeder von uns Bestandteil ist. Er untersteht der Beeinflussung durch das Blut, das durch den Volkskörper rinnt, untersteht der Beeinflussung durch die Atmosphäre, die vom Volkswesen ausstrahlt, genau so, wie jeder Andere im Volk. Es hieße, Ihn außerhalb des Kreises der Gutseinwollenden stellen, wollte man ihm die Bereitwilligkeit absprechen, sich von den Einwirkungen zum Gut-sein beeinflussen zu lassen; diese Einwirkungen sind indes noch nicht entschieden genug; das Blut, das durch unseren Volkskörper rollt, ist nicht warm genug, pulsiert nicht kräftig genug, ist nicht gesund; die Atmosphäre, die von unserem Volkswesen ausstrahlt, ist nicht selbstlose Allgemeinliebe, ist vielfach noch selbstsüchtige Interessenvertretung; ist nicht tapfere Wahrhaftigkeit, ist vielfach noch ve

ängstete Unterwürfigkeit; ist nicht schlichte Treue, ist vielfach nur berechnende Schlauheit.

Von den vielen Worten, die während der März-Festtage gesprochen wurden, ist der liebevollste und darum auch treffendste Gedanke der, den der einstige Vorsitzende des Reichstages, der Wirkliche Geheimrat von Levetzow, einer der wirklich Edlen im Volke, sprach; von Levetzow forderte uns auf, die große Summe von Dank, die wir dem entschlafenen König und Kaiser Wilhelm I. schulden, umzusetzen in die Treue zu Seinem Enkel Wilhelm II. Solche Gedanken werden ausgesprochen, damit wir sie auf uns wirken lassen, in unserem Innern verarbeiten. Wie können wir die Treue am Enkel bewähren? Indem wir Ihm helfen, Ihm dienen, Ihn fördern; indem wir den Vervollkommnungsdrang in Ihm anregen, beleben, in die richtige Richtung leiten. Das ist unsere, des Volkes, Pflicht dem Könige gegenüber, wie es unsere Pflicht gegenüber jedem Volksgenossen ist. Nur Der liebt seinen Mitmenschen wahrhaft, der ihm dient; und nur Der dient (nützt) dem Anderen, der ihm zu einer immer vollkommneren Gestaltung seines inwendigen Menschen verhilft. Dazu sind wir Alle untereinander berufen, sind als Ganzheit auch dem Könige gegenüber berufen. Einzelne sind ihm gegenüber aber besonders berufen. Haben diese Einzelnen die Treue am Könige so bewährt, wie sie konnten? Haben sie Ihm gedient, Ihn gefördert? Haben Sie an der Vervollkommnung Seines inwendigen Menschen gearbeitet? — Wer sind die Einzelnen? Alle, die in irgendwelche persönliche Beziehungen zum Könige treten; Alle, die in Umgangsberührung mit Ihm stehen. Allen voran sind es die von Ihm-Selbst als Seine Seelsorger bestellten Männer. Haben diese Männer dem Könige allzeit das gesagt, was Ihm zu sagen not that, was Ihm um Seiner Selbst und um des Volkes willen gesagt werden mußte? Hat der Geistliche, der die Weiherede am 21. März in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche sprechen durfte, hat er dem Könige von der Kanzel herab, wie das sein gutes Recht ist, gesagt, daß die Festtage ein Schmerzgefühl im Volke hinterlassen und Ihm Selbst nicht zum wahren Segen gereichen würden, wenn nicht lautere

Volksvertreter.*)

Artikel 29 der Reichsverfassung lautet: „Die Mitglieder des Reichstages sind Vertreter des gesamten Volkes und an Aufträge und Instruktionen nicht gebunden". Artikel 83 der Preußischen Verfassung lautet: „Die Mitglieder beider Kammern sind Vertreter des ganzen Volkes. Sie stimmen nach ihrer freien Ueberzeugung und sind an Aufträge und Instruktionen nicht gebunden". Das ist die einzige gesetzliche Unterlage, die wir für eine Aufstellung der Anforderungen haben, die wir einem Volksvertreter gegenüber geltend machen dürfen.

Vertreter des gesamten Volkes. Das Wort „Vertreter" hat zwei Bedeutungen. Es drückt aus, daß der Erwählte das Volk vertritt, darstellt, repräsentiert; und es drückt aus, daß der Erwählte die Rechte des Volkes geltend zu machen hat. Diese doppelte Bedeutung des Wortes haben die damaligen Bearbeiter der Verfassung zwar nicht und nirgends hervorgehoben, wir aber müssen uns derselben bewußt werden, weil sich aus dieser Bedeutung heraus die Pflichten eines Volksvertreters zwingend ergeben; im Hinblick auf diese Pflichten erst können wir uns die Anforderungen klar machen, die wir an den zu Wählenden machen. Die Volksvertretung — mithin in einem gewissen Grade jeder einzelne Volksvertreter — soll die Nation, soll das deutsche Volk „darstellen". Wem also ein richtiges Nationalgefühl, wem gar etwa ein wenig Nationalstolz innewohnt, wer das wünschenswerte Schamgefühl gegenüber sich selbst und gegenüber anderen Völkern besitzt, der wird ernst und eifrig besorgt sein, daß das Volk, dem er selbst angehört, durch Männer vertreten, dargestellt, repräsentiert ist, deren Wesen, Denkart, Wissen und Können nicht unter dem Gesamt- oder Durchschnittswesen (milieu) des Volkes in seiner Ganzheit steht. „Wirkliche" Patrioten werden also danach trachten, unser Volk in den Augen der anderen Völker so dargestellt zu sehen, daß uns die Achtung und Wertschätzung der Kulturwelt

*) Versöhnung Nr. 23; 1898.

Gesetz der Entwickelung, nach dem Gesetz von Ursache und Wirkung, werden mußte.

Das Wesen dieses Gesetzes zu ergründen, ist die ernste Aufgabe, die uns und dem Zukunftsgeschlecht erwächst. Ganz besonders auch auf dem Gebiet des Rechtslebens; ganz besonders da, wo es sich um die Ergründung der „eigentlichen", der „wirklichen" Schuld handelt, werden wir mit weisem Eifer die wunderbaren Elemente dieser inneren Gesetzmäßigkeit zu durchdringen versuchen; dem heidnischen jus und dem gesamten Rechts- und Strafverfahren, wie es heute unser Volksleben beherrscht, sind die Elemente höherer Gerechtigkeit noch verschleiert. Auch das emsigste Forschen nach solcher Erkenntnis, auch die sorgsamste Pflege des Rechtswesens wird indes Unebenheiten behalten, wie sie nun einmal die Folge menschlicher Unvollkommenheit sind. Diese Unebenheiten durch einen besonderen Akt der Liebe ausgleichen zu dürfen, ist ein schönes Vorrecht, das das Volk auch in der Zukunft solchen Fürsten gern einräumen wird, die sich erkenntlich für diese Bevorzugung zeigen, indem sie des ihnen übertragenen Amtes im Geiste lauterster Liebe walten.

Das steht fest: wenn Preußens und Deutschlands Volk die hundertjährige Wiederkehr des Geburtstages Wilhelms II. begeht, wird es nicht vergeblich auf eine „Begnadigung" warten. Bis dahin ist unser Volk zum Selbstbewußtsein erwacht. So heilige Vorrechte, wie das einer Rechtsänderung (Begnadigung), wird es nur noch Männern anvertrauen, die von dieser Befugnis den Gebrauch machen, den die Gemeinsamkeit erwartet. Wohl den heutigen Fürstenstämmen, wenn sie sich in diesem Sinne zur Erkenntnis ihrer Pflichten durchringen; wohl ihnen, wenn sie ihre Söhne und Enkel zu solchem Pflichtbewußtsein erziehen. Thun sie es nicht, so wird — nach dem Gesetz von Ursache und Wirkung — das Vorrecht, „besondere" Liebe üben zu dürfen, auf Andere übergehen. Das Geschlecht der Zukunft wird eine Enttäuschung, wie wir sie soeben ertrugen, nicht über sich ergehen lassen; dazu wollen wir unsere Söhne und Enkel erziehen.

Volksvertreter.*)

Artikel 29 der Reichsverfassung lautet: „Die Mitglieder des Reichstages sind Vertreter des gesamten Volkes und an Aufträge und Instruktionen nicht gebunden". Artikel 83 der Preußischen Verfassung lautet: „Die Mitglieder beider Kammern sind Vertreter des ganzen Volkes. Sie stimmen nach ihrer freien Ueberzeugung und sind an Aufträge und Instruktionen nicht gebunden". Das ist die einzige gesetzliche Unterlage, die wir für eine Aufstellung der Anforderungen haben, die wir einem Volksvertreter gegenüber geltend machen dürfen.

Vertreter des gesamten Volkes. Das Wort „Vertreter" hat zwei Bedeutungen. Es drückt aus, daß der Erwählte das Volk vertritt, darstellt, repräsentiert; und es drückt aus, daß der Erwählte die Rechte des Volkes geltend zu machen hat. Diese doppelte Bedeutung des Wortes haben die damaligen Bearbeiter der Verfassung zwar nicht und nirgends hervorgehoben, wir aber müssen uns derselben bewußt werden, weil sich aus dieser Bedeutung heraus die Pflichten eines Volksvertreters zwingend ergeben; im Hinblick auf diese Pflichten erst können wir uns die Anforderungen klar machen, die wir an den zu Wählenden machen. Die Volksvertretung – mithin in einem gewissen Grade jeder einzelne Volksvertreter – soll die Nation, soll das deutsche Volk „darstellen". Wem also ein richtiges Nationalgefühl, wem gar etwa ein wenig Nationalstolz innewohnt, wer das wünschenswerte Schamgefühl gegenüber sich selbst und gegenüber anderen Völkern besitzt, der wird ernst und eifrig besorgt sein, daß das Volk, dem er selbst angehört, durch Männer vertreten, dargestellt, repräsentiert ist, deren Wesen, Denkart, Wissen und Können nicht unter dem Gesamt- oder Durchschnittswesen (milieu) des Volkes in seiner Ganzheit steht. „Wirkliche" Patrioten werden also danach trachten, unser Volk in den Augen der anderen Völker so dargestellt zu sehen, daß uns die Achtung und Wertschätzung der Kulturwelt

*) Versöhnung Nr. 23; 1898.

vertreters. Wir verlangen (und sogar die Verfassung verlangt) Volksvertreter, nicht Partei- oder Interessen- oder Konfessions- oder Standes- oder Berufs, oder Klassen- oder Bezirks- oder sonstwelche Sondervertreter. Solche Sondervertretungen mögen sich nebenher in dieser oder jener Form bilden; mögen auch, je nach Bedürfnis, als beratende Stützen der Volksvertretung organisiert und verwendet werden; die Volksvertretung als solche aber soll und darf nichts Anderes sein, als die „Volks"-Vertretung: die Vertretung, in der das Interesse Aller und das Interesse jedes Einzelnen den gleichen Anspruch auf Beachtung hat, und in der man diesem gleichen Recht auf Beachtung auch gerecht wird.

Neben diesem würdigeren Erfassen des Gemeinsamkeitsgedankens ist es das Selbstbestimmungsrecht des Individuums, auch der Frau, das der bestimmende Leitgedanke für unsere Volkseinrichtungen (Verfassung und Gesetze) werden muß. Zwischen diesen beiden Polen — hie Gemeinsamkeitsbewußtsein, hie Persönlichkeitsrecht — bewegen sich die Daseinsformen, die unser Volksleben in der Folgezeit annehmen wird. Die hierfür notwendigen Anordnungen müssen daher auch vom Volke selbst ausgehen. Das Wort „Vertretung" hat, wie wir eingangs sahen, noch eine andere Bedeutung. Nach bisher waltender und heute noch gültiger Anschauung muß das Volk sich wegen seiner Rechte mit einer Regierung nicht nur auseinandersetzen, es muß seine Rechte unausgesetzt verteidigen, geltend machen, erobern. Diese Wahrung der Volksrechte fällt schon heute der Volksvertretung zu; ihre Aufgabe erweitert sich in der Gegenwart dahin, daß sie das bisherige Herrsch- und Regiersystem überwinden und die bestimmende Leitung der Volksangelegenheiten in die Hände des Volkes (Volksvertretung) überführen muß. Männer, denen dies Erfordernis der Zeit noch nicht zum Bewußtsein gelangte, können unmöglich das Deutsche Volk der Gegenwart so vertreten, wie es vertreten sein muß, wie die große Mehrzahl der Einzelnen heute auch schon vertreten sein will, und wie in dem Augenblick Alle vertreten sein wollen, da das Volk die zu solcher Vertretung notwendigen Männer ausfindig gemacht haben wird; vorhanden sind sie.

Wenn wir solcherart die ernsten an den Volksvertreter zu

stellenden Anforderungen richtig erfassen, werden wir der Volksvertretung auch die ihr gebührende — neben dem Fürsten „oberste" — Stelle und Stellung im Volksleben einräumen; werden dann aber auch nach Männern suchen, die würdig und fähig sind, diese Stellung im Volksleben einzunehmen. Der Volksvertreter steht, wie kein Anderer, im wahrsten und eigentlichsten Sinne im Dienste des Volkes, somit im Dienste jedes Einzelnen. Er übernimmt diesen Dienst freiwillig; er sieht in diesem Dienst nicht ein Abhängigkeits- oder Unterthänigkeitsverhältnis zum Einzelnen oder zum Volke; dienen heißt für ihn lieben. Die Förderung des Volkswohles, die Förderung des Wohlergehens jedes Einzelnen ist der Zweck seines Wirkens; muß, wenn er das ihm vom Volke übertragene Amt ausfüllen will, sein Daseinszweck werden. Was treibt ihn dazu, sich diesem Dienst am Volke zu widmen? Ist es irgend ein unlauteres Streben, das ihn leitet, ist es Selbstinteresse oder Ehrgeiz, Eigennutz oder Regierdrang, so wird sein Wirken ein verfehltes sein. Nur, wen ehrliche, reine, selbstlose Liebe zum Volksganzen, Liebe zu jedem Einzelnen, auch zu Dem, der seine Ansichten nicht teilt und seine Bestrebungen nicht anerkennt, zur Bewerbung um eine Stimme in der Volksvertretung treibt, nur von dessen Thun ist Segen für die Gemeinsamkeit zu erhoffen. Auch das ergiebt und erklärt sich aus dem geheimnisvollen, aber unfehlbar gesetzmäßigen Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung.

Flottenvermehrung.*)

Darin sind alle Deutschen einig, daß eine Erweiterung der Absatzgebiete für unsere Arbeitserzeugnisse wünschenswert, folglich anzustreben ist; darüber, ob unsere Absatzgebiete noch eine große Erweiterung erfahren werden, kann Meinungsverschiedenheit herrschen; darüber aber sollte unter gereiften Menschen eine

*) Versöhnung Nr. 10; 1897.

vertreters. Wir verlangen (und sogar die Verfassung verlangt) Volksvertreter, nicht Partei- oder Interessen- oder Konfessions- oder Standes- oder Berufs-, oder Klassen- oder Bezirks- oder sonstwelche Sondervertreter. Solche Sondervertretungen mögen sich nebenher in dieser oder jener Form bilden; mögen auch, je nach Bedürfnis, als beratende Stützen der Volksvertretung organisiert und verwendet werden; die Volksvertretung als solche aber soll und darf nichts Anderes sein, als die „Volks"-Vertretung: die Vertretung, in der das Interesse Aller und das Interesse jedes Einzelnen den gleichen Anspruch auf Beachtung hat, und in der man diesem gleichen Recht auf Beachtung auch gerecht wird.

Neben diesem würdigeren Erfassen des Gemeinsamkeitsgedankens ist es das Selbstbestimmungsrecht des Individuums, auch der Frau, das der bestimmende Leitgedanke für unsere Volkseinrichtungen (Verfassung und Gesetze) werden muß. Zwischen diesen beiden Polen — hie Gemeinsamkeitsbewußtsein, hie Persönlichkeitsrecht — bewegen sich die Daseinsformen, die unser Volksleben in der Folgezeit annehmen wird. Die hierfür notwendigen Anordnungen müssen daher auch vom Volke selbst ausgehen. Das Wort „Vertretung" hat, wie wir eingangs sahen, noch eine andere Bedeutung. Nach bisher waltender und heute noch gültiger Anschauung muß das Volk sich wegen seiner Rechte mit einer Regierung nicht nur auseinandersetzen, es muß seine Rechte unausgesetzt verteidigen, geltend machen, erobern. Diese Wahrung der Volksrechte fällt schon heute der Volksvertretung zu; ihre Aufgabe erweitert sich in der Gegenwart dahin, daß sie das bisherige Herrsch- und Regiersystem überwinden und die bestimmende Leitung der Volksangelegenheiten in die Hände des Volkes (Volksvertretung) überführen muß. Männer, denen dies Erfordernis der Zeit noch nicht zum Bewußtsein gelangte, können unmöglich das Deutsche Volk der Gegenwart so vertreten, wie es vertreten sein muß, wie die große Mehrzahl der Einzelnen heute auch schon vertreten sein will, und wie in dem Augenblick Alle vertreten sein wollen, da das Volk die zu solcher Vertretung notwendigen Männer ausfindig gemacht haben wird; vorhanden sind sie.

Wenn wir solcherart die ernsten an den Volksvertreter zu

stellenden Anforderungen richtig erfassen, werden wir der Volks-
vertretung auch die ihr gebührende — neben dem Fürsten „oberste —
— Stelle und Stellung im Volksleben einräumen; werden dann
aber auch nach Männern suchen, die würdig und fähig sind, diese
Stellung im Volksleben einzunehmen. Der Volksvertreter steht,
wie kein Anderer, im wahrsten und eigentlichsten Sinne im
Dienste des Volkes, somit im Dienste jedes Einzelnen. Er über-
nimmt diesen Dienst freiwillig; er sieht in diesem Dienst nicht
ein Abhängigkeits- oder Unterthänigkeitsverhältnis zum Einzelnen
oder zum Volke; dienen heißt für ihn lieben. Die Förderung
des Volkswohles, die Förderung des Wohlergehens jedes Einzelnen
ist der Zweck seines Wirkens; muß, wenn er das ihm vom Volke
übertragene Amt ausfüllen will, sein Daseinszweck werden. Was
treibt ihn dazu, sich diesem Dienst am Volke zu widmen? Ist
es irgend ein unlauteres Streben, das ihn leitet, ist es Selbst-
interesse oder Ehrgeiz, Eigennutz oder Regierdrang, so wird sein
Wirken ein verfehltes sein. Nur, wen ehrliche, reine, selbstlose
Liebe zum Volksganzen, Liebe zu jedem Einzelnen, auch zu Dem,
der seine Ansichten nicht teilt und seine Bestrebungen nicht an-
erkennt, zur Bewerbung um eine Stimme in der Volksvertretung
treibt, nur von dessen Thun ist Segen für die Gemeinsamkeit zu
erhoffen. Auch das ergiebt und erklärt sich aus dem geheimnis-
vollen, aber unfehlbar gesetzmäßigen Zusammenhang zwischen
Ursache und Wirkung.

Flottenvermehrung.*)

Darin sind alle Deutschen einig, daß eine Erweiterung der Absatzgebiete für unsere Arbeitserzeugnisse wünschenswert, folglich anzustreben ist; darüber, ob unsere Absatzgebiete noch eine große Erweiterung erfahren werden, kann Meinungsverschiedenheit herrschen; darüber aber sollte unter gereiften Menschen eine

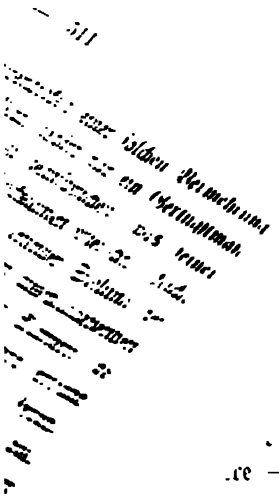
*) Versöhnung Nr. 10; 1897.

Meinungsverschiedenheit nicht möglich sein, daß sich derartige Absatzgebiete nicht mittels Kanonen schaffen lassen. Darin sind alle Deutschen einig, daß Ehre, Gut und Leben aller Derer, die sich zum Deutschen Volke zählen, auch dann noch dem Schutze des Deutschen Volkes anvertraut bleiben, wenn sie fern von der Heimat weilen, wirken und schaffen; darüber, ob und zu welchem Grade diese Schutzpflicht eine Vermehrung unseres schwimmenden Kriegsmaterial erheischt, kann Meinungsverschiedenheit herrschen; darüber aber, daß bei Beantwortung dieser Frage der Geldpunkt nicht der ausschlaggebende sein darf, sollte eine Meinungsverschiedenheit unter gereiften Männern nicht möglich sein. Ein Volk, das jährlich 2000 Millionen für spirituöse Getränke und weitere ungezählte Millionen für andere unnötige und sogar schädliche Dinge ausgiebt, darf bei der Frage, ob es einige hundert Millionen für den Schutz seiner wirklichen Interessen ausgeben darf, überhaupt nicht verweilen. Was nach dieser Richtung hin wirklich notwendig ist, muß da sein, ist auch da. Die Frage allerdings ist die: Worin besteht das wirkliche Interesse unseres Volkes und seiner Einzelglieder? und die weitere Frage ist die: sind diese Interessen bedroht, oder ist begründete Besorgnis vorhanden, daß diesen Interessen eine Bedrohung widerfahren wird? Darüber, worin das wirkliche Interesse unseres Volkes und seiner Einzelglieder besteht, läßt sich schwer sprechen, geschweige denn streiten. Zur Zeit sind die Empfindungen hierfür noch zu verschiedene, noch zu gegensätzliche. Dem Einen ist es Inbegriff aller Glückseligkeit, eine umkränzte Kanone oder eine schwarzweißrote Fahne zu sehen; der Andere will unter selbst erarbeiteten, behaglichen äußeren Verhältnissen ein verinnerlichtes Leben führen können; ein Dritter philosophiert darüber, ob ein solches Leben ohne allzeit geladene Kanonen denkbar ist. In dieser Verschiedenheit an Wohlbefinden liegt an sich kein Unglück, auch dann nicht, wenn diese Verschiedenheit eine Bestimmung über die heute zu treffenden Maßnahmen außerordentlich erschwert. Nur das ist zu beklagen, daß diese gegensätzlich empfindenden Menschen einander herabwürdigen; das ist zu beklagen, daß die Einen sich für etwas Besseres, etwas Wertvolleres halten, als die Anderen. Die

andere Frage: ob unsere Interessen bedroht sind oder einer künftigen Bedrohung unterstehen, ist überhaupt nicht zu entscheiden; das ist Glaubenssache. Niemand kann beweisen, daß in den kommenden Jahrzehnten das Völkerleben sich aus den gleichen Anschauungen heraus regeln und abspielen wird, die heute noch die bestimmenden sind; eben so wenig freilich kann Jemand beweisen, daß die Sprache, auch die Konfliktsprache, die man in der Kulturwelt fortan führen wird, nicht mehr eine Kanonensprache sein wird. Was da wird und wie es wird, kann der vorausdenkende Mensch wohl fühlen, sogar „für sich" wissen, aber er vermag nicht, in Anderen die gleiche Ueberzeugung zu erwecken.

Immerhin sind Diejenigen, die ein sicheres Vorgefühl für die sich vorbereitenden Wandlungen in der Form des Völkerverkehrs haben, berechtigt, der Entscheidung über die Bewilligung einer Flottenvermehrung die Forderung voranzustellen, daß von leitender Stelle aus ein ernster Versuch dahin gemacht werde, eine Vorausverständigung über die fortan herrschende Form des Verkehrs unter den maßgebenden Kulturvölkern herbeizuführen. Ist die Herstellung einiger, nicht zu eigentlicher Bestimmungsverwendung gelangender Kriegsfahrzeuge auch nicht als ein Unglück zu betrachten, so könnten die dafür zu verausgabenden Millionen doch, falls eben die Herstellung von Kriegsschiffen sich als zwingendes Bedürfnis nicht erweist, besser, das Wohlbefinden von Tausenden unmittelbar fördernd, verausgabt werden. Bei Erörterung dieser Vorfrage muß mit rückhaltloser Deutlichkeit klargestellt werden, ob hinter dem Flottenvermehrungs-„Gedanken" lediglich das Verantwortlichkeitsbewußtsein gegenüber bedrohten Interessen steht, wodurch der Gedanke zur „Pflicht" wird; oder ob unberechtigte Gelüste, welcher Art immer, die Erzeuger des Gedankens sind, wodurch der Gedanke zu der Minderbedeutung eines „Wunsches" herabsinken würde. Wie jede sogenannte Geschichte ihre Vorgeschichte hat, so gehören zu jeder ernsten Frage eine Anzahl von Vorfragen, deren gewissenhafte Behandlung häufig der Frage selbst eine ganz unerwartete Wendung giebt.

Man sagt, es gehöre Mut dazu, die Forderung nach Flottenvermehrung zu stellen. Für einen Mann in leitender Stellung,



kein Zweifel sein: die Last trägt,
kann kein Zweifel sein: sind
rden die Patrioten unter
thun. Der Patriot
er König, und
ostrich an dem
; und wenn alle
e sich zur Zeit noch
eteiligen, wiewohl sie die
recht hervorragend genießen,
r durch den sogenannten kleinen
eschämen, also ohne jedes Weitere
einstellen ließen, wie sie heute — oft
e — Aufnahme in der Rangliste finden.
es auch patriotisch finden, wenn die Volks-
wer in Anspruch genommen würde, um einigen
Gehälter und Pensionen in einer Höhe zu zahlen,
r wirklichen Leistung und dem Krafteinsatz nicht im
is steht; der Patriot wird es patriotisch finden, wenn
chen Volksmittel und wenn alle Volkseinrichtungen nicht,
bisher, in erster Linie den schon Bessergestellten, sondern
erall und allerwegen den Bedürftigeren zu Gute kommen.

Wird einmal an den Patriotismus appelliert, so soll er klingen, soll dann aber auch unerschrocken alles Das fordern, was dem Patrioten am Herzen liegt. Heute ist es nur die mit der Flottenvermehrungs-Frage unmittelbar zusammenhängende Geldfrage, und die patriotischere Verwendung der Volksmittel überhaupt. Im Herzen des Patrioten leben aber noch sehr energische anderweite Forderungen. Es ist kein Fehler, wenn diese Forderungen sich bei jeder Gelegenheit bemerkbar machen: eingeschränkte innere Freiheit für unser Volksleben, Abschaffung der belästigenden Gesetze und Bestimmungen; Ueberwindung der Begriffe von herrschen und dienen, Gesindeordnung und fast welchen Vorberechtigungen; Einheitsschule; Beseitigung der Rubrik „Konfession" aus unserem gesamten öffentlichen Leben; Entfernung aller unberechtigten Strafparagraphen; Beseitigung der

die Handelsschiffe besteuern; Einige wollen die Last auf eine bestimmte Kategorie abwälzen; Andere wollen neue Schulden machen. Sind die Ausgaben überhaupt notwendig, und zwar notwendig, weil sie im Interesse des — fortan immer nur untrennbar zu denkenden — Volksganzen liegen, dann trägt auch das Volksganze die Lasten. Mag immerhin das Vorhandensein der Kriegsflotte scheinbar und in erster Linie gewissen Erwerbskreisen im Volke von höherem Wert sein, als anderen Kreisen, so kann ernsthaft doch nicht die Rede davon sein, die ganze Flottenfrage anders, denn als Volkssache zu behandeln. Wollten wir das nicht thun, so dürfte sich die deutsche Volksvertretung mit der Frage überhaupt nicht befassen. Woher also die Mittel? Es ist zur übeln Gewohnheit geworden, mit der Stellung zu gewissen Fragen den Begriff „patriotisch" und „national" zu verbinden; unerzogene Menschen sprechen dabei ohne Weiteres Demjenigen die Vaterlandsliebe ab, der zu dieser oder jener Frage eine andere Stellung nimmt, als sie; dieser Ungezogenheit muß mit Nachdruck entgegen getreten werden. Jedenfalls müssen wir, wenn wir von Patriotismus sprechen, wissen, was Patriotismus ist. Nicht das ist Patriotismus, daß man schwärmerisch oder begeisterungstrunken gewissen Begriffen nachhängt; das ist Patriotismus, daß man die Menschen — alle Menschen —, die dem Vaterlande zugehören, liebt, selbstlos liebt, ehrlich liebt, und deren Wohlergehen in seinem Herzen bewegt. Patriotismus heißt: Volksliebe; Liebe zum Volksganzen; Interesse für den Einzelnen — für jeden Einzelnen — im Volke. Solcher Patriotismus beurteilt alle Fragen unseres Volkslebens und ganz besonders auch die Steuerfrage anders, als der heutige Interessen-Partikularismus es thut. Dem wirklichen Patriotismus, der Volksliebe, erscheint es selbstverständlich, daß Jeder im Volke an den gemeinsamen Lasten überhaupt, also auch an den Flottenkosten, nach seiner Fähigkeit teilnimmt. Nur eine einzige direkte Steuer; diese Steuer aber so, daß die Kräftigen kräftig, die Reichen sogar sehr kräftig, die Wohlhabenden nach ihren Kräften und die Unbemittelten in der Weise zu einer Steuer herangezogen werden, daß ihnen das Bewußtsein gewahrt bleibt, beizutragen zu den allgemeinen Aus-

gaben. Für den Patrioten kann kein Zweifel sein: die Last trägt, wer sie verträgt; für den Patrioten kann kein Zweifel sein: sind überhaupt solche Opfer zu bringen, so werden die Patrioten unter einander wetteifern, sich im Entsagen hervorzuthun. Der Patriot würde es also nur patriotisch finden, wenn unser König, und Ihm nach vielleicht auch andere Fürsten, einen Abstrich an dem machten, was ihnen das Volk jährlich zuweist; und wenn alle diejenigen Fürsten und Standesherren, die sich zur Zeit noch nicht an den allgemeinen Ausgaben beteiligen, wiewohl sie die Segnungen der Volkseinrichtungen recht hervorragend genießen, wenn alle Diese sich nicht fürder durch den sogenannten kleinen Mann in Opferfreudigkeit beschämen, also ohne jedes Weitere sich unter die Steuerzahler einstellen ließen, wie sie heute — oft auch ohne jedes Weitere — Aufnahme in der Rangliste finden. Der Patriot würde es auch patriotisch finden, wenn die Volkskasse nicht zu schwer in Anspruch genommen würde, um einigen Volksbeamten Gehälter und Pensionen in einer Höhe zu zahlen, die mit der wirklichen Leistung und dem Krafteinsatz nicht im Verhältnis steht; der Patriot wird es patriotisch finden, wenn die reichen Volksmittel und wenn alle Volkseinrichtungen nicht, wie bisher, in erster Linie den schon Bessergestellten, sondern überall und allerwegen den Bedürftigeren zu Gute kommen.

Wird einmal an den Patriotismus appelliert, so soll er erklingen, soll dann aber auch unerschrocken alles Das fordern, was dem Patrioten am Herzen liegt. Heute ist es nur die mit der Flottenvermehrungs-Frage unmittelbar zusammenhängende Geldfrage, und die patriotischere Verwendung der Volksmittel überhaupt. Im Herzen des Patrioten leben aber noch sehr energische anderweite Forderungen. Es ist kein Fehler, wenn diese Forderungen sich bei jeder Gelegenheit bemerkbar machen: uneingeschränkte innere Freiheit für unser Volksleben, Abschaffung aller belästigenden Gesetze und Bestimmungen; Ueberwindung aller Begriffe von herrschen und dienen, Gesindeordnung und sonst welchen Vorberechtigungen; Einheitsschule; Beseitigung der Rubrik „Konfession" aus unserem gesamten öffentlichen Leben; Entfernung aller unberechtigten Strafparagraphen; Beseitigung der

Begriffe „Gotteslästerung“ und „Majestätsbeleidigung“ und noch manches Andere.

Also: auch auf die Gefahr einer unnötigen Ausgabe hin die Schiffe bauen; mit diesen Schiffen aber und mit dem ganzen Preußischen und Deutschen Volksleben neuer, ganz neuer, dem bisherigen gerade entgegengesetzter Kurs. Dann: Volldampf voraus; dann: Niemanden lieber auf der Kommandobrücke, als den Oberst-Admiral Selbst — Preußens König, den Deutschen Kaiser.

Was bringt der König uns mit?*)

Es sind wohl nur Vereinzelte im Volke, die an die Palästinareise des Königs Erwartungen irgendwie bedeutsamer Art geknüpft haben. Was sollte, was konnte Bedeutsames dort oder unterwegs geschehen? Es war die, nur etwas ausgedehntere, Fahrt zu einer Kircheneinweihung, wie deren häufiger stattfinden. An einen Untergrund dieser Reise im Sinne der hohen Politik oder im Verkehrsinteresse denkt Niemand, der eine Ahnung davon hat, wie lose der Zusammenhang ist zwischen Festlichkeiten, Schaugepränge, Jubel einerseits, und der wirklichen Stimmung, nicht nur der Abseitstehenden, sondern auch der Jubilierenden-selbst, andererseits. Als einzig bedeutsames Moment durften wir von vornherein die gelegentlich der Einweihungsfeier zu erwartenden Worte aus des Königs Munde ansehen. Dieser Moment hat uns keine Enttäuschung gebracht; des sind wir froh und dankbar. Alle sonstigen, von häufigem Kopfschütteln begleiteten Erwägungen, die manches Drum und Dran der Reise verursachen konnte, treten zurück gegenüber der Thatsache, daß der König auch hier wieder ein Friedensgelöbnis ablegte.

Wir kennen das unserem Könige noch bevorstehende Geschick nicht. Niemand kann sagen, ob er dem Preußischen und dem Deutschen Volke das noch werden wird, was er selbst uns gern

*) Versöhnung Nr. 30; 1898.

sein möchte, wozu er reichste Begabung besitzt, und was die Treuesten im Volke nicht aufhören werden, von ihm zu erwarten — oder ob die gewaltigen Wandlungen, die uns bevorstehen, sich ohne seine Mitwirkungen vollziehen werden. Das aber steht heute schon fest: ein unsterbliches Verdienst gebührt unserem Könige, Deutschlands Kaiser, als Erhalter des Friedens. Es kann dies Verdienst nicht oft genug betont werden. Deshalb ein Verdienst, weil Wesen, natürliche Veranlagung und die hierin wurzelnden Versuchungen den König eigentlich auf das Schlachtfeld führen; der König ist in dieser Beziehung das gerade Gegenteil seines russischen Vetters auf dem Thron. Gebührt diesem das geschichtliche Denkmal, Rufer zum (wirklichen) Frieden geworden zu sein, so dankt es die Kulturwelt unserem Könige, daß er bis zur Stunde an dem („Frieden" genannten) Waffenstillstand treu festhält. Das Maß des Verdienstes Beider abzuwägen, ist schwer und unnötig, weil es unmöglich ist, zu sagen, wessen Thun von größerer Bedeutung ist in dem Wandlungsvorgang, der uns in die kriegslose Zeit führt. Jedenfalls haben Die nicht Recht, die sich wegen der zur Zeit noch andauernden Rüstungen und sonstigen Kriegsvorbereitungen gar so arg erregen. Für den innerlich vorgeschrittenen Menschen ist es allerdings oft nicht leicht, sich mit all den Anordnungen und Veranstaltungen eingreifender Art, daneben mit der Unzahl von Bestimmungen und Aeußerlichkeiten belangloser Art, die die letzten Jahre auf dem Gebiet des Heer- und Wehrwesens gebracht haben, abzufinden. Dem innerlich vorgeschrittenen Menschen will jegliche Thätigkeit, die sich auf einem der Vergangenheit angehörenden Gebiet bewegt, als unproduktiv, als unfruchtbar, als eine Verschwendung von Intelligenz, Zeit und Kraft erscheinen. Wir dürfen indes nicht vergessen, daß das Gesamtleben eines Volkes neben seinem organischen (geistigen) Wesen auch einen Mechanismus (Getriebe) darstellt, der — ich möchte sagen: nach dem Gesetz des Beharrungsvermögens — auch dann noch eine gewisse Zeit hindurch weiter funktioniert, wenn das (geistige) Innenleben des Volkes bereits eine neue Richtung annimmt. Leiter dieses zur Zeit noch mechanisch weiter wirkenden Getriebes

auf militär-technischem Gebiet ist der oberste Kriegsherr. Es ist selbstverständlich, daß der König auch hier ganz Persönlichkeit ist. Mag die Freude im Volke, die Offiziere einbegriffen, an gewissen Dingen auch noch so gering sein — die Thatsache, daß der König überhaupt eine „Persönlichkeit" ist, während Millionen seiner Volksgenossen ihr Selbst längst preisgaben (prostituierten), wiegt viele sonstigen Kümmernisse auf. In dieser Thatsache findet die Hoffnung ihre Begründung, daß, wenn erst die Flutwelle eines neuen Denkens, die in dieser Zeit über die Kulturwelt dahinrollt, den König erfaßt haben wird — und sie muß, sie wird ihn erfassen — daß dann gerade er als die „Persönlichkeit", die er ist, seine ganze intensive Kraft in die Ausgestaltung dieses Neuen stellen wird. Was dem Könige heute noch fehlt, was Tausenden im Volke heute noch fehlt, das ist der Glaube an das, was Anderen schon Gewißheit wurde: das Alte ist im Vergehen; ein Neues will werden. Aber auch das darf uns nicht wundern. Die Menschheit und die sich von ihr abhebende Kulturwelt hat zwei Jahrtausende gebraucht, um bis zu dem, eben erst erwachenden, Glauben an die Möglichkeit einer Erfüllung der Heilsbotschaft „Friede auf Erden" zu gelangen. Daß dieser Glaube nicht Alle im Volke gleichzeitig und nicht Alle sofort mit gleicher Kraft erfaßt, ist erklärlich; daß der König zu den Spätlingen gehören werde, ist seinem Naturell nach nicht zu befürchten; daß sein Verweilen an geweihter Stätte ihm den Glauben gestärkt haben möge, ist die Hoffnung Derer, die ihn, wo er auch weile, mit ehrlichen Wünschen umgeben.

Mit welchen Gefühlen empfängt Preußens und Deutschlands Volk den Heimkehrenden? Scheich Abdullah Effendi, der Oberbürgermeister (Ulema) von Damaskus, hat den deutschen Kaiser „nicht nur der Dankbarkeit der Ottomanen (Türken), sondern auch der begeisterten Liebe von dreihundert Millionen Mohamedanern" versichert. Kann dem Könige, darf ihm, wird ihm diese Dreihundertmillionen-Liebe das ersetzen, was an der Fünfzigmillionen-Liebe immer mehr schwindet? Heute allerdings noch nicht von ihm „entbehrt" wird, weil ihm das Entschwinden noch nicht zum Bewußtsein gelangte; deshalb nicht, weil die

Thatsache noch von Niemand seiner Erkenntnis nahe gebracht wurde. Aber die Stunde kommt, da auch der König empfinden wird, was Millionen und Abermillionen im Volke heute schon wissen. Viele — und das ist das Betrübendste — ohne darüber Schmerz zu empfinden; Andere, denen darüber das Herz blutet. Die Thatsache, daß der reiche Schatz an Liebe, der den König umfing, als er sein schönes — zwar verantwortungsvolles, aber nicht schweres — Amt antrat, sich mehr und mehr verringert, wird heute von Jedem, buchstäblich von Jedem (ernst zu nehmenden) im Volke anerkannt, wenn sich auch Jammerseelen finden, die es wagen, Gegenteiliges zu drucken. Jeder auch weiß, daß die oft geradezu widerliche Art, wie Einige den König ihrer (vermeintlichen) Liebe zu vergewissern versuchen, weder über Thatsachen forttäuschen, noch gar den Mangel an wirklicher Liebe zu ersetzen vermag.

Wen trifft die Schuld, daß die Liebe schwindet? Die Zunächstbeteiligten, das Volk und der König, sind gewiß nicht ohne Schuld; die weit größere Schuld aber haben Diejenigen, die den König vom Volke und das Volk vom Könige trennen, die sich zwischen Volk und König schieben, die aus dem Könige einen besonderen, nicht zum Volke gehörigen Menschen machen. Welches Unheil unsere fanatischen Entwickelungsgegner (Umsturzaufhalter) im Allgemeinen und die Handhaber des Majestätsbeleidigungsparagraphen im Besonderen begehen, kann mit Worten nicht ausgedrückt werden. Es ist himmelschreiend, wie man sich an dem Heiligsten des Menschen, an seinem Wachstums-, seinem Vervollkommnungsdrang versündigt, indem man blindwütig, kindisch, roh, gewaltprotzend gegen das Allmachtsgesetz der Entwickelung ankämpft. Es ist zum Weinen, wenn man sieht, wie dem, von Geburts- und Geschichtswegen seinem Könige und Kaiser mit besonderer Liebe zugethanen Preußen und Deutschen diese Liebe förmlich mit Gewalt aus dem Herzen gerissen wird. Wüßte man nicht, daß es nur irrende Pflichterkenntnis ist, die einige unserer amtierenden Volksgenossen zu so betrüblichem Thun treibt, man müßte — wenn man an die Wirkung dieses Thuns denkt — teuflische Bosheit dahinter vermuten. Ein schwerer

Irrtum indes wäre es, wollten wir lediglich die Hand
dieses oder jenes Strafparagraphen mit der schwindenden
in Verbindung bringen. Hundert und mehr wichtigere u
wichtigere Vorkommnisse haben gewirkt. Sie aufzuzählen
möglich; gerade in diesem Augenblick aber darf zum Beis
Wort „Lippe", und vielleicht auch „Braunschweig", nicht
gesprochen bleiben. Noch wissen wir wenig und nur uns
es ist unziemend, an diese beiden Worte heute schon ei
trachtung knüpfen oder gar von Verschuldung sprechen zu
ehrliche Besorgnis aber und die rückhaltlose Gradheit, 1
wir allzeit den Dingen ins Auge schauen wollen, erforder
schon, zu sagen: diese beiden Worte bergen vielleicht verh
volle Momente in sich, deren volle Enthüllung dem Köni
Kaiser abermals eine Anzahl von Herzen entfremden
Herzen, die zu den besten gehören. Auch die Herzen D
Fürsten zählen unter Umständen zu diesen besten; nicht
dazu die Herzen Derer, die in dieser hochernsten Angel
nur „eine Frage des Präsentierens und der Erlaucht-Tituli
zu erblicken vermögen.

Müssen wir die verloren gegangene und bedrohte Lie
Könige als unwiederbringlich beklagen? Nimmermehr.
heute der rechte Glaube in des Königs Herz, führt dieser
ihn zu dem großen, von Millionen heißersehnten Entschl
selbst zum Vollstrecker des Neuen, das da werden n
machen — dann versagt abermals das Wort, um auszu
wie mit einem Schlage sich der Wandel in den Herz
gezählter Tausender vollzieht, die ihre Liebe nicht aus
haben, gar nie ausroden können, deren Liebe aber all
niedergehalten, erstickt ist durch alles das, was geschieh
was, wie es heute in unserem Volke ausschaut, buchstäbl
jedem Tage eine neue Anzahl redlicher Volksgenossen,
und Männer, dem Lager Derer, zuführt, die die Hoffnu
gegeben haben, daß uns das erwartete Heil „von Oben" l
werde. Daß in dem Anwachsen dieses Lagers eine schw
drohung der Fürstenidee überhaupt liegt, darüber sich
täuschen zu wollen, wäre Frevel am Könige und seinem

Wehe Denen, die der Gefahr „trotzen“ wollen; wir wollen ihr begegnen, sie überwinden. Das geschieht, indem die Ursache für das Schwinden der Liebe zu den Fürsten, in Sonderheit zu unserem Könige, beseitigt wird. Jeder, den in dieser Beziehung Schuld für Geschehenes oder Verantwortung für Zukünftiges trifft, möge ernste Einkehr bei sich halten. Das Betrübende nur ist, daß gerade Die, die der Einkehr und Einsicht am Dringendsten bedürfen, diese und ähnliche Worte, wie sie im Volke verlautbaren, nicht lesen, nicht hören. Wie kann man ihnen aber sonst beikommen? Vertrauen wir der sieghaften Kraft der Entwickelung, die die Herzen wunderbar wandelt.

VI.

Friedensbewegung.

Frieden.*)

Die Zukunft steht unter dem Zeichen des Friedens.

Frieden heißt nicht: „kein Kampf mehr"; Frieden heißt: „kein Krieg mehr". Kämpfen im Sinne eines edlen Wettstreits, im Sinne eines geistigen Ringens, im Sinne eines mutigen Strebens nach Vervollkommnung wollen wir. Unser Drang nach Entwickelung weist uns fühlbar darauf hin. Unterschieblich gegen die Vergangenheit sollen nur die Waffen sein, mit denen wir kämpfen, und die den Begriff Krieg in jeglicher Verfassung beseitigen. Nicht, daß wir kämpfen, ist unserem Religions-Bewußtsein zuwider; daß wir uns bekämpfen, daß wir Einer den Anderen schädigen, kränken, vergewaltigen wollen, daß ein Volk das andere besiegen will — das streitet gegen den Gottes-Gedanken, wie heute wir ihn erfassen.

Es darf sich für uns Gegenwarts-Menschen also nicht nur um die Abschaffung des blutigen Krieges handeln, es handelt sich um einen Kampf gegen jeden Krieg. Wir dürfen unter Krieg nicht mehr nur den ehrlichen Waffenkampf zweier Nationen verstehen; dieser, wenn ich so sagen soll: eigentliche Krieg, der sich schließlich in einer gesunden Schlacht mit allem Drum und Dran Luft machte, ist noch keineswegs die traurigste Erscheinung des Krieges. Wir müssen dem Begriff Krieg fortan die weiteste Ausdehnung geben, müssen darunter die liebloſe, die selbstsüchtige, die gehässige, die arge Gesinnung verstehn, die zwischen uns Menschen Platz gegriffen und die in erschreckender Weise sich festgesetzt hat: oft schon in den Familien und Häusern, vielfach in den Gemeinden, und ganz entsetzlich im eigenen Lande. Daß diese Ge-

*) „Einiges Christentum" Nr. 3, 1893; und Versöhnung Nr. 10; 1894.

ſinnung nun auch künſtlich angefacht, erhalten und genährt wird unter den Nationen, iſt nur ein folgerichtiges Ergebnis, dient außerdem dazu, den unlauteren Gefühlen eine als erlaubt betrachtete Ableitung zu geben. In Wirklichkeit iſt die Gehäſſigkeit unſerer Volksgenoſſen unter einander viel größer, eingewurzelter, ſogar überzeugter, als es der Haß gegen den ſogenannten Erbfeind iſt, zu dem wir uns immer erſt einen gewiſſen Anſtoß geben müſſen, indem wir uns einreden oder einreden laſſen: er haßt uns. — Stehen ſich die politiſchen Parteien, ſtehen ſich die wirtſchaftlichen Intereſſen, ſtehen ſich die Glaubens-Gemeinſchaften, ſtehen ſich die vermeintlichen Stände und Klaſſen, ſtehen ſich die Raſſen, ſtehen ſich die Mitgliedſchaften aller Art nicht mit einer Feindſeligkeit gegenüber, wie man ſie bei zwei in der Schlacht auf einander los reitenden Reiterſcharen nur ſelten findet?

Wollen wir dem Krieg in ſeiner umfaſſenden Bedeutung zu Leibe gehen — und das wollen wir — ſo müſſen wir vor Allem das Ungöttliche aus unſerem Weſen bannen, müſſen vernünftige, verträgliche, verſöhnliche, müſſen gerechte, treue, ehrliche Menſchen, müſſen *liebende* Menſchen werden. In dieſer Wandlung werden wir raſch begreifen, daß es mit der Beſeitigung des Schlachtenkrieges nicht gethan iſt, daß wir vielmehr dem Haus-, Gemeinde-, Partei-, Intereſſen-, Klaſſen- und Raſſen-Krieg vorerſt zu Leibe müſſen.

Die Grauſigkeiten des Schlachtenkrieges waren gewiß entſetzlich; der Krieg Aller gegen Alle aber, wie er heute im eigenen Lande geführt wird, iſt viel fürchterlicher. Die Trauer und Kümmerniſſe, das Elend und Unheil, das in der Gefolgſchaft der Schlachtenkriege wandelte, ſteht mir deutlich genug vor der Seele; die Leiden und Trübſale, Schreckniſſe und Schmerz-Erſcheinungen aber, die uns jetzt, mitten im ſogenannten Frieden befallen und an denen wir doch gewiß nicht weniger ſchuld ſind als wir etwa an dem Ausbruch eines neuen Krieges ſein würden, ſind viel ergreifender.

Gewiß ſträubt ſich das Gefühl beim Anblick einer blutgetränkten Kampfſtätte; ich denke mir unſer Hamburg im vorigen Herbſt und denke mir die ruſſiſchen Hunger-Provinzen aber viel

grausiger. Gewiß schneidet dem Soldaten der Anblick eines verwundeten Kameraden ins Herz; der Anblick eines frierenden, Blumen verkaufenden Kindes aber im Winter-Nacht-Sturm ist viel herzerschütternder. Gewiß empfinden wir die tiefe Trauer, welche die bekannt werdende Verlustliste in so mancher Familie verursacht; der Gram über die verlorenen, die verkommenen, die untergegangenen, die „moralisch" gefallenen Söhne aber gräbt den Eltern viel tiefere Furchen. Gewiß stimmt uns der Besuch eines Kriegs-Lazaretts recht ernst; ein Besuch des Asyls für Obdachlose aber senkt viel schmerzlichere Empfindungen in unser Herz. Gewiß fühle ich mit den geschädigten, geängsteten, entsetzten „friedlichen Bewohnern", über deren Land der Krieg dahin zieht; der Gedanke an die zahllosen Familien aber, die im Augenblicke, und schon seit Monaten, seit Jahren vergeblich gegen ihren Untergang ringen, quält mich viel mehr. Gewiß stimmt uns der Anblick eines Zuges von Kriegs-Gefangenen wehmütig; wenn ich aber sehe, wie sie Jemanden ins Zuchthaus führen, dann möchte ich wie vor einer Prozession stehen bleiben, das Haupt entblößen und sagen: mea culpa — Schuld unserer Zustände, Schuld unseres Volkes, also auch meine Schuld.

Wahrlich, wir brauchen keinen Wereschagin (der bekannte russische Schlachtenmaler — Schädelpyramide), um uns den Krieg vorzustellen. Ernste Gedanken, ernste Betrachtungen, ernstes Nachsinnen über unsere Zustände genügt. Nur ein Blick aus dem Fenster, wie der abgezehrte Arbeitslose dahinschleicht; nur ein Blick in die Zeitung, die berichtet, wie der Vater sein Kind in der Hunger-Wut an die Wand schleuderte, weil es wieder nicht genug Weihnachts-Männer verkaufte; nur ein Gang in die Gerichts-Verhandlung, wo der hoffnungsvolle, reich ausgestattete Sohn achtbarer Eltern wegen Urkundenfälschung verurteilt wird; nur eine Stunde im Saale der vaterländischen Volks-Vertretung, wo der Interessen-Krieg wütet und wo man vergebens nach der versöhnenden Friedens-Frage horcht: was frommt der Gemeinsamkeit? — — wir haben die Greuel, die Entsetzen, die Fuchtbarkeiten des Krieges mitten unter uns.

Und da habe ich noch garnicht von dem Neid, der Mißgunst,

der Herzens-Härtigkeit, der intrigue und all den Widerlichkeiten gesprochen, die unser öffentliches, unser Berufs- und unser Gesellschafts-Leben zu einem fortdauernden Guerillakrieg machen; habe noch nicht von den Parteigängern gesprochen, die, außerhalb der vaterländischen Gemeinsamkeit stehend, sich einen Einfluß auf unsere Zustände gesichert haben — ich spreche vom Vatikan —, und habe noch garnicht von der Gott-Entfremdung einerseits und der Heuchelei andererseits gesprochen, die einen, unser ganzes Leben kennzeichnenden, wenn auch schlachtenlosen Kriegszustand erzeugen.

Gegen die Schlachten kämpfen heute in allen Ländern Tausende an. Bekämpfen denn aber, frage ich, diese Männer und Frauen auch den Krieg überhaupt? Manche gewiß; Andere sind sich wohl weniger klar darüber, was eigentlich zu bekämpfen ist.

Wer gegen den Krieg wütet, nur, weil er kein Blut fließen sehen kann, oder, weil er die Verwundeten bejammert, oder, weil ihm vor den vielen Trauerfällen graut, oder, weil er sich einbildet, der Krieg übe einen entsittlichenden Einfluß auch auf sonst rechtschaffene Menschen aus, oder, weil er die verwüsteten Felder fürchtet, oder gar, weil er die Kosten scheut — der steht nicht auf dem religiösen Standpunkte, von dem allein aus auch diese Frage behandelt werden darf. Blutscheu, Empfindungsschwäche, Grauen vor Schmerzgefühl, Geldskrupel, selbst Mitleid adeln noch nicht, um einreiten zu dürfen in die Schranken, in denen auch dem blutigen Krieg der Todesstoß versetzt werden soll, aber nur, weil und indem der Krieg überhaupt fällt.

Berechtigt und berufen zu dem Kampf gegen die Schlachten sind nur Die, welche den Krieg in seinem Gesamtbegriff ausrotten wollen. Dazu aber leitet und befähigt uns einzig das ernst religiöse Empfinden, daß die Menschheit einer höheren, einer geistigen Berufung untersteht; dazu treibt uns das Bewußtsein, daß wir ein geheiligtes Dasein zu führen haben; und dazu führt uns die Erkenntnis, daß die Menschheit jetzt auf der Stufe ihrer Entwickelung angelangt ist, wo sie vernünftig, will sagen: wo sie sich ihrer Bestimmung bewußt wird.

In dem Augenblick, wo wir vernünftig werden, werden wir „überhaupt vernünftig". Entweder beharren wir in den Zu-

ſtänden, wie ſie eine überwundene Welt-Anſchauung ſchuf, wie ſie daher bis zur Stunde ganz begreiflich waren, beharren in dieſen Vernunft- und Natur-widrigen Zuſtänden, wiewohl ſich unſer erwachtes Bewußtſein mit allen Faſern dagegen ſträubt, lehnen uns alſo auf gegen die Göttliche Ordnung von heute, lehnen uns auf gegen den heiligen Geiſt, der eine ſo vernehmbare Sprache in uns redet — dann ſündigen wir, und dieſe, die einzige Sünde, wird uns nicht vergeben. Und ich möchte gar nicht ein Mal, daß ſie uns vergeben würde: ein Volk, das ſo entnervt iſt, daß es ſein Eigen-Bewußtſein nicht mehr zur Geltung zu bringen vermag, muß untergehen, es iſt des Erdenparadieſes unwürdig.

Ich meine aber: wir, unſer Volk, und mit uns die Kultur-Menſchheit, wird nicht untergehen. Wir werden vernünftig werden, werden kraftvoll unſer Gottes-Bewußtſein zur Geltung bringen, werden die gewiſſenloſen und auch die gewiſſenhaften — man muß da ſcharf unterſcheiden — Vertreter einer überwundenen Weltanſchauung, die Einen verſtändlich, die Anderen freundlich, bei Seite drücken, und werden alsdann in raſcher Folge unſere Zuſtände einer Geſtaltung zuführen, die unſere Kinder — auf deren Urteil kommt es an — dereinſt als Gott-gewollte preiſen.

All' die tauſend Fragen, die heute ein großes Kriegsgetümmel darſtellen, werden damit ihre Löſung finden. Dieſe Löſung ſtellt einen einzigen, aber mächtigen und vollen Friedens-Akkord dar, in dem neben ſo manchem anderen Wort auch das Wort „Militär-Vorlage" allmählich — aber raſcher, als die geehrten Leſer vielleicht glauben — verſtummt.

Galt für die alte Welt-Anſchauung das si vis pacem, para bellum — willſt Du Frieden, ſo bereite den Krieg vor, ſo heißt es für heute, und zwar gerade für unſere Uebergangszeit: si vis pacem, para pacem — wenn Du den Frieden willſt, ſo bereite ihn auch vor. Darin liegt ein verſtändliches Entweder — oder. Entweder bleibt es dabei: der Frieden der Völker ruht auf den Spitzen der Bajonette — dann iſt Jeder ein Friedensſtörer, der nicht für unausgeſetzte Mehrung, Beſſerung Stärkung, Schärfung der Bajonette ſorgt, wirkt und ſtimmt;

oder: der Friede im Lande und unter den Völkern hängt ab von dem religiösen Empfinden eines Kultur-gehobenen Volkes, hängt ab von dem Mannes-Mut der erwählten Vertreter dieses Volkes, und hängt ab von dem Wollen der Fürsten — dann ist Jeder ein Friedens-Förderer, der an seiner Stelle seine Pflicht thut, den Frieden vorbereitet. Jeder Einzelne, indem er die Gesinnung aus sich verbannt, in der Haus-, Gemeinde-, Interessen-Krieg wurzeln; des Volkes Vertreter, indem sie Zustände schaffen, die den Krieg im Lande ersticken; die Fürsten, indem sie der Welt durch eigenste Entschließungen kund thun, daß mit der neuen Welt-Anschauung auch der Beruf der Monarchen ein anderer geworden — einst: Kriegsherr, jetzt: Friedens-Fürst.

Wir dürfen den heutigen Zustand allzeit nur als einen Waffenstillstand auffassen und bezeichnen, der uns — daran ist gar nicht zu zweifeln — zwar dem Frieden zuführt, dessen äußere Erscheinungen aber heute noch und gerade in diesen Tagen wieder besonders auf Krieg deuten. Der alte Kurs kennt keinen anderen Abschluß des heutigen Waffenstillstandes, als einen früheren oder späteren Krieg. Wer noch einen Zweifel darüber hatte, in welchem Kurs wir heute noch fahren, dem wird das „Volldampf voraus" in dem Kaiserlichen Beileids-Telegramm nach dem „Brandenburg"-Unglück Klarheit gegeben haben.

„Volldampf voraus" — es schnitt Manchem wohl in das Herz; es hätte nicht sollen durch die Lande hallen, weil es von Denen nicht verstanden wird, denen die Soldaten-Sprache nicht Mutter-Sprache ist. Aber seien wir gerecht: es gehört dazu; es gehört zum alten Kurs, es gehört zum Kriegskurs. Entweder — oder; nur wenigstens den Kurs halten, ehrlich halten, meinetwegen mit „Volldampf voraus"; es ist Königlicher, als vom Frieden „sprechen" und an Krieg „denken", wie das so Viele thun. Nichts ist verletzender, als der Widerspruch zwischen Sprache und Empfinden, oder zwischen äußerem Verneigen und innerem Glauben, dem wir so oft begegnen. Mit endlosem Jubel, vielleicht sogar mit ehrlicher Begeisterung werden Aeußerungen aus Königlichem Munde, die auf Friedens-Kurs deuten,

allzeit begrüßt. Wenn aber Jemand dieſe Königlichen Worte nun weiter trägt, ihnen Glauben und Leben einatmet — dann zucken dieſelben Menſchen die Achſeln, lächeln und halten Den für einen Utopiſten, der an Frieden „glaubt“. An Frieden glauben kann freilich nur Der, der von der Kraftfülle des deutſchen Volks durchdrungen iſt und der an dem Willens-Ernſt des Königs nicht zweifelt.

Daß unſer König in ſeiner Eigenſchaft als Schirmherr der Deutſchen Lande heute noch nicht wagt, Friedens-Entſchließungen zu faſſen und zu bethätigen, daß Ihn heute noch ein zu hohes Maß von Verantwortlichkeit hindert, Seine eigenen Wünſche der Erfüllung näher zu bringen, iſt zu verſtehen — es leben ja leider Deutſche genug, die erzittern würden, wenn heute ein Soldat weniger wäre; wunderbarer Weiſe nennen ſich dieſe Menſchen: Patrioten. Sich haben ſie lieb, ihren Beſitz haben ſie lieb, aber ihre eigenen Volksgenoſſen kennen ſie kaum; Angſt haben ſie, aber keine Spur von jenem Gott-erfüllten Selbſtvertrauen, das zu der Überzeugung drängt: wenn wir, wir Deutſche wollen, wirklich wollen, ernſt wollen — dann iſt Friede unter den Völkern; Friede ſo, wie: wenn wir, wir „Anderen“ wollen, wirklich wollen, wir müſſt wollen — dann iſt Friede im Lande, dann iſt die ſogenannte Soziale Frage, und dann ſind alle anderen Fragen gelöſt.

So lange wir ſelbſt in ſchwächlichem Kleinmut verharren, ſo lange wir ſelbſt daran zweifeln, ob der König auch „im Stande“ iſt, Das, was er ſagt, Wille werden zu laſſen, nämlich: Frieden — ſo lange dürfen wir uns nicht wundern, wenn Kriegskurs gehalten wird; und dann muß er ſogar mit Volldampf voraus gehalten werden. „Volldampf voraus“ überſetze ich mir in meine Kavalleriſten-Sprache mit „Köpfe 'raus — weiter“. Der Kriegsherr darf nicht nur ſo ſprechen, der Oberſt-Admiral zum Kommandanten muß ſogar ſo ſprechen — aber allerdings: ſolche Sprache gehört in die Parole- oder Log-Bücher, nicht in die Zeitungen, deren Leſer noch zu ergriffen ſind von dem Weh, das über eine große Zahl unſerer Volksgenoſſen hereingebrochen iſt, und die auch nach anderer Richtung hin zu ernſte Betrachtungen an das Geſchehnis überhaupt knüpfen, als daß ſie ſich mit den Gepflogenheiten des Kriegsberufs beſchäftigen könnten.

Noch Kriegsherr — wann Friedensfürst? noch „Volldampf voraus“ — wann „Appell“? — — ich denke bald. Das ist dann das Wort, das nicht nur in die Parolebücher gehört; das ist das Signal, das hell und ernst durch die Lande tönt, das ist das Signal — der Infanterist läßt „Vergattrung schlagen“ — das „aufgenommen“ und „weitergegeben“ wird von Jedem, der es „verstanden“. „Appell“ heißt nicht etwa „Rückzug“! Appell heißt für den Soldaten: Sammeln; für den Menschen heißt Appell: Innen-Sammlung. Appell heißt Beendigung des einen (Kampf) Momentes in der Entwickelung und Vorbereitung zu dem neuen (Friedens) Moment im Leben des Einzelnen und im Leben der Völker. Appell heißt: „Stopp“ und „neuer Kurs“.

Bestimmungs-gemäß gehen die Signale von der obersten, von der leitenden Stelle aus; Erfahrungs-gemäß aber liegt die Anregung zu gewissen Signalen derart in der Luft, das heißt im Gefühl aller Beteiligten, daß die Signalhörner in solch' bedeutungsvollen Momenten allzeit an vielen Stellen zugleich und wie von selbst erklingen. So war es einst in den Schlachten, wenn der Augenblick da war, der zum Vorwärtsstürmen drängte; so ist es heute in dem feierlichen Entwickelungsmoment der Gegenwart. Die Friedenstöne erzittern bereits in Millionen Herzen, an tausend Stellen; ihre Klangwellen durchdringen Alles — sie erfassen auch den König. Ehe Er Selbst es gemeint und ehe die Anderen es geglaubt, wandeln die Wellen den Kriegsherrn zum Friedensfürsten — — Appell heißt: Innen-Sammlung.

Zur Friedensbewegung.*)

I.

Wir streben eine höhere Stufe der Gesittung an. Wir wollen wachsen. Der Wachstumsdrang, eine innere Kraft, lebt im Menschen. Es ist der Vervollkommnungsdrang, der ihn treibt.

*) Vortrag in der „Deutschen Friedensgesellschaft“ in Berlin am 22. Februar 1897.

eben der inneren Kraft ſind es äußere Einflüſſe, welche das achstum beleben, welche die Kraft ſtärken. Die belebende ßere Kraft iſt der Friede. Er iſt die Vorausſetzung und das gebnis eines höheren Standpunktes. Der wirkliche Friede!

Friede heißt nicht, kein Kampf mehr, ſondern kein Krieg ehr. Ohne Reibung iſt das Vorwärtskommen nicht denkbar. ur auf die geſittetere Form kommt es an, die der Kampf an=hmen ſoll. Der Friede kann nur das Ergebnis einer Ueber=nſtimmung unter den maßgebenden Kulturvölkern ſein. Dieſe ebereinſtimmung herbeizuführen, das iſt die Aufgabe der Gegen=art. In den Dienſt dieſer Aufgabe ſind wir Alle geſtellt. Die riedensvereine haben ſich beſonders in dieſen Dienſt geſtellt. eil wir im Begriff ſind, in die krieglose Zeit einzutreten, weil r Gedanke „Friede“ über der Volksſeele lagert, darum haben h Friedensvereine gebildet. Wir Alle müſſen uns deshalb als riedensmenſchen betrachten.

Welche Anforderungen ſtellen wir an den Friedensmenſchen?

Der Friede iſt eine Weltanſchauung. Eine ganze Welt von uen Geſinnungen, neuen Anſchauungen iſt unter das Wort riede zu ſtellen. Nur aus den gewandelten Anſchauungen des inzelnen, immer mehr Einzelner und ſchließlich Aller kann das boren werden, was wir auf dieſem wie auf allen Gebieten an=reben. Auch der Friede kann und darf nur das Ergebnis einer öheren, vollkommeneren Geſittung in der Menſchheit ſein. In ieſe müſſen wir hineinwachſen. Der Friedensmenſch muß Alles ı ſich aufnehmen, muß Alles durch ſein ganzes Weſen vertreten, as dem Werdenden angehört.

Der wirkliche Friedensmenſch ſtrebt den Frieden aus Liebe ım Frieden, aus Liebe zur vollkommeneren Geſittung, aus Freude ı der höheren Geſinnung, die zum Frieden führt, an. Er ver=rteilt deswegen und ſucht zu überwinden die häßlichen Formen s Kampfes überall. Vor allen Dingen tritt er dem Kriege im genen Volke auf allen Gebieten in jederlei Form entgegen.

Friede heißt Harmonie, Beſeitigung des Gewaltgedankens, s Zwangsſyſtems. An ſeine Stelle ſoll das Erziehungsſyſtem eten. Die Gewalt ſoll überhaupt überwunden werden.

Noch Kriegsherr — wann Friedensfürst? noch „Volldampf voraus“ — wann „Appell“? — — ich denke bald. Das ist dann das Wort, das nicht nur in die Parolebücher gehört; das ist das Signal, das hell und ernst durch die Lande tönt, das ist das Signal — der Infanterist läßt „Vergattrung schlagen“ — das „aufgenommen“ und „weitergegeben“ wird von Jedem, der es „verstanden“. „Appell“ heißt nicht etwa „Rückzug“! Appell heißt für den Soldaten: Sammeln; für den Menschen heißt Appell: Innen-Sammlung. Appell heißt Beendigung des einen (Kampf) Momentes in der Entwickelung und Vorbereitung zu dem neuen (Friedens) Moment im Leben des Einzelnen und im Leben der Völker. Appell heißt: „Stopp“ und „neuer Kurs“.

Bestimmungs-gemäß gehen die Signale von der obersten, von der leitenden Stelle aus; Erfahrungs-gemäß aber liegt die Anregung zu gewissen Signalen derart in der Luft, das heißt im Gefühl aller Beteiligten, daß die Signalhörner in solch' bedeutungsvollen Momenten allzeit an vielen Stellen zugleich und wie von selbst erklingen. So war es einst in den Schlachten, wenn der Augenblick da war, der zum Vorwärtsstürmen drängte; so ist es heute in dem feierlichen Entwickelungsmoment der Gegenwart. Die Friedenstöne erzittern bereits in Millionen Herzen, an tausend Stellen; ihre Klangwellen durchdringen Alles — sie erfassen auch den König. Ehe Er Selbst es gemeint und ehe die Anderen es geglaubt, wandeln die Wellen den Kriegsherrn zum Friedensfürsten — — Appell heißt: Innen-Sammlung.

Zur Friedensbewegung.*)

I.

Wir streben eine höhere Stufe der Gesittung an. Wir wollen wachsen. Der Wachstumsdrang, eine innere Kraft, lebt im Menschen. Es ist der Vervollkommnungsdrang, der ihn treibt.

*) Vortrag in der „Deutschen Friedensgesellschaft“ in Berlin am 22. Februar 1897.

Neben der inneren Kraft sind es äußere Einflüsse, welche das Wachstum beleben, welche die Kraft stärken. Die belebende äußere Kraft ist der Friede. Er ist die Voraussetzung und das Ergebnis eines höheren Standpunktes. Der wirkliche Friede!

Friede heißt nicht, kein Kampf mehr, sondern kein Krieg mehr. Ohne Reibung ist das Vorwärtskommen nicht denkbar. Nur auf die gesittetere Form kommt es an, die der Kampf annehmen soll. Der Friede kann nur das Ergebnis einer Uebereinstimmung unter den maßgebenden Kulturvölkern sein. Diese Uebereinstimmung herbeizuführen, das ist die Aufgabe der Gegenwart. In den Dienst dieser Aufgabe sind wir Alle gestellt. Die Friedensvereine haben sich besonders in diesen Dienst gestellt. Weil wir im Begriff sind, in die kriegslose Zeit einzutreten, weil der Gedanke „Friede" über der Volksseele lagert, darum haben sich Friedensvereine gebildet. Wir Alle müssen uns deshalb als Friedensmenschen betrachten.

Welche Anforderungen stellen wir an den Friedensmenschen?

Der Friede ist eine Weltanschauung. Eine ganze Welt von neuen Gesinnungen, neuen Anschauungen ist unter das Wort Friede zu stellen. Nur aus den gewandelten Anschauungen des Einzelnen, immer mehr Einzelner und schließlich Aller kann das geboren werden, was wir auf diesem wie auf allen Gebieten anstreben. Auch der Friede kann und darf nur das Ergebnis einer höheren, vollkommeneren Gesittung in der Menschheit sein. In diese müssen wir hineinwachsen. Der Friedensmensch muß Alles in sich aufnehmen, muß Alles durch sein ganzes Wesen vertreten, was dem Werdenden angehört.

Der wirkliche Friedensmensch strebt den Frieden aus Liebe zum Frieden, aus Liebe zur vollkommeneren Gesittung, aus Freude an der höheren Gesinnung, die zum Frieden führt, an. Er verurteilt deswegen und sucht zu überwinden die häßlichen Formen des Kampfes überall. Vor allen Dingen tritt er dem Kriege im eigenen Volke auf allen Gebieten in jederlei Form entgegen.

Friede heißt Harmonie, Beseitigung des Gewaltgedankens, des Zwangssystems. An seine Stelle soll das Erziehungssystem treten. Die Gewalt soll überhaupt überwunden werden.

Der Friedensmensch muß an den Gedanken Gemeinsamkeit herantreten. Er muß sich daran gewöhnen, daß wir das Herrschen, die Handhabung der Gewalt überhaupt überwinden; er muß an eine Entstaatlichung unseres heutigen Volkslebens denken.

Er kann auch den Kampf von Parteien nicht mehr für richtig halten. Er gehört nicht einer Partei an, sondern dem Volke. Er kennt also nur solche Volksvertreter, die das Volk und nicht eine Partei vertreten. Er kennt auch keinen Klassenkampf. Will er die Gegensätze zwischen den Kulturvölkern überwinden, dann muß er erst die Gegensätze der Klassen überwunden haben. Für ihn giebt es nur den Begriff der Ebenbürtigkeit unter den Volksgenossen, und damit ist der Klassenkampf überwunden.

Er kennt auch keinen Rassenkampf. Für den Friedensmenschen ist der Mensch Mensch, der Kulturmensch Kulturmensch. Er bekämpft das Uebel, in welcher Person, in welcher Rasse, in welcher Art von Menschen immer er ihm begegnet, aber er bekämpft nicht in gehässiger Form die Rasse. Er haßt überhaupt nicht, er liebt.

Er kennt auch den Kampf, den Streit unter den Konfessionen nicht. Ihm ist sein eigener Glaube heilig und teuer; aber er ehrt und achtet den Glauben jedes anderen Menschen ebenso. Weder ein sogenannter Hetzkaplan noch ein Eiferer in unserem „Evangelischen Bund" kann sich als Friedensmenschen betrachten; er tritt ja für das Bekämpfen ein. Der Friedensmensch sorgt dafür, daß alle die Einrichtungen überwunden werden, die da geeignet sind Kampf, das heißt Gehässigkeit herauf zu beschwören. Er schafft die Rubrik Konfession aus unserem Volksleben überhaupt ab. Er versteht das Wort „Entkonfessionalisieren unseres Volkslebens".

Er sucht den Kampf in unserem Volkswirtschaftsleben zu überwinden, den Kampf zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Er wirkt für die Solidarität der Interessen. Er sucht nach Formen, die diesen Kampf im Volkswirtschaftsleben überwinden. Er findet sie im Genossenschaftswesen.

Er nimmt auch teil an allen anderen Vorwärtsbestrebungen,

die wir im Volke haben. Er muß mitten in der Frauenbewegung stehen. Es ist nicht denkbar, daß er das Wort gelten läßt: „Er soll Dein Herr sein.“ Für ihn giebt es nicht Herrscher und Beherrschte.

Der Friedensmensch kennt nur eine Schule als die Pflanzstätte dieses Zusammengehörigkeitsbewußtseins. Er tritt ein für die Einheitsschule durchaus. Er begreift auch, daß wir Menschen im Volke haben, die für eine andere Lebensweise eintreten, und selbst, wenn er das Wort Vegetarismus hört, lacht er nicht; denn er weiß, daß es ernste Menschen giebt, denen dieser Begriff die Grundlage des Friedens überhaupt ist, die da sagen: Ehe wir nicht im eigenen Körper den Frieden unter den Zellen hergestellt haben durch vernünftige Ernährung, eher können wir garnicht zu einer friedlichen Gesinnung durchaus kommen.

Der Friedensmensch sucht auch nach Ersatz für das, was im Kriege wertvoll war. Die Vorbereitung zum Kriege enthielt manche Momente, die wir nicht entbehren können. Er muß Kraftmensch sein. Liebe ist Kraft. Er muß den Krieg überwinden aus Freude an dem Höheren, nicht aus Schwäche. Er sorgt dafür, daß uns das nicht verloren geht, was uns das Heerwesen bisher war: Disziplinierung des Willens, Stählung des Körpers. Dafür nun eine eigene Disziplinierung des Willens durch Selbstbeherrschung, Selbstzucht, durch Leibesübungen überall, bei Männern und Frauen, selbst durch Sport. Darunter allerdings nicht verstanden Luxusdinge, Lächerlichkeiten, sondern die Art von Leibesübungen, die die Lust an der Gefahr in uns erhält, die uns eine Art Todesverachtung, eine Art Bekanntwerden auch mit dem Tode gewährt. Das sich im Sterben Ueben bleibt eine Aufgabe nach wie vor für alle Menschen. Der Unterschied ist der, daß wir die Lust an der Gefahr um unserer selbst willen suchen, nicht mehr um andere Menschen zu schädigen.

Eine andere große Gruppe von Pflichten sind die erziehlichen Einwirkungen auf unsere Mitmenschen nach rechts und links. Den Friedensgedanken hineintragen in die Gemeinsamkeit, um Alles zu überwinden, was dazu geeignet ist, die Gegensätze unter den Völkern hervorzurufen! Wir haben die Nationen als eben-

bürtig zu betrachten. Wir wollen nicht von „französischer Eitelkeit", nicht von „russischer Barbarei", auch nicht von „deutscher Treue" sprechen. Wir wollen auftreten und [illegible] vollen und ernsten Abscheu zum Ausdruck bringen gegen jede Barbarei. Wir wollen nicht so thun, als sei die Treue eine Sondertugend des Deutschen Volkes.

Weitere Pflichten haben wir bei der Einwirkung auf unsere Jugend. Wir wollen nicht die Vergangenheit verunglimpfen, nicht die Männer der Vergangenheit schmähen. Wo wir, das gegenwärtige Geschlecht, aus der Kindheit heraustreten in das Mannesalter, wollen wir das Kindische ablegen, aber nicht unsere Kindheit schelten. Man braucht den Kindern auch nicht die Lust an kleinen Abenteuern zu nehmen, ihnen nicht die Kraftbethätigung zu stören, auch die Apparate dazu nicht für so überflüssig zu halten. Darauf nur kommt es an, daß man die Gesinnung des Kindes auf das Richtige hinlenkt. Wir müssen vorsichtig in der Anleitung der Kinder sein. Solange wir noch biblische Geschichte im heutigen Sinne treiben, wo Alles nur Krieg, Rache, Vergeltung war, dürfen wir es nicht verschmähen, den Kindern auch noch die Kriege neuerer Zeit vor die Seele zu führen; wir müssen ihnen nur das als überwunden bezeichnen. In der Hand eines taktvollen, vernünftigen Lehrers kann auch das Lied von Blücher (Was blasen die Trompeten") keinen Schaden anrichten. Die Männer der damaligen Zeit waren eben Kämpfer. Man muß nur der Jugend sagen, daß das schon siebenzig Jahre her ist als Arndt das Lied machte und über achtzig Jahre, als das passierte. An dem Vergangenen müssen wir sie weiter führen in das Vollkommenere, das Neue. Die Persönlichkeit des Lehrers entscheidet darüber.

Unsere Jugend wollen wir hineinführen in den Begriff „Frieden", daß sie die Erfüllung des Friedens zu ihrer Lebensaufgabe zu machen haben.

Wenn wir in unserem Lande so wirken, dürfen wir sicher sein, daß zu gleicher Zeit in allen Kulturländern in derselben Richtung gewirkt wird. Das gleichzeitige Sich-hinein-leben in den Frieden giebt uns den Frieden.

Das ist die Aufgabe der Einzelnen im Volke. Sind die Pflichten für uns schon ernste, dann sind sie um so höher und bedeutungsvoller für die Mächtigen, in deren Hand die Möglichkeit gegeben ist, die Uebereinstimmung unter den Kulturvölkern herbeizuführen.

Zunächst die Fürsten. Gerade jetzt, wo es sich darum handelt, tritt uns die Bedeutung der Monarchie recht klar hervor. Wie ist unser König der Aufgabe gerecht geworden, die Uebereinstimmung unter den Kulturvölkern anzubahnen? Wir dürfen sagen, daß der König auf diesem Gebiete seine Pflicht voll gethan hat. Haben wir und hat ihm die Kulturwelt etwas zu danken, so ist es für ein kraftvolles, ernstes Eintreten für den Frieden, nicht nur durch Worte, auch durch Entschließungen. Und einem so kraftvollen, von Thätigkeitsdrang durchglühten Fürsten ist das besonders hoch anzurechnen. Ich erinnere an das Jahr 1891, als die Kaiserin Friedrich in Paris war. Da war es der Selbstüberwindung des Königs zu danken, daß nicht Krieg wurde.

Andere Mächte, die für den Frieden wirken können, sind die Volksvertreter. Wie wirken unsere eigenen? Haben sie auch nur etwas für den Frieden gethan? Da müssen wir, wie wir dem König freudig ein Ja zusprechen konnten, den Volksvertretern ein Nein zusprechen. Sie haben garnichts für den Frieden gethan. Es giebt interparlamentarische Friedenskonferenzen. Sobald aber die Vertreter in ihr eigenes Land zurückgekehrt sind, scheinen sie sich zu genieren — wenigstens in der Volksvertretung hört man nichts davon, daß in der Welt vom Frieden geredet wird. Niemand kann sich den Erfordernissen der Gegenwart entziehen. Man kann aber wirken, demonstrieren. Man kann doch die Frage anregen und aussprechen, ob überhaupt noch ein Kriegsbudget notwendig ist, ob wir überhaupt noch der Wehrmacht bedürfen. Man kann sich eine Aufklärung erbitten, ob von der Regierung schon etwas gethan ist. Man kann etwas thun, den Frieden wirklich anzubahnen. Für Milizarmee habe ich gar kein Verständnis. Sie ist durchaus nicht friedlich und für die Deutschen garnicht zugeschnitten. Ist Krieg nicht mehr in Sicht, dann weder stehendes Herr noch Miliz.

Eine dritte Gruppe ist die Großmacht „Zeitungsweise[redacted]n". Wieviel da von Einigen gesündigt wird, kann garnicht a[redacted]us-gesprochen werden. Wenn vom Fürsten Friedensworte gespro[redacted]hen werden, dann loben sie; wenn aber am anderen Tage von and[redacted]ern Menschen diese Gedanken aufgefaßt werden und wenn Wille ge-macht werden soll, dann fallen die Zeitungen über diese Mens[redacted]chen her, dann heißt es: „Friedensnarren". Das sind Majest[redacted]ats-beleidigungen.

Wir müssen an den Frieden glauben. Wenn wir uns [redacted]eine Vorstellung davon machen können, daß wir Menschen eine hö[redacted]here Stufe der Gesittung erreichen, müssen wir den Frieden als [redacted]Ge-wißheit annehmen. Welche Wahrnehmungserscheinungen der Gegenwart lassen uns den Frieden als etwas sehr Wahrsch[redacted]ein-liches erscheinen? Der vor einigen Jahren angekündigte g[redacted]roße Krieg ist nicht eingetroffen. Es sieht auch jetzt nicht so aus, als ob er eintreffen könnte. Eine gewisse Furcht vor dem Kriege hält die Gemüter und Köpfe der maßgebenden Männer gefangen. Es ist die Furcht vor der Verantwortung, Millionen Menschen unter die Waffen zu rufen. Ob es eine Scheu ist, besiegt zu werden, die eine Dynastie davon abhält, wollen wir nicht unter-suchen. Es ist nun einmal so, daß wir aus Furcht Gutes thun oder Böses unterlassen. Aus der Furcht heraus wächst dann wohl die Liebe und Freude am Guten.

Das Wort Schiedsgericht nähert uns mächtig dem Frieden. Wenn man aus den gewandelten Anschauungen heraus zu Schiedsgerichten gelangt, darf man sich dieser Einrichtungen freuen. Zwischen Amerika und England ist ein Vertrag ab-geschlossen. Der Schiedsgerichts-Gedanke ist seitdem auch noch in ganz anderer Form in unser Volksleben hineingetragen worden. Der Offizier ist unter ein Schiedsgericht gestellt. Da-mit ist der Gedanke hineingetragen in die Einrichtung unseres Volkes, die bisher dazu da war, den Krieg aufrecht zu erhalten. Damit ist eine Sonne entstanden, die die Eisschollen auseinander bersten soll. Damit ist der Begriff überhaupt in die Welt hineingetragen worden. Wir dürfen die Frage „Schiedsgericht"

t einrangieren in die Wahrnehmungserscheinungen, die den
.auben an den Frieden bestärken.

Sind die Vorgänge auf der Balkanhalbinsel friedensfeind-
)e Wahrnehmungen? Das, was jetzt da unten geschieht,
rfen wir einrangieren unter die Friedenserscheinungen. Der
)ße sogenannte orientalische Krieg, der schon lange angesagt
r, fällt wieder aus. Kleine Blasen, kleine Erschütterungen
issen ja kommen, wenn etwas werden soll.

Der Friede ist die Voraussetzung und der Friede ist das
gebnis höheren, gesitteteren Zustandes. An diesen Frieden
uben wir, dürfen wir glauben, und in diesen Gedanken
rfen wir uns immer mehr hineinleben. Das Bibelwort be-
lt seine Geltung: Der Glaube ist es, der die Welt, das heißt
3 Uebel in der Welt überwindet. Und in diesem Augenblick
ndelt es sich darum, den Krieg als das Hemmnis für unsere
eiterentwickelung zu überwinden, durch den Glauben an den
ieden.

II.*)

Ich erstrebe nicht eine Vereinigung aller Menschen unter
fgebung des Volksgedankens oder ohne die Individualität des
lkes zu berücksichtigen. Grunddeutsch, trotzdem völkerverbindend!
e Freude an der Volksart, den Stolz auf die Volksart kann
:mand mehr schätzen und würdigen als ich. Aber neben der
dividualität steht der Begriff „Volksganzes". So meine ich,
; die Völker trotz Aufrechterhaltung ihrer Volksart sich doch in
)eren Formen zusammenschließen können oder überhaupt in
:men verkehren können, die den Krieg allmählich überwinden.
r haben unsere Volksart, müssen auch Verwaltungslinien
)en; in zweiter Linie kann es sich um die Verbindung der

*) In der Versammlung der National-Sozialen am 5. März 1897 hielt
r Bousset einen Vortrag: „Orientwirren. Friedensbewegung", beschäftigte
aber in seinem Vortrage fast ausschließlich mit Herrn von Egidy, welcher
das Folgende antwortete.

Völker handeln. Der nationale Egoismus könnte wohl aufhören. Es hat manches schon aufgehört, wie der Partikularismus in Deutschland. Wir wollen aber nicht überwinden unsere deutsche Art.

Vom Standpunkt des Christentums soll der Krieg notwendig sein? Jesus der Christ würde heute wohl Mitglied der Friedensgesellschaft sein. Es ist nicht praktisch, Bibelsprüche anzuführen. In unser Bewußtsein müssen wir greifen.

Das Gesetz der Differenzierung erkenne ich an. Es giebt nichts Gleiches. Aber wir müssen und können danach streben, den einzelnen Volksgenossen gleichmäßige Bedingungen für ihren Lebensweg zu schaffen. Volksganzes! Neue Ideale! Sie werden kennen lernen, daß im deutschen Volke von heute schon mehr Leute da sind, die das Verständnis und die heilige Sehnsucht nach Verkörperung dieses hohen und wirklich idealen Begriffs haben. Es soll eine Wahnidee sein, daß man das ganze Volk heben könnte? Daß das Streben, Alle im Volke zu fördern und die heutigen Ungleichheiten auszugleichen, ein berechtigtes ist, ist meine Ueberzeugung. Und meine Meinung ist die, daß der Mammon an Wissen, Geist, an Errungenschaften ideeller Art aus der Vergangenheit, der sich aufgespeichert hat in den Kulturvölkern, vorerst konsumiert wird, und zwar, daß sich Alle im Volke an dem Konsumieren beteiligen. Das Volksganze von unten herauf heben!

Eine allgemeine Weltverbrüderung? So nicht, wie Herr Bouffet sich das denkt. Nur aus einer wachsenden Gesittung kann eine solche entstehen, und diese Gesittung wieder erst aus einer gewandelten Anschauung. Machen kann man eine Verbrüderung nicht. Aber man kann versuchen, eine Verständigung unter den Völkern herbeizuführen, die den Krieg überwindet.

Die Notwendigkeit von Gegensätzen erkenne auch ich an. Ein Wachsen ohne Reibung ist nicht möglich. Aber die Gegensätze werden wir in anderen Formen austragen als bisher. Der Kampf soll und kann nicht aus der Welt geschafft werden, nur darum handelt es sich, in welchen Formen die Völker ihre

Gegensätze austragen. Gewiß müssen wir ein kräftiges Volk ein, und wir haben uns erst die Stellung erringen müssen, aber n Zukunft soll eben die Macht des Volkes nicht mehr auf Bajonetten, sondern auf idealen Werten beruhen. Der Kaiser pricht ja am Meisten vom Frieden. Da wollen wir ihm doch elfen, diesen Frieden zu schaffen.

Ich kann keine Beweise bringen, daß wir keinen Krieg ehr haben. Beweisen läßt sich nichts, was erst in der Zukunft iegt. Es handelt sich um den Glauben an den Frieden, ob ir unter den Wahrnehmungserscheinungen der Gegenwart solche aben, in denen wir eine Unterstützung unseres Glaubens nden. — Ich nannte die Furcht. Ich habe gesagt, daß die furcht vor dem Kriege bei den Völkern vorhanden sei. Dieses der Jenes wird häufig aus Furcht unterlassen; schließlich ge- innen sie Geschmack, Freude an den vollkommeneren Zu- änden; zuletzt thun sie es aus reiner Liebe zum Guten und Vollkommenen. Nicht die Länder, habe ich gesagt, wollen den rieden, sondern die Völker. Nicht mehr Kabinette oder Re- ierungen sollen über den Frieden bestimmen, sondern das Volk.

Ehe nicht die Friedensgesinnung in den Völkern ist, nützen ns alle Schiedsgerichte nichts. Aber heute hat der Schieds- erichtsgedanke schon Wurzel gefaßt. Er ist schon zwischen zwei Völkern — England und Amerika — in der Absicht auf- enommen worden, keinen Krieg mehr zu führen. Als Offizier mpfinde ich es als einen Schlag gegen die Anschauung der Offiziere, wie er empfindlicher gar nicht geschlagen werden önnte: Wir haben Schiedsgerichte in der Armee, trotzdem wird eine Macht der Welt das Duell abschaffen. Aber wir haben in er Gesittung Fortschritte gemacht. Es kommt nicht darauf an, ie schwer es einem wird, dem Kriegsgedanken zu entsagen. Darauf kommt es an, was in der Entwickelung vorgeschrieben t, und das wird uns die Zukunft zeigen. Nach meiner Ueber- ugung führt sie uns auf eine höhere Stufe der Gesittung und mit zum Frieden.

International? National gesinnt ist Jeder von Geburtswegen. uch die Sozialdemokraten empfinden genau so gut Deutsch wie

Sie.*) Nun ist die Frage die, ob Jemand daneben auch noch Freude an dem Begriff des Völkerverbindenden hat. Ich habe die Vorstellung, daß die Kulturvölker in viel gleichmäßigerer Weise als bisher sich so einrichten werden, daß sie ihre Bedürfnisse selbst decken.

Der Amerikanisch-Spanische Krieg.**)

Wir haben den Krieg bisher als eine aus der Ungerechtigkeit heraus geborene Erscheinung betrachtet; ein Volk (oder ein Herrscher) wollte seinen aus der Ungerechtigkeit heraus geborenen Willen einem anderen Volke mittels Gewalt aufzwingen; gleich, ob das eine Volk (Herrscher) eine unberechtigte Forderung gestellt, oder ob das andere Volk eine berechtigte Forderung abgewiesen hatte. Auch diese berechtigten Forderungen aber waren Forderungen im eigensten Selbstinteresse; wir kannten, namentlich in den letzten Jahrhunderten, nur Interessenkriege. Es hat schon einmal Kriege um einer Idee willen gegeben, insofern wir den Glaubenskriegen (fälschlich Religionskriege genannt) diesen Charakter beilegen wollen. Im amerikanischen Kriege haben wir — allerdings dürfen wir zur Zeit nur erst sagen: vielleicht einen Krieg, dessen Ursachen zwar auch, wie alles Uebel, in der Ungerechtigkeit liegen, der aber doch, wenigstens von dem besseren Teil der Amerikaner, um der „uninteressierten" Gerechtigkeit willen geführt wird. Deutsche Zeitungen und deutsche Politiker, deutsche Professoren und deutsche Nichtwisser haben sich zwar bemüht, die Amerikaner von vornherein mit dem Vorwurf schändlichster Eigensucht und ausschließlicher Interessepolitik zu belasten. Eine Berechtigung hierzu besteht nicht. Die Entstehung des Krieges weist nach, daß wir es mit einem Entrüstungskrieg, mit einem Bestrafungskrieg zu thun haben. Die bisher verlautbarten maßgebenden Kundgebungen amerikanischerseits berechtigten, verpflichten

*) Bousset.

**) Versöhnung Nr. 26; 1898.

zu der Annahme, daß auch in der Folgezeit der Krieg sich als etwas Anderes entpuppen wird. Wenn freilich eine eleſene Zeitung aus dem Umſtand, daß ein amerikaniſcher ntanwalt, zwecks ſeiner Reklame, auf die bevorſtehende Er- ung der Philippinen hinweiſt, gegen das amerikaniſche Volk Anklage auf Raub formuliert, ſo haben wir es hier mit n der Nichtwiſſer zu thun, der trotzdem zu ungezählten Tauſen- ſprechen darf.

Keine unſerer Handlungen wird einſeitig aus nur einer ng heraus geboren, noch weniger wird ſie in der weiteren ickelung lediglich und immer und einzig von der Regung et, die der eigentliche Erreger war. Der Gedanke, der Er- ngsbazill einer Handlung, iſt kaum in uns lebendig geworden, uns ſelbſt kaum zum Bewußtſein gelangt, ſo geſellen ſich ſchon andere, dabei auch unreine, unlautere Erwägungen ; die Handlung eines Menſchen zu analyſieren, ſie wirklich lle Urbeſtandteile zu zerlegen, iſt ſehr ſchwer; ebenſo ſchwer s, in der Maſſe der beſtimmenden Regungen das Wertvolle Minder- oder Unwertigen ſicher zu unterſcheiden; es tritt und unter dieſen Erwägungen ſehr bald eine Vermengung die eine Beurteilung der Urſprungsregungen immer ſchwerer t. Wer über ſeine eigenen Handlungen mit gewiſſenhafter ſtprüfung zu wachen ſich übte, wird, wenn er ehrlich iſt, in Folgezeit Mühe haben, die Beweggründe ſeines Thuns in n Wert und Unwert, in ihrem entſcheidenden und nur be- nden Einfluß auseinander zu halten. Gerade ſolche ehrliche gewiſſenhafte Selbſtprüfer werden in der Erkenntnis der en Natur — Anderen gerecht werden; werden, weil ſie ſelbſt Guten fähig ſind, auch anderen Gutes zutrauen; werden n, daß ſich ſelbſt reinem Denken und Thun, das in den ſten Geſinnungen wurzelt, gar leicht minder ideale Beſtrebungen iſchen; werden ſich dadurch aber in der Freude an dem en Wollen der Anderen nicht irritieren laſſen.

Man ſagt, eine Clique, die ſich bereichern wolle, habe den z angezettelt. Sicher iſt, daß die Vertreibung der Spanier Kuba den wirtſchaftlichen Verhältniſſen Amerikas, auch der

Erwerbssucht einiger Amerikaner, zu Gute kommt; zu beweisen ist aber noch, daß diese Erwägungen den Erregungsbazill für den Krieg bildeten. Das amerikanische Volk, die zur Zeit dort leitenden Männer, lassen sich nicht durch eine Clique beherrschen. Man sagt, einige Lieferanten und ähnliche Wesen hätten ein Interesse an dem Kriege, sie würden dadurch reich. Wo ist jemals in Europa ein Krieg geführt worden, durch den nicht einige Lieferanten und ähnliche Wesen, zum leiblichen Schaden ihrer eigenen Landsleute und unter Beraubung der Volkskasse (Fiskus), reich geworden wären. Armeelieferant ist schon in Friedenszeiten ein vielsagendes, ist aber in Kriegszeiten ein allessagendes Wort.

Amerika führt einen Befreiungskrieg, der, wenn man einen Befreiungskrieg überhaupt für berechtigt hält, an Berechtigung und Idealität dadurch nur gewinnen kann, daß es sich nicht um die eigene Befreiung, sondern um die Befreiung Anderer handelt. Die Kubaner und andere geknechtete Völker, Stämme und Menschen sollen befreit werden; zugleich wird — hoffentlich — dadurch das spanische Volk von einem Regier-Beherrsch-Vergewaltigungssystem befreit, das auch das spanische Volk zu Unterjochten macht. Die Frage ist allerdings die, und das ist sogar mehr als eine Frage, das ist ein Problem: Durfte, mußte Amerika zur Durchführung seiner Absicht zum Kriege greifen? In einer Bejahung des „dürfens" würde nämlich eigentlich auch das „müssen" liegen. Ich möchte auf diese Frage nicht „ja" sagen, und ich wage nicht „nein" zu sagen; so lange nicht, bis mir ein anderer Weg gezeigt wird, den Amerika gehen konnte, um den entsetzlichen Gräueln ein Ende zu machen, die sich vor seinen Augen zutrugen, und die das amerikanische Volk derart in seinem innersten Innern schmerzten, daß es lieber einige seiner eigenen Söhne hergab, um nur dem Jammer und Elend der Nachbarn ein Ende zu machen. Wenn wir von Amerika sprechen, so können wir ebenso wohl sagen „die Amerikaner"; Amerika ist wirklich durch das amerikanische Volk vertreten; hier decken sich Regierung und Volk. Wenn wir dagegen von Spanien sprechen, müssen wir scharf unterscheiden: Das spanische Volk, die Spanier und die spanische Regierung.

Bis zu einem gewissen Grade müssen wir zwar auch „die Spanier" das Volk) für das verantwortlich machen, was Spanien thut; as eherne Gesetz: „jedes Volk hat die Einrichtungen, die Obrigeit, die Regierung, die Fürsten, die es verdient," bleibt auch ier in Gültigkeit; aber es wäre unbillig, wollten wir das eutige Spanien voll verantwortlich machen für die Institutionen, nter denen es leidet. Erwiesen freilich ist, daß das spanische Volk allein nicht imstande ist, sich der teuflischen Mächte zu erehren, die es beherrschen. Ist unter solchen Verhältnissen die leigung eines anderen Volkes, zu helfen, ein Verbrechen? Aber as Problem! Darf der Teufel durch Beelzebub ausgetrieben erden? Darf Gewalt gegen Gewalt gesetzt werden? — Wenn eelzebub nicht eigentlich ein Teufel, sondern nur ein in Teufelsestalt auftretender Retter ist — warum nicht? Wenn die Gealt, die einer teuflischen Gewalt entgegentritt, lediglich um der ervollkommnung der Gesamtzustände willen amtiert; wenn sie i der That eine ultima ratio (letzter Entschluß, letztes Mittel) ir Erreichung eines notwendig erziehlichen Zwecks ist — warum icht? Kennen wir das geheimnisvolle Gesetz, das den Zummenhang regelt zwischen Ursache und Wirkung, schon aus?

Was konnte Amerika also thun, den notwendigen Zweck zu reichen? An Vorstellungen hat es nicht gefehlt; Amerika ist i dieser Beziehung korrekt vorgegangen; von Ueberfall, Hinterst, Unklarheit ist keine Rede. Nur eine Unterlassung ist Amerika orzuwerfen; eine schwere aber eine erklärliche: Amerika mußte ersuchen, sich mit den großen Kulturnationen Europas zu verinden, um mit ihnen gemeinsam mittels moralischen Drucks is durchzusetzen, was jetzt die amerikanischen Waffen zu erringen in Begriff sind. Durfte Amerika darauf rechnen, daß in Versuch Entgegenkommen in Europa finden würde? Nein - aber der Versuch mußte dennoch gemacht werden. Wir haben r einigen Monaten erlebt (Kreta), wie bald das sogenannte uropäische Konzert sich in Disharmonie auflöste; ein Kulturnzert würde garnicht erst zustande gekommen sein. Noch ist die ndische Eifersucht, der lächerliche Machtdünkel, der thörichte eid zu mächtig in den Kulturnationen; und zwar „mächtig"

buchstäblich zu nehmen. Nicht der Durchschnittsstandpunkt der Nation ist noch so weit zurück; nur die Inhaber und Vertreter der Macht innerhalb der einzelnen Völker stehen noch auf dem tieferen Standpunkt der Gesittung; sie sind es — allenthalben sind nur sie es — die die Verwirklichung des in den Völkern lebenden Dranges nach Vervollkommnung in der Gesittung, in der Gerechtigkeit, in der Moral hindern. Seit Jahrzehnten (von den früheren Jahrhunderten nicht zu sprechen) sahen die sogenannten Kulturnationen die grausamsten Verbrechen gegen Moral und Gesittung durch Spanien verüben; vor nicht langem lebten in Spanien die entsetzlichsten Tortur- und Foltermaßregeln wieder auf. Was thaten die großen Nationen? Was that Deutschland? Warnte unser vielvermögender Kaiser Seine „freundwillige Base und Schwester", die Königin Christine, durch ein Entrüstungstelegramm, wie Er kurz zuvor den (Seinen Begriffen nach doch unebenbürtigen) Präsidenten eines afrikanischen Freistaats durch ein Zustimmungstelegramm beglückt hatte? Regte es sich im Gewissen der Kulturwelt? Nein; Alles schwieg. Wir sollen uns nicht in Angelegenheiten anderer Völker mischen — gut; wir erregen uns doch aber sehr und möchten am Liebsten drein schießen, wenn ein Völkchen einmal seine sogenannten Schulden — das heißt den Wucherzins — nicht bezahlt, der ihm von den Besitz-Mächtigen der Kulturwelt abgedrückt wird. Wenn, was zu hoffen ist, jetzt Amerika wirklich im Dienste der Kultur amtiert, und sich dadurch dankbare Anerkennung der Nachwelt sichert, stehen wir Anderen beschämt abseits: wir rührten uns nicht, wo es galt, etwas Gutes zu thun. Wir Alle, alle Kulturvölker, zumeist aber die Großen und Mächtigen, sind schuldig, daß es zum Blutvergießen kam. Hätte Europa seine Pflicht gethan, so hätte Amerika nicht zu den Waffen zu greifen brauchen; hätten die mächtigen Kaiser der schlechtberatenen Frau auf dem spanischen Thron mit gutem Rat gedient, brauchte die Mutter jetzt nicht um die Zukunft ihres Sohnes zu bangen. Man wird sagen: So treten wir also doch noch nicht ein in die kriegslose Zeit! Doch! Daß sich der Aufstieg zu einer höheren Stufe der Gesittung nicht ganz ohne Begleiterscheinungen, die noch den Charakter des Ver-

gehenden tragen, vollziehen würde, war vorauszusehen (ist auch von mir immer betont worden); nur das galt und gilt nach wie vor (mir wenigstens) als unumstößliche Gewißheit: „einen Krieg zwischen den großen Kulturnationen erleben wir nicht mehr.“ Spanien rechnet sich weder unter die großen, noch unter die Kulturnationen. Der Krieg, der angesagte, und man könnte fast sagen, seit Jahr und Tag „versprochene“ sogenannte große Weltbrand kommt nicht; fällt aus; fällt dauernd aus. Neben seinem eigentlichen Zweck wird der amerikanische Züchtigungskrieg auch ein Gutes im Gefolge haben: die Erscheinungen, die ein moderner Krieg mit sich bringen würde, sind uns, wenn auch nur in sehr abgeschwächter Form und Gestalt, gezeigt worden. Einigermaßen gewissenhafte und empfindungsfähige Menschen, die über Krieg oder Nichtkrieg zu entscheiden haben, werden angesichts dieser Erscheinungen ernsthafter noch als bisher an der „Verwirklichung“ des Friedens arbeiten. Auch die Sorge, daß durch diesen Krieg das kriegerische Gelüst mit seinen teilweis sogar unnötigen Begleiterscheinungen innerhalb der Kulturwelt überhand nehmen, und sich auch in seinen Auswüchsen (Militarismus) auf das bisher in dieser Beziehung unberührte amerikanische Volk übertragen könnte, ist unbegründet: Der gesunde Sinn der Amerikaner wird derartigen Gefahren rechtzeitig wehren. Daß eine solche Gefahr besteht, übersehen die Amerikaner nicht. Eins ihrer verständigsten Organe, die New-Yorker Staats-Zeitung schreibt im Anschluß an eine Rede des früheren Präsidenten Cleveland, die sich gegen den sogenannten Imperialismus (ein im amerikanischen Sinne falscher, also nur sogenannter Patriotismus) wendet: „Die Unehrlichkeit, die Bereicherungsgelüste der Parteien, die Korruption der Machthaber würden grenzenlos werden; das Soldaten-Element würde in seinen Anmaßungen nicht mehr zurückzudrängen sein, und der Patriotismus oder was man in solchen Zeiten darunter versteht, würde für jenes Element aufgeboten werden. Dagegen würde es um so schwerer halten, wirkliche oder vermeintliche Interessenkriege zu vermeiden, und daraus hervorgehenden [illegible] durch wirklichen Patriotismus im Zaume zu halten. Aber mag die materielle Existenz sich

ja ganz gut entfalten, wenigstens für die herrschenden Klas[illegible]en, aber der Klassengeist wird immer schlimmer werden, und di[illegible] rücksichtslose Ausbeutung wird schließlich zum Bruche führen, ein solches System weit weniger im Stande wäre, den St[illegible] zum Schutze der Ausgebeuteten aufzubieten, wie es un[illegible] monarchischen Systemen mit einem Anflug von Wissenschaftli[illegible] keit und Humanität geschieht. Das ist das Prognostikon, welch[illegible] der Entwickelung unter der Herrschaft der Imperialisten zu stel[illegible] ist. Wenn sie zurückgedrängt werden sollen, im Interesse [illegible] dessen, was die idealen Seiten der Union bildet, so muß es du[illegible] die strikte Beschränkung des Krieges auf seinen in der Krie[illegible]s-erklärung definierten Zweck und durch entschiedene Verwerfu[illegible]ng des Militarismus als Faktor in der künftigen Entwickelung des Landes geschehen."

In dieser „strikten Beschränkung" sind zugleich alle anderen Voraussetzungen enthalten, unter denen wir dem Vorgehen Amerikas mit derjenigen Sympathie gegenüberstehen dürfen, die unserem Gerechtigkeitsempfinden zumeist entspricht, und die das Volk Amerikas, wie es uns erst kürzlich dessen Botschafter in Deutschland verkündete, von uns erwartet. Diese weise Beschränkung — wie sie, vorbildlich auch Amerika, der erste Hohenzollernkaiser jederzeit übte — wird seine erziehliche Wirkung gegenüber den anderen Kulturvölkern sicher nicht verfehlen. Zur Vernünftigkeit erwachte oder erwachende Völker werden, angeregt durch das, was sich soeben auf unserem kleinen Planeten abspielt, anfangen, ernsthafter als bisher über die Anforderungen der Gesittung, der Gerechtigkeit, der Moral, der Ordnung nachzudenken.

Die Friedensbotschaft des Zaren.*)

Eine große Woche liegt hinter uns; großartig, tiefergreifend in ihrem Beginn. Wir dürfen sie nicht abschließen, ohne uns

*) Vortrag im Konzerthaus; Berlin, am 4. September und in Danzig, am 4. November 1898.

Zusammengefunden zu haben, um aus der Tiefe unserer Empfindungen heraus ein Echo ergehen zu lassen auf die Kunde, die uns Montag früh wurde. Sie kennen den Inhalt der Botschaft. Man muß sie oft lesen, um ganz zu verstehen, was sich zugetragen hat. Man muß einzelne Sätze herausgreifen, um sie auf sich wirken zu lassen, um zu begreifen die Wahrheit, die Echtheit, die Treue, die Weisheit dessen, was uns vom Osten her zugetragen wird. Lassen Sie uns solche Sätze herausgreifen und an deren Tiefe und Großartigkeit uns erbauen.

„Im Verlauf der letzten zwanzig Jahre hat der Wunsch nach einer allgemeinen Beruhigung in dem Empfinden der gesitteten Nationen besonders festen Fuß gefaßt." Es kann nicht schöner gesagt sein. Um die Beruhigung handelt es sich; darum, daß wir wissen, woran wir sind, daß wir wissen, ob wir noch immer den Krieg in naher oder ferner Sicht haben, oder ob wir auf der Schwelle zur kriegslosen Zeit stehen. Tiefe Weisheit, großartiges Eingedrungen-sein in die wahren Stimmungen der Volksseele bei allen Nationen spricht aus diesen Worten.

„Im Namen des Friedens haben große Staaten mächtige Bündnisse mit einander geschlossen." Vergeblich habe ich in den Stößen von Besprechungen der Friedenskundgebung nach einem Erfassen dieses Satzes gesucht. Ein mächtiges Bündnis kennen wir: Deutschland, Oesterreich, Italien. Daß dieses Bündnis im Namen des Friedens abgeschlossen wurde, wissen wir. Nun aber schwebt noch immer ein anderes Bündnis als Frage: Rußland, Frankreich. Wir haben die Antwort: Entweder besteht es, dann ist auch dieses Bündnis im Namen des Friedens abgeschlossen, oder, was wahrscheinlicher ist, es besteht überhaupt nicht.

„Da die finanziellen Lasten eine steigende Richtung verfolgen und die Volkswohlfahrt an ihrer Wurzel treffen, so werden die geistigen und physischen Kräfte der Völker, die Arbeit und das Kapital zum großen Teile von ihrer natürlichen Bestimmung abgelenkt und in unproduktiver Weise aufgezehrt." Man braucht gar nicht viel dazu zu sagen. Nur eine Frage schwebt mir auf den Lippen: Hat auch nur ein einziger unserer

Staats-Nationalökonomen jemals solchen Satz mit solcher Klarheit und Unzweideutigkeit ausgesprochen?

„Die nationale Kultur, der wirtschaftliche Fortschritt, die Erzeugung von Werten sehen sich in ihrer Entwickelung gelähmt und irregeführt." Hat in irgend einem unserer Kulturstaaten jemals ein Minister ein so weises, verständiges Wort gesprochen?

„Die wirtschaftlichen Krisen sind zum großen Teil hervorgerufen durch das System der Rüstungen bis aufs Aeußerste". Hat jemals einer der großen und berühmten Staatserhalter in den Volksvertretungen, wenn es sich um den Kampf um den sogenannten Umsturz handelte, ein so wahres Wort gesprochen?

„Es ist deshalb klar, daß, wenn diese Lage sich noch weiter so hinzieht, sie in verhängnisvoller Weise zu eben der Katastrophe führen werde, welche man zu vermeiden wünscht." Hat ganz Europa bei dem jährlich in den verschiedenen Kulturstaaten sich wiederholenden Momente der Vorlage des Kriegsbudgets, hat je ein Kriegs- oder Finanz- oder sonstiger Minister auch nur ein annähernd richtiges Wort gefunden?

„Sie (die Konferenz) würde zugleich ihr Zusammengehen besiegeln durch eine solidarische Weihe der Grundsätze des Rechts und der Gerechtigkeit, auf welchen die Sicherheit der Staaten und die Wohlfahrt der Völker beruht." Ich spreche es rückhaltlos aus: Für mich ist dieser Satz der bedeutungsvollste. Ohne diesen Satz würde ich auch nicht diese tiefe Ueberzeugung haben von einer großartigen Erkenntnis, unter der diese Zarenworte gesprochen wurden. Dieser Satz greift hinaus und hinüber über den bloßen Kriegs- und Friedensgedanken. Dieser Satz bildet den Boden, die Grundanschauung, aus der heraus überhaupt man nur das Wort Frieden, kriegslose Zeit, in den Mund nehmen darf.

Ich meine, wir stehen nun Alle unter dem Eindruck der Botschaft. Nun die Frage: Was will der Zar? Die Antwort giebt er uns wieder selbst in ganz wenigen Worten: „Allen Völkern die Wohlthaten wahren und dauernden Friedens zu sichern." Vom Frieden sprechen, reden schon seit einiger Zeit viele Menschen, auch Mächtige, auch Fürsten. Es ist sozusagen

Sitte geworden, daß man ein selbstverständlicher Friedensfreund ist. Der gewaltige Unterschied ist aber: Der Zar will Wille machen; er will uns die Segnungen des Friedens bringen. Er will die Folgerungen zunächst in Gedanken, dann natürlich — ins Leben übertragen, sie, die sich aus dem Begriff „kein Krieg mehr" ergeben.

Ich selbst — und ich weiß, ich weiche damit ab von den Anschauungen weiter Kreise meiner Volksgenossen — ich stehe, solange ich wirke, unter der Auffassung: ob die Millionen Menschen nun mit „Gewehr bei Fuß" oder mit abgedrücktem Gewehr einander gegenüber stehen, ist ziemlich dasselbe. Entweder — oder! Entweder kommt die Beruhigung über uns, dann haben wir Frieden, kriegloſe Zeit; — oder wir werden noch weiter in der Beunruhigung, im Zweifel erhalten, dann haben Die gar nicht unrecht, die da sagen: „Dann doch lieber mal wieder los!" Der Zar zieht rückhaltlos die Folgerungen aus dem Friedensgedanken. Er weist uns andere Wege zum Frieden, den vermeintlich Alle anstreben, als man sie bisher gegangen. Der Zar zwingt die Anderen, Farbe zu bekennen, rückhaltlos zu sagen: Ja oder nein! Die Anderen haben sich bisher hinter dem alten Römerwort versteckt: „Wenn du den Frieden willst, so rüste dich zum Kriege!" Sie haben gesagt: Natürlich Frieden; aber der ist undenkbar ohne die gewaltigsten Rüstungen. Wir wollen gar nicht erwägen, nicht eine Minute Zeit daran verschwenden, ob sie bisher recht hatten oder nicht. Aber wir wollen frei, rückhaltlos und ganz entschlossen mit dem Zaren den einen Weg einschlagen, der da heißt: Wenn es dir ernstlich darum zu thun ist, die kriegloſe Zeit zu haben, dann gehe unmittelbar und ganz direkt den Weg, das heißt triff alle deine Einrichtungen im Hinblick, mit Rücksicht auf den Frieden! Das will der Zar.

Nun weiter! Wie ist der Zar dazu gekommen? Ich nehme an, Sie wissen es, daß ich überhaupt nur das sage, was mir tiefe Ueberzeugung ist. Mir ist es Wonne, vor Ihnen auszusprechen, daß es mir heiliges Bewußtsein ist, daß dieser ganze Gedanke aus dem innersten Seelenleben dieses Mannes herausgewachsen ist. Es kann überhaupt nicht anders sein. Alle diese

großen, weisen Leute, die so viel geschrieben und gefaselt haben, haben keine Ahnung von den Vorgängen in einer Menschenseele. Sie haben keinen Begriff davon, wie eine Menschenseele sich reinigt, sich abklärt, durchdringt zu höheren Empfindungen, hineinwächst in vollkommenere Anschauungen. Und darum zweifeln sie. Wir aber wollen nicht zweifeln.

Innerste Anschauungen aus eigner Erkenntnis heraus. Indem der Mensch über sich selber hinaus wächst, wachsen solche Gedanken. Wohl hat er Berater gehabt. Aber wenn wir uns, die wir ja auch nur fern stehen, aber nach Allem, was wir davon wissen, umsehen in dem Kreise, der den Zaren umgiebt, dann kommen wir zum Berater, der uns Allen der liebste sein muß: die eigene Frau. Schon darin liegt für uns etwas Großes. Ein Mann auf dem Throne macht sein eigenes Weib zu seinem besten Freunde, zu seinem treuesten und eigensten Mitarbeiter. Die Stimmungen aus dem Weibe sind übergegangen in den Mann. Sind das nicht die Anklänge an das neue Jahrhundert? Ist das nicht eine Begleitmusik für diese großartige Kundgebung, daß, wenn wir nach einem Berater suchen, wir sagen: Ja, die eigene Frau!

Daß auch Andere mitgeraten haben, das mag sein. Daß er sich auch der Zustimmung anderer Mächtiger vergewissert hat, wollen wir gern glauben. Daß er insonderheit mit dem so ganz sympathischen Kaiser von Oesterreich über die Sache gesprochen haben könnte, daß er sich der Zustimmung dieses lieben und auch nach der Vervollkommnung hin gerichteten Menschen vergewissert hat, können wir uns wohl vergegenwärtigen. Kein Zweifel auch, daß er genau weiß, daß seine Worte bei unserem Könige als dem deutschen Kaiser voll und hell Widerklang finden. Die Meinung aber, daß er sich vorher mit ihm darüber beraten, daß er vorher mit ihm übereingekommen ist, teile ich nicht. Wäre es der Fall, dann würde in der Einleitung davon die Rede gewesen sein. Ich glaube, daß die Botschaft auch unserem Könige in dem Augenblick, als sie erging, fremd war wie uns.

„Die kaiserliche Regierung glaubt, daß der gegenwärtige Augenblick äußerst günstig dazu sei, auf dem Wege internationaler

Beratung die wirksamsten Mittel zu suchen, um allen Völkern die Wohlthaten wahren und dauernden Frieden zu sichern." Wir stehen noch unter der Frage: Wie ist der Zar dazu gekommen? Also, weil er die gegenwärtige Lage für äußerst günstig hielt. Hat er recht? Bei so großen Fragen, die das Aneinanderprallen zweier Weltalter bedeuten, stehen auch die Meinungen sich ebenso gegensätzlich gegenüber. Während die Einen behaupten, — nur behaupten, in ihrem Innern ist die Sache nicht abgeklärt — daß der gegenwärtige Moment gerade der ungeeignetste sei, hat der Zar und alle Die, die über die Gegenwartserscheinungen hinwegzusehen imstande sind, die durch das Chaos zu blicken verstehen, das Gefühl, ja gerade jetzt, wo Jeder glaubt, morgen müsse die Lunte angelegt werden, der Weltbrand sich entzünden, gerade jetzt sei die Zeit, da das Wort gesprochen werden müßte. Der Zar hat ja gefühlt, daß seit zwanzig Jahren das Bedürfnis nach einer allgemeinen Beruhigung in uns lebt. Der Zar hat gefühlt, daß die Zeit erfüllt ist. Ob er sich über alle die Einzelheiten, Phasen und Fasern, welche die Thatsache selbst erstehen ließen, zur notwendigen machten, heute schon klar ist, das wissen wir nicht. Das ist das Gewebe, das erst die Geschichtsschreiber uns in seiner Vollständigkeit vorlegen können. Aber er hat empfunden, er hat den Mut gehabt, seiner Empfindung gegenüber dem ewig gepredigten: „Ganz undenkbar!" „Jetzt weniger wie je!" — gegenüber dem Allen seiner Empfindung rückhaltlosen Ausdruck zu geben.

Wie hat man nun dem Zaren geantwortet? Wir teilen die Antworten in Gruppen. Zunächst die, die an der Reinheit, an der Lauterkeit der Empfindung oder des Wollens, der Absicht zweifeln. Sie sprechen von diplomatischen Kniffen, von einer dahinter lauernden heiligen Alliance, daß er entweder die Engländer hinhalten will, um dann gerüstet denselben gegenüberzustehen, oder daß er, um die Aufmerksamkeit besser abzulenken und um nachher im Innern des Landes die Zügel um so straffer anziehen zu können, sich mit dem Schein der Friedfertigkeit umgiebt; daß das Ganze nur ein Vorwand sei, um dann in irgend

einer Weise die Regung nach Selbständigkeit innerhalb der Völker um so gewaltiger niederdrücken zu können. Sie bringen alles Mögliche hervor, um die Reinheit dieses Wollens zu beschmutzen. Sie versündigen sich an dem heiligen Geiste. Der heilige Geist, das ist der Geist, der die Menschheit den Weg ihrer Entwickelung vorwärts- und aufwärts führt. Und wenn ein Mann, dem die Vorsehung einen solchen Posten anwies, auf diesem Posten das Banner des Vorwärts- und Aufschreitens auf der Bahn des Gut-werdens, des Gerechtsein-wollens entfaltet, dann sündigen Die, die die Reinheit, die Keuschheit dieses Banners der Vervollkommnung anzweifeln. Das ist ja eben die sieghafte Kraft der Idee, die nicht Halt macht weder vor den Häusern der Reichen, noch vor den Schlössern der Fürsten; sie erfaßt eben die Menschen, deren sie bedarf, als Werkzeug, um siegreich die Menschheit den Weg der Vervollkommnung und Gesittung zu führen. Was hat der Zar bisher gethan, was auch nur Einen unter uns berechtigt, daran zu zweifeln, daß es die reinste Absicht, Selbstlosigkeit und Ehrlichkeit ist, die ihn leitet. Wir müssen es eben verstehen lernen, wie in einem Menschen die Entwickelung sich regt, wie in ihm das Bedürfnis nach einem Vollkommneren Platz greift; und wie er dann zu Entschließungen geführt wird, wie wir sie hier vor uns haben. — Freilich, wer selbst keinen Wachstumsdrang empfindet, wer selbst nur am Schmutze klebt und an dem, was ihn tagtäglich umgiebt — wer selbst nicht den Trieb hat zur Entwickelung und Vervollkommnung, der kann sich nicht vorstellen, daß einer seiner Mitmenschen (und der Zar ist doch auch unser Mitmensch) wachsen will.

Wir jubeln in unserem Herzen. Rückhaltlos, ohne auch nur einen Schatten von Zweifel an der Reinheit und Treue dessen, was dieser unser Mitmensch will, stellen wir uns Schulter an Schulter neben ihn, nehmen seinen Gedanken auf, machen ihn zu unserem, helfen ihm bei der Duchführung seines Wollens, seines heiligen Wollens.

Die weitere Gruppe: Sie sagen: Im gegenwärtigen Moment gänzlich ungeeignet. Rußland fühle das selbst. Es müsse den Krieg noch hintanhalten, müsse irgend etwas thun, um England dann ins Unrecht zu setzen. Rußland möge nur selbst voran-

gehen mit seinen Entschließungen. — Der Zar muß doch aber erst abwarten, wie man ihm antwortet. Er hat gesprochen; er hat einen Vorschlag gemacht; er hat eine Frage an die Völker gerichtet. Den Frieden dekretieren kann selbst der Zar nicht. Die kriegloſe Zeit, von der wir sprechen, kann nur das Ergebnis einer Uebereinstimmung unter den maßgebenden Kulturvölkern sein. Warten wir es ab! Warten wir vor allen Dingen ab, bis zu welchem Grade der Zar sich bereit zeigen wird, seinerseits das zu thun, was an Thaten seine Worte begleiten kann.

Dann giebt es Artikel, die sind überschrieben: „Phantasia.“ Der Krieg sei notwendig. Man höhnt geradezu den Zaren. So oft man das thut, sprich tman allerdings vom Grafen Murawjeff. Wenn man ein freundliches, anständiges Wort sagt, spricht man vom Zaren. Zeitungen, die sich mit ihrer Christlichkeit brüsten, höhnen buchstäblich. Sie wissen es noch garnicht, daß das ganze Christentum gar keinen Wert für uns hat, wenn wir nicht an eine mögliche Erfüllung dieses Christentums glauben und darauf hinwirken. Ein Christentum der Idee, des Gedankens, des Glaubens ist wertlos. Nur ein Christentum, das den Völkern die Segnungen des Friedens bringt, hat Wert. Es sind nicht religionsfeindliche Zeitungen, die so höhnen, die da sagen: Jawohl, in den Aeonen der Jahre! Aber kein Wille des Zaren kann die Zeit herbeizwingen. Das weiß der Zar auch.

Der Zar hat es gefühlt. Zum vollen Bewußtsein wird es ihm erst kommen. Aber das ist so, solche Menschen handeln in ihrem guten Drange zunächst richtig, und das Bewußtsein, wie richtig sie gehandelt haben, kommt ihnen erst nachher. Dann wird auch der Zar zu dem ganz klaren Bewußtsein kommen, daß eben wir Menschen zwar die Zeit nicht erzwingen können, wie diese „Phantasia-Schreiber“ mahnen, aber daß wir die Träger und die Vollstrecker des Entwickelungsgedankens sind, daß nicht die Vorsehung das Friedensmanifest erläßt, daß wir selbst es thun müssen.

Weiter! Dann hat man sich recht groß gethan damit, daß man die Worte des Zaren, wo er von einer produktiven Verwendung der Arbeit spricht, umdreht und meint: Ja, man

vergißt immer, daß das Geld für die Rüſtungen im Lande b[illegible]l
Man muß den Mut bewundern, mit dem die Zeitungen ih
Leſern ſolchen Unſinn auftiſchen. Wir wollen mit kleinen E
ſpielen anfangen. Da ſtirbt Jemand; man ſchafft Kränze h[illegible]rbe
ich gehöre nicht zu Denen, die in dieſer Kranzſpende etwas Un
geheuerliches ſehen; im Gegenteil, wenn man ſich ſagt, daß es
den Angehörigen des Geſtorbenen eine Freude iſt, und wenn dieſer
Freundſchaftsbeweis in den Grenzen des Vernünftigen gehalten
wird, ſo bin ich durchaus kein Puritaner, der dieſe Kränze für
überflüſſig erklärt — das mag Jeder machen, wie er will. Wenn
man nun aber ſagt: Ja, durch dieſe Kränze haben wir doch ſo
viele Blumenwinderinnen und andere Arbeiter beſchäftigt, ſo Viele
haben dabei verdient, dann muß man ſo antworten: Oh, wenn
es Ihnen nur darum zu thun iſt, daß dieſes bleiche Mädchen,
das wirklich bis in die tiefe Nacht hinein Kränze winden mußte,
bei ſchlechter Beleuchtung, in fürchterlicher Luft, für mangelhafte
Bezahlung — daß dieſes Mädchen eine Wohlthat empfangen ſoll
— ich glaube, es wird ſich ein Mittel finden laſſen, ihr dieſen
Betrag zuzuführen, ohne daß ſie Geſundheit und Arbeitskraft hätte
hergeben müſſen. Ueberlegen Sie ſich, bitte, doch, wieviel von
den fünf Mark für einen Kranz oder gar zehn Mark für Palme
dieſes arme Weſen bekommen hat; Sie haben eigentlich nur Leute
bereichert, über deren Reichtum Sie ſich ſelber ärgern. Ein
anderes Beiſpiel: Ein Liebhaber guter Zigarren; mit Hilfe des
Nikotins verſetzt er ſich in einen angenehmen Zuſtand und während
er ſeiner Zigarre blaue Wölkchen entlockt, denkt er zufrieden
darüber nach, daß ihm die Neger in der Habanna und viele
andere Arbeiter ihr Daſein, ihre Lebemöglichkeit verdanken. Ich
bin wirklich nicht ſo unfreundlich, daß ich nicht jenem Raucher
ſeinen Genuß gönnen ſollte — nur ſoll er nicht ſagen, daß er
ſchließlich noch der Wohlthäter Anderer iſt. Wenn es ihm
wirklich darum zu thun iſt, den Negern ihr Leben zu erhalten,
ſo kann er das thun, ohne daß er ſich ſelber durch die Zigarre
geſundheitlich ſchädigt und ohne daß Andere erſt für ihn arbeiten
müſſen. Wir geben uns da großen Täuſchungen hin. Es iſt
ein Feſt in der Stadt, ein Einzug oder ſonſt etwas; ungezählte

Maſtbäume mit Flaggen werden errichtet. Da ſagt man auch wieder: Das Fahnentuch hat hergeſtellt werden müſſen, die Bäume haben gemacht werden müſſen, und die Leute, die heute daran gearbeitet haben ... Ja, ich habe gewiß nichts gegen die Herſtellung von Tuch, nur meine ich, man ſollte es ein bischen feſter herſtellen und daraus etwa Unterröcke machen für ſolche, die im Winter frieren. Wir haben nicht das Recht, in ſolchen, doch immerhin Luxusausgaben, etwas Produktives zu ſehen; es iſt immer nur ſcheinbar produktiv. Es giebt uns und gewiſſen Leuten eine innere Befriedigung, auch einen kleinen Umſatz, aber produktiv iſt es nicht. — Damit kommen wir zu unſerem eigentlichen Thema.

Wenn man eine gewiſſe Menge Eiſen mit einer gewiſſen Summe von Intelligenz und Arbeitskraft verarbeitet, um nun aus dieſer Maſſe von Eiſen die gewiſſen „Zuckerhüte" herzuſtellen, von denen ein einziger genügt, eine ganze Anzahl von Menſchen in ein beſſeres Jenſeits zu befördern, — ſo kann man das als eine produktive Verwendung der Arbeit nicht bezeichnen. Man hat wohl gearbeitet, aber man hat keine Werte geſchaffen. Als „Wert" kann nur gelten, was unſer Wohlergehen, unſer Wohlbehagen fördert.

Die Arbeit, die wir thun, das Geld, das wir ausgeben, muß den Menſchen, den einzelnen Volksgliedern unmittelbar zum Segen, zur Beglückung gereichen. Jährlich Millionen, viele Millionen ausgegeben für Herſtellung von allem möglichen Eiſen, Waffen, die dazu dienen ſollen, den Frieden zu ſichern: iſt das produktive Arbeit? Der Umſtand, daß die Leute, die das gemacht haben, gelohnt worden ſind und das Geld wieder ausgeben, iſt doch nicht Beweis dafür, daß das produktive Arbeit iſt. Wenn dieſelben Arbeitskräfte, die in der Herſtellung dieſer „Nichtwerte" gebraucht wurden, wenn dieſe Summen verwendet werden zur Herſtellung von Wohnungen, von Verkehrsverhältniſſen von Bettſtellen, von Tiſchen, ja von den einfachſten Bequemlichkeiten, von Dingen, die dem guten Fortkommen dienen u. ſ. w., dann iſt das produktive Arbeit. Wenn an der Stelle von Patronen etwa Bürſten, Seife u. ſ. w. angefertigt werden, dann iſt das produktive

Arbeit. Ich weiß, daß mir der Soldat noch aus jeder Naht des schwarzen Rockes herausguckt, und so soll es bleiben. Und ich sage mir doch, wenn ich vor einem Posten vorbeigehe: Der geht nun hier zwei Stunden auf und ab; was hat er nun produziert? Wie hat er der Volkswohlfahrt genützt? Da muß ich mir sagen: vacat! Wenn er in der Zeit der zwei Stunden den Pferdebahnkutscher, der dort vorüberfuhr, abgelöst hätte, daß der zwei Stunden weniger Dienst hätte und sich seinen Kindern widmen oder seine Kartoffeln pflegen könnte, dann wäre das . . .

Man hat die Verstorbenen zitiert. Das war ja anzunehmen. Natürlich, was der gute Moltke einmal über den Krieg gesagt hat, das zitieren sie Alle. Was der selige Treitschke vom Katheder herunter gelesen hat, das zitieren sie Alle. Sie vergreifen sich sogar an einem Menschen, von dem sie noch gar keine Ahnung haben, dem großen Proudhon, dessen Jahrhnndert erst anbrechen soll. Dieser große Franzose hat natürlich auch einen Satz gesprochen, der so ausklingt: der Krieg ist eine Notwendigkeit. Aber dieser große Proudhon schließt das größte Werk seines Lebens, in dem er das kommende Jahrhundert als das erste kriegslose bezeichnet, mit folgenden Sätzen: „Für jeden aufrichtigen Menschen, der dem Gange des Krieges gefolgt ist, muß es gewiß sein, daß der Lauf der Dinge dem Frieden zustrebt. Ich möchte sogar die Behauptung wagen, daß die Epoche der Pazifizierung nicht mehr weit entfernt ist. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird der Friede das Werk des neunzehnten Jahrhunderts sein. Aber es scheint so und es ist nicht weniger wahr, daß zur Stunde, wo ich schreibe*) Volk und Regierung mehr als je auf Krieg sinnen. Man könnte sagen, daß die unversöhnliche Kriegsgöttin vor ihrer Höllenfahrt noch ein letztes Opfer fordert; man braucht Blut." Seitdem ist Blut genug geflossen und die Bellona (Kriegsgöttin) mag nun zur Hölle fahren!

Leider selbstverständlich mußte Bismarck herhalten. In unseren Herzen zittert noch der gerechte Schmerz, der sich an das Andenken eines Mannes knüpft, dem wir in den Tagen, da er Großes schuf, aus der Tiefe unserer Empfindung heraus zugejubelt

*) Anfang der fünfziger Jahre.

haben. Deshalb war es nicht gut, ihn hineinzuziehen in den Streit der Meinungen. Ich meine aber weiter, so gut, wie man Bismarck zitierte, sollte man auch Napoleon I., Friedrich den Großen bis hin zu Alexander dem Großen zitieren.

Der Zar hat sich an die Lebendigen, an uns gewandt. Es ist vielleicht sogar richtig, anzunehmen, daß er gerade abgewartet hat, bis dieser Vertreter seines Jahrhunderts, dem auch er ganz gewiß die Ehre zollte, die ihm gebührt, zu Grabe ging, um, nachdem er den Besten seiner Zeit genug gethan, nun uns Genüge zu thun. Wenn wir einmal zitieren wollen, dann lag es nahe, hier zu fragen: Was würde der alte Kaiser zu dieser Botschaft gesagt haben? Wie würde er seinen großen Neffen in die Arme geschlossen haben! Und vor Allem — es sind immer wieder die Musterchristen, um die es sich handelt — warum lassen sie nicht den Geist des großen Friedensfürsten vor uns aufsteigen; nicht eines Jesus, wie er vor 2000 Jahren in Palästina wandelte, aber eines Jesusgeistes, wie wir ihn uns in unser heutiges Volk, in unser Kulturleben hinein versetzt denken müssen. Ich meine es tief ernst: Alle die, die da höhnen, die sich hinter Bismarck verschanzen, werden sie in den Listen nicht als Bismarckianer, sondern als Christen geführt. Warum sagen sie uns nicht, warum fragen sie sich nicht: Was würde Christus zu der Botschaft gesagt haben? Hat unser evangelischer Oberkirchenrat das Thema für die nächste Sonntagspredigt seinen Kanzelrednern aufgegeben: „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen?“ — Noch ein Gedanke, der mir vom ersten Augenblick in der Seele lebte. Mit großem Recht hat Bismarck für sich selbst Ruhe gefordert. Mit demselben Recht fordern auch wir nun, daß man uns in Ruhe lasse mit den Aussprüchen, die seiner Zeit angehört haben. Wir müssen nun unserer Zeit leben und unsere Zeit ausgestalten.

Frankreich. Es ist so bequem, scheinbar selbstverständlich, den französischen Patriotismus als ein Haupthindernis für das Werden des Friedens hinzustellen. Ich glaube nicht an diesen Patriotismus, habe nie an den Ernst, die Widerstandsfähigkeit dieses Zeugs von Patriotismus geglaubt, der sich in den Gassen

und Zeitungen von Paris breit macht. Hinter diesem Patriotismus steht eine Nation, deren Hunderttausende genau so ernst, so richtig über die Gestaltung einer Zukunft denken wie wir. Man sagt: Elsaß-Lothringen! Frankreich werde nie auf den Friedens-Gedanken eingehen, bevor es zurückgegeben oder zurückerobert ist. Wir müssen ernste Worte mit einander sprechen. Dieses sich Hinwegtäuschen über solche Fragen taugt nicht. Aber abgesehen davon, daß schon drei Tage nach der Botschaft das ganze heutige patriotische System mit dem ganzen Revanchegelüst in Paris zusammenbrach, abgesehen davon liegt die Elsaß-Lothringer Frage auch ganz anders. Muß denn immer Einer dem Anderen angehören? Wollen wir denn den Gedanken der Selbständigkeit, der Unabhängigkeit, der Individualität nicht auch in das Leben der Völker hineintragen? Ganz gewiß kann Elsaß-Lothringen unmöglich jemals wieder den Franzosen als Eigentum in dem Sinne zugesprochen werden, wie es ebenso unmöglich ist, daß sie Elsaß-Lothringen erkämpfen werden. Mich hindert nichts, rückhaltlos zu sagen: Warum könnnen die Elsaß-Lothringer nicht sich selbst gehören? Kreta den Kretensern! Kuba den Kubanern! Elsaß-Lothringen den Elsaß-Lothringern!

Das sind Gedanken, die ganz selbstverständlich sich in der Richtung ausgestalten werden, wie ich sie eben angedeutet habe. Daß eine solche Andeutung bei diesem oder jenem Zeitungsschreiber ein Haupt- und Staatsverbrechen ist, als ein Mangel an Patriotismus hingestellt wird, das darf uns nicht abhalten, es rückhaltlos auszusprechen, wie die Entwickelung gehen muß, damit wir zur kriegslosen Zeit kommen. Denken wir dreißig Jahre zurück, als das Entsetzen bei dem einfachen Worte „Deutsch" ein so großes war, daß man es für ehrenrührig hielt, nur daran zu denken, auch Deutsch zu sein! Rückhaltlos und mutig die Konsequenzen ziehen, die sich aus dem Gedanken an die kriegslose Zeit ergeben!

Was haben die Zeitungen gethan? Sie haben natürlich je nach ihrer Beschaffenheit, nach dem Standpunkte der Bildung gesprochen. Es ist unmöglich, sie über einen Leisten zu schlagen. Einige mit Wärme und Sympathie. So ganz rückhaltlos weiß

ich von keiner, daß sie eingetreten sei. Einige haben wenigstens Unterstützung zugesagt. Die Zeitungen dünken sich immer als Politiker, und als solche, meinen sie, muß man doch erwägen. Sie vergessen aber, daß sich der Zar an die Menschen gewendet hat. Wir sind Menschen mit Empfindung, mit rotem, fließendem Blut, und dieses soll uns allmählich die Gedanken geben, die wir brauchen. Aus dem Tintenfaß dürfen wir sie nicht saugen.

Warum sind die Zeitungen zurückhaltend? Es ist eine Art Ehrensache, sich nicht zu täuschen. Man schreibt immer so, daß man morgen sagen kann: „Na ja, wir haben es ja gleich gesagt.“ — Die ausländischen Zeitungen? In jedem Lande giebt es Zeitungen der verschiedensten Schattierung. So haben die, die schon früher für den Frieden gewirkt, sich befleißigt, es zum Ausdruck zu bringen: Männer wie Virchow, — Friedensvereine. Wenn nun aber solche Friedensfreunde als Echo auf diesen großen Zarengedanken ihre Kundgebung damit schließen, daß sie sagen: Haupterfordernis ist nun, daß wir zahlreich den Friedensvereinen beitreten, so bin ich anderer Meinung. Die Friedensvereine müssen sich sagen: „Unsere Zeit ist nun auch bald erfüllt. Wir können dann abrüsten; der Friede ist nun da. Der Friedensgedanke ist in die Idee des ganzen Volkes übergegangen.“

Der Dreibund. Man spricht davon, daß die Kabinette sich zur übereinstimmend rückhaltlosen Antwort geeinigt haben. Das wäre erfreulich. In diesem Zusammengehen des Dreibundes dürften wir die größte Gewähr dafür finden, daß der Friedensgedanke von Mächtigen unterstützt wird.

Betrachtungen, die sich an den Gedankengang des Zaren knüpfen. Es wird soviel von Frieden, Abrüstung, Schiedsgerichten gesprochen. Es ist notwendig, daß wir uns über den Wert, über den Prozeß, den die ganze Entwickelung nimmt, klar sind. Ich meine, daß wir sowohl das Wort „abrüsten“ wie „Schiedsgericht“ nur als eine Begleiterscheinung, als eine Folgerung aus dem Friedensgedanken betrachten dürfen. Ich stehe auf dem Standpunkte und habe den Unterschied zu den Friedensvereinen immer so ausgesprochen und gesagt: Zunächst muß die Friedensstimmung in die Menschen kommen. Das Verlangen nach Frieden muß

sich kund thun in Millionen Herzen innerhalb der Kulturwelt. Die Forderung der Segnungen des Friedens muß kund werden. Kurz: der Friede, das Friedensbedürfnis, das Bewußtsein, daß wir in einer kriegloſen Zeit leben, muß die Gemüter beherrſchen. Alles Andere iſt erſt die Folgerung aus dieſer Stimmung innerhalb der Kulturwelt. Thöricht würde es ſein, wenn wir nachher, bei einem Poſten vorüberkommend, denken wollten: Wenn die Leute nur erſt weg wären! Das kommt nachher Alles.

Die ganze Friedensfrage als eine Geldangelegenheit zu betrachten, iſt nicht die Hauptſache. Die Entwickelung raſt nicht. Erzwingen können wir es nicht. Alſo ich meine, daß wir den Abrüſtungsgedanken nicht ſo auffaſſen müſſen, daß wir, ehe wir überhaupt bereit ſind, ehe die Bereitwilligkeit zum ausſchlaggebenden Faktor innerhalb der Kulturwelt geworden iſt, Abrüſtung betreiben, und ebenſowenig Schiedsgerichte einſetzen werden. Darum brauchen wir uns nicht zu bekümmern, wie wir Streitigkeiten, Meinungsverſchiedenheiten löſen werden, wenn wir nicht mehr die Soldaten haben. Das wird ſich ganz von ſelbſt finden. Der Friede, die kriegloſe Zeit muß aus unſerem Innern herauswachſen, ſonſt wurzelt ſie ja nicht in den Menſchen, und wir, die Menſchen, ſind doch die Träger des Kulturgedankens. Um uns handelt es ſich doch. Nicht Ukaſſe und Konferenzbeſchlüſſe machen es, ſondern die Anſchauungen, die die Menſchheit beherrſchen. Darum iſt das Wichtigſte, daß wir uns ſelbſt wandeln aus bisherigen Kriegsmenſchen zu Friedensmenſchen, — daß die Nationen, die bisher nichts Höheres kannten als eine Vorbereitung darauf, über andere Nationen herzufallen oder andere Nationen abzuwehren, daß dieſe Nationen ſich in den Gedanken hineindenken, hineingewöhnen: ſolche Ueberfälle dürfen nicht mehr vorkommen, wir haben nun die ganze Kraft, die ganze Summe von Intelligenz den Kulturaufgaben zuzuwenden. Der Werdegang iſt der, die Einſicht, daß wir keine Soldaten mehr notwendig haben, muß ſo mächtig ſein im Volke, daß es ganz von ſelber ſo wird, daß Die, die heute vor der Front ſtehen und Anſprachen halten, ſich ſagen: Das kommt nicht mehr vor, daß ich Euch vor den Feind führe. Es iſt ein Widerſpruch zwiſchen

Streben nach Frieden und Rüsten zum Kriege. Aber ich möchte warnen davor, daß nun auf einmal Alles da sein soll.

Frage: Was haben wir von der Konferenz zu erwarten? Das wird davon abhängen, wie die Konferenz zusammengesetzt ist. Nach meinem Geschmacke würde es am Besten sein, wenn die Fürsten selbst tagen würden. Dem steht aber so Manches im Wege. Der russische Kaiser, der österreichische Kaiser, vielleicht als Vorsitzender, unser König und Kaiser, begleitet von anderen deutschen Fürsten, der König von Italien, Dänemark u. s. w. würden wohl hingehen, dann aber haben wir eine 79jährige Königin von England, daneben eine 18jährige Königin von Holland — das sind schon Schwierigkeiten. Eine andere, größere Schwierigkeit ist, daß diese sogenannten „ebenbürtigen" Staatsoberhäupter auch unebenbürtige Staatshäupter neben sich haben, die Präsidenten der Republiken; kurz, ich glaube nicht, daß die Fürsten selbst konferieren werden. Man wird also Diplomaten hinschicken. Das sind Männer, vor denen wir die höchste Achtung haben dürfen, aber es sind Leute, die mit „gebundener Marschroute", mit ganz bestimmten Instruktionen erscheinen, die sie wunderbarer Weise befähigen, immer gerade in entscheidenden Momenten mit dem verbindlichsten Lächeln zu versichern, hierüber noch ohne Instruktion zu sein. Diplomaten sind nicht Menschen, die, wie der Zar es that, mit dem Herzen reden. Sie haben es auch nicht nötig; sie sind Angestellte, die mehr im Sinne von Automaten ihre Stimme abgeben, wie ihnen vorgeschrieben wurde. Wir haben uns von einer Konferenz von Diplomaten also nicht sonderlich viel zu versprechen. Wenn die Fürsten selbst und dazu vielleicht noch Andere, die sich staatsrechtlich oder sonst mit der Frage beschäftigt haben, zu dieser Konferenz geladen würden, so würde vielleicht mehr Leben in die Sache kommen, aber der eigentliche Ausgang der Konferenz würde auch dann kaum allen Erwartungen entsprechen. Wir wissen es Alle, daß unsere Regierung nicht in Fühlung ist mit dem Volksbedürfnis, mit der Volksseele, mit dem Volkswillen, geschweige denn, daß sie verstanden habe, daß der Volkswille die eigentliche Regierung ist. Diese Diplomaten werden das

nicht zustande bringen, was der Zar selber wünscht und wir Alle ernst und heilig begehren. Das darf uns aber nicht beirren.

Man hat sofort höhnend die 1890 berufene Arbeiterschutz-Konferenz herangezogen und darauf hingewiesen, wie wenig sie gebracht. Das liegt aber an ganz anderen Umständen. Der soziale Wille hat nachgelassen allenthalben. Das Alles hat aber nicht gehindert, daß im vorigen Jahre eine großartige, wirksame internationale Arbeiterschutz-Konferenz getagt hat in Zürich, und solche von den Völkern selbst ausgerufene Konferenz wirkt auch, hilft die Stimmung machen. Darum handelt es sich. Wir treten dann erst so recht ein für die Sache.

Aber auch schon heute nach Möglichkeit wirken! Und wenn wir auch der Konferenz keine so große Kraft zusprechen, schon heute alles das thun, was der Einzelne thun kann, das großartige Wollen des Zaren zu unterstützen. Aus der Mitte des Volkes heraus Kundgebungen! Nicht mit großen Telegrammen, Abstimmungen u. s. w.; dazu ist ja die russische Botschaft hier, die ich natürlich von dem heutigen Tage benachrichtigt habe und ich hoffe, daß sie in irgend einer Form hier vertreten sein wird.

Es handelt sich darum, daß in uns hinein der Friedensgedanke dringt, daß wir wirklich mit unserem ganzen Wollen der Sache nahe treten und sie unterstützen.

Schlußwort: Mit unserem Wollen und, was die Hauptsache ist, mit unserem Glauben. Ungezählte Male können wir es in der Zeitung lesen: „Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube." Jawohl, der Glaube fehlt eben. Das ist das Traurige und das Schlimme, daß all diesen Leuten, die sich da mit Religion, Christlichkeit, mit Kirchlichkeit, Bekenntnissen und sonstigen Aeußerlichkeiten brüsten, der wahre Glaube fehlt. Wir glauben an alles Mögliche und Unmögliche außerhalb uns selbst, aber wir glauben bisher nicht gewaltig genug an die Kraft, die in uns lebt, die uns selbst gegeben ist zum Gutsein, zum Immer-Besserwerden, die der Menschheitsseele inne wohnt, den Weg der Entwickelung bergan zu nehmen. Dieser Glaube muß uns durchdringen. Dann erst dürfen wir Schulter an Schulter neben den Zaren treten. Den Kolumbusglauben müssen wir

haben. Kolumbus kannte das Land nicht, wußte nicht, daß es da war; aber er sagte: Ich muß es finden! So groß war der Glaube dieses Mannes, daß, wenn wirklich dieses Land noch nicht dagewesen wäre, die Vorsehung es hätte schaffen müssen; denn ein solcher Glaube durfte nicht getäuscht werden.

Steure, mutiger Segler! Es mag der Witz Dich verhöhnen,
Und der Schiffer am Steuer senken die lässige Hand.
Immer, immer nach West! Dort muß die Küste sich zeigen.
Liegt sie doch deutlich und liegt schimmernd vor Deinem Verstand.
Traue dem leitenden Gott und folge dem schweigenden Weltmeer!
Wär' sie noch nicht, sie stieg jetzt aus den Fluten empor.
Mit dem Genius steht die Natur im ewigen Bunde;
Was der Eine verspricht, leistet die Andre gewiß.*)

So muß auch unser Glaube sein. Wir müssen uns heilig damit durchdringen, daß, wenn wir unsere Pflicht so thun, wie Jeder seine Pflicht nur seiner Ueberzeugung nach thun kann, daß wir dann hineinwachsen müssen, wo hinein wir Alle streben, in die Beruhigung, in die kriegslose Zeit, in die besseren, vernünftigeren Zustände. Ich sagte schon einmal: Die Zeit ist erfüllt. Wir leben in einem Advent und wir haben auch das Adventlied dazu. Wir brauchen bloß unseren alten Kirchengesang zu nehmen: „Mit Ernst, ihr Menschenkinder, das Herz in Euch bestellt." Darum handelt es sich für uns, wir müssen unsere eigenen Herzen bestellen. Wir brauchen, um in den Frieden hineinzuwachsen, Friedensherzen.

Erziehung zur kriegslosen Zeit.**)

Auch der Krieg ist nur eine der Erscheinungen, die ihre Ursache haben in der noch in uns lebenden Ungesittung, in dem noch unvollkommen bei uns entwickelten Gerechtigkeitsempfinden, in dem uns noch beherrschenden Gewaltsinn. Wollen wir also

*) Diese Dichtung Schillers hatte Egidy bei den obigen Ausführungen, die er wiederholt anwandte, im Sinne. Wir haben sie aus diesem Grunde eingefügt. D. H.

**) Vortrag im Berliner Konzerthaus am 11. September 1898.

dem Krieg zu Leibe, so müssen wir der Ungesittung, der Ungerechtigkeit, dem Gewaltsinn zu Leibe. Gewalt nicht zu verwechseln mit Kraft oder mit der aus einer Summe von Kraft sich ergebenden Macht. Kraft und Macht sind gesunde, zugehörige Stücke für die Menschheit. Nur erst der Mißbrauch einer Macht entheiligt die Kraft. Dieser Mißbrauch einer Macht ist es, für den wir das Wort „Gewaltsinn" einsetzen.

Es genügt nicht, daß wir vom Frieden nur in dem Sinne sprechen, daß wir keine Schlachten mehr schlagen wollen. Wir müssen friedfertige Menschen überhaupt werden. Wir müssen den Friedensgedanken in unser Gesamtleben hineintragen. Nur erst, wenn wir, der Einzelne und die Gesamtheit, friedfertige Menschen geworden sind, können wir uns eine Zeit und die Zeit denken, in der wir keine Schlachten mehr schlagen, und indem wir keine Schlachten mehr schlagen, schaffen wir uns die Vorbedingungen, die Zustände, die Atmosphäre, die es uns, dem Einzelnen, ermöglicht, friedfertig zu sein. Wechselwirkung! Dort diese vollkommeneren Zustände, dort dieses Land, das wir uns mit besseren, gerechteren, befriedigenderen Einrichtungen denken, — hier wir Menschen mit dem sehnenden Verlangen nach solchen besseren, vollkommeneren Zuständen.

Wie gelangen wir dorthin? Wer trägt uns hinüber? Niemand! Wir müssen in diese vollkommenere Zeit hineinwachsen. Wir müssen uns für diese besseren, befriedigenderen Zustände erziehen. Wo fangen wir an? An allen Punkten zugleich, aber vornehmlich bei dem Ausgangspunkte; das ist das Ich; das ist jedes Einzelnen Ich im Volke. Wir müssen unsere Innenanschauungen, unseren ganzen inwendigen Menschen umgestalten, derart, daß wir in unserem Innenwesen in Uebereinstimmung kommen mit den Voraussetzungen, mit den Erfordernissen einer kriegfosen Zeit. Ein neues Denken muß uns erfüllen. „Neu" nicht in dem Sinn, als gäbe es überhaupt einen Gedanken, der noch nicht vorher gedacht worden ist. „Neu" nur in dem Sinne, daß wir nach Bethätigung, nach Verwirklichung der guten und ausgereiften Ideen streben, die in unserem Volke leben.

Ausgangspunkt für dieses neue Denken ist der Begriff von der Ebenbürtigkeit. Wir kennen diesen Begriff lange. Aber wir sind gewohnt, die Ebenbürtigkeit uns schichtenweise zu denken, wie wir sie im gothaischen Hofkalender auf unserem Schreibtisch stehen haben. Ebenbürtigkeit innerhalb gewisser Klassen, Stände unseres Volkes. Kriegloſe Zeit — der Mensch, der dahinein wachsen will, muß den Ebenbürtigkeitsgedanken und -Begriff so fassen: Jeder im Volke ebenbürtig Jedem im Volke. Gar keine Klassen und Stände mehr, wie wir sie heute haben. Aus diesem neuen Ebenbürtigkeitsbegriff, der unsere Zukunft beherrschen wird, wachsen mit gleicher Folgerichtigkeit und deshalb auch mit gleicher Energie zwei Gedankenstämme heraus: hier der Gemeinsamkeitsgedanke, und hier der Selbständigkeitsgedanke; — hier der berechtigte Egoismus und hier der pflichtmäßige Altruismus; — hier das Zusammengehörigkeitsbewußtsein, und hier das Selbständigkeitsbewußtsein. Eines so notwendig folgend aus dem Begriff der Ebenbürtigkeit wie das Andere. Beides aber nun nicht so zu verstehen, daß der Einzelne unter uns abwägt, sich entschließt, welchem von beiden Begriffen er zustimmen, sich anschließen will. Der vernünftige Mensch der Zukunft wird mit seinem Empfinden und Denken diese beiden Pole, das soziale Empfinden und das Verständnis für Individualität berühren und wird nun bestrebt sein, die Summe der Pflichten, die zwischen beiden Polen liegen, mit seinem ganzen Wesen auszufüllen.

Die Zusammengehörigkeit hat nur Wert für uns, kann nur eine beglückende für uns sein, wenn wir unsere Individualität, unser Ich kräftigen, wenn wir als Selbstmenschen Jeder für sich eintreten in diese Gemeinsamkeit, in diese neue Zeit, die die Zusammengehörigkeit bedeuten wird. Deswegen neben dem Zusammengehörigkeitsbewußtsein das Selbständigkeitsgefühl. Neben allem sozialen Empfinden die Beanspruchung der Individualität. Aber nicht nur Denen das Recht der Selbständigkeit belassen oder zuerkennen, die heute schon auf Grund der breiten Ellenbogen, mit denen sie durch das Volk durchwandern können, sich dieses Recht gesichert haben: — Erziehung zum Selbständigkeitsbewußtsein; — Herausbildung von Charakteren; — Jeder ein Charakter

im Volk. Das Zusammengehörigkeitsbewußtsein, ohne daß wir den Individuen nun auch das Recht auf Selbstbestimmung zuerkennen, hat keinen Wert. Aber eben dieses Recht nicht nur Denen zuerkannt, die es kraft ihrer heutigen Macht oder gar mit Gewalt in Anspruch nehmen. Dieses Recht Jedem im Volke gegönnt, zuerkannt, Jedem, auch der Frau. Und unsere Mitmenschen, unsere Jugend daraufhin erziehen, daß sie dieses heilige Recht gebrauchen.

Aus diesem Selbstbestimmungsrecht entwickeln sich dann weitere Begriffe. Haben wir gelernt, das Recht der Selbstbestimmung für uns in Anspruch zu nehmen, dann werden wir dieses Recht auch jedem Anderen gönnen, zuerkennen. Sie wissen ja doch, die Wurzel alles unseres Denkens heißt Ebenbürtigkeit. Wir werden tolerant werden. Den Begriff Toleranz aber nicht etwa nur auf das konfessionelle Gebiet beschränkt. Dort ganz selbstverständlich und ohne jede Einschränkung. Den Begriff der Toleranz auch übertragen auf unser sonstiges Alltags- und öffentliches Leben, daß wir es ertragen lernen, wenn die Menschen neben uns und um uns her andere Ansichten über Dieses und Jenes haben, daß wir es ertragen lernen, wenn sie über ihre Lebensweise anders denken. Gerade auch in den Kleinigkeiten, in den Aeußerlichkeiten unseres Lebens tolerant werden. Nicht immer gleich außer sich geraten, wenn Jemand anders gekleidet ist, sich anders beköstigt, eine andere Lebensweise führt, als die Großväter uns gelehrt haben: Toleranz!

Wenn wir diese Toleranz, dieses Verständnis für andere Menschen übertragen auf das Rechtsleben, so kommen wir zu dem Begriff der Milde. Wir werden uns fragen, ob wir denn wirklich alles Das als ein Vergehen, Verbrechen betrachten dürfen, was frühere Menschen, frühere Reichstagsmenschen paragraphenmäßig als Verbrechen und Vergehen bezeichneten. Wir werden weiter, weil wir ja doch den Zusammengehörigkeitsgedanken in den Adern haben, weil wir ja doch gerecht empfinden wollen, uns bei jeder Uebelthat fragen, ob Der, der auf der Anklagebank sitzt, der Allein- oder auch nur Hauptschuldige ist, ob nicht die Zustände, an deren Vorhandensein auch wir schuld sind, mit-

ſchuldig ſind, ob nicht die Verhältniſſe, unter denen er aufwuchs, und die nicht er ſondern die Anderen um ihn herum geſtalteten, ihn zum Uebelthäter machten. Milder die Schuld, die vermeintliche Schuld unſerer Mitmenſchen beurteilen!

Ehe nicht der Einzelne unter uns nach dieſer Richtung hin ſich gewandelt hat, iſt er kein brauchbares, verwendbares Glied für die kriegloſe Zeit, kann er nicht ſeinen Mitmenſchen Wegweiſer ſein in dieſe kriegloſe, gewaltloſe Zeit. Mit der Umwandlung der Anſchauung iſt es nicht gemacht, auf die Bethätigung kommt es an, um die handelt es ſich, und da fangen wir auch wieder bei dem kleinſten Zuſammenſein, bei einem Zuſammenſein an, das eigentlich noch als ein Ich betrachtet werden ſoll, das iſt die Ehe. Solange wir das Verhältnis des Weibes zum Manne noch unter das altjüdiſche Geſetz ſtellen: „Du ſollſt Deinem Manne unterthan ſein, und er ſoll Dein Herr ſein!“ ſolange können wir von einer kriegloſen, gewaltloſen Zeit nicht ſprechen. Solange in uns, im einzelnen Manne und vor Allem in den Jammer-Geſetzbüchern die Idee waltet, daß wirklich der Mann eine Art Herr über die Frau ſein kann, ſolange wird die Frau ſich gegen dieſe Macht, die ſie nicht anzuerkennen braucht, gegen dieſe Gewalt, zu der ein Mann oder das Geſetz ſchreitet, auflehnen. Auflehnung iſt nicht Friede; Auflehnung iſt Krieg.

Wir müſſen überall, auf allen Gebieten anfangen, uns Zuſtände zu ſchaffen, die die Auflehnung beſeitigen, die den Krieg, den inneren, den kleinen Krieg unmöglich machen. Deshalb Wandlung unſeres Begriffs über das Verhältnis des Weibes zum Manne, Wandlung unſerer Vorſtellung über Rechte in der Ehe, beim Einzelnen, in der Geſetzgebung.

Die Ehe erweitert ſich zur Familie. Die Kinder gehören nicht den Eltern. Jedes Kind gehört ſich ſelbſt und gehört in weiterer Linie der Ganzheit. Wenn irgendwo dieſer Gedanke uns klar werden muß, daß es nur noch Individualität und Zuſammengehörigkeit giebt, ſo iſt es hier. Und wenn irgend an einem Beiſpiel wir uns klar machen wollen, daß der Hörigkeitsgedanke überhaupt aus uns und dem Volke heraus muß, ſo hier.

Gewiß gehört ein Kind von Geburt an, von Geburtswegen zur Mutter, und es gehört um der Erziehung willen zu den Eltern, und gewiß erwachsen den Eltern aus ihrer treuen, vernünftigen Pflichterfüllung auch Ansprüche. Aber Eltern, die ihre Kinder wirklich treu, wirklich vernünftig erzogen haben, die brauchen gar nicht um die Dankbarkeit, um die Pietät, um das Zugehörigkeitsbewußtsein der Kinder zu den Eltern, und wenn die Eltern noch so alt und bejahrt werden, besorgt zu sein. Vernünftige Eltern haben dankbare Kinder.

Nun kommen wir weiter zu dem Verhältnis, zu dem Umgang der Menschen unter einander. Die Zeitungen machen ihre sämtlichen, wirklichen und vermeintlichen militärischen Berichterstatter mobil, um uns spaltenlange Abhandlungen über die Abrüstung vorzusetzen. Nicht zu lesen ist das Zeug. Der Hauptgedanke, das Abc des Abrüstungsbegriffs, ist ihnen allen noch ein Dunkel. Bei uns müssen wir anfangen. Die Abrüstungsfrage im Kriegsministerium der Kulturwelt kommt erst im zweiten Akt. Jetzt sind wir vom Zaren gefragt. Jetzt ist an uns die Aufforderung gerichtet, abzurüsten. Und ehe nicht der Einzelne bei sich selber nicht nur Waffenstillstand, sondern Friede, friedlose Zeit geboten hat, eher kann doch das Volk als Ganzes gar nicht in der Verfassung sein, daß wir von einer friedlosen, gewaltlosen Zeit reden können. Abrüsten Jeder bei sich, Jeder für sich, Jeder in sich. Abrüsten gegenüber dem Nebenmenschen, abrüsten gegenüber dem Nachbar, gegenüber dem Gatten, gegenüber Jedem, gegen den wir so leicht Groll empfinden und in Entrüstung geraten.

Ich habe ernst darüber nachgedacht, wie ich Ihnen könnte diesen Abrüstungsgedanken so beibringen, daß er Ihnen leicht eingeht. Ich gebe Ihnen zweierlei mit auf den Weg. Es sind ernste Gedanken, die sich daran knüpfen. Das eine dies: Wir haben gehört, daß man auch die Feinde lieben muß. Wir wissen, daß alle diese Menschen, die jetzt, wo es sich darum handelt, Wille zu machen, der Friedenskundgebung gegenüber sich überaus jammervoll verhalten, daß sie auch an diesem Gedanken scheitern, und uns zum Scheitern führen wollen. Sie haben recht. Aber die Lösung der Schwierigkeit liegt darin, daß wir

eben die Menschen, die wir bisher als Feinde zu betrachten uns gewöhnt haben, nicht mehr als solche betrachten, sowohl im einzelnen Leben wie im Völkerleben, daß wir den Feindesbegriff aus unserem Innern, unserem Denken, Empfinden herausdrücken. Wenn wir keine Feinde mehr haben, wenn wir in diesem Menschen oder in diesem Volk nicht mehr den Feind, den Erbfeind sehen, dann erledigt sich die so schwierige Sache von der Feindesliebe.

Fast noch schwieriger als diese Liebe des Feindes ist es, abzurüsten gegenüber Menschen, gegenüber Männern oder Frauen, die unseren Unwillen um dessentwillen heraufbeschworen haben, daß wir gerade von ihnen das nicht erwarten, daß gerade sie uns diesen Kummer bereiten, daß gerade sie mit dem großen Haufen gehen. Auch hier — eine Art Ei des Kolumbus — ist es notwendig, die Schuld bei sich selber zu suchen. Man hat sie eben zu hoch eingeschätzt. Man muß sich mit der Enttäuschung begnügen, muß sich aber sagen: Ja, dann war der Mann nicht das, wofür du ihn gehalten, oder er war vielleicht etwas mehr und ist herunter gepurzelt und läuft nun mit in der Klasse, von der man etwas Besseres nicht erwartet. Nur eins: Große Gefahr schwebt über uns, wenn wir an dieses Thema kommen: die einer eigenen Ueberhebung. Dieses Mittel, daß wir den Anderen deklassieren, wenn wir uns über ihn geärgert haben, dieses Mittel ist mit größter Vorsicht und nur von Sachverständigen zu gebrauchen. Denn die Frage ist immer die, ob nicht man selber sich etwa zu hoch und unberechtigt hoch einschätzt.

Ich habe die Hoffnung vor denkenden Menschen zu sprechen, und ich bitte Sie herzlich, nicht die Sache abgeschlossen sein zu lassen! Es gehören mehr Minuten, Stunden und Tage, Wochen und Zeiten dazu, um in die Wahrheit und in die Form der Anwendung solcher Gedanken sich hineinzuleben. Nehmen Sie es nicht leicht! Aber wenn ich vor Sie trete und Ihnen sage: abrüsten! dann habe ich die Pflicht, Ihnen auch eine kleine Hilfe dazu zu geben. Die Anwendung steht bei Ihnen.

In diesem Augenblick handelt es sich noch um unseren persönlichen, privaten Verkehr von Mensch zu Mensch. Nun zu

unserem öffentlichen Leben. Eine kriegloſe Zeit ſtreben wir an. Die Vorausſetzung iſt, daß wir unſerem öffentlichen Leben eine Geſtaltung geben, die eben den Mißbrauch der Macht, die die Hörigkeit oder gar Unterthänigkeit beſeitigt, mit anderen Worten: ein Volk, das ſich klar darüber geworden iſt, daß es ſeine Pflicht iſt, die Leitung ſeiner Angelegenheiten ſelbſt in die Hand zu nehmen, oder: ein Volk, das noch nicht reif genug dazu iſt, iſt auch noch nicht reif für eine kriegloſe Zeit.

Ich meine aber, wenn es ſich um unſer Volk handelt; wir ſind reif, reifen wenigſtens heran. Wir können den Augenblick nicht bezeichnen, aber wir leben in einer Zeit, die es uns zur Pflicht macht, eine Verfaſſung anzuſtreben, die das heutige Regieren und Regiert-werden in der Form, wie wir es noch immer haben, beſeitigt, und an deren Stelle Zuſtände ſchafft, die dem Volke die Leitung ſeiner Angelegenheiten in die Hand geben. Daneben nun aber auch wieder heute ſchon abrüſten! Dem Verdruß über die heute noch beſtehenden Zuſtände, der Verſtimmung über alle die möglichen und eigentlich unmöglichen Fehler, die von Seiten der Regierenden gemacht werden, nun mittelſt aller möglichen Kraft Ausdruck zu geben, das iſt nicht die Hauptſache; damit machen wir es nicht. Abrüſten! Nicht vergeſſen, daß auch dieſe Männer, die wir als Organe der Regierung bezeichnen, gar nichts Anderes als unſere Volksgenoſſen ſind, und daß ſie nur die Macht handhaben, die unſere Eltern oder Großeltern oder Urgroßeltern ihnen anvertraut haben, und daß ſie ſie nur in dem Maße handhaben, als ſie meinen, ihre Pflicht ordnungsmäßig erfüllen zu müſſen. Gegen die handgreiflichen Verſtöße kann man ja natürlich ſprechen, kann ſie beklagen, dagegen angehen. Aber nicht ſelbſt in ſeinem Innern ſich erboſen und ſich in wüſten Ausdrücken oder einer falſchen Art der Auflehnung ergehen. Rückhaltlos ausſprechen, rückhaltlos ſagen: „Jawohl, wir ſtreben aus dem Volke heraus eine ganz andere Verfaſſung an!“ Aber nicht die Träger des heutigen Verfaſſungsgedankens beſchimpfen!

Daneben abrüſten der Parteien! Die widerliche Art, wie ſich heute die Parteien im Volke unter einander bekämpfen, die

giebt freilich all den Menschen nicht nur recht, sondern viel Berechtigung, an der Möglichkeit einer kriegslosen Zeit zu zweifeln. Solange der Gedanke der Gehässigkeit, solange die unlauterste Unwahrhaftigkeit noch in unserem öffentlichen Partei- und sonstigen Leben sich breit und geltend macht, solange haben eben die Anderen recht, die an einer kriegslosen Zeit zweifeln. Deshalb auch hier auf Abrüstung bringen! Und wer von uns einer solchen Kriegspartei im Volke angehört, mag für Abrüstung sorgen bei sich und bei den Seinen. Man wird in alle Ewigkeit anderer Ansicht sein wie Andere; das ist noch kein Krieg. Aber die Gehässigkeit, Ungesittung, Ungerechtigkeit, mit der man die Forderung der Anderen bekämpft oder seine eigene geltend macht und der Gewaltsinn, mit dem die Regierung sich hier und da auf diese oder jene Seite stellt, das ist der Kriegsgedanke im Volk, — das muß heraus!

Volkswirtschaftsleben. Ein vollkommeneres Gerechtigkeitsempfinden, wie es ganz selbstverständlich aus dem Ebenbürtigkeitsbegriff herauswächst, lehrt uns, jedem Geborenen das Recht auf die Lebemöglichkeit zuzuerkennen. Und der Zusammengehörigkeitsbegriff, wie er eben auch aus dem Ebenbürtigkeitsgedanken herauswächst, lehrt uns die Pflicht, Einrichtungen zu schaffen, die Jedem im Volke die Lebemöglichkeit gewährleisten, sie sicher stellen für ihn. Die Art dieser Einrichtung hier im Einzelnen auszuführen, geht nicht an. Nur dies:

In einem Staat, wie ihn sich ein Teil unserer Volksgenossen denkt, und wie er ihn als sozial und demokratisch auf der anderen Seite bezeichnet, in dieser Art Staat, der nur den bisherigen ablöst, werden wir die Lebemöglichkeit des Einzelnen nicht in der Art sicher gestellt sehen, wie wir es verlangen, daß ihm nämlich auch das Recht auf Selbstbestimmung gewahrt bleibt. Das Recht auf Lebemöglichkeit und Selbstbestimmung kann nur im Genossenschaftssystem gedacht werden, im freien Genossenschaftssystem, wie es aus dem Bedürfnis des Volkes herauswächst. Erziehung für das Genossenschaftssystem.

Weiter: Gleichzeitig auch bei dem Gedanken unseres volkswirtschaftlichen Gebietes abrüsten! Nicht mehr Jedermanns

Hand gegen Jedermann wie im heutigen Erwerbs- und Wirtschaftsleben. Nicht mehr die Interessengruppen sich feindlich gegenüberstehen, nicht mehr von Arbeitnehmern und Arbeitgebern in dem ganz thörichten Sinne sprechen wie heute, daß man den, der den Tisch gearbeitet hat als Arbeitnehmer betrachtet, und den, in dessen Werkstatt er gefertigt wurde, als Arbeitgeber. Arbeitgeber ist immer nur Der, der den Tisch braucht. Derjenige, der den Hut auf den Kopfe hat, hat den Auftrag für die Arbeit gegeben. Nicht nur Die, die gemeinsam den Hut oder Tisch hergestellt haben, als etwas Zusammengehöriges betrachten; auch wir Anderen, die wir das gebrauchen, wir Konsumenten, bilden mit den Produzenten eine Gemeinsamkeit, eine Genossenschaft. Der Genossenschaftsgedanke muß uns wirklich so durchdringen, daß alle diese Interessengegensätze, wie wir sie heute noch als Selbstverständlichkeit ansehen, aus unserem Denken herauskommen, und daß unser Volkswirtschaftsleben wirklich eine vernünftige Einheitlichkeit darstellt. Das erst ist der Anfang, ist eine Begleiterscheinung, eine Voraussetzung für die krieglose Zeit.

Konfessionelles Leben. Auch hier giebt es nur zwei Gedanken: der Gemeinsamkeitsgedanke und der Selbständigkeitsgedanke. Die Religiosität, der Drang nach Vervollkommnung, der innere Wachstumsdrang, das Streben nach Gesittung, alles das, was wir unter Religion, unter Religiosität zu verstehen haben, ist nicht Privatsache; das ist erst recht Gemeinsamkeitssache. An diesem Streben nach Vervollkommnung, an der Religiosität, an dem Drang nach einem Vorwärts-aufwärts-Steigen in der Gesittung haben wir Alle teil. Und auch das Aeußere dazu, die Weihe, die Andacht, auch das ist Gemeinsamkeitssache. Solange die Gemeinsamkeit es für ihre Pflicht hält, Parks, Museen, öffentliche Badeanstalten zu errichten, wird die Gemeinsamkeit auch in dem Maße, wie das Bedürfnis im Volke nach Andacht und Weihe besteht — und es wird bestehen, wird erst wieder lebendig in uns werden, wenn wir den heutigen Konfessionalismus überwunden haben — für Errichtung solcher Andachtsstätten sorgen müssen, sorgen wollen.

Neben diesem Gemeinsamkeitsgedanken nun aber den Selbst-

ständigkeitsbegriff. Jeder Mensch sein eigener Hoheprieſter! So viele denkende Menſchen — ſo viele Konfeſſionen! Toleranz!

Es geht die Nebenmenſchen, die Menſchen um uns her, die Oeffentlichkeit, den Staat garnichts an, was der Einzelne glaubt und was nicht. Wir müſſen unſer öffentliches Leben buchſtäblich entkonfeſſionaliſieren. Dieſe Rubriken „Konfeſſion“ oder fälſchlich „Religion“ genannt, müſſen heraus aus dem ganzen Liſtenkram unſeres Volkslebens. — Das iſt Uebertragung des Begriffs der Toleranz, das iſt Uebertragung des Gemeinſamkeitsgedankens ſowohl wie des Selbſtändigkeitsbewußtſeins auf unſer konfeſſionelles Leben.

Damit beſeitigen wir zugleich die heutige Feindſeligkeit, die in unſerem Volke in der Konfeſſion herrſcht. Damit erleichtern wir es dem Einzelnen, abzurüſten. Solange wir noch Konfeſſionelles im Volke treiben, iſt an eine kriegloſe Zeit nicht zu denken.

Nun zu unſerem Rechtsleben. Mehr Milde! Die Schuld unſerer Mitmenſchen gerechter abwägen! Mehr ſich fragen, ob denn wirklich dieſe oder jene Handlung in dem Sinne Verbrechen iſt, wie das Geſetz es heute meint, und ob wirklich eine ſo ſchwere Ahndung notwendig iſt. Gerechter ſein auf dieſem Gebiete, ſich ſelber ſo viel Schuld zuerkennen, als uns, die Gemeinſamkeit und auch die Richter, die im Talar ſitzen, mittrifft. Und alle dieſe Summen von Schuld abziehen von dem Uebelthäter, dann wird man zu einer Strafart, zu einem Rechtsbegriff kommen, der der kriegloſen Zeit mehr entſpricht, der uns ſelbſt zu geſitteten Menſchen macht, der uns ſelbſt den Stempel des Gerecht-ſein-wollens aufdrückt.

Das ſind die Anforderungen, die der Fortſchritt in der Geſittung, das Reifen in der Gerechtigkeit, die Bekämpfung des Gewaltſinns, die das innere Abrüſten an uns ſtellen. Wenn wir aber von der Erziehung zur kriegloſen Zeit ſprechen, denken wir ganz von ſelbſt, wenn wir auch nicht zuerſt daran denken dürfen, an unſere Kinder. Zuerſt an uns; denn wir haben es am Nötigſten; denn wir ſollen ihnen Vorbild ſein. Dann an eine Erziehung der Jugend.

Mit den Aeußerlichkeiten ist es nicht gemacht. Wenn die Kinder am ersten Weihnachtstage mit dem Helm, mit einer Rüstung herumlaufen und trompeten, dann ist noch lange die Sache nicht so schlimm. Wir haben Alle Räuber und Prinzessin gespielt und sind weder Räuber und Prinzessinnen geworden, haben Indianer gespielt und sind ganz ruhig in Deutschland geblieben. Es ist besser, ein gesunder Junge fuchtelt mit seinem Säbel in der Luft herum und stürmt regelrecht seine Sandfestungen, ohne Jemand weh zu thun oder auch nur weh thun zu können, als ein verzärtelter Schwächling spaziert an der Hand der Mutter und vergnügt sich, mit seinem Spazierstock auf einen Ameisenhaufen loszuhauen oder den Wiesenblumen die Köpfe abzuschlagen. Wenn die Kinder unter Führung ihres Lehrers im Grunewald die Ameisenhaufen zerstören, oder wenn die kleinen Mädchen durch die Wiese ziehen und den Blumen die Köpfe abhauen, dann ist es schlimm, dann ist auf die Gesinnung der Kinder nicht gewirkt worden. Dann wissen die Kinder nicht, daß Alles zusammengehört, auch die Natur, daß ein milder Mensch, ein kleines Wesen, das da hineinwachsen soll in die kriegslose Zeit, nicht seine Kraft gegen einen Ameisenhaufen mißbraucht, und daß ein kleines Mädchen nicht freundliche Gesinnung in sich bewahrt, wenn es gedanken- und lieblos den kleinen Blumen, die auch noch andere erfreuen sollen, die Köpfe abhaut.

Man hat sich im Westen und Süden unseres Landes gestritten, ob es zuviel ist, wenn die Schlacht von Sedan fünf oder neun Seiten lang behandelt wird. Wenn ein richtiger Lehrer vor der Klasse steht, dann kann sie neunzig Seiten lang behandelt sein, und er wird seinen Kindern doch den richtigen Gedanken über Sedan eingeben. Und wenn ein thörichter Lehrer vor der Jugend steht, dann sind auch zwei Seiten Sedan viel zu viel. Dieser macht es mit einem Satz, daß er in der Jugend die Gedanken erweckt, die niedergeschlagen werden sollen, wenn wir uns selbst erziehen wollen. Also die äußeren Formen in Spielsachen und Schulangelegenheiten machen es nicht, sondern der Geist, unter dem wir den Sedantag verleben! In einer Anstalt benutzte der Leiter den Sedantag dazu, die Friedensbotschaft vorzulesen. Das ist richtige Sedanfeier.

Mit anderen Worten: Nicht in Kleinigkeiten und Aeußerlichkeiten, nicht in gewissen Dingen es suchen, die uns noch im Blut und in den Formen liegen, sondern es darin suchen, daß wir den richtigen Geist in unsere Kinder hineintragen. Jedes Wort, jede Erzählung, die Erzählungen der blutigsten Dinge aus der Vergangenheit und jedes Vorgangs aus der Geschichte werden dazu führen, in dem kleinen Wesen die Ueberzeugung, den zuversichtlichsten Glauben zu erwecken, daß es eben nun anders wird, daß das eben ein Zubehör für die Vergangenheit war, daß aber die Zukunft, die Zeit, für die wir Kinder heranreifen und wachsen, eben ganz anders aussehen wird, daß wir Kinder also auch unser eigenes Innere mit ganz anderen Vorsätzen, Anschauungen, Wünschen und Pflichten anzufüllen haben. Und was ich eingangs sagte, noch einmal: unsere eigene Erziehung ist das Wichtigste.

Vorbild im Hause und in der Schule überall der Jugend sein, Vorbild aber auch Jeder dem Anderen. Das wissen wir Alle, daß es von gewaltiger Bedeutung ist, von welcher Stelle die Erziehung ausgeht. Und wenn wir auch jeder Einzelne uns verpflichtet fühlen und verpflichtet sind, dem Anderen Erzieher für die friegloſe Zeit zu sein, so haben wir doch gewisse Stellen im Volke, von denen aus machtvoll eine gute Erziehung in diesem Sinne ausgehen könnte.

Da ist zunächst unser Zeitungswesen. Wenn wir uns fragen: Wie erfüllt das Zeitungswesen seine Pflicht, wie handelt es gegenüber der Möglichkeit, ein Erzieher zur friegloſen Zeit zu sein? so fällt unsere Antwort so traurig, beschämend aus, daß wir gar keinen Ausdruck dafür finden. Gerade die letzten vierzehn Tage haben uns das wieder gezeigt. Wie haben die Zeitungen sich gegenüber der Friedensbotschaft des Zaren benommen! Und dabei ist das noch gar nicht das Traurigste, daß einige, von denen man nichts Anderes zu erwarten hatte, in ihrem Tone weiter oder kräftiger bliesen, damit ja nicht der Klang der Gesittung gehört werde, — sondern auch solche Zeitungen, die nun aus diesem oder jenem Grunde zu der Hoffnung berechtigten, daß sie nun wenigstens würden rückhaltlos den Friedensgedanken weiterspinnen, aufnehmen, daß auch die versagten, daß sie — und

das ist das Jämmerliche an der Sache — nach der Wilhelmstraße hinschielten und umlenkten und durch dies Manöverreiten völlig unklar wurden, und nun in einen Ton verfielen, den man nicht erwarten konnte. Und andere Organe giebt es, die nach dieser Richtung hin noch viel mehr enttäuschten. Ich habe thatsächlich volle zwei Tage mit der Ueberlegung zugebracht, ob ich sollte heute auf den Artikel hin, den ich in der „Hilfe" gelesen hatte, ein Wort sagen, ob ich das Verhalten der „Hilfe", das mich allerdings in dem Sinne zu einer Entrüstung gebracht hatte, wovon ich vorhin sprach — aber ich habe bei mir schon wieder abgerüstet — ob ich das heute hier mit einfließen und brandmarken sollte, weil von diesem Organ ich diese höhnende Art nicht erwartet hatte. Noch als ich herkam, sagte ich: ich lasse es offen. Aber da man Ihnen draußen*) den Jammerartikel in die Hand gedrückt hat, will ich auch sprechen. Naumann ist eben nicht mehr derselbe Mann, der die „Briefe an die reichen Leute" geschrieben. Er ist unter die Diplomaten gegangen, unter die Tagespolitiker. „Gottes-Hilfe, Bruder-Hilfe, Selbst-Hilfe, Staats-Hilfe." Ja, das sind stolze Worte, und drin wird mit Hohn und Witzen gearbeitet. Mit dem „Simplizissimus" kommen sie doch nicht mit, der ist ihnen hundertmal über. Ein Blatt, das die kriegslose Zeit verhöhnt, und sich sonst als Vertreter von Religion und Christentum gebärdet! Nichts ist gefährlicher als der Hohn und am Gefährlichsten, wenn er von Männern ausgeht wie der Pfarrer Naumann.

Die Volksvertretung. Die Antwort ist gesprochen. — Traurig, daß unsere Volksvertretung selbst gar nichts Anderes darstellt als ein Kriegslager, daß sie nicht von uns betrachtet wird als eine Gemeinsamkeit, die geschlossen für des Volkes Wohl und Bestes arbeitet, sondern als zwei Heer- und Parteilager, die sich bekämpfen, jeweilig von der Regierung unterstützt oder dazu bereit.

Traurig genug ist das Verhalten vieler einzelner Volksvertreter, weit entfernt, für uns irgendwie vorbildlich-erziehlich

*) Die Nr. 37 der „Hilfe" war am Eingang des Konzerthauses ohne Vorwissen des Einberufers verteilt worden. D. H.

oder gar erziehlich im Sinne der kriegloſen Zeit zu wirken. Selbſt der Mann, der ſich als ein Hauptvertreter der ſogenannten Zukunftspartei betrachtet, Bebel, hat ſich wohl ausgelaſſen über die Frage, ob Miliz oder ſtehendes Heer, aber für die Vorfrage, ob denn überhaupt Krieg in Sicht ſei in aller Ewigkeit, kein Wort gehabt. Die einzelnen Parteien rühmen ſich, wie ſie dem Militarismus zu Leibe gehen. Damit machen wir es doch nicht. Wenn Zeitungen ſchreiben, daß ich dem Militarismus zu Leibe gegangen bin, ſo ſtehe ich auf einem ganz anderen Standpunkte. Mit dem unverſtändigen Reden gegenüber Einrichtungen und Vorkommniſſen, die nun einmal mit dem „Krieg in Sicht“ in notwendigem Zuſammenhange ſtehen, machen wir es nicht. Die kriegloſe Zeit anbahnen auch in der Volksvertretung! Aber wir ſelber auch nun wieder „abrüſten“ bei uns ſelbſt gegenüber den Zeitungen, gegenüber der Volksvertretung!

Ich habe genau in dem Stile, der durch meinen ganzen Vortrag ging, mich rückhaltlos über die Zeitungen und beſonders über die Hilfe ausgeſprochen. Aber ich verſichere: ich habe bereits abgerüſtet. Ich ſage mir: Es kann eben Niemand über ſich hinauswachſen, und die Politik verdirbt wirklich gar zu ſehr die Natur. Darin liegt die Gefahr. Wenn man ſeine Natur ſich erhalten will, dann darf man nicht Tagespolitiker in dem Sinne werden, wie ſich Viele zu Gute thun, es zu ſein.

Die Kanzel. Wir wollen es nicht beklagen, daß ſo viele noch in unſerem Volke gewöhnt ſind, das Wort, das von der Kanzel her erklingt, als ein beſonders richtiges, wertvolles, machtvolles für ſie zu betrachten. Es iſt das Vielen im Volke, die keine andere Stelle kennen, zu gönnen. Nur müſſen wir dann wünſchen, daß auf die Kanzel nur ſolche Männer treten, die eben Erzieher für das Volk ſind und die in der jetzigen Zeit, wo es ſich um die Anbahnung der kriegloſen Zeit handelt, auch wirklich Erzieher zur kriegloſen Zeit ſind. Wenn wir uns da fragen: Wirken die Worte, die von der Kanzel herab ergehen, auf die Gemeinde im Sinne der Friedfertigkeit, im Sinne des Abrüſtens? Haben inſonderheit — und ich muß hier einen Gedanken vom vorigen Mal wiederholen — haben die Geiſtlichen die Friedens-

botschaft des Zaren benutzt, um an die Gemeinde Worte der Friedfertigkeit, Worte des Glaubens zu richten? Eine Zeitung, „Das Volk", beurteilt meinen Vortrag glänzend richtig; es schreibt: „Egidy legt die Zarenkundgebung wie eine Bibelstelle aus." Das ist richtig, wenn es auch „Das Volk" ein bischen anders meint. Nach meiner Meinung ist es ein Stück Offenbarung, die man ruhig sollte hineinheften in jede Hausbibel, verständlicher, weil für die Gegenwart geschmiedet, als die ganze Offenbarung Johannis für uns ist.

Haben die Geistlichen die Zarenkundgebung als eine Offenbarung behandelt? Haben sie zu ihrer Gemeinde davon gesprochen? Es ist manchmal schwer „abzurüsten". Aber wir müssen, werden uns sagen, solange die eine Kirche noch die streitbare Kirche ist, der Friedensgedanke ja überhaupt ausgeschlossen ist, und daß, da die andere Kirche sich als nichts Anderes betrachtet, als die dienende Magd der heutigen Staats- und Regierungsform, der sogenannten gegenwärtigen Ordnung, auch von dieser Kirche eine Erziehung zu etwas Vollkommenerem, eine Förderung des Wachstumsdranges nicht zu erwarten ist. Gerade die Kirchen hemmen den Vervollkommnungsdrang, die Religiosität im Menschen, weil sie die Vertreter des Beharrungstriebes sind, während wir doch unter Weltordnung Wandel, Wachstum, Vervollkommnung zu verstehen haben, während wir doch genau wissen, daß es nicht von je her so gewesen ist, sondern daß Alles geworden ist und sich wieder wandelt.

Der Thron. Welcher Segen, welcher erziehlich fördernde Segen vom Thron ausgehen könnte, das brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Wie sehr es die Fürsten aller Länder in der Hand haben, wie leicht es ihnen gemacht ist, ihrem Volke Vorbild, fördernder Erzieher zu sein, das wissen wir Alle. Und wenn wir uns nun fragen: Inwieweit sind die Fürsten Europas heute Förderer des Friedensgedankens? so ist Mancher vielleicht um die Antwort verlegen.

Wir wissen, daß von Moskau her eben ernste, bedeutsame Worte gesprochen wurden, und wir wissen — ich wenigstens habe keinen Zweifel —, daß diese Worte einer reinen, heiligen, geläuterten Empfindung entsprungen sind. Wir haben große

Antworten von nirgends her vernommen. Es ist selbstverständlich, daß wir da besonders an unseren König denken. Wir sind von ihm gewöhnt, daß er uns Friedenskundgebungen bringt. Er läßt seit Jahr und Tag keine Gelegenheit vorübergehen, bei der er uns nicht seinen ernsten Willen ausspricht, den Frieden zu erhalten. Wir haben keinen Grund, daran zu zweifeln, daß ihm das auch ernster, heiliger Wille ist. Jetzt aber, da ihm von anderer Seite eine Anregung kommt, nun auch seinem so oft ausgesprochenen Willen eine Richtung zu geben, die unmittelbar, und die in einer anderen Weise, anderer Mittel sich bedienend, uns den Frieden sichern soll, jetzt hat der König weder mit der Impulsivität noch mit der Art geantwortet, die wir an ihm gewöhnt waren und die wir bei ihm gewünscht hätten. Wir haben nichts von einem Telegramm gelesen, wie wir es doch sonst gewohnt sind. Wir haben noch von keiner Kundgebung gehört, die einen direkten, unmittelbaren, freudigen Einklang mit den Zarenworten bedeutet. Der König hält vorläufig noch an seiner Auffassung fest und hat es — und das ist bedeutsam — während wir aus den Manöverreden früherer Jahre eigentlich die Worte „auch vor dem Feinde" nur noch selten hörten, diesmal ausgesprochen: Der König hält daran fest, betont es, spricht es aus, — man darf wohl sagen als Antwort, und man muß also auch sagen, als Gegensätzlichkeit zur Meinung des Zaren — daß wir ebenso, gerade so oder noch mehr gerüstet bleiben müssen, um uns den Frieden zu erhalten.

Wir haben volles Recht, darüber betrübt zu sein, es für einen Fehler zu halten, haben volles Recht, es anders zu wünschen. Aber wir haben die Pflicht, auch hier verständnisvoll zu urteilen. Auch hier darf es in unserem Innern gar nicht erst zu einer „Ent"rüstung kommen. Rechtzeitig soll Jeder bei sich abrüsten. Wir haben keinen Grund, daran zu zweifeln, daß es eben des Königs Ueberzeugung noch so ist. Wir wissen es doch von vielen Anderen im Volke, daß auch ihre wirkliche, ehrliche Ueberzeugung es ist — auch bei Pfarrer Naumann —, daß wir heute noch nicht abrüsten dürfen. Und es hat Jeder das Recht, diese Ueberzeugung auszusprechen, auch der König.

Hätte er eine Beraterin gehabt wie der Kaiser von Rußland, so würde diese Frau ihm vielleicht gesagt haben: „Und wenn Du selbst Dich heute noch nicht zu diesem Glauben durchringen kannst, dann störe wenigstens nicht den Glauben der Anderen, dann sei Du nicht Veranlassung und Vorwand für Tausende und Abertausende in den Zeitungen und Volksvertretungen, daß auch sie den schönen, heiligen, von tiefer Religiosität getragenen Glauben an die Vervollkommnung unsere Zustände anfeinden, bemäkeln, stören oder gar selbst verhöhnen." Das wäre das Richtigste gewesen; das würde unserem Herzen wohlgethan haben.

Wir sind alle Menschen, auch der König ist ein Mensch wie ich, und wie es mir passiert ist, daß ich hier beim Eintritt ärgerlich auf das Blatt und den Artikel schlug, der mir vorgelegt wurde, so dürfen wir uns auch nicht wundern, wenn eine so kraftvoll-volle Natur, wie sie der König hat, eben impulsiv sprach. Aber es kann ja anders werden.

Wollen wir dem Kriege zu Leibe, so müssen wir der Ungerechtigkeit, der Ungesittung, dem Gewaltsinn zu Leibe. Erziehung zur kriegslosen Zeit! Abrüsten Jeder bei sich! So Jeder ein Wegweiser dem Anderen in die kriegslose Zeit! Und so, das ist wenigstens unser heißestes Begehren, unser Volk, unser reichbegabtes Volk den anderen Völkern des Erdrunds ein Wegweiser in die kriegslose Zeit!

So, nur so dürfen wir uns eine Erfüllung der stolzen Prophezeihung denken: „Und es soll am deutschen Wesen noch einmal die Welt genesen!" Unser ernstes, tiefinnerstes Hoffen ist, daß der erste der Deutschen, unser König, nicht fehlt, sondern an der Spitze ist, wenn es sich darum handelt, diese neue Bahn bergan einzuschlagen. Vielleicht geben ihm die heiligen Stätten, die er aufzusuchen im Begriff ist, etwas von dem Abrüstungswesen Jesu in sein Herz: „Stecke dein Schwert an seinen Ort!" Möge er ausziehen als großmächtigster Kriegsherr, möge er dort seines Amtes walten als Königlicher Bischof, möge er aber heimkehren zu uns, Geist von seinem Geist: ein Erzieher zum Frieden!

Die militärischen Gesichtspunkte der vom Zaren angeregten Aktion.*)

Nur weil die Schriftleitung das Thema so stellte, nehme ich diese Ueberschrift. Für mich giebt es zunächst noch keine spezifisch-militärischen Gesichtspunkte. Das ist der große Fehler, der — unabsichtlich, aber auch böswillig — von den Kulturbremsern (man könnte auch sagen: von den Feinden der Religion und des Christentums) gemacht wird, daß sie die großartige Zarenbotschaft heute schon militärisch-technisch beleuchten oder gar anfassen wollen. Der Appell des Zaren ist nicht an die Kriegsministerien der Kulturstaaten, er ist — der noch üblichen Form halber — an die Regierungen, in Wirklichkeit aber direkt und ganz unmittelbar an jeden einzelnen Zeitgenossen, an die Völker als solche, an die Kulturwelt als Ganzes gerichtet. So haben wir die Kundgebung aufzufassen; so muß auch die Antwort erfolgen. Nicht die Kriegsministerien haben das erste Wort; wir, jeder Einzelne unter uns, hat das erste und auch das letzte Wort in der Sache. Wir sind gefragt. Sie sind gefragt und auch Ihre Frau ist gefragt; Ihre Hausgenossin ist gefragt, auch wenn Sie sie noch als „Dienstmädchen" bezeichnen oder gar behandeln, und der Setzer dieser Niederschrift ist gefragt. Gefragt sind „auch" die Fürsten, sind „auch" die Minister, sind „auch" die Zeitungsgewaltigen, aber sie entscheiden nicht. Wir entscheiden; der Volkswille, wie er sich aus der Summe aller selbständigen und unabhängigen Einzelwillen ergiebt, entscheidet. Einzig und nur auf unser Wollen kommt es an: ob wir, der einzelne Engländer, der einzelne Schweizer, der einzelne Oesterreicher noch länger unter „Krieg in naher oder ferner Sicht" leben, oder ob wir eintreten wollen in die kriegloſe Zeit. Der heutige Nur-Waffenstillstand, den man heuchlerisch „Friede" nennt, ist kein Zustand, würdig einer in der Erkenntnis wachsenden, zur Vernünftigkeit heranreifenden Kulturwelt. Was bisher genügte, genügt deshalb noch nicht auf die

*) Versöhnung Nr. 28, 1898. Auf Verlangen der „Wiener Zeit" geschrieben für Nr. 207.

Dauer. Nicht viele Worte wollen wir in dieſer Beziehung an die Vergangenheit verſchwenden; nur dieſes: Es war ſo; es hat (meiner Vorſtellung vom Weſen der Weltordnung nach) auch ſo ſein müſſen; folglich war es (auch wieder meiner Vorſtellung nach) gut ſo. Jetzt aber hat der Zar uns gefragt, ob wir der Meinung ſind, daß alles das, was bisher „gut ſo" war, in alle Ewigkeit hin ſo bleiben ſoll; ob die Menſchen von 1905 nach Chriſti Geburt dieſelbe Auffaſſung von „gut ſo" haben müſſen, wie die Menſchen von 1905 vor Chriſti Geburt.

Der Zar weiß, daß die Allmacht nicht hernieder ſteigt und uns Weiſungen über die Zukunftsgeſtaltung unſeres Erdenlebens giebt; deshalb unterbreitet er uns Vorſchläge, wie, nach ſeiner Erkenntnis vom Weſen des Allmachtgeſetzes, es an der Zeit iſt, daß wir unſer Leben einrichten. Der Zar weiß, daß ſein Kaiſerlicher Vetter, der König von Preußen, ſo groß auch die Hoffnungen ſind, die Viele an ſeine Paläſtinareiſe knüpfen, doch ſchwerlich neue Geſetztafeln auf dem Berge Sinai in Empfang nehmen wird; deshalb ſchlägt er vor, daß wir uns ſelbſt die Geſetze geben, nach denen wir fortan miteinander leben wollen. Der Zar weiß und ſpricht es mit klaren und ſchönen Worten aus: „Im Verlaufe der letzten zwanzig Jahre hat der Wunſch nach einer allgemeinen Beruhigung in dem Empfinden der ziviliſierten Nationen beſonders feſten Fuß gefaßt"; deshalb fordert er uns auf, dieſen Wunſch in Thaten umzuſetzen. All dieſes geht den uniformierten Menſchen und deſſen Verwaltungsorgane nicht mehr an, als jeden anderen Menſchen. Der Zar ſtellt ja die Befähigung der Nationen zum Kriegführen nicht in Abrede, noch ſinnt er darauf, wie er die Völker entkräften oder in ihrer Geſundung aufhalten könnte. Der Zar iſt nur der Anſicht, daß die zur Vernunft gelangenden Völker ihre Kraft und ihre Intelligenz, ihre Religioſität und ihre Geſundheit, ihr Wiſſen und ihre Pflichttreue beſſer in den unmittelbaren Dienſt der Volkswohlfahrt, als zur Verfügung eines Schlachtengottes altjüdiſcher Herkunft ſtellen.

Für den Vorſchlag des Zaren ſind Soldatentum und Abrüſtung, Friedenskonferenz und Schiedsgericht nur Begleiterſcheinungen; ſind nur die aus dem gewordenen Frieden heraus zu folgern-

den Selbstverständlichkeiten, an die man im Moment zwar schon denken kann, durch deren übereilte Besprechung und Ergründung man aber die Gemüter und Köpfe unnötig verwirrt und den denkträgen und blutleeren Gesellen nur Verschanzungen hinstellt, hinter denen sie ihre schadhaften und gebrechlichen Gründe auffahren. — Wenn man in einer Stadt heute den Entschluß faßt, den gesamten bisherigen Pferde-Straßenbahnverkehr in elektrischen umzuwandeln, so werden zwar auch eine ganze Anzahl Menschen sofort an all die tausend, vielleicht mehr als tausend, damit zusammenhängenden Folgerungen: Pferdeverbleib, Erwerb für die Pferdezüchter, Futterlieferanten, Schmiede, Bauleute (Ställe), Wolldeckenlieferanten, Sattler u. s. w denken, wer aber von den bestimmenden Männern ließe sich in seiner Freude an dem Neuen durch solche Erwägungen beirren? Ist nur erst die Bereitwilligkeit da, ist der Entschluß gefaßt, den Vervollkommnungsschritt zu thun, dann erledigen sich die Nebenfragen von selbst. So auch ergiebt sich die Abrüstung, wenn nur erst der Friedensgedanke platzgegriffen hat, ganz von selbst.

Der Champagnerrausch, den sich die Franzosen 1896 in Petersburg holten, war allerdings etwas dauerhaft. Neben allen anderen Beseitigungsmitteln der letzten Zeit und der letzten Tage wird auch das Pulverchen seine Wirkung nicht verfehlen, das ihnen der Zar soeben ganz unvermerkt beibrachte: „Im Namen des Friedens haben große Staaten mächtige Bündnisse miteinander abgeschlossen"; heißt: entweder wurde, gleich dem Dreibund, auch das russisch-französische Bündnis „im Namen des Friedens" abgeschlossen, oder, was das wahrscheinlichere, es existiert überhaupt nicht. Wenn darauf hin und infolge einer überhaupt fühlbar werdenden gesunden Ernüchterung der Gesamtzustand Frankreichs sich erst soweit gewandelt haben wird, daß der einzelne (bessere) Franzose fähig ist, die Botschaft im richtigen Sinne auf sich wirken zu lassen; wenn man erst an der Seine à bas la guerre rufen wird; (hier schaltet die Redaktion der „Zeit" folgende Bemerkung ein: Wir hatten diesen Artikel schon in Händen, als, wenige Tage danach, in Frankreich die Militärbevollmächtigten der fremden Nationen auf dem Manöverfelde

von der Bevölkerung mit „Es lebe die Abrüstung" begrüßt wurden;) wenn das amtliche Frankreich, gedrängt von seiner Regierung, — dem Volkswillen — erst öffentlich erklärt haben wird: „das Volk Frankreichs ist der Friede," dann reifen Abrüstungs- und Schiedsgerichtsfragen mit so erstaunlicher Schnelle, daß alle Betrachtungen darüber durch die selbstverständlichen Geschehnisse überholt werden. Wenn der Kompagniechef erst gelegentlich der Rekrutenvereidigung in Verlegenheit gerät, wie er die jungen Soldaten für den ersten Kriegsruf begeistern soll, weil er selbst davon überzeugt ist, daß wir bereits in der kriegslosen Zeit leben; wenn erst dem kriegseligsten Husarenkommandeur die „blutgewetzten Klingen" in der Kehle stecken bleiben, weil er merkt, daß die kleinen Lieutenants verschmitzt lächeln: „is ja nicht mehr"; wenn erst der Ehrlichkeitsdrang im obersten Kriegsherrn beim feierlichen Parade-Essen den Gedanken „Im Ernstfalle auch vor dem Feinde" unterdrückt, weil er sich sagt: Dieser Ernstfall kommt nicht — dann ist es Zeit, an die Abrüstung zu denken. Dann braucht sich aber weder Zeitung noch Zeitschrift, weder Volksvertreter noch Privatpolitiker sehr darum zu kümmern oder zu sorgen. Das machen dann die großartigen Organisationstalente, die in allen europäischen Herren heutzutage leben, und machen es mit derselben Promptheit und Gewissenhaftigkeit, mit der bis zur Stunde die Vorbereitungen zu dem angesagten, von Zeit zu Zeit bestimmt versprochenen, aber endgiltig abbestellten Weltbrand getroffen wurden. Das weiß nicht nur der Soldat, der, wie es mir vergönnt war, während voller fünfundzwanzig Jahre zu Kriegs- und Friedenszeiten inmitten dieses unübertrefflichen großartigen Getriebes eines modernen (des preußisch-deutschen) Heerwesens stand, und — im damaligen Kriegsglauben — eben so begeistert auf den Krieg hin wirkte, wie ich jetzt — in der Gewißheit der angebrochenen kriegslosen Zeit — deren Vorbereitung als meine Lebensaufgabe betrachte; das weiß man, sollte man wenigstens allenthalben, auch „im Volke" wissen, und sollte sich um das technische, entorganisierende „Wie" nicht sorgen.

„Ueber die militärischen Gesichtspunkte der vom Zaren angeregten Aktion verweigern die uns bekannten militärischen Schrift-

ller jede Auskunft," schreibt der Herausgeber einer Zeitschrift.
as will ich glauben. Wer kann Auskunft geben, wo auch nicht
s Allergeringste beschlossen, vorbereitet oder besprochen, kaum
rüber nachgedacht wurde. Selber darüber nachdenken werden
: Herren nicht gewollt haben; hat auch sein Bedenkliches, weil
s wirkliche „Wie" doch erst im entscheidenden Moment bestimmt
rd, dann aber ganz und gar und in allen Einzelheiten davon
hängt, in welchem Grade der Friedensgedanke sich der Völker
d der amtlichen Organe im jeweiligen Zeitpunkte bemächtigt
t. Um mit dieser Vorstellung bei sich fertig zu werden, ist
twendig, sich zu vergegenwärtigen: die kriegloſe Zeit kann und
rd nicht der Ausfluß eines einseitigen Wunsches, selbst nicht
: Vollstreckung eines mächtigen Willens sein; die kriegloſe Zeit,
f deren Schwelle wir stehen, dürfen wir uns nur als das Er-
bnis einer rückhaltloſen und auch in gewissen Einzelheiten ab-
klärten Uebereinstimmung unter den maßgebenden Kulturvölkern
nken.

Dabei steht aber das Eine heute schon fest: Schwierigkeiten
jüglich des Abrüstungverfahrens giebt es nicht. Wo ein Wille
, da ist auch ein Weg; wo ein Volkswille ist, da giebt es sogar
le Wege; wo aber gar der Wille der Mächtigen sich mit dem
illen des Volkes verbündet, da thun sich ungezählte Wege auf.
er die Summe von Intelligenz und Pflichttreue, von Organi-
ionstalent und emsigem Fleiß kennt, mit der in allen Armeen
: Kulturwelt das Heerwesen geleitet wird, der sorgt nicht um
Einzelheiten des Abrüstungsprogramms. Ob man zuerst die
uppen aller Nationen soundsoviel Kilometer, und allmählich
mer weiter, von der Grenze abrücken läßt; ob man zunächst je
e Haupt-Grenzfestung, und nach und nach mehrere, zur offenen
adt erklärt; ob man die Prozentzahl der unter der Fahne
ehenden feststellt und allmählich verringert; ob man Verein-
ungen bezüglich der Heeresausgaben trifft; ob man plötzlich
e Rekrutierung ganz überschlägt; ob man den Ausfall der
ßen Manöver für ein Jahr verabredet; ob man die bestehende
ganisation vorläufig beibehält und nur die Stärken verringert;
man erst ein, dann ein nächstes Armeekorps eingehen läßt:

ob man die kleineren Staaten zunächst gänzlich abrüsten läßt und neutral erklärt; ob man gewisse Meeresengen, Kanäle und dergleichen für jeden Kriegsverkehr sperrt; ob man die Abrüstung gleichzeitig auf alle Erdteile ausdehnt oder allerlei Vorbehalte macht; ob und wie bald man daran denkt, den bisherigen Berufssoldaten, den Offizieren, namentlich den jüngeren, eine anderweite Lebensbethätigung anzuweisen (Lehrer; Innenkolonisation); ob man die Pflanzstätten des Heerwesens auch für anderweit mögliche Verwendung einrichtet — tausend und noch mehr Gedanken drängen sich Dem auf, der sich mit diesen Fragen beschäftigt. Es hieße, der Entwickelung, es hieße, seinem eigenen Denken vorgreifen, wollte man auch auf nur eine der sich herandrängenden Fragen heute schon antworten, oder wollte man versuchen, die Fragen nach ihrer Wichtigkeit oder nach einer Zeitfolge, wie sie zur Entscheidung gelangen werden, zu rangieren. Das findet sich Alles, wie sich der Umzug aus einer bisherigen Wohnung und der Verbleib überflüssig gewordenen Hausrats findet, sobald das neue Haus fertig und die neue Einrichtung vorhanden ist. Vorher türmen sich uns auch bei Erledigung der kleinsten Alltagsvorkommnisse berghohe Schwierigkeiten auf: kommt Zeit, kommt Rat. Alle Geschehnisse werden von denselben Gesetzen geregelt, wie auch wir Menschen gegenüber den größten Wandlungen unter denselben Eindrücken und Einwirkungen stehen und nach denselben Regungen handeln, wie im täglichen Kleinigkeitsleben. Selbst ein irgendwie bestimmtes Anfangs- oder Ausgangssignal für die eigentliche Abrüstung könnte man nur auf die sichere Gefahr hin prophezeien, daß es so gerade nicht kommt.

Das darf uns aber nicht abhalten, uns fortan mit der Tatsache zu befassen, daß es überhaupt wird, und daß wir, das tatberufene Geschlecht der Gegenwart, vor die Aufgabe gestellt sind, diese heranbrechende kriegloſe Zeit, das neue Weltalter anzubahnen. Innerlich: indem wir, jeder Einzelne, unsere eigenen Anschauungen, unser eigenes Denken und Wesen in Uebereinstimmung bringen mit den Voraussetzungen und Erfordernissen einer kriegloſen, einer gewaltloſen Zeit. Das ist das Abrüsten, um das es sich heute schon, und zwar sehr ernstlich für Sie, sehr geehrter

ſer, handelt. Bei ſich, in ſich, für ſich abrüſten. Abrüſten
genüber Ihren Mitmenſchen in Haus und Hof, im Amt und
rkehrskreis, im öffentlichen und im Privatleben. Abrüſten in
ſem Sinne iſt gleichbedeutend mit: ſich vervollkommnen im
rechtigkeitsempfinden. Aeußerlich: indem wir alle die Ein-
ztungen (Geſetze) aus unſerem öffentlichen und Geſamtleben
eitigen, die dem Einzelnen ſein perſönliches Abrüſten erſchweren.
ſeitigung aller Hemmniſſe einer froh ſich vorwärts und auf-
rts bewegenden Entwickelung; Beſeitigung alles Deſſen, woran
geſittete und gerechter empfindende Menſch Anſtoß nimmt.
rüſtung in dieſer Beziehung iſt gleichbedeutend mit tiefſt-
ifender Wandlung auf allen Gebieten des Volkslebens. Erſt
nn dieſe perſönliche und die innerhalb der Völker vorzunehmende
rüſtung im Gange iſt, allenfalls gleichzeitig mit ihr, kann und
d die eigentliche Wehr-Abrüſtung erfolgen. Dann aber haben
, Jeder mit ſich ſelber und Alle mit dem ſonſtigen öffent-
en Leben, ſo viel zu thun, daß wir die Anordnungen und
sführungen dieſes ſoldatiſchen Abrüſtens gern Denen überlaſſen,
en Amt es iſt. Wir wiſſen die Sache in guten und ſicheren
nden.

Die Kriegsherren und Fürſten, die Staatsmänner und
aatsoberhäupter aller Kulturvölker bezeichnen ſeit langem die
rwirklichung des Friedensgedankens als ihr höchſtes Ziel. Wir
llen ihnen bei Erreichung desſelben behilflich ſein: wollen ab-
ten. Jetzt, in dieſem Augenblick, können Sie damit anfangen,
r geehrter Leſer.

VII.

Anarchismus.

war für Berlin eine Versammlung Arbeits-
orden. Wie die Zeitungen berichten, war die
von sogenannt anarchistischer Seite erfolgt.

glaube nicht, daß viele der Zeitungsleser eine abgeklärte
ellung von dem Worte Anarchist haben. Die Zeitungen
haben dafür gesorgt, daß der Durchschnitts-Leser unter Anarchist
einen zu Gewaltthätigkeiten angelegten, oder geneigten, oder
bereiten Menschen versteht. Weil derartige Gewaltmenschen sich
allerdings häufig Anarchisten nennen, oder zu den Anarchisten
gezählt werden, hat man sich daran gewöhnt, nicht nur jeden
derartigen Frevler als Anarchisten zu bezeichnen, sondern umgekehrt
auch: bei dem Worte Anarchist ohne Weiteres an Dynamit zu
denken.

Die Zeitungen sollten vor Allem klar sprechen. Wollen sie
von Menschen sprechen, die Petroleum und Dynamit zu hand-
haben gesonnen sind oder sich nach Aufruhr und Barrikaden
sehnen, dann sollen sie klar und deutlich von Uebelthätern, von
Gewaltmenschen, von Verbrechern, sollen von gemeingefährlichen
Menschen reden. Nicht aber dürfen die öffentlichen Organe durch
ein stillschweigendes und heimtückisches Vermengen der Begriffe
beflissen sein, ehrliche Menschen, nur weil sie an dem Namen
Anarchist festhalten, mit einem Makel der Fürchterlichkeit zu be-
haften. Die sogenannten Anarchisten wiederum und ihre Richtungs-
Verwandten aller Art sollten nicht jeden Mitmenschen, der an
seinem religiösen Bewußtsein und am Christenwesen festhält, der
Minderfähigkeit zeihen, Etwas zu leisten; sollten auch nicht Die-

jenigen, nach deren Begriffen sich Unabhängigkeit und Selbständigkeit recht wohl mit dem monarchistischen Gedanken vereinbaren läßt, für beschränkt erklären.

Dieselben Menschen, die es für unabweisbare Notwendigkeit halten, daß unser Volk in Parteien gespalten ist, und die es für undenkbar halten, daß die vaterländische Volksvertretung ihre Pflicht ohne Parteigruppierung, Parteileben, Parteihaß erledigt, dieselben Menschen sind erstaunt und erzürnt, daß neben den schon bestehenden Parteien sich eine neue Gruppe von Volksgenossen zusammenfindet, die sich eine andere, allerdings eine wesentlich andere, Vorstellung von Pflicht macht. Dieselben Menschen, die sich als Ordnungsmänner brüsten, weil sie für Andauer der Zustände eintreten, die heute unser Dasein trüben und das Vaterland in einen Kriegsschauplatz verwandeln, dieselben Menschen wenden sich mit Abscheu von ihren Mitbürgern, weil diese eine Neuordnung, eine — ihrer Vorstellung nach — Richtigordnung der Dinge anstreben. Sind die Einen Ordnungsmänner, so sind es die Anderen auch. Erst muß doch festgestellt sein, was Ordnung ist. Ist Ordnung gleichbedeutend mit „Bestehendem", dann sind unsere Vorfahren und sind auch wir sämtlich nicht-Ordnungsmänner; denn gerüttelt worden ist unausgesetzt am Bestehenden und auch heute rütteln die gefeiertsten Ordnungsmänner am Bestehenden. Ist Ordnung aber gleichbedeutend mit Weltordnung und Gottesordnung, ist Ordnung gleichbedeutend mit der Ehrfurcht vor dem Ewigen Gesetz, das der Schöpfer aller Welten als Entwickelungs-Gesetz gab und das auch bestimmend für die Entwickelung der Menschheit ist, dann sind Die die Ordnungsmänner, die im tiefernsten Begreifen dieses Entwickelungs-Gesetzes nach Vervollkommnung, Veredlung, Heiligung nicht nur des Einzelnen streben, sondern auch diese Vervollkommnung für unsere Einrichtungen und Zustände anstreben. Denn: sie werden, sie müssen von der Erkenntnis getragen sein, daß ohne diesen Wandel der Zustände die Innenheiligung für Millionen eine Unmöglichkeit bleibt und für andere Millionen unsäglich erschwert wird. Ob nun gerade die Menschen, die sich Anarchisten nennen, eine richtige, ob sie die einzig richtige, ob sie die unserer heutigen Entwickelung

entsprechende Gestaltung der Dinge anstreben? ob sie namentlich die richtige Art haben, ihre Ideale vorzutragen und zu verteidigen? ob sie die richtigen Wege einschlagen und die richtigen Mittel anwenden, ihre Mitmenschen von der Richtigkeit und Durchführbarkeit Ihrer Ordnungs-Ideen zu überzeugen? ob sie es verstehen, Denen, die sie von ihrem Standpunkte aus als nicht-Ordnungsmänner bezeichnen müssen, klar zu machen, daß der Gott-geordnete Gang der Entwickelung uns gerade auf die Bahnen verweist, die sie mit ihren Gedanken aufsuchen — das ist eine andere Frage.

Hier handelte es sich jedenfalls um eine Arbeitslosen-, nicht um eine Anarchisten-Versammlung. Wer sich gewöhnt hat, derartige Vorgänge ihrem Wesen, nicht den Nebenumständen nach zu betrachten, der hatte es also zunächst nur mit Arbeitslosen, und zwar, wie hier die Sache lag, mit einer ganz und gar verwaisten Gruppe unserer Volksgenossen zu thun; es sind die Verlassenen und Verstoßenen in des Wortes grausigster Bedeutung. Es ist Niemand, der sich ihrer erbarmt, Niemand, der zu ihnen will; sie haben gar keine geordnete Vertretung, weder vor dem Gewissen der Gemeinsamkeit, noch in der Volksvertretung; sie werden, wenn sie sich zu gewissen Anschauungen bekennen, sogar von Denen bekämpft und geschmäht, die zwar die äußere Not mit ihnen teilen, aber im Uebrigen in wohlgeordneten Parteiverhältnissen leben und somit auch den Parteischutz genießen. Gerade die Verlassenheit zog mich zu diesen Arbeitslosen.

Ich ahnte, daß kein Vertreter der für die Leitung unseres Volkslebens angestellten Männer, kein Minister oder von ihm Abgesandter da sein würde, um mit eigenen Augen den Jammer zu sehen und das Elend zu hören. Ich ahnte, daß, da die Einberufung nicht von parteilicher Seite erfolgt war, nicht einmal ein Volksvertreter zur Stelle sein würde, um sich wenigstens einen Eindruck von den herrschenden Zuständen und Empfindungen zu verschaffen. Ich habe aber nicht etwa anderen Tags gelesen, daß die Volksvertreter sämtlich verhindert, weil sämtlich „auf ihrem Posten" gewesen sind. Ich ahnte auch, daß von all Denen, die an diesem Morgen ein ebenso behagliches Dasein fortsetzen würden,

wie sie es am Abend vorher gehabt hatten, Keiner kommen würde, um sich eine Anregung zum Nachdenken darüber zu holen, ob es wohl in der „Ordnung" ist, ob es wohl nach dem Willen der Allmacht sei, daß ein Zustand, wie er sich ihm dort mit überwältigender Deutlichkeit aufdrängen würde, andauert. Daß er besteht, ist gewiß nach dem Willen der Allmacht; es fällt wirklich kein Sperling vom Dache ohne Gottes Willen, das heißt: ohne daß das Gesetz erfüllt ist, nach welchem der Sperling herabfallen muß. Die Frage ist nur die: ob wir Menschen unthätig zusehen dürfen, wenn wir erkannt haben, daß durch vernünftige Einrichtungen das Herabgleiten des Sperlings verhindert werden kann? Die Frage ist die: was predigen uns die von der Allmacht heute noch zugelassenen Zustände? Predigen sie herzloses, Nächstenfeindliches Aufrechterhalten derselben? oder predigen sie einen Liebeerfüllten Entschluß, zuzugreifen, auf daß es anders werde?

Die Zeitungen berichteten: „auch besseres Publikum war da." Besseres Publikum? Publikum? komisches Wort! Arbeitslose waren da und, so viel ich beurteilen kann, außer den wenigen Berichterstattern nur sehr wenige Männer der Erwerb-gesicherten Kreise; auf die Gesichter etwaiger unter Maske dahinwandelnder Aufsichtsmenschen verstehe ich mich nicht. Jedenfalls waren auch die Nicht-Arbeitslosen nur im Gewande sogenannter Schlachtenbummler dort. Daß, wenn sie hingingen, sie „im Dienste" dort seien: im Dienste der von den berufenen Organen im Stiche gelassenen Gemeinsamkeit, im Dienste des — derweilen schlafenden — öffentlichen Gewissens, das hatten sie sich nicht klar gemacht; ich habe Niemand gesehen, dem man auch äußerlich ansah, daß ihn hohe Pflicht hinführe; Niemand, der unter den Arbeitslosen derselbe Mensch sein wollte, den er unter seinen Freunden oder in der Volksvertretung oder im Schlosse seines Königs darstellt.

Besseres Publikum? Ja, sind denn die Arbeitslosen schlechtes Publikum? Wer sind denn vor dem Angesichte Gottes, wer sind denn vor einem haarscharf geschärften Gewissen, wer sind denn vor einem gesunden Denken die Guten? Etwa Diejenigen, in deren Macht — ja wohl: in deren Macht — es läge, zu sorgen, daß es keine Arbeitslosen mehr giebt? etwa Diejenigen,

die überhaupt keiner Arbeit bedürfen, um satt und froh zu sein, sich also, wiewohl ohne Arbeit, nicht zu den Arbeitslosen zählen? Allerdings, wenn heute eine Versammlung derjenigen Arbeitslosen berufen würde, die es „nicht nötig haben", das Außengepräge der Versammlung würde ein anderes sein; ob diese Versammelten besser sind, wollen wir doch der Entscheidung Dessen überlassen, der die Herzen und Nieren prüft. Ich meine: unter dem allerlei Volk, das versammelt war, gab es Gute und Minderwertige. Wir haben aber die Guten sowohl bei den Arbeitslosen, wie bei den Schlachtenbummlern, wie bei den Maskierten, wie bei den Berichterstattern zu suchen; ich fürchte freilich, daß wir bei allen diesen Gattungen auch Minderwertige finden würden.

Weiter bezeichneten die Zeitungen die Arbeitslosen als „Mob". Die Bedeutung dieses widerlichen Wortes wird sich wissenschaftlich nicht feststellen lassen; in jedem Falle liegt für einen ehrlichen und von berechtigtem Selbstbewußtsein getragenen Menschen eine Herabwürdigung darin. Arbeitslos also gleich Mob? Die Leute nennen sich Arbeitslose, um die Ursache ihrer Not anzudeuten. Wenn sie nun, wozu sie gerade so berechtigt wären, den Namen von der Wirkung her entlehnten, den die Arbeitslosigkeit für sie hat; wenn sie sich also Erwerbslose, Brotlose, im Wohlstande Herabgeminderte nennen würden? Sind die Ackerbauer, größeren und kleineren Stiles, welche heute im Erwerb wesentliche Einbuße haben, auch Mob? Sind die vielen Tausende, deren Einkommen sich sonstwie in den letzten Jahren oft bis hart an die Grenze der Daseinsmöglichkeit vermindert hat, Mob? Bei welchem Grade von Arbeits- oder Erwerbslosigkeit gehört der ehrliche Mensch nach den Zeitungsbegriffen zum Mob? Oder entscheidet etwa der Anzug, entscheidet etwa das Herkommen, entscheidet die Volksschicht, der der Hungernde entstammt, darüber, ob er Mob genannt werden darf? Hat wohl einer der christlichen Zeitungsleser daran gedacht, daß dann unter dem „viel Volks, das Jesus nachfolgte", recht viel Mob gewesen sein wird? Hat wohl einer der christlichen Zeitungsleser daran gedacht, daß Jesus selbst „nicht hatte, wo Er sein Haupt hinlegte"? Eine Art andachtsvoller Scheu sollte in unserem innersten Innern erzittern, wenn

wir von Arbeitslosen hören. Den Zeitungslesern und auch den Zeitungsschreibern zur Ehre sei es gesagt: wenn sie selbst unter dieser Menge geweilt hätten, sie würden vor Ingrimm erbeben bei dem Worte „Mob".

Ueber den Verlauf der Versammlung und über die Vorkommnisse nach Aufheben derselben zu berichten, ist nicht meine Absicht. Das haben die Zeitungen gethan; zwar ausführlich, keine aber, so viel ich deren auch in die Hand nahm, hat auch nur den Versuch gemacht, den Empfindungen Ausdruck zu geben, die den religiösen und den gesitteten Menschen in jenen zwei Stunden durchwühlen mußten.

Für einen Berichterstatter, der nur den Auftrag hat, Thatsachen zu melden, ist das auch schwer; und der eigentliche Zeitungsschreiber ist ja nicht dabei gewesen; er malt drauf los und malt, wie es auch war und was auch war, mit seiner — der Partei-Farbe. Sollte indes jeder Vorgang in unserem Leben entweder nur persönliche Angelegenheit oder ganz und gar Volkssache sein, so gehören in allererster Linie die Arbeitslosen uns, dem Volke, dem ganzen Volke, an, weil wir, das Volk, das ganze Volk ihre Arbeitslosigkeit verschulden. Wer eine Arbeitslosen-Versammlung mit Partei-Augen ansieht, ist ein vaterlandsloser Nichtchrist. Vom einigen Vaterlande zu sprechen, ohne die darin wohnenden Menschen als eine Einheit anzusehen, ist eitel Redensart; sich Christ nennen, ohne den Arbeitslosen als den nächststehenden Vaterlandsgenossen zu betrachten, ist eitel Heuchelei.

Unheimliche Stille empfing den Eintretenden. Kein lautes Wort; nicht das übliche Gesumme, nicht die lebhaft arbeitenden Gesichtsausdrücke, die man sonst in Versammlungen beobachtet. Entkräftung und Furcht kennzeichnete die hierher gekommenen Menschen. So sehr ich auch nach einem freundlicheren Bilde suche, wenn ich dem Leser verständlich werden will, kann ich nur sagen: man meinte in einen Saal zu treten, in welchem Gefangenen als besondere Vergünstigung verstattet sei, den Sonntag Nachmittag zu verbringen. Die Ueberwachungs-Maßregeln, das ganze sonstige Aeußere, Alles, Alles konnte nur diesen einen Eindruck aufkommen lassen: Entkräftung und Furcht. Soll ich die

ganzen Entsetzlichkeiten, die sich an diese zwei Worte knüpfen, ausmalen? Die Wärmehallen, das Asyl für Obdachlose, die Auswanderungsbilder auf den Bahnhöfen, die früheren Arbeitslosen-Versammlungen, nichts hat auf mich einen so schmerzlichen Eindruck gemacht, wie diese Versammlung. Selbst die Vorgänge, die in die harrenden Männer unter allen Umständen einige Bewegung hätten bringen müssen, waren von peinlicher Ruhe begleitet. Nicht aber etwa, daß diese Ruhe ein dahinter lauerndes Etwas vermuten ließ. Daß die Ruhe keine freiwillige, keine von innerem Gleichgewicht oder gar von innerer Beseligung getragene war, das empfand man nur zu deutlich; aber ebenso deutlich las man den Gesichtern ab, daß eine sichere Selbstbeherrschung bei dem Einen und eine trostlose Verzagtheit bei dem Anderen jeden Gedanken an ein handelndes Auftreten niedergekämpft hatte. Auch die Aufhebung der Versammlung änderte diesen Eindruck in nichts. Ich habe noch nie eine Beerdigungs-Versammlung den Kirchhof so ruhig verlassen sehen, wie hier die Menge sich erhob, um auseinander zu gehen und auseinanderging.

Der Einzelne sieht zwar nur gerade Das, was sich in seinem Gesichtskreis abspielt, ohne zu wissen, was etwa geschah, ohne daß er es sah; zu einer Betrachtung aber ist jeder Dabeigewesene berechtigt. Daß irgend Etwas „geplant" war, halte ich nach Allem, was sich mir an Wahrnehmungen aufdrängte, für ausgeschlossen. Um das Vorgehen der Polizei trotzdem überhaupt nur wenigstens verstehen zu können, müssen wir uns aber vergegenwärtigen, daß die Sicherheitsorgane nach allgemeiner Lage berechtigt waren, es für denkbar, oder sogar für möglich oder selbst für wahrscheinlich zu halten, daß Ausschreitungen irgend welcher Art beabsichtigt seien und vorkommen würden. Dementsprechende Vorkehrungen zu treffen, liegt durchaus im Rahmen des Kriegszustandes, in dem sich das preußische und das deutsche Volk befindet; wir müssen, um gerecht zu bleiben, Alles aus den heutigen Zuständen heraus beurteilen. Ganz naturgemäß erzeugten die äußeren Vorbereitungen in jedem an diesen Vorbereitungen Beteiligten auch eine innere Vorbereitung: eine Erwartung, eine Spannung, je nach der Individualität vielleicht

sogar eine Hoffnung. Wer überhaupt noch an einen Schlachtenkrieg glaubt, der sagt — in seiner Vorstellung ganz mit Recht — „wenn im Osten, sei es auch nur aus Mißverständnis, der erste Schuß gefallen sein wird, gehen die Gewehre im Westen von selber los.“ Wer einen Gegner erwartet, der handelt, je höher die Spannung steigt, ganz unvermerkt so, als sei er bereits angegriffen. Das sind die Formeln, aus denen heraus wir uns die Vorgänge erklären müssen.

Die einzelnen Vorkommnisse so wenig wie das ganze Bild lassen sich richtig wiedergeben. Zur Ehre der einzelnen Schutzleute nehme ich an, daß, wenn sie je als Soldaten derartig von einem Unteroffizier behandelt worden wären, wie hier nicht unter den Kriegs-Artikeln lebende preußische Männer behandelt wurden, sie sich beschwert haben würden. Das aber weiß ich, das brauche ich nicht erst anzunehmen: Jedermann im Vaterlande, welcher für sich die Bezeichnung „christlich“ oder „religiös“ oder „gesittet“ oder „vernünftig“ oder „gut“ oder „anständig“ oder „feinfühlend“ in Anspruch nimmt, würde, wenn er jene 15 bis 20 Minuten mit erlebt hätte, von einem unsäglichen Schmerz erfüllt sein. Nicht etwa eine ernste Schlachten- oder Gefechtsscene war es — nein: das sind willkommene Momente gegenüber dem Eindruck, der sich hier des empfindsamen Menschen bemächtigte. Etwa: wie wenn eine kleine Truppe Deutscher im letzten Kriege in ein französisches Fabrikdorf gerückt war, dort eine Anzahl zwar nicht liebevoll uns ergebener, aber ungefährlicher Franzosen auf den Straßen verkehrte, und plötzlich aus hinterlistigem Versteck ein von einem Einwohner herrührender Schuß gefallen wäre, in Folge dessen die bis dahin ganz unfeindliche Stimmung der Deutschen in eine gewisse Wut umschlug und man nun nicht nur des Uebelthäters habhaft zu werden suchte, sondern eigentlich in jedem Franzosen den Uebelthäter erblickte, und namentlich jeder Franzose, von einer fürchterlichen Angst getrieben, sich in Sicherheit zu bringen suchte, weil er wußte, man greift ihn sonst als den Uebelthäter auf. So ungefähr, nur daß ich glaube, daß selten die feindselige Erregung der deutschen Soldaten einen so hohen Grad erreichte, wie er sich bei den einschreitenden Schutzleuten

teilweise offenbarte. Was aber das noch viel Traurigere ist, das ist die fürchterliche Angst, die sich der Unbewaffneten bemächtigte. Furcht aus Entkräftung und Furcht aus dem Bewußtsein heraus, selbst mit schuldlosem Gewissen vor peinlich entwürdigender Behandlung nicht sicher zu sein.

Man verlangt Untersuchung. Was ist da überhaupt zu untersuchen? was kann in einem solchen Falle eine Untersuchung ergeben? im besten Falle einen ebenso verständlichen wie verzeihlichen Fehler oder sogar nur ein Versehen irgend eines Angestellten. Man verlangt sogar Bestrafung. Ist denn aber damit auch nur das Allergeringste erreicht, daß irgend ein ehrenwerter, in diesem Moment nur gerade einmal fehlschießender Beamter büßt? Ist damit die Kluft ausgefüllt, die sich vor den Augen jedes fühlenden Menschen von Neuem aufthut? Diese schreckliche Kluft, diese Zerklüftung, diese Zerrissenheit in unserem Volke? Es hat ja etwas unsäglich Betrübendes, aber es ist aus der ganzen Lage heraus zu verstehen, daß Männer, die, wie diese Schutzleute, ganz denselben Kreisen und Schichten entstammen, denen die Arbeitslosen entstammen, daß diese Männer allmählich zu einer wirklichen inneren Feindseligkeit gegen ihre Mitbürger gelangt sind, und umgekehrt; dafür darf man aber diese unglücklichen Beamten nicht verantwortlich machen. Der einzelne Beamte, vom Geringstbezahlten bis hinauf zum Bestbezahlten, hat im Rahmen der ihm verordneten Anschauung — von einem etwaigen Uebereifer und von einer durch die kriegerische Spannung überreizten Stimmung abgesehen — korrekt gehandelt. Was sich dort abspielte, war nur eine sehr getreue Abspiegelung des Zustandes, in dem wir heute leben: Krieg im Lande; feindliche Heerlager unter demselben Volke. Was dort in die Erscheinung trat, waren nur die Blasen der sündhaften Feindseligkeit, die heute weite Kreise beherrscht. Dem kommt man nicht mit Beamtenbestrafung bei; das hieße nur den vielen Grausigkeiten ein neues Unrecht hinzufügen. Nicht um Bestrafung handelt es sich, sondern um Sühne. Ein einziges rückhaltloses, schönes, warmes Wort der Betrübnis über die Vorkommnisse, aus berufenem Munde, an geeigneter Stelle, dazu ein sicheres Wort

ernsten Entschlusses, zu wirken, daß solchen Vorkommnissen jede Veranlassung endgiltig entzogen werden solle — das ist Sühne; das ist Heilung, das belebt den Mut, an das Sieghafte des Guten zu glauben, und das belebt den Entschluß Aller, im Glauben an diesen Sieg zu thun — Jeder an seiner Stelle.

Was statt dessen — allerdings an nicht geeigneter Stelle: das preußische Herrenhaus, das preußische Abgeordnetenhaus, nicht der Reichstag, sind die geeignete Stelle — gesagt wurde, war weder Sühne, noch Heilung, noch That-belebend. Verurteilen wollen wir auch hier nicht. Der da sprach, ist nicht dabei gewesen — sonst hätte er anders gesprochen. Freilich: Staatsanwälte bekümmern sich auch um Vorkommnisse, die nur durch Hörensagen an ihr Ohr klingen; hat aber gar eine Zeitung von irgend einem Vorfall gesprochen, dann ist wenigstens eine Erörterung gesichert. Einen Anwalt der Arbeitslosen kennt unser Volk noch nicht, weil es noch keinen Anwalt des öffentlichen Gewissens hat. Die Männer und die Körperschaften, die dazu berufen sind — versagen.

Daß die in den Zeitungen veröffentlichten Schilderungen jener Vorgänge für die oberste Leitung unseres Volkslebens keine Veranlassung sind, Erörterungen anzustellen, ist die schwerste Kränkung, welche unserem Zeitungstum widerfahren konnte. Das Zeitungstum wird dadurch von dem ihm zukommenden, wenigstens von dem von ihm zu erstrebenden Ansehen einer Macht, es wird von der Berufung, die öffentliche Meinung darzustellen, vor den Augen des Vaterlandes zu wertlosem Druckerzeugnis herabgestempelt. Ob mit Recht oder Unrecht, ob verdient oder unverdient, darüber werden die Leser verschieden urteilen; sie werden auch nicht allen Zeitungen den gleichen Grad etwaigen Selbstverschuldens zumessen dürfen. Auch über die sonstigen bei jener Gelegenheit abgegebenen Erklärungen können die Auffassungen bezüglich ihrer Thatsächlichkeit verschieden sein. Darüber aber kann nur eine Auffassung herrschen: Wenn der höchste Vertreter unseres Vaterlandes, der König, soeben den seinen Thron umstehenden Preußischen Volks-Vertretern als Parole der Zeit das Wort „Versöhnung“ verkündete, so ist es mit den gewöhnlichen

Begriffen von „Ordnung“ nicht vereinbar, wenn ein dem Throne nicht nur in jenem Augenblicke ganz nahe gestandener, sondern auch zur Verwirklichung Königlicher Worte überhaupt und besonders berufener Mann solche Worte spricht, wie sie seitdem eifig durch die Gemüter — nicht des „besseren Publikums“, aber der besseren Menschen ziehen. Das ist nicht die vom Könige gemeinte und von Millionen angestrebte Aussöhnung der Gegensätze; das ist eine unheilvolle Immerweiter-Entfremdung unter Denen, die nach der Gott-gewollten „Ordnung“ zusammengehören.

Anarchismus und Christentum.*)

Anarchismus besagt heute, und nicht ohne Grund, wenigstens nicht ohne Veranlassung, für Viele: Dynamit; mit Anarchismus verbindet sich der Gedanke: Verbrechen. In beklagenswerter Weise erstrebt ein Teil Derer, die sich Anarchisten nennen, die Erreichung ihrer Ziele auf dem Wege des Verbrechens; Ziel und Weg werden in Folge dessen in weiten Kreisen unseres Volkes verwechselt. Ziel und Weg wurden aber einst in grausiger Weise auch von Bekennern des Christentums verwechselt; Mittel und Zweck sind auch heute nicht immer gleich rein bei Denen, die sich Christen nennen. Die Fanatiker sind allenthalben die Störenfriede in der Entwickelung; sie sind es deshalb, weil der Fanatismus allezeit den Sieg der bösen Instinkte im Menschen bedeutet. Entscheidend für die Entwickelung der Menschheit — und die Entwickelung kann sich nur in der Richtung einer Vervollkommnung vollziehen — ist einzig der innerste Beweggrund Derer, die an der Förderung des Ganzen arbeiten. Ob Liebe, reine, selbstlose, kraftvolle Liebe zum Guten allein es ist, was den Antrieb zum Handeln giebt, oder ob sich der Haß gegen die Träger des Uebels, also gegen die Mitmenschen, dazu gesellt — das entscheidet über den Wert und auch über den Segen der

*) Versöhnung Nr. 14; 1894.

That; der Augenblickserfolg darf uns bei der Beurteilung von Thaten, selbst bei der Beleuchtung von sogenannten Groß-Thaten nicht blenden; so wenig, wie wir den Wert eines Menschen nach den Ereignissen abwägen dürfen, die sich etwa an seinen Namen hängen.

Streifen wir also von dem Worte Anarchismus Alles, aber auch wirklich Alles, ab, was Verbrecherisches oder auch nur Unlauteres sich in unseren Gedanken damit verbindet; streifen wir dann ebenso auch von dem Worte Christentum Alles, aber auch wirklich Alles, ab, was Vernunftwidriges oder auch nur Unnötiges sich in unseren Gedanken damit verbindet — dann gewinnt jeder der beiden Begriffe eine Gestalt, die sich derart gleichen, daß sie in einander übergehen.

Für den denkenden Menschen ist auch das Christentum nur ein Prinzip, das Prinzip der Vollkommenheit: „Ihr sollt vollkommen sein, gleich wie Euer Vater im Himmel vollkommen ist" — will sagen: gleich, wie die Vollkommensten unter uns sich das Bild je möglicher Vollkommenheit im eigenen Busen gestalten. Wer aber will bestreiten, daß die Erziehung zum selbstfertigen und selbständigen Menschen das Bild der Vollkommenheit ist?

Der größte Fehler am Anarchismus ist — gegenüber dem Gegner, den er zu überwinden hat — sein Name. Das geschieht den Vertretern dieser Ideen aber eigentlich ganz recht: warum muß denn Alles benamt werden, und warum müssen grade Namen gesucht werden, die das Bestehende vernichten, statt Namen zu wählen, die den höchsten Grad der schon anerkannten Werte andeuten. Warum „ohne Herrschaft", warum nicht lieber „Selbstzucht" „Selbstbeherrschung"? Zucht und Herrschaft sind Werte, ohne die wir uns ein menschliches Dasein nicht vorstellen können. Es kommt nur darauf an, wer die Herrschaft über uns ausübt und wer die Zuchtrute über uns schwingt; ob Andere oder wir selbst.

Die Selbstbeherrschung — um eine Beherrschung durch Andere unnötig zu machen, und die Selbstzucht — um die Zucht durch Andere überflüssig zu machen, bedeuten die Erfüllung des Christentums. Nur, wenn wir das Christentum so erfassen, haben

wir ein Recht, das Christentum als die Religion zu bezeichnen; nur in dieser Auffassung ist Jesus „der Christ", der Weltheiland, der Welterlöser. Der dogmatische Christus ist ein Gedanke fürchterlichster Enge und ungöttlicher Absonderung. Der lebendige Jesus, so läuternd und veredelnd sein Vorbild auch auf uns wirkt, untersteht doch der Betrachtung; Er untersteht der Beurteilung. Der lebendige Jesus muß immer erst umgewandelt werden in einen Gegenwarts-Deutschen, wenn Er uns vorbildlich sein soll, wie ihn der Japaner in einen Gegenwarts-Japaner umwandeln muß, wenn er für ihn vorbildlich sein soll. Das, was die Menschheit, der Deutsche wie der Japaner, in jedem Augenblicke, heute und in alle Ewigkeit hin, gebraucht: ist der Jesus-Geist, ist der Ideal-Christus . . .

Es handelt sich um den Sieg, es handelt sich um den Durchbruch derjenigen Weltanschauung, die heute schon Millionen im Herzen bewegen. Dieser Durchbruch bringt uns das Ganze. Er bringt es uns selbstverständlich nicht mit einem Mal, aber er bietet uns einen neuen Ausgangspunkt für unsere Entwickelung, die in den sich daran anschließenden Jahrzehnten und Jahrhunderten diejenigen Zustände schaffen wird, die Einige als Anarchie, die ich als christliche, und die Andere noch anders bezeichnen, die wir aber, wenn wir sie erst haben, gar nicht mehr bezeichnen, sondern leben werden.

Ob die Vergangenheit schon derartige oder ähnliche Entwickelungsmomente aufweist, darauf kommt es gar nicht an. Es wiederholt sich in der Entwickelung des Einzelmenschen, wie in der Entwickelung der Menschheit, nichts; deshalb ist es eben Entwickelung, nicht schematische Aufeinanderfolge schon bekannter Erscheinungen. Und auch das Zeitmaß in der Entwickelung wechselt; wir haben zäh dahin schleichende Perioden und haben lebhaftere Perioden erlebt, warum sollen wir nicht jetzt eine Periode erleben, welche die durch Jahrhunderte vorbereitete Wandlung in die Erscheinung rückt. So sehr auch die Vorgänge der Gegenwart scheinbar gegen eine solche Vorstellung streiten, so mächtig drängt sich doch Demjenigen, der tiefer eindringt in das Wesen aller dieser Vorgänge und in das Innerste aller heutigen Be-

wegungen, die Ueberzeugung auf: alle diese Erscheinungen bere[illegible]ten den Wandel vor.

Das Entscheidende dabei ist — das muß ich immer wie[illegible]d hervorheben: der Friede; wobei ich, um jedem Mißverständnis begegnen, wiederhole (Heft 3 der Volksschrift) „Frieden he[illegible]t nicht: kein Kampf mehr; Frieden heißt: kein Krieg mehr.“ [illegible] Thatsache, daß die Menschen, wenigstens schon recht Viele, an d Möglichkeit dieses Friedens zu glauben den Mut haben, ist all[illegible]ei schon beweisend, daß wir vor einer Neuordnung — nicht nur [illegible]o einigen Aenderungen — der Dinge stehen. Dieser Friede bedeu[illegible]tet nicht nur die Erfüllung der in unserem Herzen mit der Jes[illegible]us-Erscheinung verbundenen Verheißung; er bedeutet, was das [illegible]nt-scheidende ist, das Vernünftiggewordensein überhaupt; er bedeu[illegible]tet die Herrschaft derjenigen Gesinnung, die Alles neu macht . . —

Die Ideen, deren Träger ehrliche Menschen sind, gre[illegible]fen alle ineinander ein, welchen Namen auch immer die verschiede[illegible]nen Bewegungen tragen. Nicht auf den Namen kommt es an, auch nicht auf die mehr oder weniger prophetische Sicherheit, mit der der Einzelne die herannahende Wandlung empfindet, noch weniger freilich darauf, wie Jeder sich die Zukunfts-Gebilde vorstellt — darauf nur kommt es im Augenblicke an, daß wir Alle zugreifen, um der Entwickelung Das aus dem Wege zu räumen, was heute noch sie aufhält. Der Entwickelung die Bahn frei! Daß dies nicht durch verbrecherische Mittel geschehen darf, selbst wenn sie nur als Warnungs- und Mahnrufe gedacht sind, darüber wird Der nicht im Zweifel sein, dem ernst religiöses Empfinden die Gesetze seiner Handlungen vorschreibt. Diese Gesetze verlangen aber keineswegs vom thatkräftigen Manne, sich in Betrachtungen und Dulden zu verzehren; sie verlangen Bewegung, Thun, Wirken; sie verlangen vom ernsten Menschen, Frau wie Mann, entschlossenes Wollen . . .

Ein Satz wird oft in anarchistischen Versammlungen wiederholt: „Der Tod dieser Männer und so mancher ihrer Genosse die freudig für ihre gute Sache gestorben seien, wie einst d christlichen Märtyrer, würde hoffentlich Manche zu der Erkennt zwingen, daß eine Sache, um die man so heldenmütig den

erdulde, doch wohl am Ende die sei, aus der einst der Menschheit die Erlösung erstehen müsse." Ich sage: für seine Ideen und Bestrebungen sterben können, ist gewiß würdig, aber es ist das Geringste, was ich von jedem Menschen verlange, der nicht um seinet-, sondern um der Anderen willen seine Bestrebungen verwirklicht sehen will. Wer das nicht einmal könnte: sterben, auf welche Art immer, wenn er damit hoffen dürfte, seine Bestrebungen gefördert zu sehen, der darf sich nicht zu den ernsthaft-Wollenden zählen. Eine sehr viel trübere Erscheinung ist das Sterben-wollen. Sterben-wollen, weil Kampfes müde, Hoffnung beraubt, Ruhe bedürftig, Erlösung erwartend, ist wohl zu verstehen, und wir dürfen Dem nicht zürnen, der aus den Reihen der Kämpfenden ausscheidet, weil ihm die Kräfte versagen. Sterben-wollen aber um eines eitlen Märtyrertums willen, ist verwerflich, wie jeder selbstige Gedanke verwerflich ist; und wenn gar dies „Leben in die Schanze schlagen" sich mit einem Frevel verbindet, so ist dieses Märtyrertum ein verruchtes. Einer guten Sache leben, den Bestrebungen leben, die das Wohl der Vaterlandsgenossen wahrhaft zu fördern geeignet sind — darauf kommt es an. Leben heißt: wirken. Dem Christentum leben heißt für den Deutschen: sein Alles einsetzen zur Herbeiführung von Zuständen, die unserem religiösen Empfinden und die unserem Deutschen Bewußtsein entsprechen.

Zwei Welten.*)

Diese zwei Worte sind die treffendste Charakteristik der Gerichtsverhandlung vom 8. und 9. Mai; sie enthalten in gleichem Maße Verurteilung wie Versöhnung. Verurteilung, vernichtende Verurteilung der Zustände, unter denen wir leben: ein und das selbe Volk, ein Volk, das sich christliches nennt, ein Volk, das an der Spitze der Kulturwelt einherschreitet, stellt zwei

*) Versöhnung Nr. 23; 1894.

Welten, zwei sich ganz entfremdete Welten dar; aber: nicht die einzelnen Menschen sind schuldig, sondern die Einrichtungen, die uns beherrschen und die den Durchschnittsmenschen, ohne besseren persönliches Verschulden, zu dem machen, was er ist — darin liegt die Versöhnung.

Veranlassung zu den Verhandlungen waren nicht, wie die Zeitungen stellenweis sich ausdrückten, die Vorgänge vom 18. Januar; Veranlassung war weder das Benehmen der an jener Arbeitslosen-Versammlung beteiligt Gewesenen, noch das damalige Verhalten der Sicherheits-Organe; Veranlassung war eine Anzahl von Zeitungsartikeln, welche das Verhalten jener Organe in beleidigender Weise besprochen haben, oder besprochen haben sollen. Um dieses „sollen", das heißt, darum handelte es sich, ob die Sprachform und Sprachweise jener Artikel kränkend oder beleidigend für Männer, beziehentlich für die Organe war, deren Handlungsweise besprochen wurde. Dieser springende Punkt markiert sich nirgends mit der notwendigen Bestimmtheit, weder in der Verhandlung selbst, noch in den öffentlichen Besprechungen derselben.

Die Vorgänge am 18. Januar zu besprechen, ist gutes und in unserem Vaterlande Niemand gewehrtes Recht. Eine solche Besprechung aber, ob sie sich nun mit Personen oder mit Organen beschäftigt, so zu führen, daß irgend Jemand sich dadurch in seinem Pflichtbewußtsein, in *seiner* Vorstellung von Gewissenhaftigkeit, Notwendigkeit, Richtigkeit — mag diese Vorstellung dem Anderen auch noch so wunderbar erscheinen — vernünftiger Weise verletzt fühlen kann, dazu hat Niemand das Recht. Nicht nur das Gesetz wehrt ihm solches Verfahren, unser Empfinden streitet dagegen; unter diese innere Macht sollte sich Jeder freiwillig und unbedingt beugen, derart, daß die gesamten Beleidigungs-§§ eines Strafgesetzbuches mit der Zeit überflüssig werden. Ich selbst habe in Nr. 6 unserer „Versöhnung" von dem Recht der Meinungs-Aeußerung sehr entschlossenen Gebrauch gemacht; meine Besprechung enthält eine Verurteilung des Vorgehens der Polizeiorgane, wie ich sie so entschieden und namentlich so überzeugend an keiner anderen Stelle gefunden habe; aber

weder hat Jemand darin eine Kränkung amtierender Volksgenossen erblickt, noch konnte Jemand in meinen Ausführungen ein verletzendes Wort finden; darum nicht, weil ich nicht verletzen wollte. Die Anforderungen darf die Oeffentlichkeit allerdings an alle Diejenigen, welche ihre Ansicht öffentlich aussprechen, in Sonderheit also auch an die Zeitungsmänner stellen, daß sie sich in einer Form auszudrücken vermögen, die zwar gar nicht treffend und bestimmt genug sein kann, die aber trotzdem nicht beleidigt; es sei denn, daß der Schreiber beleidigen „will". Dann soll er aber auch die Folgen seines Selbst-wollens tragen und soll vor Gericht erklären: ich habe kränken, verletzen, beleidigen „wollen". Etwas thun, was man nicht gewollt hat, ist zum Wenigsten ein Zeichen von Ungeschicklichkeit, und ungeschickte Männer sollten nicht vor die Oeffentlichkeit treten.

Daß es zur Beurteilung der Frage, ob beleidigt worden ist, daß es in Sonderheit zur Beurteilung der etwaigen Absichtlichkeit, der Schmähsucht, der Gehässigkeit, der berechnenden oder leichtsinnigen Unwahrhaftigkeit und aller der widerlichen Regungen, die eine solche Beleidigung überhaupt erst charakterisieren und für die Strafart und das Strafmaß von entscheidendem Einfluß sind, daß es hierfür einer Erörterung der Vorgänge bedurfte, ist selbstverständlich. Zu einer wirklichen, abschließenden, die öffentliche Meinung nach allen Richtungen hin aufklärenden Erörterung der Gesamtlage ist es indes auch bei der Gerichtsverhandlung nicht gekommen, trotz aller Befragungen. Statt dessen fand eine ruckweise Beleuchtung derselben statt, und zwar aus einer inneren Welt heraus, die den an jenen Vorgängen zumeist beteiligten Volksschichten völlig fremd ist und die auch die Denkenden anderer Kreise nicht mehr als die ihre betrachten.

Eine abschließende Erörterung aber war um so gebotener, als es sich bei diesen Beleidigungen nicht etwa nur um Verstöße gegen die passende Form oder gegen den guten Ton, vielmehr wesentlich auch um ernste Verdächtigungen öffentlicher Organe handelte, deren Zurückweisung gar nicht bestimmt genug, aber auch gar nicht überzeugend genug erfolgen mußte. Die Oeffentlichkeit beansprucht mit Recht volle Aufklärung über die polizei-

lichen Maßnahmen des Tages nicht nur, sondern auch über die Verhältnisse derselben im Allgemeinen. Thatsache ist, daß neben den uniformierten Schutzleuten eine sogenannte politische Polizei — nicht-uniformierte Beamte verschiedener Grade — amtierte und thätlich eingriff. Nur die Eingeweihten wissen überhaupt etwas von dem Vorhandensein solcher Beamten; nur Wenige kennen sie, oder glauben, sie zu kennen. Das für die weitesten Kreise überraschende Auftreten dieser Beamten kann nur geeignet sein, in eben diese Kreise eine unheilvolle Vorstellung von noch sonstigen Maßnahmen der leitenden Organe zu tragen, wie diese Vorstellung in gewissen, mehr beteiligten Kreisen unserer hiesigen Bevölkerung ganz bestimmt lebt. Ein peinlicher Argwohn hat in diesen Kreisen Platz gegriffen; ein Echo dieses Argwohns zieht sich mehr oder minder deutlich durch die Zeitungen. Insoweit also die Beleidigungen in Verdächtigung der leitenden Stellen bezüglich gewisser dauernder oder vorübergehender Einrichtungen bestanden, war es Pflicht eben dieser Stellen, durch rückhaltlose Darlegung der einschlagenden Verhältnisse und Einrichtungen jedem Argwohn den Nährboden zu entziehen.

Auch die spezielle Erörterung des Verhaltens der Sicherheitsorgane an jenem Tage wäre am Wirksamsten abseits der eigentlichen Beleidigungsverhandlung, das heißt, ihr voraus erledigt worden. Wenn es dem Kläger darauf ankam, nicht nur die Richter, sondern auch die öffentliche Meinung von der Schuld — von der Beleidigungs-Schuld — der Angeklagten bezüglich bestimmter Vorkommnisse des Tages zu überzeugen, so war der unzweifelhaft sicherste Weg der: die Vorgänge wurden durch die hierzu berufenen Organe — durch die vorgesetzten Behörden — peinlich gewissenhaft erörtert; es wurde durch diese Behörden so viel etwaiges Schuldmaterial bezüglich der Handlungsweise einzelner Beamten zusammengetragen, als nur irgend herbeigeschafft werden konnte; so ausgerüstet, konnte, trotz aller und aller etwaigen Vorkommnisse, die Beleidigungsklage erhoben und gelegentlich deren Verhandlung das gesammelte Material von dazu berufener Seite dem Gerichtshof vorgelegt werden. Denn, wie schwer auch das Versehen, die Uebertretung, die Fehlthat, selbst das Vergehen

den Einen sein mag, es giebt dem Anderen nie und unter keinen Umständen ein Recht, den Fehlhandelnden zu kränken oder zu beleidigen. Daß derartige Vor-Erörterungen stattgefunden haben, ist wohl zweifellos; daß sie peinlich gewesen sind, nehme ich an; daß sie sehr umfassend waren, glaube ich nicht; ich wenigstens habe mich noch am Tage der Vorgänge dem Herrn Polizei-Präsidenten gegenüber zu einer Berichterstattung erboten; es ist ein Bericht von mir nicht gefordert worden.

Wie ich schon wiederholt sagte: der Einzelne sieht nur gerade Das, was sich in seinem Gesichtskreis abspielt, ohne zu wissen, was etwa geschah, ohne daß er es sah. So unantastbar also die Thatsache ist, daß in meinem Augenbereich sich nichts zutrug, was mir das Vorgehen der Polizei einleuchtend machte, so wahrscheinlich war es mir vom ersten Augenblicke an, und so erwiesen ist es heute für mich, daß an anderen Stellen Veranlassungen vorlagen, welche für die einschreitenden Organe — deren Vorstellung nach — bestimmend für ihr allseitiges Auftreten waren. Inwieweit diese Veranlassungen bestimmend sein mußten, inwieweit sie allerdings bestimmend sein konnten, inwieweit man sie nur als vermeintlich bestimmend bezeichnen darf, inwieweit die eigenen Maßnahmen (unbeabsichtigt) zur Veranlassung wurden, inwieweit die Verhältnisse, die Unübersichtlichkeit der in Frage kommenden Punkte, die Unkenntnis der abseits Befindlichen über die Vorgänge an anderer Stelle, in Sonderheit über den Grund des so frühen Auseinandergehens der Versammlung, inwieweit dies Alles irrtümliche Annahmen bei den Amtierenden erzeugte, inwieweit — und das ist, meiner persönlichen Ueberzeugung nach, einer der hier durchschlagenden Momente, die Veranlassung zu einem Einschreiten als eine mehr oder weniger gefestete Vorstellung in den Gliedern aller Amtierenden lag — das sind Fragen, die ich sämtlich schon andeutete, die aber, so entscheidend sie auch für die Gesamtbeurteilung sind, bis zur Stunde noch nicht zu einer irgendwie abschließenden Beurteilung gelangt sind; Fragen, die man um so gewissenhafter nicht nur erörtern, sondern erledigen mußte, als nur dadurch die weit-

greifende Verstimmung gegen die Amtierenden zu beseitigen war; Fragen auch, die man um so unbedenklicher erörtern durfte, als selbst Fehler nach dieser Richtung hin den Fehlenden niemals als Schuld angerechnet werden konnten, auch ganz sicher von keinem Verständigen angerechnet worden wären, wenn Denen, um derentwillen wir uns doch eine Schutzmannschaft halten — also der Gemeinsamkeit -- die Sachlage mit derjenigen Freimütigkeit klar gelegt worden wäre, die allein überzeugt. So lange diese Gemeinsamkeit freilich sich in zwei Welten teilt, ist dieser Freimut in keiner der beiden Welten zu erwarten.

Wie die Vorgänge vom 18. Januar, so hat auch das Verfahren vom 8. und 9. Mai zu ernsten Erörterungen in den Zeitungen geführt. Veranlassung zu Erörterungen ist gewiß vorhanden; ob aber die Erörterungen unserer Tageszeiten allenthalben den richtigen Ausgangspunkt haben, ob sie allenthalben in der richtigen Richtung sich bewegen, ob sie also geeignet sind, zum Ziele: zum Wandel der Zustände, zu führen, das bejahe ich nicht. Die Töne, wiewohl sie von verschiedensten Seiten herüberschallen, scheinen sich zwar in gewissen Akkorden, nämlich in Anklagen zu vereinigen gegen Männer, die an jenem Tage, ihrer Erkenntnis entsprechend, genau so treu und gewissenhaft ihrer Pflicht oblagen, wie bis zu jenem Tage; je lauter durch diese Uebereinstimmung die allgemeine Stimme sich erhebt, desto gefährlicher wird das öffentliche Gewissen über das eigentliche Uebel hinweggetäuscht; es wird überschrieen und überschreit sich selber.

Mit besonderer Schärfe, mit einer sehr bequemen Einmütigkeit wendet sich das Urteil gegen den Vorsitzenden des Gerichtshofes. Es liegt nicht die geringste Veranlassung vor, anzunehmen, daß dieser Mann an jenem Tage irgendwie anders, daß er von anderen Gesichtspunkten geleitet, daß er unter einer anderen Pflichterfüllung amtiert hat, als es in der langen Reihe von Jahren bisher geschah, und zwar immer vor der Oeffentlichkeit, sehr vielfach wohl schon gegenüber denselben Rechtsanwälten, bis zu einem gewissen Grade doch auch stets überwacht von den vorgesetzten Behörden, und, wie seine heutige Stellung vermuten läßt, im Wesentlichen zu deren Zufriedenheit. Unter Anderem

that ja auch mir gegenüber der Herr Vorsitzende eine Aeußerung, die nach Lage der Sache eine unzutreffende war, die ich also auf der Stelle mit derjenigen höflichen Bestimmtheit zurückwies, die meinem Wesen eigen ist, und die in einem guten Gewissen allzeit ihre Berechtigung findet. Ich glaube nicht, daß irgend Jemand, gerade auch der Herr Vorsitzende nicht, in diesen meinen Erwiderungen etwas Unberechtigtes gefunden haben wird; ich bin aber überzeugt, daß, wenn die unzähligen Männer und Frauen, die bisher schon demselben Vorsitzenden gegenüber gestanden, ihm jederzeit und bei jeder Gelegenheit mit der gleichen Bestimmtheit entgegnet hätten, er jene unfreundliche Bemerkung überhaupt nicht gethan hätte. Wir müssen uns miteinander erziehen; glaubt ein Beamter berechtigt zu sein, seine Volksgenossen zu erziehen, so ist der Andere ebenso verpflichtet, ihn zu erziehen; eine Vorberechtigung der von der Gemeinsamkeit angestellten Volksgenossen vor den anderen giebt es nicht. Und „im Amt" ist ein Zeuge wahrlich nicht minder, als der Vorsitzende eines Gerichtshofes. Die hervorgetretenen Schärfen des Herrn Vorsitzenden sind also nur die Schuld Derer, die bisher mit ihm verkehrten, ohne jederzeit bestimmt, dabei aber auch in der richtigen Form, auf das Verhalten desselben eingewirkt zu haben.

Wir wollen aber ganz gerecht sein: was uns hier als Schärfe entgegentritt, ist zum großen Teil nur der Ausfluß einer der Gegenwart entfremdeten Weltanschauung. Die Thatsachen nach dieser Richtung hin sind so sprechende, daß die Zeitungen keiner Schattierung sie übergehen konnten. Statt aber für dies Vorkommnis unsere Einrichtungen verantwortlich zu machen, will man sich an den einen Mann halten. Ich bin zwar auch vor dieser, mir in ihrer Allgemeinheit längst bekannten, hier aber besonders hervortretenden Weltfremdheit mancher unserer Richter von Neuem erschrocken; ich kann aber nicht sagen, daß sich meine Verstimmung auch nur einen Moment gegen den Vorsitzenden persönlich richtete; im Gegenteil: ich liebe die Individualität an sich, wenn sie sich auch als ein der Gegenwart fremdes Element erweist; der Herr Vorsitzende war wenigstens in jedem Augenblick er selber, und war in jedem Augenblick der selbe —

eine Persönlichkeit; das kann heutzutage nicht jeder Preuße von sich sagen.

Nicht an die Person, an die Einrichtungen müssen wir herantreten. Das Richten darf nicht ein Amt, darf nicht ein Beruf im heutigen Sinne sein, den man erstudieren kann, wie man etwa das Apothekern erlernt; das Richten darf nicht einer gesonderten Klasse von Volksgenossen anvertraut sein, das Richten darf nicht von Männern gehandhabt werden, die in ihrer Pflichttreue, gar vielleicht um ihrer Pflichttreue willen, Volk-fremd dahin wandeln — das Richten gebührt dem Volke. Die Vollkommensten im Volke sind die berufenen Richter. Zu dieser Vollkommenheit gehört allerdings, daß der Richter mit jeder Ader seines Wesens, mit jedem Gedanken seiner Empfindung im Volksleben wurzelt; will sagen: im Leben des ganzen Volkes, nicht nur in den Gepflogenheiten bestimmter, noch so erhaben gedachter Schichten. Das ist eine Anforderung, die in Zukunft gar keine so schwierige sein wird; dann nämlich, wenn wir wirklich eine Gemeinsamkeit bilden, wenn wir eine ungetrennte Volksseele darstellen, wenn wir von dem Einerlei Geist, dem richtigen, beherrscht sein werden. Inwieweit wir berechtigt sind, diese Anforderungen unter heutigen Verhältnissen an die heutigen Richter schon zu stellen, ist eine Frage, die nicht so ohne Weiteres beantwortet werden kann. Es kommen da sehr ernste Erwägungen in Betracht; es haben in dieser Beziehung sehr entgegengesetzte Auffassungen ihre Berechtigung. Wenn Männer (ich spreche nicht nur von den Richtern), welche zunächst in eine ganz andere Gedankenwelt hineingeboren wurden, als heute sie Zukunft-vorbereitend über der Gegenwart lagert, wenn solche Männer dann sorgfältig dahin erzogen wurden und sich in dieser Vorstellung gewissenhaft weitererziehen, daß der Begriff „Ordnung" gleichbedeutend ist mit „Festhalten am Bestehenden", daß also der Gedanke „Aenderung" als eine Uebertretung, der Gedanke „Neuerung" schon als ein Vergehen, die auf einen „Wandel aller Einrichtungen" gerichteten Bestrebungen aber als ein Verbrechen zu betrachten sind; wenn diese Männer dann sich durch Eid, Ueberzeugung und Gewissen in den Dienst des Bestehenden oder in den Dienst besonderer

Vorstellungen und Interessen gestellt haben, so ist es an sich ganz verständlich, wenn sie jede Beschäftigung mit anderen, als den staatlich anerkannten, oder sonst von ihnen eidlich übernommenen Ideen innerlich ablehnen. Inwieweit nun gerade etwa ein Richter verpflichtet wäre, im Gegensatz zu dieser an sich berechtigten Ablehnung, sich mit den neuen Ideen, mit allen neuen Ideen, zu beschäftigen, ist eine andere Frage. Das heutige Gesamt-Staats-System fordert es scheinbar nicht; das sehen wir aus der Thatsache, daß Richter, die erklärter Weise auf die Beschäftigung mit den Vorgängen und Vorstellungen anderer als ihrer Kreise verzichten, amtieren. In dieser Beziehung also die Person eines makellosen Mannes, bei dessen Amtierung die Unhaltbarkeit unserer Zustände zufällig etwas auffallender in die Erscheinung trat, zur Zielscheibe der endlich erwachenden Erkenntnis zu machen, ist unbillig und ungerecht. Wir, das Preußische, das Deutsche Volk sind für unsere Zustände verantwortlich, niemals ein Einzelner; am Wenigsten ein in eine feste Organisation eingefügter Beamter. So lange wenigstens, als die den Einzelbeamten überwachenden höheren Organe, so lange also der Staat seine Mißbilligung über das Auftreten seiner Vertreter nicht zu erkennen giebt, so lange ist die Gemeinsamkeit berechtigt, anzunehmen, daß der Einzelne in voller Uebereinstimmung mit dem System handelte. Zu diesem System gehört freilich auch die Meinung, als teile das Preußische Volk sich in zwei Teile: die Regierenden und die Regierten — zu den Ersteren rechnet sich, je nach Bedürfnis, der letzte Kanzleidiener — als sei ferner: jeder Regierende ein für alle Mal dem Regierten gegenüber mit allen seinen Handlungen, bis zum schlagendsten Beweise des Gegenteils, im Recht, und als sei: wenn je ein Regierender fehlte, das Ansehen des Staates gefährdet, falls der Staat ein derartiges Vorkommnis öffentlich anerkennt. So darf es in Zukunft nicht sein. Wir gehören Alle einer und derselben Oeffentlichkeit an. Im Gegensatz zum Herrn Vorsitzenden jener Gerichts-Verhandlungen bin ich der Ansicht, daß unser Leben, jedenfalls aber unser Gemeinsamkeits- (Volks-) Leben überhaupt und nur Oeffentlichkeit ist. Wer in seinem Thun innerhalb oder vor dieser Oeffentlichkeit sich vergeht, muß

vor oder innerhalb dieser Oeffentlichkeit dessen verwiesen werden. Ganz besonders aber muß die Gemeinsamkeit die für sie bestellten und von ihr besoldeten Diener der Oeffentlichkeit (die Beamten) zur Verantwortung für ihr Verhalten ziehen; sei es auch nur, um ihre Nicht-Uebereinstimmung mit diesem Verhalten zu äußern. Ich meine, bis zu einem gewissen Grade sollte sogar ein Staat heutiger Art sich dieser Pflicht bewußt sein, wenn anders er sein Ansehen nicht schwer schädigen will; sein System ist ohnedies unhaltbar. Zwei Welten: hie Staatsraison — hie Volksmeinung.

Auch mit dem amtierenden Staatsanwalt beschäftigen sich die Zeitungen und tadeln Das in seiner Person, was doch seinen Ursprung nicht nur, sondern seine unmittelbare Veranlassung in den bestehenden Einrichtungen hat. Vorweg dies: daß, wie einige Zeitungen angenommen haben, die Glaubwürdigkeit meiner Aussagen irgendwie angetastet worden wäre, ist ein Irrtum. Empfindlicher als ich kann schwerlich Jemand in diesem Punkte sein; abgesehen aber davon, daß ein solches Vorkommnis für mich zu den Undenkbarkeiten gehört, abgesehen auch davon, daß, wenn das Undenkbare trotzdem sich ereignet hätte, ich die Sühne auf der Stelle gefordert hätte, ist auch thatsächlich kein Wort gefallen, was zu einem so schweren Vorwurf gegen den Gerichtshof oder gegen den Staatsanwalt berechtigte. Wenn der Herr Staatsanwalt, wie die Zeitungen berichten, (ich war bei dieser Rede nicht zugegen) geäußert hat: „Maßgebend sind für mich nur die Beamten", so sind das Worte, die, wenn man sie falsch verstehen will, eine derartige Ungeheuerlichkeit enthielten, daß man sie schon um deßwillen gar nicht falsch verstehen darf; sie würden jede Zeugenvernehmung unnötig machen; die Verurteilung eines Deutschen erfolgte einfach auf Grund des Berichtes eines Beamten. Solche Ideen darf man einem amtierenden Staatsanwalt nicht unterschieben.

Seien wir nur immer gerecht: der Begriff Staat, wie er heute noch zu Recht besteht, und wie er sich in allen unseren Einrichtungen und Zuständen noch auslebt, stellt, im Gegensatz zu dem evangelischen Begriff vom Gemeinsamkeitsleben, eine Macht dar, die sich mit dem Begriff Volksseele nicht nur nicht deckt,

sondern, außerhalb derselben stehend, gewissermaßen ein Etwas, und zwar eine Macht an sich, sein will, während — wie wir es in Zukunft haben wollen — es neben dem Willen der Gemeinsamkeit gar keine andere Macht an sich geben soll, der heutige Staatsgedanke sich also verklären wird in dem wirklichen und gelebten Gemeinsamkeitsbegriff. Der Staat heutigen Begriffs hat nicht nur, sondern erfordert Sonder-Organe: Staats-Organe, Sicherheits-Organe. Sicherheits-Organe aber nicht etwa nur und einzig zum Schutze der Einzelglieder des Volkes, oder zur Durchführung der vom Volke angeordneten Einrichtungen, wie wir deren in alle Zeiten hin bedürfen werden; der heutige Staat denkt vor Allem an seinen Selbst-Schutz; er bedarf dieses Schutzes um so mehr, als sich der gesunde Sinn der Einen, das evangelische Bewußtsein Anderer, leider auch die Gehässigkeit Dritter gegen den bestehenden Begriff auflehnen. Solche Schutz-Organe sind in gewisser Beziehung die sämtlichen Beamten des Staates; in besonderer Weise sind es die staatlichen Polizei-Organe; und in letzter und ganz eigener Weise ist es der Staatsanwalt. Für einen Staatsanwalt — ich spreche ganz unpersönlich — handelten die Polizei-Organe an jenem Morgen nicht nur in Wahrnehmung berechtigter Interessen, sie waren nach seiner — dem Staatsbegriff durchaus entsprechenden — Vorstellung die Einzigen, welche „berechtigte" Interessen vertraten; die Polizei-Organe sind es also, welche nach einer staatsanwaltschaftlich-berechtigten Auffassung unter allen Umständen in erster Linie des Schutzes des Staates bedurften. Und, nicht nur in der Vorstellung des Staatsanwalts, sondern auch nach der Meinung aller Unbefangenen, nach meiner Meinung ganz unbedingt, handelten in der That die Polizei-Organe, von Versehungen abgesehen, Jeder nach Maßgabe seiner Erkenntnis, an jenem Morgen ebenso pflichtgetreu und vorwurfsfrei, wie sie im Rahmen der heute noch zu Recht bestehenden Begriffe überhaupt pflichtgetreu und vorwurfsfrei handeln. Daß freilich die heute noch zu Recht bestehenden Begriffe überhaupt, wie in Sonderheit auch das Polizei-Bewußtsein, im Widerspruch stehen mit den Empfindungen zahlloser Volksgenossen, ist eine Erscheinung, die sich eben in dem Worte „Zwei Welten" aus-

drückt. Die neue Welt aber hat kein Recht, den Volksgenossen, die durch Eid und Gewissen, auch durch Ansicht, in der alten Welt noch festgehalten sind, einen Vorwurf aus ihrem Thun zu machen. Jedenfalls haben die Polizei-Organe den gleichen Anspruch auf Glaubwürdigkeit, den jeder andere Zeuge in Anspruch nimmt. So lange also nichts gegen die Aussagen der Polizei-Organe streitet, ist der Staatsanwalt berechtigt, anzunehmen: 1) die Polizei stand — aus welchen Ursachen immer — unter dem Eindruck, einschreiten zu müssen; 2) dies Einschreiten bewegte sich im Rahmen des Gesetzlichen. In diesem Sinne sind für den Staatsanwalt „einzig die Aussagen der Beamten maßgebend"; in diesem Sinne tritt der Staatsanwalt gleichzeitig als Beamten-Anwalt auf.

Man hat es dem Herrn Staatsanwalt auch verübelt und eine Kränkung für mich darin gefunden, daß er meinen Namen „in einem Atem" mit dem eines anderen Zeugen, und zwar eines schwer belasteten Mannes, nannte. Der Eindruck mag für die Zuhörer ein höchst peinlicher gewesen sein. Ich leuge nicht, daß auch ich, nach Allem, was ich selbst erlebt, von dieser Redewendung schmerzlich berührt war, und daß es mir einen ernsten Kampf gekostet hat, bis ich mich in die Pflicht gefunden, stille zu halten und Wortstellungen über mich ergehen zu lassen, die zwar weh thun, die aber eben doch nur Wortstellungen sind. Schwerlich ahnt der Herr Staatsanwalt, wie nah mich das Schicksal gerade dieses Unglücklichen berührt hat, und welches Grausen mich über den Vorgang erfüllt, der sich an das Auftreten dieses Mannes knüpft. Alles, was sonst sich zutrug, gehört in den Rahmen der zwei Welten, die unser Volksleben heute darstellen; dieses Grausige aber ist eine Erscheinung für sich. Daß diese Erscheinung bisher nur erst wenig von der Oeffentlichkeit, den Zeitungen, behandelt und gestreift, in seiner ganzen Fürchterlichkeit aber noch nirgends gezeichnet wurde, ist ein Beweis, daß das öffentliche Gewissen noch immer schläft, höchstens einmal zuckt, nie aber mit seiner ganzen Schärfe da sich regt, wo dem religiösen Bewußtsein unseres Volkes die schwersten Wunden geschlagen werden.

Der Zeuge tritt ein. Er macht den Eindruck jener Unglücklichen, die in den Kämpfen des Lebens gestrauchelt und zu Boden geworfen sind; man sieht es ihm an, daß sein Fassen und Vermögen nicht hinanreicht an die gewaltige Wucht eines Eidschwurs. Der Fremdling in diesen Räumen spürt es; die Eingeweihten des Gerichtslebens aber mußten unter dem zwingenden Eindruck stehen: dieser Mann gehört zu der Hefe des Volkes. Traurig genug, daß sich ein Bodensatz in unserer Volksseele befindet — ein so trüber.

Ungezählte Vereidigungen haben bereits stattgefunden; die Art und die Form, in der sich der Vorgang vollzieht, entbehrt ganz und gar der Eindringlichkeit, die sich mit dem Gedanken an den Eid verbindet. Einen krasseren Widerspruch zwischen den Lehren über den Eid, die wir unserer Jugend geben und die der gesittete Mensch durch sein Leben hindurch festhält und dem im Gerichtssaal geübten Verfahren, einen schreienderen Gegensatz andererseits zwischen dem Verfahren und den einen Falscheid oder Meineid begleitenden Strafen giebt es kaum.

Hier macht der Herr Vorsitzende indes eine Ausnahme. Während die anderen Zeugen, soweit sie zur Stelle waren, früh neun Uhr summarisch mit wenigen Worten darauf hingewiesen wurden, daß sie vereidigt werden würden und daß der Meineid bestraft wird, dann aber bei ihrem Eintreten nach zwei, vier, selbst acht Stunden, ohne jede Silbe der Vorbereitung, kaum, daß sie in die Mitte des Zimmers getreten sind, kaum, daß sie eine Ahnung haben, was jetzt vorgehen soll, aufgefordert werden: „heben Sie die rechte Hand hoch und sprechen Sie mir nach“— bereitet diesen Zeugen der Herr Vorsitzende auf den Eid durch einige ernste Worte, in Sonderheit durch eine allgemeine Frage über seine etwaige Vorbestrafung vor. Ein Argwohn gegen den inneren Menschen dieses Zeugen lebte also sichtlich auch bei dem Vorsitzenden. Inwieweit die Antworten des Zeugen geeignet waren, die Bedenken zu beseitigen, ist schwer zu sagen. Man schreitet zum Schwur: „Ich schwöre bei Gott dem Allmächtigen und Allwissenden . . .“ Ja? glaubt der Schwörende denn an Gott „den Allmächtigen und Allwissenden“? Hat er überhaupt

Vorsitzenden überreichen, da der Zeuge eintrat; spätestens in dem Augenblick, da der Zeuge — noch vor dem Eide — die erste dem Beweis-Material widersprechenden Aussagen that. Ob der Preußische Staat, das heißt die Vorgesetzten jenes Beamten, der Meinung sind, daß er Das thun mußte, was er thun konnte, weiß ich nicht. Der einzelne Vorgesetzte als Mensch wohl sicher, der Staat als solcher aber schwerlich; er pflegt doch nicht Beamte in so verantwortungsvolle und Vertrauen erheischende Stellungen aufzunehmen, die nicht ganz im Sinne des Staatsbegriffs handeln. Die Schuld, die den unglücklichen Beamten träfe, wäre auch eine zu schwere, als daß man einen noch so jungen Menschen, wie dieser Beamte es ist, für die Handhabung einer Machtvollkommenheit verantwortlich machen dürfte, die sein Amt ihm in die Hand gab. In seiner Macht und Möglichkeit lag es allerdings, den Unglücklichen vor dem Zuchthaus zu retten; die Art Pflichtbewußtsein indes, die dem Beamten bisher anerzogen wurde, ließ es ihm, wie der Vorgang beweist, richtiger erscheinen, den Strauchelnden fallen zu lassen. So tiefes Mitleid auch der Herzenszustand solches Beamten dem religiös empfindenden Menschen abringt; man muß sich sagen: er weiß es nicht anders. Nur freilich darf man in solchem Augenblicke nicht vergessen: der Andere, der da falsch schwur, wußte es auch nicht anders.

In der That: die Erscheinungen unseres heutigen Lebens führen uns unausgesetzt die Kluft und die Klüfte vor die Seele, die unser Volk nach vielfachen Richtungen hin durchziehen; täglich begegnen wir Vorkommnissen, die uns die Unhaltbarkeit der heutigen Zustände beweisen. Wenn aber etwas geeignet ist, uns den Riß zu zeigen, der durch die Volksseele geht, so waren es jene Verhandlungstage. Wir sind einander so fremd geworden, wie nie zuvor. Wir leben in den einander fremdesten Welten. Wir kennen einander nicht; wir verstehen die Empfindungen des Anderen nicht, wir verstehen kaum seine Worte. Wie dürfen wir unter solchen Verhältnissen an eine Erlösung aus den sozialen Wirren denken? Wie dürfen wir, so lange der Riß besteht, daran denken, daß Friede einzieht in unser Leben? Wie dürfen wir, so lange unsere Einrichtungen so grausige Vorkommnisse möglich

und Inhalt der Frageſtellung etwas ausſetzen; nur die eine Frage drängt ſich auf: lagerte über dem Ganzen nicht bereits eine ſo erdrückende Verdachtsſchwüle, daß dem Zeugen, ſtatt ihn zum Reden zu veranlaſſen, jedes weitere Wort gewehrt werden mußte? Statt deſſen werden die Fragen immer beſtimmter: „nicht wegen Diebſtahl? — nein; „nicht wegen Unterſchlagung?" — nein; „nicht wegen Meineid?" — nein. „Und das nehmen Sie auf Ihren Zeugeneid?" — Ja.

Das Ja iſt eben ausgeſprochen, der Vorſitzende markiert den Abſchluß ſeiner Erfragung — da erhebt ſich ein anweſender nicht-uniformierter Kriminalbeamter, der während der ganzen Zeit unmittelbar hinter dem Zeugen geſeſſen: „Ich habe mir aus den Akten einen Auszug der Vorbeſtrafungen des Zeugen anfertigen laſſen", und tritt mit der Liſte auf den Richtertiſch zu. Auf Veranlaſſung des Vorſitzenden verlieſt der Beamte die Liſte: etwa fünfzehn mehr oder weniger ſchwere Vergehen mit den entſprechenden Strafen, darunter ein- oder mehrmalig Zuchthaus. Es folgen nun in formal tadelloſer Weiſe die weiteren Momente: der Anwalt des öffentlichen Rechts (der Staatsanwalt) ſpricht den Verdacht begangenen Meineids aus und beantragt das entſprechende Verfahren; der Verteidiger des Angeklagten, für den der Zeuge geladen war, beantragt Vertagung der Verhandlung, weil er den Meineid, alſo die Unglaubwürdigkeit des Zeugen, zunächſt nicht für erwieſen erachtet; Letzterer ſelbſt beſtreitet die Perſonal-Uebereinſtimmung zwiſchen dem Akten-Namen und ihm ſelber. Man beſchließt Herbeiſchaffung der Akten; die Verhandlung geht weiter; der Zeuge nimmt Platz unter den anderen Zeugen. Nach verhältnismäßig kurzer Zeit ſind die Akten da; trotz der ſchlagendſten Belaſtungen beſtreitet der Zeuge noch weiter die Perſonal-Uebereinſtimmung. Der Staatsanwalt ſtellt den Antrag auf ſofortige Verhaftung wegen dringenden Meineidsverdachts; der Gerichtshof zieht ſich zurück; nach kurzer Zeit tritt er wieder ein; ſein Beſchluß entſpricht dem Antrage; der Zeuge wird abgeführt. Alles korrekt und doch ein Vorgang ſo grauſig, wie er durch Worte gar nicht zu ſchildern iſt.

Und der Schuldige? Dem Vorgange und den Geſetzen ge-

mäß wird, darüber kann wenig Zweifel sein, der meine[illegible]dige Zeuge schuldig befunden und dementsprechend verurteilt w[illegible]rden — Zuchthaus. Der Vorgang (die Akten) bekunden die Sch[illegible]uld das Gesetz erheischt Strafe.

Schuld, schwere Schuld aber lagert auf uns Allen. D[illegible] dieser Mann so sich verging, wie er sich vergangen, ist u[illegible]nse Schuld — wir haben ihn, ein Mitglied der Gemeinsamkeit, —, e Preuße, wie wir es sind, ein Deutscher, wie wir es sind, — ei Mensch, der bis vor Kurzem in den Listen mit demselben „evo[illegible]nge lisch" vermerkt stand, wie die Meisten von uns, wir haben ihn sinken lassen; unsere Einrichtungen und Zustände haben ihn h[illegible]rab= gedrückt zu dem, als was er heute vor uns erscheint. U[illegible]nsere Einrichtungen, unsere Zustände, und zu den Zuständen rechn[illegible] ich auch die mehr oder minder gebräuchliche Handhabung bestim[illegible]nter Einrichtungen, sind ganz im Besonderen Schuld an der sch[illegible]eren Vergehung, die den Unglücklichen so tief zu Fall brachte.

Das gesunde Empfinden bäumt sich zwar auf gegen die Vorgänge, unser religiöses Bewußtsein ist auf das Schwerste gekränkt, und doch: wollen, dürfen wir eine der beteiligten Personen allein und ausschließlich mit der Verantwortung belasten für das, was hier geschah?

Den Vorsitzenden? Es muß doch wohl so Brauch sein, daß ein Zeuge, auch wenn alle Anzeichen ihn als einen fraglichen Menschen erkennen lassen, vereidigt wird; es muß auch wohl so Rechtens sein, daß, so erdrückend die Unglaubwürdigkeit eines Zeugen sich auch aufdrängt, das Verhör „unter dem Eide" fortgesetzt wird. Daß der Vorsitzende von dem Vorhandensein, von dem zur=Stelle=sein niederschmetternder Anklagemomente vorher etwas gewußt hat, ist ausgeschlossen. Daß auch in seinem Innern sich ein ernstes Schmerzgefühl regte, als das Geahnte Geschehnis geworden war, davon bin ich überzeugt; ich glaube dem Herrn Vorsitzenden in einem späteren Moment eine Bemerkung, die nur leise über seine Lippen zog, vom Gesicht abgelesen zu haben, die dies deutlich bekundete; das stand ihm zwar gut an, ein Dreinwettern aber in dem Moment, da der Kriminalbeamte sich mit der Liste erhob, so unvorschriftsmäßig es imm

…tausend Familien, die in den … Gemeinsamkeitlebens bis hinunter …choß ein minder begünstigtes Dasein

…richtig mit einem Nachbarvolk um den …m Rahmen seiner, des Mannes, Gesamt- … des Volkes Besten zählte. Prüfen wir uns …, ob die Empfindung nicht wesentlich nur von …n Abscheu gegen die Unthat eingegeben ist. Dieser … Abscheu darf uns gewiß nicht gereuen; zum Segen … uns aber nur, wenn uns endlich das Verständnis …ntkeimte, daß uns in der That viel gleichere Empfindungen …em französischen Volke verbinden, als wir und als wohl …entlich die Nachbarn selbst es glauben. Die Kulturvölker …den in ihren hochgesinnten Elementen längst eine innere Familie; es ist nur der Gesinnungs-Pöbel in allen Schichten unseres **Volkes**, der — heute mit kindischem Wahnwort, morgen mit **heuchlerischem** Friedensgeflüster — zum Haß hetzt. Die **Vollmenschen** aller Völker stehen sich in Gesinnung und innerem Wert **so nah**, daß nur das Temperament, die Sitte, die Sprache und **sonstige** Aeußerlichkeiten sie unterschiedlich erscheinen lassen. Der **Adel** der Empfindung macht nicht halt an den Grenzen irgend **eines** Vaterlandes; er ist Menschheits-Gut. Nicht also nur der **Abscheu** gegen die That soll uns mit den Franzosen verbinden, **sondern** wesentlich auch die Ueberzeugung, daß wir, daß wenigstens **die vornehmen** Geister aller Völker zusammengehören, und daß **es** deren Pflicht ist, zu sorgen, daß solche Vornehmheit endlich **alle Kreise** beherrsche, derart beherrsche, daß sich keine Aeußerung **einer** anderen Denkart mehr an die Oberfläche wagt.

Für Viele entstammt die Gemeinsamkeit des momentanen **Empfindens** leider mehr der gemeinsamen Furcht vor einem vermeintlichen Allfeind, als einer irgendwie edleren, großherzigen Regung. Bei dem „Allfeind" müssen wir einen klaren und deutlich erkennbaren Unterschied machen. Wir müssen Ziel und Mittel scharf von einander trennen; wir müssen den Blut-Fanatiker vom Edel-Anarchisten unterscheiden lernen, wie wir den katholischen

Das ist ja der Segen des monarchischen Gedankens, das ist das Göttliche an ihm, daß der ernste und entschlossene Wille eines Einzelnen, aber eben: „dieses" Einzelnen, dem ganzen Volke dann zum sofortigen und unmittelbaren und ganz sicheren Segen wird, wenn dieser Wille durchweht ist von dem heiligen Geist, den wir Gottes Odem nennen, weil Er uns den Willen der Allmacht in das Herz senkt. Der Augenblick, da auch das Herz unseres Königs ergriffen sein wird von diesem heiligen Wehen, das fühlbar durch die Lande geht, bezeichnet die Wiedervereinigung der getrennten Welten in dem Einigen und in dem richtigen: dem wahr-religiösen und dem echt-deutschen Volksgeist.

Maßnahmen.*)

Das Geschehnis von Lyon ist ein tieftrauriges; trauriger noch sind die Gesamt-Erscheinungen, in denen es seine Ursache hat; am Traurigsten aber die Verblendung, mit der gewisse Zeitungen das Geschehnis selbst und die ihm zu Grunde liegenden Erscheinungen behandeln.

Unsere Teilnahme gilt in erster Linie Denen, die dem Toten am Nächsten standen, die ihn als Gatten, als Vater, als Freund, als Menschen verloren. Wir wollen diese Teilnahme ja nicht unterdrücken; aber wir wollen weiter denken und wollen uns klar werden, daß der unerbittliche Tod täglich eine ganze Zahl hilfloser Frauen des Gatten — des Ernährers — beraubt, daß wir aber dieser Unglücklichen bisher nicht immer mit der Thatentschlossenheit gedachten, welche die Not erforderte. Unser Herz ist in teilnehmende Schwingungen geraten für die Angehörigen eines auf der Zinne des Lebens Gestandenen; ob es in Schwingung bleibt, wenn wir hören und sehen, wie grausam das Geschick — wie grausam unsere Zustände — unausgesetzt rütteln an dem Glück, an der Sicherheit, an der Lebemöglichkeit, an dem

*) Versöhnung Nr. 29; 1894.

machen, hoffen, daß ein ernster religiöser Sinn, ein freies und hohes Denken unser Volk beherrschen werde?

Wo sind die Männer, wo sind die Frauen, wo sind die Persönlichkeiten, die helfen wollen? Sie sind vorhanden, aber sie sind nicht da. Sie sind in Kasten und Schachteln, sind in Vereinen und Verbänden, in Konfessionen und Konventikeln, in Sonderbestrebungen und Sonderinteressen wohl verwahrt. Dort leben sie sich aus, zu ihrer eigenen Genugthuung und zur Freude der Anderen, die in demselben enggefesselten Rahmen wirken. Die Gemeinsamkeit hat wenig Segen davon, ganz gewiß nicht den, den sie haben würde, wenn jede dieser Persönlichkeiten sich unmittelbar in den Dienst des ganzen Volkes stellen wollte; wenn Jeder, der wirken will, wirklich und wahrhaftig und in jedem Moment an Alle, buchstäblich an Alle, denken würde; wir haben aber Teil an der Volksseele; wir sind: Jeder ein Teil einer und der selben Volksseele.

Und wo ist unser Führer? Ich werde so oft gefragt, ob der König die eine oder die andere Abhandlung gelesen. Ich kann immer nur sagen: ich weiß es nicht. Gewünscht habe ich wohl manchmal: daß dieser oder jener Gedanke, dieser oder jener Notschrei an sein Ohr herankänge; nie aber war dieser Wunsch in mir so mächtig, wie heute. Wenn doch der König erführe, daß unser Volk, das doch auch sein Volk ist, nicht mehr Ein Volk ist. Wenn doch Er Sich bewußt würde, daß Er nicht mehr der Erste Mann eines Einigen Volkes ist, sondern, gleich Tausenden unter uns, zwischen den getrenntesten Welten steht. Er vor Allen muß es wissen, weil Er ändern kann, und weil Er helfen will. Ich habe noch zu keiner Sekunde meines Lebens daran gezweifelt, daß, wenn dem Könige nur ein einziges Mal ein klares, aber auch vollständiges Bild von der Preußischen und der Deutschen Gegenwart in das Herz gesenkt wird, daß dann Wille „wird", weil Wille „vorhanden ist". Nichts falscher, als wenn zaghafte Menschen seufzen; hier kann Niemand mehr helfen, höchstens noch der Krieg oder eine blutige Revolution oder sonst welche Dinge, die ja doch der Vergangenheit angehören sollen. Hier kann sogar sehr leicht und sehr rasch geholfen werden.

oder evangeliſchen Prieſter, der auf Grund des Evangeliums eine Wandlung unſerer Zuſtände anſtrebt, auch nicht ohne Weiteres neben den rohen Aufwiegler ſtellen, wenngleich vielleicht Beide den ganz gleichen Zielen nachgehen. Inſofern es ſich um Menſchen handelt, welche in der Wahl ihrer Mittel den Boden der Geſittung und ſomit den Zuſammenhang mit den Redlichen und rechtſchaffen-Strebenden verlaſſen, müſſen wir in den Erſcheinungen der letzten Zeit etwas Hochfeindliches erblicken, wogegen wir entſchloſſen Front machen. Inſofern aber kurzſichtige oder vom böſen Gewiſſen gepeinigte Furchtmenſchen nicht lediglich in der Unthat-ſelbſt, ſondern auch in der Stimmung, in den Wünſchen, in den Hoffnungen, in den Anſchauungen, in der Ueberzeugung, alſo ſchon in der Urſache-überhaupt das Verabſcheuenswerte erblicken, inſofern müſſen wir allerdings unterſcheiden: den Uebelthäter, der zu einem unheiligen Mittel greift — und das Ziel an-ſich, die Ideen-an-ſich, zu deren Verwirklichung er ſich als Opfer anbot. Mit dieſem Unterſcheiden iſt noch keineswegs geſagt, daß man dieſe Ideen, gerade dieſe Ideen, gerade ſeine Ideen anerkennt. Es iſt damit nur geſagt, daß Niemand das Recht hat, die Vertreter anderer — neuer — Ideen lediglich um der Ideen ſelbſt willen zu verurteilen, ſofern dieſe Ideen-an-ſich nicht etwa Scheußlichkeiten in ſich ſchließen.

Die Vertreter neuer Ideen, die Vorkämpfer neuer Anſchauungen verurteilen darf nur Der, der den Nachweis führt, daß unſere heutigen Zuſtände und daß die noch herrſchende Anſchauung, welche dieſe Zuſtände aufrechterhält — kurz, daß Alles, was iſt und wie es iſt — richtig und gut, vernünftig und natürlich iſt. Ohne Weiteres Diejenigen, die einen Wandel unſerer Zuſtände, ja ſelbſt einen Wandel unſeres ganzen Anſchauungs-Syſtems anſtreben, als Feinde der menſchlichen Geſellſchaft zu bezeichnen, iſt anmaßender, auf die zeitige Gewalt pochender Uebermut kleiner Seelen. Es muß doch erſt der Nachweis geliefert werden, daß die heutigen Zuſtände das Volk als Ganzes, daß ſie jeden Einzeln und Alle in gleichem Maße und in gleichem Verhältnis beglücken oder auch nur befriedigen; es muß der Nachweis geliefert werden, daß die Menſchen, die für Aufrecht-

rhaltung des heutigen Anschauungs-Systems eintreten, wirklich Freunde — oder nicht vielleicht die schlimmsten Feinde — der Menschen insgesamt sind; es muß bewiesen werden, daß die Vertreter der heutigen Zustände wirklich das Volk, wirklich Jeden im Volke — und nicht nur sich, ihre eigensten und persönlichen Interessen, ebenfalls die Interessen bestimmter Gruppen, Teile, Schichten des Volkes — lieben; es muß nachgewiesen werden, daß die Vertreter der herrschenden Anschauungen wirklich Freunde des Guten und Wahren, des Rechten und des Vernünftigen, daß es also — in ganz vergeistigtem Sinne — Gott demutsvoll ergebene Menschen sind.

Dieser Nachweis fehlt vollständig; wo wir ihn erfordern, werden wir mit Worten, mit Sprüchen, mit Sätzen, mit Lehren, mit Not-Gesetzen abgefertigt; keine ernste That, keine Wahrnehmungs-Erscheinung, kein handgreiflicher Beweis läßt die Vertreter der heutigen Ordnung als echte, wahre, selbstlose Menschen, als echte, wahre, ehern-zuverlässige Volksgenossen, läßt sie am Wenigsten als treue, hingebende Jesus-Zugehörige — Christen — erkennen. Der ehrliche, der hochsinnige Mensch kann an den Wandlungs-Ideen-an-sich, kann an den ernsten Bestrebungen-an-sich, kann an dem glühenden Besserungs-Verlangen-an-sich nur reine und heilige Freude haben. In dem Grade, als dieser ehrliche und hochsinnige Mensch zugleich vernünftig, denkkräftig, klar ist, wird seine Freude um so größer sein, je tiefer die Wandlungs-Ideen unter den modernden Grund heruntergreifen, in dem die heute noch geltenden Anschauungen wurzeln; er wird begreifen, daß, wie es heute steht, unserem Volke nicht, der ganzen gesitteten Welt nicht, der ganzen Menschheit nicht mit Mittelchen geholfen werden kann — — wir brauchen neues Blut; will sagen: wir brauchen gänzlich gewandelte Grund-Anschauungen. Gerade darauf kommt es an; nur Diejenigen zählen in dem ernsten Kampf um die Zukunft mit, die sich über dieses entscheidende Erfordernis klar geworden sind und es aufgeben, unter Festhalten an den bisherigen Grundanschauungen einen Wandel zum Besseren anzustreben. Es giebt — man mag um die Sache herumreden, so viel man will — nur ein Entweder — oder. Entweder:

oder evangelischen Priester, der auf Grund des Evangeliums ei[illegible] Wandlung unserer Zustände anstrebt, auch nicht ohne Weiter[illegible] neben den rohen Aufwiegler stellen, wenngleich vielleicht Be[illegible] den ganz gleichen Zielen nachgehen. Insofern es sich um Menschen handelt, welche in der Wahl ihrer Mittel den Boden der Gesittung und somit den Zusammenhang mit den Redlichen und rechtschaffen-Strebenden verlassen, müssen wir in den Erscheinungen der letzten Zeit etwas Hochfeindliches erblicken, wogegen wir entschlossen Front machen. Insofern aber kurzsichtige oder vom bösen Gewissen gepeinigte Furchtmenschen nicht lediglich in der Unthat selbst, sondern auch in der Stimmung, in den Wünschen, in den Hoffnungen, in den Anschauungen, in der Ueberzeugung, also schon in der Ursache-überhaupt das Verabscheuenswerte erblicken, insofern müssen wir allerdings unterscheiden: den Uebelthäter, der zu einem unheiligen Mittel greift — und das Ziel-an-sich, die Ideen-an-sich, zu deren Verwirklichung er sich als Opfer anbot. Mit diesem Unterscheiden ist noch keineswegs gesagt, daß man diese Ideen, gerade diese Ideen, gerade seine Ideen anerkennt. Es ist damit nur gesagt, daß Niemand das Recht hat, die Vertreter anderer — neuer — Ideen lediglich um der Ideen selbst willen zu verurteilen, sofern diese Ideen-an-sich nicht etwa Scheußlichkeiten in sich schließen.

Die Vertreter neuer Ideen, die Vorkämpfer neuer Anschauungen verurteilen darf nur Der, der den Nachweis führt, daß unsere heutigen Zustände und daß die noch herrschende Anschauung, welche diese Zustände aufrechterhält — kurz, daß Alles, was ist und wie es ist — richtig und gut, vernünftig und natürlich ist. Ohne Weiteres Diejenigen, die einen Wandel unserer Zustände, ja selbst einen Wandel unseres ganzen Anschauungs-Systems anstreben, als Feinde der menschlichen Gesellschaft zu bezeichnen, ist anmaßender, auf die zeitige Gewalt pochender Uebermut kleiner Seelen. Es muß doch erst der Nachweis geliefert werden, daß die heutigen Zustände das Volk als Ganzes, daß sie jeden Einzeln und Alle in gleichem Maße und in gleichem Verhältnis beglücken oder auch nur befriedigen; es muß der Nachweis geliefert werden, daß die Menschen, die für Aufrecht-

r „im Namen des Königs“ und „von

daß einer Wiederholung oder gar Umsich-
reuelthaten, wie wir sie jetzt wiederholt er-
gt werde, muß jeder redliche Mensch sich an-
des Volk kann von seinen verantwortlichen Leitern
chen Lebens umsichtige und wirksame Schutz- und
-Maßregeln verlangen; wir haben ein Recht darauf, nicht
as Leben unserer Mitmenschen geschützt zu wissen gegen
valtthaten, sondern auch selbst uns gewahrt zu sehen vor den
chmerzempfindungen, die derartige Unthaten bei jedem Red-
lichen erzeugen müssen. Wie aber vorbeugen? Zunächst aller-
dings durch Umsicht und Entschlossenheit, mittels deren die
organisierten Gewalten dem unheiligen Beginnen verwegener Fana-
tiker in den Arm fallen — also ein Wettkampf an Kühnheit,
Klugheit, Thatkraft zwischen den Sicherheitsorganen und den
Zerstörungselementen. Liegt aber in diesem Wettkampf eine
Gewähr, daß Alles mit ganz rechten Dingen zugehen wird? Ist
für Diejenigen, von denen das Volk eine Ueberlegenheit an
Kühnheit und Klugheit und Thatkraft fordert, und die von
vornherein mit einer Fülle von Machtmitteln ausgerüstet sind,
die Versuchung nicht gar zu groß, daß sie ihre Mittel mißbrauchen,
sie auch gegen Unschuldige, nur Verdächtigte gebrauchen? Ist die
Besorgnis nicht berechtigt, daß an diesem Wettkampf sich bald
Andere, bald mehr, bald das ganze Volk — in getrennten Lagern
— beteiligen würde? hie Verdächtigung — hie Gewalt; hie
Furcht — hie Unterdrückung; hie Haß — hie Rache. Ist denn
vor Allem ein Schatten von Berechtigung zu der Hoffnung vor-
handen, daß ein solcher Wettkampf — und wenn er noch so
grausam von der Gewaltseite her geführt wird — wirklich vor-
beugt, sicher vorbeugt, dauernd vorbeugt? Nein. Im besten
Falle beugen wir einem momentanen Umsichgreifen der Unthaten
vor; der Wiederholung überhaupt, vielleicht in viel grausigerer
Gestalt, kann keine, wie immer ausgeklügelte und wie immer ge-
handhabte Polizei- oder Gesetz-Maßregel vorbeugen. Der Wieder-
holung überhaupt beugen wir nur vor, indem die Völker ins-

alte Anschauung mit altem Zubehör; oder: gewandelte Anschauung und, daraus herzuleitende, neue Einrichtungen.

Wir sprechen von einem Mörder — mit Recht; er hat dem Leben eines Anderen ohne dessen Einwilligung gewaltsam ein Ende gemacht. Bedenken wir denn aber auch, wie vielen Leben durch unsere Zustände täglich ein mehr oder weniger gewaltsames Ende bereitet wird? und: wie viele Menschen, von der Pein unserer Zustände getrieben, ihrem Leben selbst ein gewaltsames Ende bereiten? Bedenken wir auch, daß — gemäß der heute noch zu Recht bestehenden Grundanschauungen — die sogenannten Kulturvölker in zwei oder mehrere große Heerhaufen getrennt sind, deren oberstes Sinnen darauf hinausgeht, gegebenen Falls dem Leben von Hunderttausenden ein gewaltsames Ende zu bereiten? Wir sagen zwar: in einem solchen „gegebenen" Fall handelt es sich um die Wahrung der heiligsten Güter der Menschheit. Gewiß; und ich füge hinzu: wenn es sich wirklich um die heiligsten Güter der Menschheit handelt, muß Jeder gern sein Leben hergeben, wer auch immer es von ihm fordert und in welcher Form auch immer es gefordert wird. Der in Lyon zur Mordwaffe griff, hat aber auch vielleicht geglaubt, oder gemeint, oder gewollt, heilige Güter der Menschheit schützen oder sie ihr erringen zu helfen? er mordete nicht, um zu morden; er mordete nicht um der Begierde willen; seine That war nicht Ideen-los. Mag der Zusammenhang zwischen der That und der Idee ein noch so verworrener sein, ein Zusammenhang besteht. Dieser Zusammenhang kann die Frevelthat nimmer rechtfertigen; das „Schuldig" besteht, aber dies Schuldig hallt in tausend Echos aus den Gebresten der Gegenwart auf uns, die wir die thatfähigen Vertreter der Gegenwart sind, zurück. Deshalb sollte uns dies Schuldig das reuevolle Gelöbnis abringen: wir wollen überhaupt nicht mehr dem Leben eines Anderen ein gewaltsames Ende bereiten — nicht so, nicht so. Nicht heimtückisch, nicht im Fanatismus; nicht durch langsam verzehrenden Kummer, nicht durch rohe materielle Vergewaltigung; nicht durch schnöde Gewinnsucht, nicht unter Anwendung des heuchlerischen „Unabänderlich"; nicht mehr „mit Gott" auf dem

Schlachtfelde, auch nicht mehr „im Namen des Königs“ und „von Rechts wegen.“

Dem Verlangen, daß einer Wiederholung oder gar Umsich-Greifen derartiger Frevelthaten, wie wir sie jetzt wiederholt erlebten, vorgebeugt werde, muß jeder redliche Mensch sich anschließen. Jedes Volk kann von seinen verantwortlichen Leitern des öffentlichen Lebens umsichtige und wirksame Schutz- und Vorbeuge-Maßregeln verlangen; wir haben ein Recht darauf, nicht nur das Leben unserer Mitmenschen geschützt zu wissen gegen Gewaltthaten, sondern auch selbst uns gewahrt zu sehen vor den Schmerzempfindungen, die derartige Unthaten bei jedem Redlichen erzeugen müssen. Wie aber vorbeugen? Zunächst allerdings durch Umsicht und Entschlossenheit, mittels deren die organisierten Gewalten dem unheiligen Beginnen verwegener Fanatiker in den Arm fallen — also ein Wettkampf an Kühnheit, Klugheit, Thatkraft zwischen den Sicherheitsorganen und den Zerstörungselementen. Liegt aber in diesem Wettkampf eine Gewähr, daß Alles mit ganz rechten Dingen zugehen wird? Ist für Diejenigen, von denen das Volk eine Ueberlegenheit an Kühnheit und Klugheit und Thatkraft fordert, und die von vornherein mit einer Fülle von Machtmitteln ausgerüstet sind, die Versuchung nicht gar zu groß, daß sie ihre Mittel mißbrauchen, sie auch gegen Unschuldige, nur-Verdächtigte gebrauchen? Ist die Besorgnis nicht berechtigt, daß an diesem Wettkampf sich bald Andere, bald mehr, bald das ganze Volk — in getrennten Lagern — beteiligen würde? hie Verdächtigung — hie Gewalt; hie Furcht — hie Unterdrückung; hie Haß — hie Rache. Ist denn vor Allem ein Schatten von Berechtigung zu der Hoffnung vorhanden, daß ein solcher Wettkampf — und wenn er noch so grausam von der Gewaltseite her geführt wird — wirklich vorbeugt, sicher vorbeugt, dauernd vorbeugt? Nein. Im besten Falle beugen wir einem momentanen Umsichgreifen der Unthaten vor; der Wiederholung überhaupt, vielleicht in viel grausigerer Gestalt, kann keine, wie immer ausgeklügelte und wie immer gehandhabte Polizei- oder Gesetz-Maßregel vorbeugen. Der Wiederholung-überhaupt beugen wir nur vor, indem die Völker ins-

gesamt den Nährboden abgraben, in dem die Ursachen jener Gesamtanschauungen wurzeln, als deren Einzelkundgebung wir den Mord in Lyon anzusehen haben. Einen solchen Nährboden gräbt man aber nicht ab mit einem „du sollst" oder „du darfst nicht"; auch nicht mit einem „wir wollen nicht am Bestehenden rütteln lassen" oder „jeder Veränderungsgedanke, der die bestehende Ordnung in ihren Grundanschauungen berührt, ist ein Verbrechen — wir wollen nur ausbessern, abändern, modeln"; auch nicht mit einem seufzenden „es wäre ja wunderschön, aber die Menschen — nämlich die bösen Anderen — sind noch nicht so weit" oder mit einem geistlosen „die Geschichte lehrt uns"; auch nicht mit allerlei die Allmacht verkleinernden Lehren, die jeder ernstreligiösen Vorstellung von dem heiligen Gesetz der Vervollkommnung widersprechen. Ein solcher Nährboden muß vorerst von den Tapferen und Unerschrockenen, muß aber allmählich vom ganzen Volke betreten werden; er will dann von den Selbstlosen und Hochsinnigen gewissenhaft durchforscht, und er will von den Besten und Denkfähigsten im Volke in allen seinen Bestandteilen untersucht sein. Das Abgraben geschieht am Besten, indem man den Boden schaufelweise gegen das Sieb — der Ehrlichkeit, der Selbstlosigkeit, der Vernünftigkeit, der Natürlichkeit, der Logik, der Großherzigkeit — wirft: die guten Gedanken, die wertvollen Grundanschauungen fallen durch und bilden den Humus, in dem die neuen, vollkommeneren Einrichtungen unseres Gesamtlebens ihre Wurzeln schlagen; die Steine, das Unkraut, die Schlacken, rollen herab in den Karren und werden dem von Alters her vorhandenen großen Haufen wertloser Ablagerungen hinzugefügt. Auf diesen selben Haufen kommen dann auch die Rückstände des ausgezehrten Bodens, in dem die einst lebensfrischen, heut verdorrten Einrichtungen der Gegenwart ein nur noch künstlich gestütztes und durch Gewaltmittel geschütztes Dasein fristen.

Maßnahmen — gewiß; es handelt sich nur darum, welcher Art die Maßnahmen sein sollen, die man ergreifen will. Ob man blind gegen die Wogen wüten will, die aus dem innersten Innern einer nach Entwickelung drängenden Gegenwart heraufquellen, täglich mächtiger, täglich gewaltiger; oder ob man mit

mutigem Herzen an die Quelle selbst herantreten will, um zu prüfen, ob die Quelle denn überhaupt von Menschenhand erstickt werden kann? ob sie nicht einem so übermächtigen Ursprung entsteigt, daß Menschengewalt sie nicht eindämmen kann? — Die Vervollkommnungs-Ideen sind elementare Geisteskräfte, die nach unanfechtbarem Gesetz sich regen, sich heranwälzen, Besitz ergreifen und — weil sie dem Urgeist entquellen — zur Herrschaft gelangen. Sich dieser Ideen bemächtigen, das heißt, sie unschädlich machen; die Quelle fassen; die brausenden Wasser in friedliche, in gedeihliche Bahnen lenken. Sich der Gedanken bemächtigen, die aus einem Entwickelungs-Bedürfnis heraus geboren wurden und die nur deshalb eine so trübe, häßliche Farbe angenommen, nur deshalb sich mit schädlichen und entzündlichen Stoffen durchtränkt haben, weil man der Quelle den Abfluß wehrte – das heißt weise, heißt ehrlich, heißt vor Allem auch gegenüber den uns heute noch tyrannisierenden Vorurteilen tapfer handeln.

Was aber thun gewisse Zeitungen? Statt zu erklären und zu belehren, statt zu beruhigen und zu versöhnen, statt zu helfen und zu heilen, wiegeln sie vom sicheren Schreibtisch aus die herrschenden Klassen gegen die unterdrückten auf, hetzen den friedlichen, wohlgesinnten, ernst-religiösen Menschen in einen unheiligen Widerstand gegen die Göttliche Gewalt der Entwickelung hinein und schüren den Eigennutz mit samt den sonstigen bösen Eigenheiten des noch nicht zur Besinnung gelangten unselbständigen Lesers. Solche Zeitungen sündigen in ihrer Thorheit und Verblendung ganz fürchterlich an unserem Volke. Dabei übereifern sie sich in häßlichem Geschimpfe auf den Uebelthäter und seine Gesinnungs-Genossen; sie überbieten sich förmlich in ihren Verurteilungs-Ausdrücken, als ob man es ihnen sonst nicht glauben würde, daß sie es ehrlich meinen mit ihrem Abscheu und mit ihrer Teilnahme. Der anständige, der Gesinnungs-feste Mensch hat all Derlei nicht notwendig. Der anständige Mensch ist tief betrübt über das Geschehnis; er ist tief ergriffen von den Zuständen, die es herbeiführten; aber, statt zu jammern, denkt er ernst über die Ursachen der Unthat nach; statt zu schmähen, arbeitet er rechtschaffen mit all seinen Innenkräften und sinnt über

wirksame, das heißt: ein für alle Mal heilende, Maßnahmen nach. Um die Ursachen der Unthat zu ergründen, um wenigstens so recht fühlbar von den Erscheinungen betroffen zu werden, die mit der Ursache im traurigsten Zusammenhang stehn, braucht der denkende Leser garnicht weit zu gehen. Die selbe Zeitungsgattung, die vorne sich zunächst in widerlichen Schimpfworten über die Frevelthat förmlich erschöpft, dann ganz ernsthaft neue und besondere Qualstrafen für derartige Fanatiker vorschlägt, versucht hinten den arg geängsteten Leser wieder aufzuheitern, indem sie als „Humoristisches" eine kleine Auswahl von Stilproben bringt, die ein unglücklicher Schüler einer unserer deutschen Volksschulen geleistet hat. Die Leistungen an sich stehen grammatikalisch, stilistisch, orthographisch vielleicht noch garnicht einmal so besonders tief unter dem Durchschnitt dieser Schulkreise überhaupt, dagegen lassen sie inhaltlich zum Teil einen tief ergreifenden Einblick thun in das Dasein dieses Knaben, so daß man sich nur wundern muß, wie unter solchen Umständen ein so gering befähigter Knabe noch so viel leistet.

Die Sätze und deren Veröffentlichung stehen zwar in keinem irgendwie ersichtlichen Zusammenhang mit dem Verbrechen in Lyon; die Sätze aber und ihre Veröffentlichung stehen in einem ganz direkten, gewaltig ernsten, dem empfindsamen Verstand auch leicht begreiflichen Zusammenhang mit dem Nährboden, dem solche Verbrechen entwachsen. Was den Lehrer veranlaßt hat, die Sätze in den „Neuen Monatsheften für Lehrerfortbildung und Reformenpflege" zu veröffentlichen, weiß ich nicht; die Ueberschrift, unter der er es thut: „Drei Aufsätzchen meines Dümmsten" und die Form der Weiterverbreitung läßt indes vermuten, daß er seine Berufsgenossen belustigen wollte, wie er selbst sich an dem Jammer weiter Volksschichten belustigte. Ich finde kein „Versöhnung"-gemäßes Wort, um solche Denkart — richtiger: Gedanken-Entblößung — zu kennzeichnen. Wäre in dem Ganzen noch irgend ein harmloser Scherz, ein freiwilliger oder unfreiwilliger Humor, ein beabsichtigter oder unbeabsichtigter Witz zu entdecken — nichts von alle Dem; lediglich mangelhafte Befähigung, zurückgebliebene Entwickelung und dazu der Einblick in ein trübes Dasein, das

mit der Leistung in nur zu erkennbarem Zusammenhang steht. Ein Ozean von Gedanken flutet auf den überlegenden Menschen zu. Wer ist schuldig? Der Knabe? — nein. Der Lehrer? Für die Veröffentlichung ist er allein verantwortlich; der ihn dieserhalb treffende Vorwurf müßte den Mann erdrücken, wenn er eine Ahnung hätte von dem, was er that; wenn er eine Ahnung hätte, in welch ursächlichem Zusammenhang Das, was ihn und seine Berufsgenossen belustigen sollte, mit dem Trauerakt in Lyon steht. Für die Sache selbst aber, für die mangelhafte Befähigung des Knaben, für dessen geringe geistige Entwickelung und Leistung, für die Zustände, welche Schuld an alle Dem sind, für die Richtung und Entwickelung, die solche Knaben unter den gegenwärtigen Zuständen nehmen müssen — für das Alles darf man einen einzelnen Lehrer nicht verantwortlich machen. Wen also denn? Die vorgesetzte Schulbehörde? Welche? Irgend eine Aufsichtsbehörde? einen Minister? den Fürsten des Landes? Was wollen wir noch länger mit der Sonde arbeiten! Bis ins innerste Mark fehlt es unserem Volkskörper am richtigen Saft: wir haben nicht die notwendigen Männer an der richtigen Stelle. Damit ist Alles gesagt; mit der Beseitigung dieses Uebels aber auch Allem abgeholfen. Was ich unter den notwendigen Männern verstehe, weiß der Leser; welches die rechte Stelle ist, weiß er auch: die Werkstätte unseres Schaffens — die Volksvertretung. Eine Volksvertretung, wie ein mündiges Volk deren bedarf — und Alles regelt sich einfach, vernünftig, natürlich, selbstverständlich.

Das Beklagenswerteste bei alle Dem ist, wie gewisse Zeitungen sich dieser Lehrer-Mitteilung bemächtigen: als „Humoristisches". Das Herz thut mir weh, namenlos weh, wenn ich die Leserkreise an meinen Gedanken vorüberziehen lasse, denen ein stumpfsinniger Zeitung-Zusammensteller Derartiges bieten darf: den selben Menschen, denen vorne in den wunderbarsten Darstellungen die Gefahren vor die Seele geführt wurden, von denen Religion, Vaterland, Kultur, Monarchie, Gesellschaft durch jene Uebelthäter bedroht sind. Daß ein solcher Zeitung-Zusammensteller den Zusammenhang nicht begreift zwischen dem „Humo-

ristischen“ und dem „Abschaum“, von dem im vorderen Teil d[illegible]er Zeitung die Rede war, mag ihm verziehen sein; Der vor[illegible]le schreibt, weiß ja meist nicht, was hinten gebracht wird, und D[illegible]er zusammenstellt, weiß nicht, was drin steht. Das viel Traurige[illegible]re ist, daß, ich fürchte, nur wenige Leser den Zusammenhang zwische[illegible]en Ursache und Wirkung — den Zusammenhang zwischen den „Dr[illegible]ei Aufsätzchen“ und „Lyon“ — empfunden, geschweige denn, daß si[illegible]ie sich vor den Kopf geschlagen haben: mea culpa, Schuld unsere[illegible]er Zustände, Schuld unseres Volkes, also auch meine Schuld.

Nur wer zu der Erkenntnis seiner Mitschuld gelangt ist, i[illegible]st befähigt und berechtigt, mit zu reden und mit zu handeln; e[illegible]r wird nicht lange im Zweifel sein, welche Maßnahmen zu ergreife[illegible]n sind, dem Verbrechen wirklich wirksam vorzubeugen. Nur ei[illegible]n Volk, das zu der Erkenntnis gelangt ist, daß einzig in seine[illegible]n eigenen Einrichtungen die Wurzel alles Uebels beruht, ist fähig, das Uebel auszurotten; es wird nicht zögern, Wandel zu schaffen [illegible]n. Die Erkenntnis erwacht in dem Maße, als unsere Grundanschau[illegible]- ungen sich den Erfordernissen des Entwickelungsgesetzes unterwerfen [illegible]n.

Es giebt nur eine Maßnahme gegen die Wirren der Zeit [illegible]t: demütiges Verstehen, daß eine neue Zeit im Anzuge ist, und daß [illegible] diese neue Zeit eine neue Gesinnung und eine gewandelte An[illegible]n schauung von uns fordert.

Spanien.*)

Nur langsam sickert die Kunde von den entsetzlichen Ver[illegible]r brechen durch, die gelegentlich eines Strafverfahrens in diesem[illegible]m Lande von den Inhabern der Macht und den Leitern des Ver[illegible]- fahrens, oder auf deren Anstiften, verübt wurden. Es sind einige [illegible] Männer, Spanier und Nichtspanier, einer verbrecherischen Hand[illegible]- lung (Bombenwerfen) angeklagt, andere sind der Teilhaberschaft, [illegible]

*) Versöhnung Nr. 9 und 11; 1897. Protestversammlung gegen die [illegible] behördlichen Gräuel in Barcelona. Berlin, im März 1897.

Mitwisserschaft oder auch nur einer Glaubens-Uebereinstimmung mit den Thätern verdächtigt. Was man darauf von Staatswegen begangen hat, um die Angeklagten zu — teilweise wahrheitswidrigen — „Geständnissen" zu bringen, spottet jeder Vorstellung. Nur wer da weiß, daß der Mensch in seiner Intelligenz die Befähigung besitzt, dann, wenn er einmal als Bestie auftritt, alle anderen Bestien der Schöpfung zu übertreffen, nur der wird das für glaubhaft halten, was jetzt endlich ruchbar wird. Einige Zeitungen vorenthalten allerdings auch jetzt noch ihren Lesern die Kenntnis dieser Geschehnisse; die Internationalität dieser Art Verheimlicher von Staats-Verbrechen (Verbrechen des Staates, nicht etwa Verbrechen am Staat) ist eingefressener und kulturgefährlicher, als die ganze dreifarbige Internationale zusammen genommen. Eine kleine Schrift „Die Justizgreuel von Barcelona"*), enthält das bisher Bekanntgewordene. Inzwischen wird, in Sonderheit durch das kraftvolle Eintreten der „Frankfurter Zeitung", immer entschiedener das als Wahrheit gestempelt, was der gesittete Mensch gern nur für Uebertreibung gehalten hätte.

Haben wir Deutsche ein Interesse, ein Recht, eine Pflicht, uns mit diesen Vorgängen zu befassen? Ja. Wir sind mit Spanien durch tausend Beziehungen der Kultur verknüpft; Spanien selbst beansprucht, als Kulturvolk angesehen zu werden; sein heut noch junger König kann in wenigen Jahren eine Stelle in unserem Heere bekleiden — wir haben ein Recht, darüber zu wachen, daß innerhalb der Kulturwelt nicht Regungen lebendig werden, die kulturfeindlich sind. Kein Kulturvolk stellt etwas für sich Abgeschlossenes dar. Die Erkenntnis, daß die gleichmäßig fortschreitende Gesittung das eigentlich Volksverbindende ist, stellt den Begriff „Kultur" überhaupt erst her; bis zu dieser Erkenntnis kann nur von Volksart die Rede sein.

Als die Vorgänge in Barcelona ruchbar wurden, fanden sich einige Männer, darunter ich, zusammen, deren Inneres unter diesen entsetzlichen Greueln litt. Wir sagten uns, daß das deutsche Volk sich gewissermaßen zum Mitschuldigen an jenen

*) Berlin, Verlag von Wilhelm Spohr, Frankfurter Alle 105, 10 Pfg.

Martern mache, wenn nicht aus seiner Mitte heraus — in anderen Völkern regte es sich bereits — ein ernstes Wort der Entrüstung ertönte; auch die Hoffnung, doch vielleicht dazu beitragen zu können, daß die Spanische Behörde zur Besinnung käme, bestimmte unser Thun. Gewiß wäre es auch uns lieber gewesen, das amtliche Deutschland hätte Stellung zur Sache genommen; das amtliche Deutschland verfügt über die Mittel, sich Gewißheit über die Geschehnisse zu verschaffen, und verfügt über die Macht, seinen Worten Nachdruck zu geben. Aber das amtliche Deutschland schweigt in solchen Fällen und rührte sich auch diesmal nicht; selbst das öffentliche Deutschland verhielt sich, weil durch die Zeitungen nicht unterrichtet, teilnahmlos. Auch wir beschränkten unser Thun darauf, in einem Schreiben (nicht wie unklare Blätter meldeten: Aufruf) die Leitungen der bedeutenderen Zeitungen zu bitten, sich mit der Angelegenheit überhaupt zu befassen, indem sie sich nach Möglichkeit für eine Klarstellung der Thatsachen interessierten, und indem sie, je nach dem Ergebnis ihrer Erkundigungen, die Leserwelt unterrichteten. Wir wollten damit, und das ist uns auch gelungen, einem vielleicht nicht genügend begründeten Ausbruch der Entrüstung vorbeugen. Eine Zeitung Berlins, ihr nachschreibend noch verschiedene gleichwertige Organe, hat an diesem unserem Vorgehen erregten Anstoß genommen. Vor Allem konnte man es nicht begreifen, daß gesittete Männer für sogenannte Anarchisten eintreten. Es macht sich hier wieder die entsetzliche Unbildung gewisser Zeitungsschreiber geltend, die Anarchisten nicht von Terroristen, Idealisten nicht von Bombenwerfern unterscheiden können. Weil sich einige Menschen, die in den letzten Jahren Bomben geworfen haben, „Anarchisten" nannten, nennen diese Zeitungen nun jeden Anarchisten, „Bombenwerfer". Weil also ein Erzbetrüger sich vor Gericht als Christ, Protestant, Katholik bezeichnet, sollen nun alle Christen, Protestanten, Katholiken „Erzbetrüger" sein? In diesem Falle allerdings handelte es sich um einen wirklichen Bombenwerfer und um dessen etwaige Mitwisser. Einige Zeitungen sagten, solche Leute könnten gar nicht schlecht genug behandelt werden. Ich glaube nicht, daß Einer im Volke das Bombenwerfen, wie über-

ıupt jede Unthat ſchwerer verurteilen kann, als ich es thue. wiſchen Verurteilung eines Vergehens und Behandlung des ebelthäters iſt aber ein Unterſchied. Daß ſich eine Gemeinſam= it vor Fanatikern, die zu Greuelthätern werden, ſchützt, iſt nur chtig; daß die Behörde eines ſich der geſitteten Welt zurechnen= n Volks aber zu Scheußlichkeiten übergeht, die viel ſchlimmer ıd, als die Unthat des Einzelnen, muß den wirklich geſitteten enſchen empören. Dieſe Scheußlichkeiten ſind Akte der aller= ebrigſten Geſinnung; für ſie kann nicht einmal der Fanatismus s mildernder Umſtand geltend gemacht werden. Außerdem chten ſich die behördlichen Frevelthaten keineswegs nur gegen chuldige, ſondern vorwiegend gerade nur gegen Verdächtige, die an zu Geſtändniſſen zwingen wollte. Daß ſich Menſchen, deutſche eitungsſchreiber, für ein derartig behördliches Verfahren eines ulturlandes erwärmen, iſt vom Standpunkte des „Menſchen als eſtie“ aus zu verſtehen, daß dieſe ſelben Zeitungen aber neben rem Beſtiencharakter gern auch mit chriſtlicher Geſinnung prahlen, ch gar als Verfechter von Religion, Sitte, Ordnung gebärden, s iſt nur zu verſtehen, wenn man die Denkunſelbſtändigkeit der eſer ſolcher Organe kennt. Gerade die Art, in der einige utſche Zeitungen unſer Vorgehen beſprechen, zeigt, wie not= endig dasſelbe war. Es hat eine ruchloſe Denkart, ich möchte gen eine Art Atavismus (Wiederhervortreten von Erſcheinungen, e man für abgeſtorben hielt) zu Tage gefördert. Wir ſind ge= arnt. Unſere Erkenntnis hat uns eine ſchadhafte Stelle am genen Volksleibe gezeigt; darin erſehe ich den zunächſt größten rfolg unſeres Handelns. Unſere Pflicht wird es ſein, dieſen rankheitsherd unſchädlich zu machen. Unſere Entrüſtung gilt m Stund ab nicht nur den Spaniſchen Greueln, ſie richtet ſich it noch entſchiedenerer Schärfe gegen die Deutſchen Geſinnungs= noſſen jener Spaniſchen Unmenſchen. Vielleicht wird, wenn die Wahrheit jener Greuel erſt bekannter wird, auch unſere Volks= rtretung ſich an einer geſunden Reaktion gegen dieſe Ungeſittung teiligen; ſchließlich wird ſogar die Regierung von den beſſeren legungen, die im Volke leben, übermannt werden; ſo wirkt dann as Gute weiter und wirkt ſiegreich, wie im erſten Anlauf das

Böse zu siegen schien. Wir Alle wollen auch bei dieser Gelegenheit eifrige Parteigänger des Guten sein.

Man hat auch Anstoß daran genommen, daß Männer verschiedener politischer Richtungen gleichmäßig in dieser Sache empfinden und also gemeinsam handelten. Wie klein, wie ungesittet, wie unreligiös. Ein rüder Fuhrmann haut erbarmungslos auf seine Pferde ein, die den Wagen nicht von der Stelle bringen; ein Sozialdemokrat faßt in die Speichen, um auf diese einfachste Weise die Pferde vor ihrem Peiniger zu schützen; ein Konservativer geht vorbei, ihn jammert es ebenso der Pferde, ihn packt der gleiche Drang, etwas Vernünftiges zu thun — er muß davon abstehen, ein Sozialdemokrat ist ja an der selben vernünftigen Handlung beteiligt. Ein noch lebender Mensch treibt zwischen den Eisschollen daher; ein beherzter Zentrumsmann springt in den Nachen, um seinen Mitmenschen zu retten; atemlos kommt ein Anderer dazu, will sich an der Rettung beteiligen — da entdeckt der Katholik, daß es der berüchtigte Atheist Soundso ist, der ihn in seinem schönen Vorhaben unterstützen will; er verläßt den Kahn. Man sollte es nicht für möglich halten, daß selbst gutherzige Menschen in der Erkenntnis dessen, was Pflicht ist, noch so weit zurück sind. Der Umstand, daß wir Jemand, mit dem wir auf anderen Gebieten nicht übereinstimmen, in derselben Richtung wirken sehen, die wir für die richtige halten, darf uns doch nicht abhalten, diesen Weg einzuschlagen und innezuhalten. Macht denn der Christ an der Thüre des Gotteshauses Kehrt, wenn er Jemand darin erblickt, in dem er einen politschen Gegner erkennt, oder wenn er Jemand folgen sieht, der von einer anderen Regierungsform, als der bestehenden, mehr Beglückung des Volkes erwartet? Wir dürfen, das ist das einzige Gesetz, unter das wir uns zu stellen haben, unseren jeweiligen Entschluß, etwas Vernünftiges, Rechtschaffenes, von unserer aufgeklärten Erkenntnis Gefordertes zu thun, von keiner anderen Erwägung bestimmen lassen, als von der: ist es gut-an-sich?

*) Was uns Not thut, sind Volksaktionen. Dabei soll es sich nicht um etwas Anarchistisches handeln. Allerdings sind es zuerst Anarchisten gewesen, die eingetreten sind für Gesittung. Also: ein ernster Protest im Namen und im Sinne der Gesittung, derart, daß auch die im Volke, die auf den Beinamen Anarchisten verzichten, sich nicht nur berechtigt, sondern allmählich bewogen fühlen sollen, kräftig mit zu protestieren gegen Das, was sich dort**) ereignet hat. Nicht wollen wir die Organe an den Pranger stellen; nur klarstellen wollen wir, daß wir in unserem eigenen Volke Männer haben, die die Greuelthaten in Barcelona gutgeheißen haben. Sie haben sie allerdings gutgeheißen zunächst nur, weil sie verübt worden sind gegen sogenannte Anarchisten. Dieser Begleitumstand macht die Gutheißung aber noch viel schlimmer. Es ist ein Frevel, sich die Menschen, denen gegenüber Greuelthaten, Schandthaten, Martern berechtigt sein sollen, auszusuchen, und wir dürfen darüber nicht im Unklaren sein, daß dieselben Organe, wenn ähnliche oder entfernt ähnliche Greuelthaten etwa an Kommerzienräten oder an Chefredakteuren von gewissen Zeitungen verübt worden wären, in ein Wutgeheul ausgebrochen wären.

Aus wirklicher Ueberzeugung kann ich mildernde Umstände diesen Zeitungsmenschen zusprechen: Unorientiert sind sie! Mögen sie aber eine ernste Lehre daraus nehmen, damit sie sich ein ander Mal besser erkundigen. Weiter eine Lehre diesen Männern, damit sie sich ein Bischen mehr über die Vorgänge im Volke erkundigen. Sie thun wirklich, als wenn an dem Worte Anarchist bereits das Verbrechen klebt. Sie sind so unwissend, daß sie noch nicht einmal Bombenwerfer von Idealisten unterscheiden können. Es ist traurig, daß wir Tausende im Volke haben, die sich mit solcher Nahrung der Zeitungen abfinden lassen!

Die Zeitungen haben sich entrüstet darüber, daß neben dem Namen Bebel auch andere Namen standen, die nicht zur sozial-

*) Aus der Protestversammlung gegen die behördlichen Greuel in Barcelona (3. März 1897). Nachdem Herr Landauer und Herr Spohr gesprochen hatten, sagte Herr von Egidy Folgendes. D. H.

**) in Barcelona.

demokratischen Partei gehörten. Sie haben diesen Männern daraus im Ernst einen Vorwurf gemacht. Hier keine mildernden Umstände! Die Ungesittung, Verbohrtheit solcher Menschen ist fürchterlich. Es handelt sich nur darum, etwas Gutes, Rechtschaffenes, Vernünftiges zu thun. Mögen sie doch die Kinder fragen, ob es mit Religion, mit dem Christentum vereinbar ist, ob man sich darf abhalten lassen, etwas Vernünftiges zu thun, dadurch, daß andere Menschen dasselbe thun wollen. Wir müssen Protest dagegen erheben, daß wir immer noch auf dem mangelhaften Standpunkte stehen, daß wir zu guten und vernünftigen Handlungen uns nicht vereinigen dürfen, wie das Herz, die Gesittung, der Verstand uns treibt. Wenn die Menschen sich zu allen möglichen Thorheiten vereinigen, dann wundert man sich nicht. Keine sozialdemokratische Zeitung hat sich darüber entrüstet, daß sich Bebel mit einem Manne vereinigt hat, der nicht seiner Partei angehört. Also wieviel höher steht diese Partei!

Was kann geschehen? Wenn der Protest in den Zeitungen einen Widerhall findet, so ist das schon etwas. Im Reichstage wäre vielleicht etwas zu erreichen. Bebel hat sich bereit erklärt, die Sache dort in die Hand zu nehmen. Wir müssen es gutheißen, wenn die Anarchisten ihr Dogma vom Nicht-Parlamentarismus der guten Sache opfern. Wünschen wir, daß nun endlich einmal auch in den Reichstag ein Verständnis dafür einzieht, daß, aus welcher Ecke her auch das Gute, das Vernünftige komme, man nicht fragt: „Von woher kommt es?“ sondern: „Was ist es?“ — Daß wir in allen Fragen der Gesittung festgeschlossen zusammenstehen!

*) Viele im Volke wollen, können noch nicht glauben, daß sich in Barcelona die entsetzlichen Greuel, von denen einige Zeitungen berichten, wirklich zugetragen haben. Die berichteten Vorgänge sind allerdings so grauenvoller Art, daß der gesittete Mensch sich gern gegen das Wahr-sein dieser Meldungen sträubt. Die Meldungen treten indes mit solcher Entschiedenheit und

*) Versöhnung Nr. 11; 1897.

ter so ergreifenden Begleiterscheinungen auf, daß der pflicht-
wußte Mensch nicht daran vorübergehen wird. Der Umstand,
ß ein großer Teil unserer Zeitungen auch heute noch die Vor-
nmnisse übergeht, der noch traurigere Umstand, daß die Leser
ser Zeitungen damit zufrieden sind, ist ein Beweis, wie sehr
ser Teil unseres Volkes noch in der Gesittung zurück ist.

Nur ganz wenige Zeitungen haben den zuerst im „Sozialist"
röffentlichten Anruf eines Gefolterten und zum Tode Ver-
teilten abgedruckt. Da anzunehmen ist, daß auch die meisten
iner Leser diesen ergreifenden Appell noch nicht kennen, sei
hier wiedergegeben:

An die gut und rechtlich denkenden Menschen!

Von Euch erhoffe ich etwas Mitgefühl und Gerechtigkeit!

Man will uns morden!

Nachdem man uns das Fleisch in Stücken vom Leibe und die Nägel aus den Fingern gerissen, nachdem man uns die Schädel gequetscht und die Hoden verstümmelt hat, will man uns jetzt verschwinden lassen, damit wir über diese entsetzlichen und infamen Vorgänge nicht einst Zeugnis ablegen können.

Alle gut und rechtlich denkenden Menschen, laßt Eure Aufmerksamkeit von diesem berüchtigten Anarchistenprozeß nicht ablenken! Ihr ehrlichen Herzen, die Ihr uns verteidigt habt, laßt Euch sagen, wie die Dinge liegen. Unsere Henker wollen das gute Werk, das Ihr an uns gethan habt, indem Ihr das Martyrium, das wir zu erdulden hatten, in alle Welt hinausschriet, verhüllen und zunichte machen.

Ihr reinen Seelen, höret: In den Akten des in dem verwünschten Kastell abgehaltenen Kriegsgerichtes sind die von uns erduldeten Leiden, obwohl wir sie vor den Richtern ausdrücklich hervorgehoben haben, mit keiner Silbe erwähnt.

Ihr ehrlichen Herzen höret: In ihrem Eifer und in ihrer Gerechtigkeitsliebe haben unsere Henker eine Reihe von Lügen in die Oeffentlichkeit gesetzt. Mit Hilfe dieser Lügen wollen diese Inquisitoren auf die öffentliche Meinung verwirrend einwirken und die Wahrheit unterdrücken.

Ehrliche Menschen, leset: Sie wollen, daß wir ein Dokument unterzeichnen, in dem wir anerkennen, daß wir nicht gefoltert worden sind, und sie sind entschlossen, das um jeden Preis von uns zu erreichen.

Gute Menschen des ganzen Erdballs: Wir sind unschuldig, ja wir sind unschuldig!

Hat es jemals in der Welt eine so ungeheure Ungerechtigkeit gegeben? [illegible]n

Alle gut und rechtlich denkenden Menschen, bei Allem, was ihr lieb: [illegible]eb[illegible] auf der Welt, entreißt uns der Gewalt unserer Henker! Habt Mitleid, [illegible]id, habt Erbarmen mit uns Unglücklichen!

Festung Montjuich, 11. März 1897.

Sebastian Sunyé.

Alle guten Menschen werden gebeten, von diesem Dokumente Ab[illegible] schrift zu nehmen und es in allen Teilen der Welt zu verbreiten, damit [illegible]it es endlich auch in die spanischen Zeitungen Eingang findet.

Wie viele „gute Menschen" giebt es in unserem Volke? [illegible] ? Die Zahl Derer, die gut sein möchten, ist größer, als wir meinen; [illegible]; die Zahl Derer, die, wenn es darauf ankommt, sich bewähren, [illegible], ist kleiner, als wir meinen; unsere Zustände erschweren das gut[illegible] sein noch gar zu gewaltig. Die Durchschnittsmenschen von heute [illegible]te wollen auch gar nicht „Menschen" sein; sie begnügen sich mit [illegible]it dürftigen Nebenbezeichnungen. Auch die Gefolterten sind in ihren [illegible]n Augen nicht Menschen, sondern Zugehörige einer Sonderung, wie [illegible]ie sie selbst nur Parteilinge sind. Und da die Gefolterten zum Teil [illegible]il einer Sonderung angehören, die wegen der verbrecherischen Thor[illegible]r heiten Einzelner in Verruf geraten ist, ist es bequem und kleidet [illegible]et gleichzeitig gut, wenn man sich an der Verfehmung dieser Son[illegible]n derung beteiligt. In ihrer Gefühllosigkeit geht diese Art Menschen [illegible]n ungerührt an den Torturen vorüber, denen jene Eingekerkerten [illegible]n ausgesetzt waren, vielleicht noch ausgesetzt sind.

Gerade, weil die Dinge so liegen, ist es Pflicht jedes an[illegible]n ständigen Menschen — bisher gehörte der moralische Mut z[illegible]u den Anforderungen an einen anständigen Menschen — sich m[illegible]it den Vorgängen in Barcelona zu befassen. Wer dem ausweich[illegible]t, erweckt den Anschein, als fürchte er sich vor einer Verfehmun[illegible], die ihn treffen könnte, weil er gegen ein Verbrechen protestiert[illegible], das an Verfehmten verübt wurde. Wie man die Sache au[illegible] ansieht: Mangel an Mut, Mangel an Selbstsicherheit ist es, [illegible]er die Meisten abhält, Stellung zu den Vorgängen zu nehmen.

Eine in Berlin am 29. März stattgehabte Protestversamm[illegible]lung hatte mich beauftragt, dem Spanischen Botschafter Kenntnis zu geben von der Stimmung, die die Gesitteten des Deutschen Volks, soweit sie Kenntnis von jenen Vorgängen haben, beherrscht.

Ich habe mich dieses Auftrags entledigt, und habe bei dieser Gelegenheit erfahren, daß das amtliche Spanien die geschilderten Vorgänge für unwahr erklärt; ich habe den Eindruck, daß der Vertreter des Spanischen Volks in Berlin an dies Nicht-wahr-sein auch wirklich glaubt; wie weit die ihn instruierenden Behörden dabei ehrlich zu Werke gehen, entzieht sich unserer Beurteilung. Der Herr Botschafter stellte mir sogar in Aussicht, daß in nicht ferner Zeit die Unwahrheit der behaupteten Vorgänge erwiesen sein werde. Der Anruf des gefolterten Sebastian Sunyé läßt ahnen, wie der Beweis erbracht oder wenigstens versucht werden soll. Nichts wäre erfreulicher, als wenn sich die Behauptungen als unwahr erwiesen; die Erscheinungen zwingen uns indes, die Möglichkeit einer solchen Beweisführung energisch anzuzweifeln. Jedenfalls darf die Sache nicht ruhen. Der gesittete Mensch macht Front gegen jedes Uebel, das ihm entgegentritt. Hier können wir zwar helfen, indem wir protestieren, demonstrieren, appellieren. Wenn aber alle Die sich solchem Vorgehen anschlössen, die, wenn es sich um die Verurteilung eines einzelnen Bomben-, Säbel-, Messer-, Knuten- oder Pistolenhelden handelt, unter den Vordersten in der Gesittung gesehen sein möchten, wenn alle Diese laut und lebhaft mitprotestieren würden gegen die viel scheußlicheren Handlungen, die hier im Namen und im Dienste eines „christlichen" Gemeinwesens verbrochen wurden, dann würde doch vielleicht das Los der jetzt noch Leidenden zu mildern sein; jedenfalls würde das von einem sogenannten Kulturstaat begangene Verbrechen als solches vor aller Welt gebrandmarkt. In der berechtigten Voraussetzung, daß die Vorkommnisse von den obersten Vertretern jenes Staates und von dem Hauptteil des Spanischen Volkes selbst nicht gutgeheißen werden, dürfen wir in einer solchen öffentlichen Brandmarkung eine Gewähr dafür erblicken, daß einer Wiederholung ähnlicher Greuel vorgebeugt werde. Darauf hin zu wirken ist die Pflicht Derer, die im Dienste der Entwickelung stehen. Die Menschheit als solche — jeder Einzelne von uns — ist zum Träger des heiligen Entwickelungsgedankens berufen.

Anarchismus.*)

Die Menschen reden von Religion, auch wo es sich nur um ihre Konfession handelt; sie sprechen von Christentum, auch wo es sich nur um einen beliebigen Glaubensbegriff handelt, den Jemand erfand; sie reden von gotteslästerlichem Umsturz, auch wo es sich um ein heiliges Streben nach einem Fortschreiten in der Gesittung handelt; sie reden von Anarchismus, auch wo es sich um Verbrechertum handelt. Auf Schritt und Tritt, in den Zeitungen und in den Gelehrtenstuben, in der Volksvertretung und in der Pferdebahn begegnet man der gleichen unverstandenen Anwendung von Worten, dem selben Durcheinander von Begriffen.

Die Ermordung der Kaiserin Elisabeth hat mit dem (wirklichen) Anarchismus so wenig gemein, wie etwa eine Hinrichtung mit dem (wirklichen) Christentum gemein hat. Daß der Mörder sich Anarchist nennt, stempelt sein Verbrechen noch keineswegs zu einer mit dem Wesen des wirklichen Anarchismus zusammenhängenden, auch nicht zu einer sich aus den richtig verstandenen Lehren des Anarchismus ergebenden Handlung.

Der Mörder durfte sich nicht Anarchist nennen; jedenfalls mußte er die seine Handlung charakterisierende Abart hervorheben: Terrorist, Schreckensmensch, Gewaltmensch. Diese Abart haben wir aber auch in anderen politischen Gruppen unseres Volkes. Es sind ihrer garnicht so Wenige und sie sind nicht mit der „Hefe des Volkes" aufgewachsen, die — heimlich, und auch laut — danach verlangen „mal feste drunter schießen zu können". Ist das nicht die gleiche Abart, zu der jener Mörder sich bekennt? Der Unterschied ist nur der: Jener ist Thatterrorist, Diese sind Gesinnungsattentäter. Vor dem irdischen Richter erscheint Jener allein; vor dem Ewigen Richter sitzen neben ihm auf der Anklagebank auch die Anderen.

*) Versöhnung Nr. 28; 1898.

Gewiß ist der Mord in Genf eine ruchlose That, die unsere Entrüstung und unsere Verurteilung herausfordert. Aber selbst dem Verbrechen gegenüber dürfen wir nicht verständnislos halt machen. Es hat Kaiser und Kirchenfürsten gegeben, die glaubten, das Christentum mit Feuer und Schwert einführen und ihren Glauben unter Verübung scheußlichster Greuelthaten Anderen aufzwingen zu dürfen. Hunderttausende wurden um einer Idee willen hingemordet; die Frevler lebten mitten unter ihren Zeitgenossen in Würden und Ansehen. Darf man sich wundern, wenn auch jetzt wieder, wo es sich abermals um das Aufleben einer neuen Welt- und Innenanschauung handelt, ganz vereinzelt, sich Fanatiker finden, die, von dem grausamen Gewaltsinn früherer Zeiten erfaßt, ihre eigenen Ideale schänden?

An-Archie heißt nicht Ohne-Ordnung, heißt auch nicht Mit-Gewalt; An-Archie heißt (wörtlich): Ohne-Herrschaft. Dieses Ohne-Herrschaft setzt eine höhere Gesittung voraus und schafft in Folge dessen eine vollkommnere Ordnung. Anarchismus bedeutet den Durchbruch der Vernünftigkeit, bedeutet das Mündigwerden der Kulturvölker. Anarchismus setzt den kraftvollsten, mutigsten, inbrünstigsten Glauben voraus, dessen ein Mensch fähig ist: den Glauben an die Fähigkeit des Menschen zum gut-sein; den Glauben an den Sieg des Guten. In dieser Auffassung ist Anarchismus gleichbedeutend mit „Erfüllung des Christentums"; in dieser Auffassung ist Anarchismus eine Vervollständigung der Zarenbotschaft: kriegloſe, gewaltloſe Zeit.

Man wundert sich, daß trotz der irrigen Vorstellungen, die über Wesen und Wert des Anarchismus herrschen, Einige sich „Anarchisten" nennen und nennen lassen, wiewohl sie jedes gewaltthätige Vorgehen beklagen und verurteilen. Sie thun es, nehme ich an, um der Ehrlichkeit willen; sie beweisen damit jedenfalls Mut gegenüber dem aufgeregten Unwillen einer irregeleiteten öffentlichen Meinung. Sie glauben wahrscheinlich, gerade im jetzigen Wandlungsmoment einer Sonderbezeichnung noch nicht entbehren zu können. Wer es ernst nimmt mit seinen Bestrebungen und mit seinem Dienst am Volke legt begreiflichen Wert darauf, von Jedermann sofort als Der und Das erkannt zu sein,

der und das er ist. Wer sich heutzutage Anarchist nennt, bedenkt dabei allerdings nicht, daß die Anderen ihn nicht mit klaren Augen, sondern durch eine blutangelaufene Brille ansehen, er ihnen also nicht so erscheint, wie und was er ist. Er ist der ehrlichste Vervollkommnungsmensch unter der Sonne; seine Mitmenschen aber sehen in ihm einen blutlüsternen Unhold. Welche Bezeichnung die Anarchisten guter Art zum Unterschied von den Gewaltmenschen, die sich auch Anarchisten nennen, annehmen sollen? Am Besten gar keine. Am Besten thut Jeder, wenn er seinen Mitmenschen nur den Inhalt seines Wesens, nur seine Anschauungen anbietet, auf jedwede „Etiquettierung" seiner Denkart weise aber verzichtet. Für den, der sich schon etiquettiert hat, mag es schwer sein, jetzt plötzlich die Etiquette abzuthun. Vielleicht versuchen es unsere deutschen Anarchisten wenigstens mit einer Verdeutschung und damit Verdeutlichung ihrer Sonderbezeichnung. Keine wörtliche Uebersetzung, nur eine klare Andeutung ihres Wollens: etwa „Unabhängige", oder „Freie", oder „Eigenmenschen".

Anarchie auf Kreta*) sagen die Zeitungen und schildern darunter einen Zustand der Greuel, Verbrechen, Gewaltthätigkeit. Ganz falsch und sehr unrecht. Die Zeitungen erwecken dadurch die — irrige — Vorstellung bei ihren Lesern, als ob diejenigen unserer Volksgenossen, die sich Anarchisten nennen, einen Zustand erstrebten oder gutheißen, wie er augenblicklich auf Kreta herrscht. Der dortige Zustand ist das Ergebnis einer (geschichtlichen) Reihe von Gewaltthaten. Derartigen Gewaltthaten, sowie jeglicher Einrichtung, die Veranlassung zu solchen Gewaltthaten werden kann, also den Erscheinungen, wie sie uns Kreta im Augenblicke bietet, wollen Diejenigen gerade zu Leibe, die sich Anarchisten nennen. Sie erstreben damit einen Zustand höherer, vollkommnerer Ordnung, einen Zustand, der sich nicht auf die Mittel und Werk

*) Versöhnung Nr. 3; 1896.

zeuge von Gewalt und Unterdrückung, ſondern auf ein vollkommneres Gerechtigkeitsgefühl und auf das Selbſtbeſtimmungsrecht des Einzelnen und der Völker ſtützt. Kreta den Kretenſern, wie heute ſchon Preußen den Preußen, England den Engländern gehört, und wie in nicht ferner Zeit Elſaß den Elſäſſern und Lothringen den Lothringern gehören ſoll. Damit wird Ordnung. Dieſen Zuſtand, den Zuſtand einer höheren Geſittung verſtehen die Anarchiſten unter Anarchie. Jeſus würde ihn als „Sein Reich“ bezeichnen.

***

VIII.

Allgemeines.

Katholisch-sozial.*)

Die Zeitungen veröffentlichen ein katholisch-soziales Programm — also abermals ein Partei-Programm; ein Partei-Programm, mit dem zwar, wie das jedes Partei-Programm von sich ausgesagt, dem Vaterland gedient werden soll, das aber durch seine einseitige Benamung von vornherein eine Absonderung innerhalb der Gemeinsamkeit bedeutet, statt die Zusammengehörigkeit anzustreben, deren wir so sehr bedürfen. Mit dem Namen wird entweder und teils gesagt: das Programm enthält Anforderungen, die nur für uns Katholiken von Interesse und Bedeutung sind; Anforderungen, die wir an die Gemeinsamkeit stellen, nur, weil wir Katholiken sind — dazu hat Niemand im Vaterlande ein Recht; nur als Preuße, nur als Deutscher darf ein Vaterlandsgenosse vor die Gemeinsamkeit treten — nicht als Protestant oder Menonit, nicht als Handwerker oder Amtsrichter; oder und andererteils enthält die Benamung eine, in diesem Fall gewiß nicht beabsichtigte, aber durch die Bezeichnung nur gar zu leicht sich äußernde Ueberhebung: „die guten Gedanken, das rechtschaffne Streben, das hier in unserem Programm Ausdruck findet, ist die Wesensart des Katholischen; Ihr Anderen, Ihr nicht-Katholiken entbehrt dieser Regungen; diese Regungen sind Sondereigentum des Katholiken."

Das Programm vermeidet zwar in seinen Ausführungen die engere Bezeichnung katholisch; es spricht nur von der „christlichen Grundlage", auf der sich die „Organisation der Gesellschaft nach Berufsständen aufbauen soll, und spricht von der „christlichen Liebe und Gerechtigkeit"; aber selbst diese erweiterte Bezeichnung

*) Versöhnung Nr. 19; 1898.

ist nicht ohne Weiteres, ist nicht ohne Erläuterung zulässig; ist
am Wenigsten zulässig im Munde einer christlichen Richtung, die
den Begriff Christentum nicht etwa mit dem Begriff Relig[illegible]ion
als zusammenfallend betrachtet, die vielmehr für den Chris[illegible]en-
Namen das Festhalten an Lehren für erforderlich erachtet, die
nachmalige Menschen an die Erscheinung Jesu geknüpft haben —
Kirchentum. Eine Richtung, die ja nicht nur durch den Katholi[illegible]is-
mus, sondern auch durch sogenannte Protestanten, das heißt du[illegible]rch
Deutsche vertreten wird, die zwar mit unserem thatkräftigen Lan[illegible]ds-
mann Luther gegen gewisse damalige Ungeheuerlichkeiten p[illegible]ro-
testierten, nun aber an diesem Luther von 1517 festhalten u[illegible]nd
nur seine Buchstaben, nicht aber seinen Geist unter uns wei[illegible]ter
leben lassen wollen. Eine Richtung, die ich übrigens innerha[illegible]lb
einer Einrichtung, wie sie die katholische Kirche darstellt, für ga[illegible]nz
selbstverständlich und durch die Einrichtung an sich begründ[illegible]det
halte; eine Richtung, die ich auch für jede anders genannte Kird[illegible]che
so lange als die vorberechtigte halte, als diese Kirche noch e[illegible]ein
Dogma, ein Bekenntnis oder auch nur einen einzigen Glauben[illegible]ns-
satz als Eintritts- und Zugehörigkeits-Bedingung bestehen läß[illegible]ißt.

Entweder — oder. Entweder protestantisch; dann für jede[illegible]den
Einzelnen die Berechtigung und die Möglichkeit, in jedem Mome[illegible]ent
und bei jeder Gelegenheit gegen Alles zu protestieren, was gege[illegible]gen
sein religiöses Bewußtsein streitet; dann gar kein Dogma, keine[illegible]nen
Glaubenssatz, und ein Bekenntnis höchstens als Ausdruck eine[illegible]iner
jeweiligen individuellen Auffassung, also ein selbst-eigen geformte[illegible]tes
Bekennen ohne bindende Gültigkeit auch nur bis zum anderen[illegible]ren
Tage. Oder kirchlich: dann stumme und unbedingte, wenn e[illegible]e
von den berufenen Organen verlangt wird: sogar buchstäblich[illegible]ich
jedenfalls eine dem Verlangen der berufenen Organe entsprechend[illegible]ni
Unterwerfung unter die Satzungen dieser Kirche (Dogma un[illegible]u
Glaubensvorschriften), wenn wir auch noch so unschuldig hinein[illegible]ei
geboren werden (Taufe), und noch so unreif unsere Zugehörigkei[illegible]fc
durch erstmaliges Bekennen (Konfirmation) eidlich besiegelt haben[illegible]er
„Protestantische" „Kirche" ist eben ein Widerspruch in sich selbst[illegible]bſt
Daraus folgt der nie zu beseitigende Zwiespalt in derselben[illegible]en.
Die Einen betonen das „Protestantisch" und glauben protestieren[illegible]en

zu dürfen; die Anderen betonen „Kirche", sagen: eidlich verbundene Glaubensgemeinschaft — und sind damit in ihrem Recht. Sie bleiben auch in ihrem Recht gegenüber jeder noch so feierlichen Verkündung: „in meinen Staaten kann Jeder nach seiner Façon selig werden" oder „in Glaubenssachen giebt es keinen Zwang." Sie haben ja ihre Thüren nur von Außen, also gegen das Eindringen Andersgläubiger, verwahrt; die Anderen werden unschuldig hineingeboren und werden, unmündig, eidlich darin beschlagnahmt; aber selbst für Diese ist die Thür von Innen nicht verschlossen, wenn auch durch tausend Widerwärtigkeiten verrammelt. Nur neulich waren die Vertreter des eigentlichen Kirchentums nicht mehr im Recht, als sie nämlich gelegentlich der Beratung in unserem Abgeordnetenhaus über eine neue Abgrenzung der staatlichen und der kirchlichen Gerechtsame gar so „liberal" jeden Andersgläubigen in ihrer eidlich abgegrenzten Glaubensgemeinschaft behalten wollten, und nun für gewisse Gerechtsame und Amtsführungen die Kirchlichkeit, das heißt die Glaubens-Unterwerfung, beanspruchten; die Beisteuer ist von dem Erfordernis der Rechtgläubigkeit befreit geblieben. Mit jeder, noch so geringfügigen Nachgiebigkeit setzen sich die Vertreter des Kirchentums in's Unrecht; eine duldsame Kirche ist ebenso ein Unding, wie eine protestantische es ist. Eine duldsame Kirche ist nur dann denkbar, wenn sie ihre Duldsamkeit so weit ausdehnt, daß Alle — buchstäblich: alle dasselbe Stück Erdrinde Bewohnende, also (um nur eine Abgrenzung zu finden) alle Landes-Zugehörigen — sich in dieser Kirche frei und mit unbelastetem Gewissen bewegen können, was auch immer der Einzelne glaubt; also gar kein Dogma, gar kein Glaubenssatz, gar kein Bekenntnis. Damit aber hört der Begriff Kirche auf; will sagen: er fällt zusammen mit dem Begriff Volk, Nation, Vaterland, Staat — Gemeinsamkeit.

Das ist es, was wir anstreben; in diesem in einander Aufgehen der Begriffe und der damit zusammenhängenden Gestaltungen ruht die Grundlage einer Neugestaltung unserer Einrichtungen und Zustände; ohne eine solche Grundlage ist es nicht denkbar, daß unser Leben selbst Religion wird. In diesem Auf-

gehen des Begriffs Kirche in dem vaterländischen und darüber hinaus gehenden Gemeinsamkeits-Bewußtsein, geradeso wie der Begriff Christentum in dem Begriff Religion aufgeht, liegt die großartige und einzig mögliche Erfüllung der in unseren Herzen mit der Jesus-Erscheinung verknüpften Verheißungen; darin liegt ganz besonders auch die glorreiche Auflösung des Katholizismus. Katholisch heißt „allgemein". Eine katholische Kirche, die nicht „Alle" umfaßt, zum Wenigsten Alle, die sich — in welcher Auffassung immer — innerlich zu Jesu bekennen, ist auch ein Widerspruch in sich selbst; unser Kulturleben strotzt von Widersprüchen. Betrachtet sich ein Mensch als Statthalter Jesu, so ist sein Auftrag erledigt in dem Augenblicke, da Jesus Selbst die Herrschaft antritt, das heißt: in dem Augenblicke, da Sein Geist in Wirklichkeit und Wahrheit, nicht mehr nur in Worten und Bekenntnissen, lebendig unter uns wird — Sein gewaltiger, gegen alles Vernunft- und Naturwidrige, gegen alles Erkenntnis- und Bewußtseinswidrige protestierender Geist.

In diesem protestierenden Sinne kennzeichnet sich das katholisch-soziale Programm nach vieler Richtung hin als ein Jesus-gemäßes. Es ist entstanden aus der Erkenntnis, daß unsere heutigen Zustände einer gründlichen Wandlung bedürfen; es zeigt zweifellos mehr Gerechtigkeitsgefühl für die heute Unterdrückten, als unsere gegenwärtigen Einrichtungen erkennen lassen, aber es protestiert nur im Rahmen sehr eng gezogener Linien. Es will sogar neue Abgrenzungen, neue Entwickelungsschwierigkeiten, neue Hemmnisse aller Art schaffen. Viel gute Absicht, aber kein Empfinden für die innersten Regungen der Volksseele; viel redlicher Wille, aber kein Verständnis für die Bedürfnisse der Gegenwart; kein sicherer Blick für die Richtung, die unsere Entwickelung nimmt, deshalb allerhand Vorschläge, die sich dieser Entwickelung in den Weg stellen, statt, wie dies der Beruf einer im Dienst der Allmacht und als Stellvertreter Jesu amtierenden Kirche ist, der Entwickelung die Bahn frei zu machen.

Wollen.*)

Der Name thut es doch wirklich nicht; der Gedanke entscheidet; der Geist entscheidet; was gemeint ist, entscheidet; was, und mit welchem Ernst, und mit wie viel Vernünftigkeit, und mit wie gearteter Kraft etwas gewollt wird — das entscheidet.

Das Wort „Versöhnung" will Vielen noch immer nicht gefallen. Weshalb nicht? Weil sie es mit dem Gedanken lesen, den sie, teils willkürlich, teils mit einer anscheinenden Berechtigung hineinlegen, statt es als einen Titel zu nehmen für ein Gesamt-Wollen, für ein Gesamt-Streben, für ein Gesamt-Wirken. Ganz selbstverständlich bezeichnet der Titel einen Leitgedanken dieses Gesamt-Strebens; er bezeichnet sogar einen Wesens-Gedanken in diesem Streben, aber er bleibt doch nur ein Titel. Ein Wesensgedanke, um den es sich für unser Gesamtwirken handelt, ist allerdings der: zu einer Verständigung untereinander zu gelangen; zu einer Verständigung über das Erfordernis der Zeit. Dies Erfordernis läßt sich mit keinem anderen Ausdruck bezeichnen, als mit dem: nicht mehr das Einzelinteresse ist bestimmend für das Thun des Einzelnen oder für das Thun der Gemeinsamkeit; das All-Interesse, das Gemeinwohl, das Volks-Bedürfnis entscheidet fortan. Diese Begriffe aber in ihrer ganzen, vollen und umfassenden Bedeutung genommen; dieses Gesetz, unter das wir all unser Denken, Wollen und Thun, alle unsere Einrichtungen und Bestimmungen stellen, ohne jede Einschränkung zur Anwendung gebracht. In der Verwirklichung dieses Anstrebens liegt die Versöhnung; man kann auch sagen: wir gelangen zu der Anwendung dieses leitenden Grundsatzes, den wir unbedingt und ohne jede Frage annehmen müssen, wenn anders wir zu vernünftigen Zuständen gelangen wollen, nur durch eine ehrliche und rückhaltlose Versöhnung der heutigen Gegensätze.

Die Versöhnung ist also jedenfalls „ein" Ziel, wenn nicht „das" Ziel. Wir müssen bei jedem derartigen Wort oder Titel

*) Versöhnung Nr. 26; 1894.

unterscheiden: Ziel und Mittel. „Nicht Versöhnung — Kampf bis aufs Messer" meinen Einige. Ja gewiß: Kampf; nur nicht gerade bis aufs Messer; zum Messer greift der Kultur-German[illegible]ne nicht (wir haben an unserem Streit ums Messer jetzt gerade genug). Natürlich Kampf; unaufhaltsames Vordringen und Eindringen mit unseren Lebensanschauungen gegen und in die Reihen unserer Volksgenossen: in alle Kreise, in alle Schichten, in alle Verbände, in alle Gemeinschaften — in alle Häuser und in alle Herzen; unerschütterliches Festhalten an unseren Zielen; unbeugsame Festigkeit gegenüber jedem sogenannten Vermittlungsgedanken, gegenüber jeder Halbheit, gegenüber jedem Versuch, unser Wollen abzuschwächen. Wir wollen etwas Ganzes, etwas ganz Gutes. Wir stürmen mit unserem Wollen nicht darauf los; aber, weil wir wissen, was wir wollen, und weil uns die heilige Ueberzeugung trägt, daß alle Redlichen im Lande, wenn sie nur erst wissen, was wir meinen und wie wir's meinen, unsere Bestrebungen unterstützen müssen — sonst scheiden sie aus dem Ring der Redlichen — schreiten wir unbeirrt und unerschrocken weiter. In unserer Weise also kämpfen wir ganz gewiß und kämpfen mit mehr Kraftbewußtsein und mit festerer Siegesgewißheit, als Diejenigen, die zum Messer oder zu sonst welcher unschönen, den vornehmen Menschen fremden Waffe greifen; unsere Kampfmittel heißen: Kühnheit und Festigkeit; unsere Schutzwehr heißt: Lauterkeit und Wahrhaftigkeit.

Wir kämpfen aber nicht, um zu kämpfen; wir kämpfen, um zu siegen. Wir kämpfen, um Das zu erreichen, was erreicht werden muß. Es „muß" Das erreicht werden, was erreicht werden kann. Bei diesem „kann" gehen die Meinungen, auch der Redlichen, auseinander. Der vernünftige Mensch kann in dem Maße, als er will; er will eben nicht mehr und nichts Anderes, als die Vernünftigkeit gestattet, gebietet, zuläßt; auch die vernünftig-gewordene Gemeinsamkeit wird in dem Maße können, als sie wollen wird. Beim Wörtchen „wollen" stoßen also die Geister — richtiger: stoßen die Herzen aufeinander. Ich habe damals sehr überlegt, ob ich unsere Wochenschrift „Wollen" nennen sollte; Vieles in meinen Erwägungen sprach dafür; durch-

ſchlagend aber war der Gedanke: ein Siegesbanner, wie das unſere es ſein ſoll, hat nicht notwendig, unausgeſetzt den Kampfruf zu verkünden; unſer Banner will vor Allem dahin weiſen, wo die Streiter Alle ſich, wenn's gethan ſein wird, zuſammenfinden ſollen: in der mit ſich ſelbſt und mit der Allmacht verſöhnten Volksſeele.

Die Auswanderer.*)

So lange ich denken kann und gewiß ſeit jeher ſpricht man von dem „erſchreckenden Ueberhandnehmen der Selbſtmorde", wie gewiſſe ſich zu jeder Zeit gleichmäßig wiederholende Klagen die Menſchheit durch ihre ganze Entwickelung hindurch begleiten. Ob die Häufigkeit der Selbſtmorde im Augenblick ſchon eine beſonders geſtiegene iſt, vermag ich nicht zu beurteilen, jedenfalls aber führen die Urſachen der in letzter Zeit bekannt gewordenen traurigen Vorgänge zu ernſter Betrachtung. Scheinbar iſt die Urſache dieſelbe, wie ſie dem Buchſtaben nach eine längſt gekannte iſt: zerrüttete Vermögens-Verhältniſſe. Geht man den Vorgängen der Einzel-Erſcheinungen aber auf den Grund, forſcht man den Empfindungen nach, mit denen breite Schichten unſeres Volkes, und zwar in jedem einzelnen Falle die dem Betreffenden nächſt ſtehenden Kreiſe, den Vorgang begleiten, ſo gewahrt man große, ausgebreitete, weit vorgeſchrittene Krankheitsherde im Innern unſeres Volkslebens, und zwar — wie die ſehr verſchiedenartigen Fälle andeuten — an ſehr verſchiedenen Stellen; der innere Zuſammenhang unter dieſen Stellen iſt ebenſo ſelbſtverſtändlich, wie erklärlich. Je genauer man hinſieht, je prüfender man betrachtet, oder gar wohl taſtet, horcht, die Sonde einſenkt, deſto bedenklicher werden die Symptome, die ſich uns aufdrängen; der Gedanke, daß die gleichen Symptome den gleichen Ausgang nehmen könnten, erfüllt uns mit banger Betrübnis. Unſere Pein ſteigt, je mehr

*) Verſöhnung Nr. 27; 1894.

wir uns überzeugen müssen, daß die berufenen Helf-Organe, die berufenen Männer, vor Allem die Ausschlag gebende Volksvertretung, versagen. Sagen wir richtiger: die zur Zeit Berufenen, die offiziell-Berufenen versagen; fügen wir Hoffnung-belebend hinzu: versagen „noch". Aber fragen wir inzwischen vorsorglich, ob denn gerade nur die zur Zeit berufenen und offiziell-berufenen Männer und Organe in Frage kommen; schauen wir uns ernstlich und unter weiser Prüfung von Herzen und Nieren nach Männern um, von denen wir gewiß sein dürfen, daß sie nicht versagen. Haben wir erst eine gesunde Volksvertretung, dann sind die anderen Helf-Organe am nächsten Tage gesund, oder sie stoßen sich als kranke Gebilde ab.

Aber bis dahin? Welche Ausbreitung kann die Krankheit unserer Zustände nehmen? wieviel Opfer kann sie noch fordern? wie Viele könnten noch zur Waffe oder zum Giftbecher greifen, oder zu sonst einem grausigen Entschluß gelangen? Sie wissen nicht mehr ein und aus; Tausende wissen nicht mehr ein und aus. Die Einen sind durch diese Verhältnisse, die Anderen durch jene, die Einen auf diesem Wege, die Anderen auf jenem Wege an den Punkt höchster Seelenpein gelangt, auf dem sie sich heute befinden. Alle aber unterstehen Symptomen, welche unter sich einen in den Zuständen begründeten Zusammenhang bilden. Und dann schreiben die Zeitungen, namentlich, wenn es Einen der Ihren, Einen aus den sogenannten besseren Kreisen betrifft, dem der Makel des Selbstmordes erspart bleiben soll, dann schreiben sie von der Geistesumnachtung, die den Unglücklichen jedenfalls befallen. Ach nein! Wer kann die Seelenschmerzen dieses unseres Mitmenschen wohl ganz nachempfinden, wer kann sich eine Vorstellung machen von der Gemütsqual eines so schwer vom Schicksal Betroffenen — der Geist aber, meine ich, wird in vielen Fällen klarer, denn je zuvor sein. Während der Unglückliche die letzten Jahre, Monate, Wochen trotz aller warnenden Momente, trotz aller drohenden Anzeichen, sich noch immer sträubte, durch das Gewölk hindurch den scharfen Geistesblick auf die schier unvermeidlichen Folgeerscheinungen zu richten — jetzt, da sie Wirklichkeit geworden, sieht er ganz klar, ist er ganz klar. Sein Geist

iſt geſchärfter denn je; vielleicht zum erſten Mal kommt eine Erkenntnis über ihn. Aber die Wahl iſt eine gar zu beſchränkte, die Entſchließungen ſind eingeengt auf nur wenige Auswege; der eigene Geiſt wirft zwar eine ſcharfe Beleuchtung mitten in das Düſter ſeiner eigenen Lage, deren Mittelpunkt er iſt; aber er ſieht keine Rettung, er ſieht wenigſtens in dem, was ihm als Ausweg noch bleibt, weder Rettung noch überhaupt die Möglichkeit — von ſeinem Standpunkt aus vielleicht auch keine Berechtigung mehr — noch weiter zu leben.

So wandern ſie denn aus, unſere Volksgenoſſen, denen die Zuſtände die Lebemöglichkeit verſagen; ſei es, daß ihnen die Lebemöglichkeit wirklich verſagt iſt, ſei es, daß ſie ſich in die ihnen bleibende Lebemöglichkeit nicht hinein finden können, ſei es, daß die Liebloſigkeit der Anderen ihnen ein Weiter-leben-wollen zur fürchterlichen Pein, zur Unmöglichkeit macht. Einſt wandten dieſe Unglücklichen nur der Heimat den Rücken; ſie zogen über das Meer: nach der „neuen Welt". Dort konnten ſie ein neues Leben, ein Leben oft von vorne an noch einmal leben, konnten ihren Kindern ein neues Daſein ſchaffen, konnten, was auch immer ſie von hier vertrieb, ihren inneren Frieden wiederfinden und einſt ruhig dort entſchlummern oder verſöhnt heimkehren. Dieſe neue Welt hat aufgehört zu ſein, es giebt wohl noch ein Amerika, aber es giebt keine neue Welt mehr; und es giebt und wird wohl nie wieder eine andere neue Welt geben. Die Zufluchtsſtätte, die ſich dem Deutſchen heute etwa im ſchwarzen Erdteil böte, iſt nur das andere Deutſchland; es bietet ihm allenfalls Erlebniſſe, aber kein neues, kein erneutes Daſein — er lebt im tadellos geſetzmäßigen Fortſetzungs-Zuſammenhang weiter. Die Erde iſt für die Mühſeligen und Beladenen der Gegenwart zu klein geworden — oder? iſt der Kummer, iſt die Laſt für die Unglücklichen zu groß geworden? Sie wandern aus; ſie können es nicht mehr ertragen. Sie ſehnen ſich nach dem Frieden, von dem hier auf Erden nur gepredigt wird; ſie ſehnen ſich nach der Ruhe, die ihnen hier ſeit Jahren nicht mehr vergönnt war, und die ſie auf dieſer Erde nimmer wieder zu finden hoffen durften; ſie ſehnen ſich nach der ewigen

…hne vorher auch nur einen Einzigen anzurufen, von

…nen wir sie nicht zurückrufen, so können wir doch den …, der vielleicht heute schon verlangend dem Auswanderer …denkt, fest halten. Keiner mehr darf sich freiwillig von uns …nen, Keinem dürfen wir das Leben unter uns und mit uns …leiden, Keinen darf das Deutsche Volk zwingen, von uns zu …en — wie auch immer wir den Zwang ausüben: durch den …mmer der Zustände das eine Mal, durch die Herzenshärtigkeit …s andere Mal. Es „soll" nicht nur anders werden in unserem …terlande; es „muß" nicht nur anders werden mit unserem Volke — …t unseren Anschauungen, mit unseren Einrichtungen, mit unseren …ständen — wir wollen, daß es anders wird: wir wollen.

Denen aber, die von uns gingen, senden wir ernste Ge…nken nach, jedem Einzelnen besondere Gedanken. Ihre Seelen…n soll mahnend in unseren Herzen fortleben; ihr Scheiden soll …s, die Zurückgebliebenen, endlich vereinen — vereinen zu einem …igiösen, zu einem gesitteten Volk. Will aber das religiöse …wußtsein des Einen oder des Anderen unter uns sich sträuben …: der Unthat der Dahingegangenen — auch für eine solche …rurteilung der That müssen wir Verständnis haben. Die uns …erzogene Innenvorstellung läßt uns die That je nach der Groß…igkeit, wie wir die Allmacht erfassen, verschieden beurteilen. …er ein Selbst ist, wird in jedem einzelnen Falle sein eigenes …igiöses Bewußtsein — losgelöst von jeder Lehre oder Vorschrift …r Buchstaben — entscheiden lassen. Wir dürfen verurteilen, …r wir dürfen nicht verdammen; wir dürfen beklagen, aber …r dürfen nicht mit ihnen rechten. Die zumal, die zur Jesus…ligion sich bekennen, werden wissen: „wer unter Euch ohne …inde ist, der werfe den ersten Stein auf sie"; und sie werden …iter wissen: „da sie aber das hörten, gingen sie hinaus, von …rem Gewissen überzeugt, einer nach dem Anderen, von den …lteſten an bis zu den Geringsten". Wir — wir wollen in uns …en, von unserem Gewissen überzeugt, einer nach dem …anderen — von dem Mächtigsten an, durch das ganze Volk, bis …dem Schwächsten.

Heimat, da ihnen doch das Deutsche Volk — das ganze — große — reiche — Deutsche Volk ein Mitleberecht, ein Heimatsrecht am Deutschen Boden, ein Grundrecht am Dasein, versagte; sie sehnen sich nach einem endgültigen und unwiderruflichen Strich unter dem bisherigen Leben.

Ob sie an ein sich daran anschließendes anderes Leben glauben? Manche vielleicht nicht, Manche gewiß. Ob ihnen der Glaube an dieses neue Leben den freiwilligen Abschied von der Mutter Erde, ob er ihnen das Auswandern erleichterte? Wenn man ihr Gemüt nicht durch gar zu düstere Irrlehren von einer ewigen Verdammnis umschattete; wenn man sie lehrte, daß der Geist, zu dessen Ursprung sie zurückkehren, Liebe, nur Liebe ist; wenn sie sich klar geworden, daß das Fortleben, wie auch immer es zu denken sei, unter allen Umständen und nur „Vervollkommnung" sein kann — dann werden sie vor Dem, was jenseits ihres schmerzlichen Entschlusses sie erwartet, wenigstens nicht mehr zurückgeschreckt sein, als vor dem Weiterleben in der Erd-Heimat. Sonst wären sie wohl bei uns geblieben.

Und wir? Wir ließen sie von uns gehen; wir haben sie wohl gar vertrieben. Wissentlich, absichtlich, mit Vorbedacht ganz gewiß nicht; aber warum blieben sie denn nicht unter uns leben? Wieder möchte ich wie vor einer Prozession stehen bleiben, das Haupt entblößen und sagen: mea culpa, Schuld unserer Zustände, Schuld unseres Volkes, also auch meine Schuld. Zurückrufen können wir sie nicht; aber an uns selbst können wir mit mahnendem Schreckruf herantreten. Sie sind von uns gegangen, unsere Volksgenossen, dieweil wir ihrer nicht gedachten, dieweil wir gar vielleicht satt und froh, aber Gedanken-entblößt, neben ihnen standen. Sie haben angeklopft, aber wir haben nicht aufgemacht; sie haben gerufen, aber wir haben nicht gehört; zum Himmel schrie das Elend ihrer Herzen, aber das Deutsche Volk, aus dessen Grundtiefen der Wehklang hervordrang, hörte die Klagen nicht. Mancher, der da die Hartherzigkeit seiner Brüder kannte, Mancher, der da wußte, daß er auf Verständnis für sein Seelenleiden nicht rechnen könne, Mancher, der die grauenvolle Unbarmherzigkeit unserer Zustände kannte, schlich

sich stumm, ohne vorher auch nur einen Einzigen anzurufen, von dannen.

Können wir sie nicht zurückrufen, so können wir doch den Anderen, der vielleicht heute schon verlangend dem Auswanderer nach denkt, fest halten. Keiner mehr darf sich freiwillig von uns trennen, Keinem dürfen wir das Leben unter uns und mit uns verleiden, Keinen darf das Deutsche Volk zwingen, von uns zu gehen — wie auch immer wir den Zwang ausüben: durch den Jammer der Zustände das eine Mal, durch die Herzenshärtigkeit das andere Mal. Es „soll" nicht nur anders werden in unserem Vaterlande; es „muß" nicht nur anders werden mit unserem Volke — mit unseren Anschauungen, mit unseren Einrichtungen, mit unseren Zuständen — wir wollen, daß es anders wird: wir wollen.

Denen aber, die von uns gingen, senden wir ernste Gedanken nach, jedem Einzelnen besondere Gedanken. Ihre Seelenpein soll mahnend in unseren Herzen fortleben; ihr Scheiden soll uns, die Zurückgebliebenen, endlich vereinen — vereinen zu einem religiösen, zu einem gesitteten Volk. Will aber das religiöse Bewußtsein des Einen oder des Anderen unter uns sich sträuben vor der Unthat der Dahingegangenen — auch für eine solche Verurteilung der That müssen wir Verständnis haben. Die uns anerzogene Innenvorstellung läßt uns die That je nach der Großartigkeit, wie wir die Allmacht erfassen, verschieden beurteilen. Wer ein Selbst ist, wird in jedem einzelnen Falle sein eigenes religiöses Bewußtsein — losgelöst von jeder Lehre oder Vorschrift oder Buchstaben — entscheiden lassen. Wir dürfen verurteilen, aber wir dürfen nicht verdammen; wir dürfen beklagen, aber wir dürfen nicht mit ihnen rechten. Die zumal, die zur Jesus-Religion sich bekennen, werden wissen: „wer unter Euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie"; und sie werden weiter wissen: „da sie aber das hörten, gingen sie hinaus, von ihrem Gewissen überzeugt, einer nach dem Anderen, von den Aeltesten an bis zu den Geringsten". Wir — wir wollen in uns gehen, von unserem Gewissen überzeugt, einer nach dem Anderen — von dem Mächtigsten an, durch das ganze Volk, bis zu dem Schwächsten.

Graf Tolstoj.*)

Die Zeitungen bringen Auszüge aus einer neuen Schrift des Russen Graf Leo Tolstoj, in welcher derselbe das vermeintliche russisch-französische Bündnis bespricht.

Es ist für den Zeitgenossen allzeit schwer, dem Wirken eines Mitlebenden ganz gerecht zu werden; die Gefahr, durch äußere Erfolge geblendet, den Wert eines Macht- oder Gewalt-Menschen zu überschätzen, ist ebenso groß, wie die, die Bedeutung eines Mitlebenden nur deshalb nicht zu würdigen, weil er nicht in einflußreicher Stellung wirkt. Graf Tolstoj gehört vielleicht zu den für die Entwickelung des Menschengeschlechts bedeutsamsten Menschen, die unsere Erdkugel je getragen; ein auch nur irgendwie festes Urteil darüber heute aussprechen zu wollen, wäre Vermessenheit. Einem Tolstoj können nur erst die nachkommenden Geschlechter gerecht werden, weil erst sie die Wirkungen seines Geistes verspüren werden, und weil erst sie entscheiden können, ob er in seinem Empfinden und in seinem Ahnen der Menschheit ein richtiger Wegweiser war, und ob er mit seinem Verurteilen und mit seinen Forderungen — für seine Zeit — auf der Höhe des Mensch-seins gestanden; ich glaube es.

Graf Tolstoj denkt, ist gut, und ist tapfer. Das sind die drei Erfordernisse für einen Vollmenschen. Man könnte auch, wenn man sich mit seinen Mitmenschen vorher über den Begriff verständigt hätte, alle drei Erfordernisse in ein Wort fassen: gut, oder vernünftig, oder klar, oder sonst wie; ich will mit den drei Erfordernissen nur betonen, daß, wenn bei einem Menschen eine dieser drei Eigenschaften fehlt oder gering entwickelt ist, er ein für die Gemeinsamkeit wertloses Geschöpf ist, und daß, je vollkommener und je harmonischer diese Eigenschaften im Einzelnen entwickelt sind, sein Wert für das Ganze steigt.

Am Grafen Tolstoj sind die drei Erfordernisse hoch entwickelt. Er zersetzt mit seinem einfachen und logischen Denken unsere heutigen Jammer-Zustände und zeigt sie der Mitwelt in

*) Verlobung Nr. 31, 1891.

sich stumm, ohne vorher auch nur einen Einzigen anzurufen, von dannen.

Können wir sie nicht zurückrufen, so können wir doch den Anderen, der vielleicht heute schon verlangend dem Auswanderer nach denkt, fest halten. Keiner mehr darf sich freiwillig von uns trennen, Keinem dürfen wir das Leben unter uns und mit uns verleiden, Keinen darf das Deutsche Volk zwingen, von uns zu gehen — wie auch immer wir den Zwang ausüben: durch den Jammer der Zustände das eine Mal, durch die Herzenshärtigkeit das andere Mal. Es „soll" nicht nur anders werden in unserem Vaterlande; es „muß" nicht nur anders werden mit unserem Volke — mit unseren Anschauungen, mit unseren Einrichtungen, mit unseren Zuständen — wir wollen, daß es anders wird: wir wollen.

Denen aber, die von uns gingen, senden wir ernste Gedanken nach, jedem Einzelnen besondere Gedanken. Ihre Seelenpein soll mahnend in unseren Herzen fortleben; ihr Scheiden soll uns, die Zurückgebliebenen, endlich vereinen — vereinen zu einem religiösen, zu einem gesitteten Volk. Will aber das religiöse Bewußtsein des Einen oder des Anderen unter uns sich sträuben vor der Unthat der Dahingegangenen — auch für eine solche Verurteilung der That müssen wir Verständnis haben. Die uns anerzogene Innenvorstellung läßt uns die That je nach der Großartigkeit, wie wir die Allmacht erfassen, verschieden beurteilen. Wer ein Selbst ist, wird in jedem einzelnen Falle sein eigenes religiöses Bewußtsein — losgelöst von jeder Lehre oder Vorschrift oder Buchstaben — entscheiden lassen. Wir dürfen verurteilen, aber wir dürfen nicht verdammen; wir dürfen beklagen, aber wir dürfen nicht mit ihnen rechten. Die zumal, die zur Jesus-Religion sich bekennen, werden wissen: „wer unter Euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie"; und sie werden weiter wissen: „da sie aber das hörten, gingen sie hinaus, von ihrem Gewissen überzeugt, einer nach dem Anderen, von den Aeltesten an bis zu den Geringsten". Wir — wir wollen in uns gehen, von unserem Gewissen überzeugt, einer nach dem Anderen — von dem Mächtigsten an, durch das ganze Volk, bis zu dem Schwächsten.

Ganz selbstverständlich geht durch alles Wirken und durch alle Schriften des Grafen Tolstoj der selbe Geist; das kann bei einem Kämpfer wie Graf Tolstoj es ist, garnicht anders sein. An diesen Schriften Kritik üben zu wollen, ist das Unterfangen dürftiger Seelen. Graf Tolstoj will Etwas, kämpft für dies Etwas, und kämpft vornehm: mit den Waffen des Geistes. Solche Männer stehen außerhalb des Gewöhnlichen und müssen dementsprechend beurteilt und behandelt werden. Ganz selbstverständlich erklärt auch Graf Tolstoj es für einen verhängnisvollen Irrtum, der Millionen der Gesitteten noch befangen hält, daß Alles so sein und bleiben muß, wie es ist; ganz selbstverständlich hält also auch er die Fortdauer des Kriegszustandes unter den gesitteten Nationen für einen Frevel gegen die Allmacht, die die Erkenntnis in uns erweckt hat, daß die Menschheit auf der niederen Stufe der Entwickelung von heute nicht stehen bleiben darf. Ob Graf Tolstoj auch in dem Grade davon überzeugt ist, daß wir im Begriff sind, die nächst höhere Stufe zu ersteigen, wie ich es bin, ob auch er nicht nur wünscht und hofft, sondern felsenfest davon überzeugt ist, daß wir keinen Schlachtenkrieg mehr haben, wie ich es bin — das weiß ich nicht. In jedem Falle gehört er zu den Führern und Förderern der Menschheit; er nötigt sie geradezu, den Entwickelungsschritt zu thun, den das heilige Gesetz uns vorschreibt.

Graf Tolstoj zeigt, daß der sogenannte Zweibund ein an sich ganz widersinniges, im Wesentlichen auch nur von der Phantasie genährtes Machwerk ist. Uns Allen, die wir wollen, ernst wollen, daß die Menschheit vorwärts kommt, muß in der Gegenwart (von vergangenen Notwendigkeiten spreche ich nicht) jeder Sonder-Bund als etwas Widernatürliches erscheinen, er mag einen Namen haben, welchen er will. Jeder Bund zwingt zu Gegenbündnissen; jedes Bündnis reizt zum Kriege. Das Märchen, daß man durch Kriegsrüstungen den Frieden auf die Dauer sichert kann einen denkenden Menschen von heute nicht mehr überzeugen. Wer den Krieg wirklich nicht will, der muß den Frieden vorbereiten nicht aber den Krieg; dem anderen Märchen dem vom bösen Nachbar, sollte ein kraftbewußtes Volk

ihrer ganzen Fürchterlichkeit; er beweist auf Schritt und Tritt, daß das Bestehende jedem gesunden Denken widerspricht. Dabei ist er grund-gut; er leidet mit, er fühlt mit, er sorgt, er schafft, er wirkt, er thatet; das Alles aber nicht nur in Empfindelei und Gefühlserregungen, sondern tapfer. Mit erhobenem Visier kämpft er gegen das Schlechte und Falsche und für das Gute und Richtige; mit warmem Herzen streitet er gegen die Ungerechtigkeit und für die Unterdrückten; dabei trotzt er nicht allein jeder Gefahr und fürchtet das Sterben nicht — das würde wenig sagen und würde ihn nur gleich tausend Anderen zum Abenteurer machen — Graf Tolstoj lebt der Aufgabe, die ihn erfüllt; das will viel mehr sagen und macht ihn zum Helden.

Für die Förderung des Ganzen ist es hoch bedeutsam, daß Graf Tolstoj Russe ist und in seinem Vaterlande bleibt und wirkt. Hoch bedeutsam insofern, als nach üblichen Begriffen es für unmöglich erachtet wird, daß ein Russe auf so hoher Stufe menschlicher Entwickelung steht und dabei von Millionen seiner Volksgenossen verstanden und gewürdigt wird. Hochbedeutsam auch insofern, als man es gemeinhin für unmöglich hält, daß derart dem Bestehenden entgegengesetzte, das Bestehende mit unerbittlicher Schärfe geißelnde, gegen das Bestehende mit unerschütterlicher Tapferkeit ankämpfende Ideen in Rußland Verbreitung finden. Das Bedeutsame liegt darin, daß wir von Neuem sehen: die Vervollkommnung des Menschengeschlechts — das Christentum — macht nicht Halt an den Grenzen irgend eines Vaterlandes; das Streben nach Natur- und Vernunftgemäßen Zuständen ist Gemeingut der ganzen gesitteten Welt; solche Zustände zu erringen, verbindet die Redlichen aller Nationen. Das Bedeutsame liegt ferner darin, daß, wiewohl Graf Tolstoj eine für Rußland unerhörte Sprache führt, er bisher an Freiheit und Leben ungekränkt blieb; ein Beweis, daß das Verständnis für ehrliches Wollen, das Verständnis für lautere Religiosität, das Verständnis für selbstloses Wirken in den maßgebenden russischen Kreisen, ganz besonders wohl beim Zaren, nicht zurückgeblieben ist hinter dem Verständnis anderer, sich so sehr viel zivilisierter dünkenden Völker.

vernünftigen Volksgenossen ebenso betrauern, wie der vernünftige Deutsche das in der Entwickelung zurückbleiben so vieler seiner Landsleute beklagt.

Zur Frauenbewegung.*)

Gleichwertig sind Mann und Frau, aber sie haben nicht unter allen Umständen dieselben Bestimmungen. Die Richtschnur dafür giebt uns die Natur. Sie ist nicht nur Lehrmeisterin, sondern Gesetzgeberin.

Sehr viele unserer Frauen kämpfen den Kampf, den wir als Frauenbewegung bezeichnen wollen, mit ihren Gedanken immer nur innerhalb der heutigen Weltanschauung, innerhalb der heutigen Wirtschaftsordnung, und das führt sie dazu, gegen den Mann zu kämpfen, um sich ebenso wie die Männer untereinander bisher, auch eine Stelle an dem großen Tisch zu erobern, um von den nicht ausreichenden Brotstellen nun dem Manne eine fortzunehmen.

Wie bei allen diesen Fragen, so müssen wir uns auch bei der Frauenfrage hineindenken in die gewaltige Wirtschaftsordnung. Und wenn ich mit meinen Ideen den Frauen so wenig Genüge thue, das heißt den Frauen, die sich nicht die Zeit und Mühe geben, meine Ideen bis zu Ende oder von Anfang an durchzudenken, so ist das darum nicht, weil ich mir über unser zukünftiges Volkswirtschaftsleben andere Gedanken gemacht habe. Nicht mehr das Individuum, sondern die Familie ist danach die Einheit in unserem Wirtschaftssystem. Der Familie muß durch die Arbeit des Mannes die Lebemöglichkeit gesichert sein.

In der neuen Wirtschaftsordnung wird unendlich weniger Arbeit notwendig sein, wenn wir erst die Maschine in den Dienst der Menschheit stellen, wenn wir einfache Steuer- und Zolleinrichtungen, wenn wir Frieden haben; — wenn wir die nicht mehr notwendigen Arbeiten auch nicht mehr thun. Dann werden

*) Vortrag im Germaniasaal, Berlin am 31. Januar 1896.

von heute auch entwachsen sein. Das Kraftbewußtsein allein genügt allerdings nicht; es muß mit anständiger Gesinnung verbunden sein. Eine sogenannte auswärtige Politik, die nur darauf ausgeht, den anderen Nationen etwaige Annehmlichkeiten, Vergünstigungen, Vorteile zu mißgönnen oder vorzuenthalten, selbst wenn das eigene Volk garnicht dadurch benachteiligt wird, eine solche Art Politik ist einer gesitteten Nation unwürdig; sie jagt Phantomen nach, dient aber weder dem Frieden, noch gar der Veredelung der Völker. Wir dürfen zu keiner Sekunde vergessen, daß das Alte überwunden werden muß, weil wir Neuem zuschreiten. Ruhm, Glanz, Ansehen wechseln in ihrer Bedeutung. Was noch vor Kurzem den Ruhm, den Glanz, das Ansehen einer Nation begründete, wird in nicht ferner Zeit als wertloses Phantom erachtet werden; andere Eigenschaften, andere Gebilde, eine andere Art von Politik wird den Ruhm, den Glanz, das Ansehen und damit den Wert einer Nation bedingen.

Die Einzelheiten, die Graf Tolstoj über die widernatürliche Entstehung jenes vermeintlichen Bündnisses bringt, sind sehr ergötzlich für Den, der noch nicht weiß, mit welchem Aufwand von Lack, Firniß, Mache und Fälschung jeglicher Art die heutigen Zustände erhalten und gestützt werden. Die sonst verständigsten Männer, die gelehrtesten Menschen, sogar — im Rahmen ihrer Anschauung — höchst ehrenwerte Menschen beteiligen sich, bewußt und unbewußt, an dieser Fälschung des Natürlichen und an dieser Verunstaltung des Vernünftigen. Nicht ergötzlich dagegen ist, daß so Viele sich an den Erzählungen, die von Franzosen und Russen handeln, belustigen, ohne zu merken, daß zwischen thörichten Russen, thörichten Deutschen und thörichten Franzosen auch nicht der geringste Unterschied besteht. Die Tröstung, daß die Zahl der unentwickelten Deutschen vielleicht eine geringere ist, als die anderer Nationen, hilft uns über den eigenen Jammerzustand nicht hinweg; ehe nicht die Zahl unserer Vernünftigen so groß ist, daß die Gemeinsamkeit als solche sich zur Vernünftigkeit bekehrt, haben wir vor den Nachbarn nichts voraus. Tolstojs Behandlung der Bündnisfrage zeigt uns aber weiter auch, daß die vernünftigen Franzosen oder Russen das Gebahren ihrer un-

vernünftigen Volksgenossen ebenso betrauer … s Menschen, im
Deutsche das in der Entwickelung zurü… ger, der Schaffer,
Landsleute beklagt. uns das doch auch

…annes- und Frauen-
… Nicht, daß die eine
Zur Frau … ere sei, aber eine andere.
…ur den Mann die Pflicht der
galte es nicht für notwendig, daß
Gleichwertig sind … r Gemeinsamkeit ist, namentlich dann
unter allen Umstände … re Pflicht so thun, wie sie sie thun
schnur dafür giebt … ch bald thun werden.
meisterin, sondern …
Sehr viele … Frauen zum Kampfe organisiert haben, ist zu
als Frauenb… ihr Bestreben dahin richten, dem Mann
immer nur … Bewußtsein zu bringen. Vorgehen von Frau
der heutig… Richtige. — Soll die Frau teilnehmen an
den M… …arbeit? Sie hat ein Recht und die Pflicht, sich
einand… …aller Fragen zu beschäftigen; die Durchführung
ober … Manne überlassen, jedoch den Mann dahi…
M… …er gehört.

Internationaler Frauenkongreß.*)

Es sind in der That Frauen aus den meisten Kulturländern
anwesend oder beteiligen sich durch Berichte an dem Kongreß;
jeder aber ist der Kongreß nicht interparteilich, nicht interdeutsch.
Die verschiedenen Richtungen, Kreise, Klassen des eigenen Vater-
landes sind nicht vertreten. Das ist zu beklagen; daran aber
tragen die nicht Schuld, die sich jetzt vereinigt haben, sondern
die, die fortgeblieben sind: die Einen, weil sie überhaupt noch
nicht hineingewachsen sind in den Gedanken „Frauenbestrebung";
die Andere, weil sie nur mit der eingeschworenen Parteifrau ver-
kehren und jede Gemeinsamkeit mit der „bürgerlichen" Frau ver-

*) Versöhnung Nr. 4; 1896.

here, weil die Anregung zu dem Vorhaben
genehmen Seite ausging. Angelegt war
Frau unseres Volkes sich aus irgend
fühlen durfte. Trotzdem fehlten ge-
nin, keine Fürstentochter, Niemand
ch auch zur Frauenwelt gehören, läßt
Andere für sich arbeiten; aber an den
olcher Bewegung wollen sie Teil haben. Manche
das Vorrücken der Gesittung mit heimlichem Segen,
noch das offene Eintreten für dieses Vorschreiten.

Darüber, daß das Streben der Frauen nichts Anderes ist, als die Befreiung aus jetziger Sklaverei und damit die Anbahnung einer vollkommneren Gesittung überhaupt, darf ein Gebildeter nicht mehr im Unklaren sein; die heutige Versammlung bestätigte es. Dem ganzen Menschengeschlecht soll Das zu Gute kommen, was die gesittete Frau der Gegenwart anstrebt. Indem die Frau sich die Stellung erkämpft, die ihr von Menschseins-wegen zukommt, hebt sie das Gerechtigkeits-Empfinden bei Denen, die ihr die zukommende Stellung heute noch streitig machen. Die Frauen kämpfen nicht für pflichtfreie Rechte; sie kämpfen für das Recht, ihre Pflicht als ein dem Manne gleichwertiges Geschöpf thun zu dürfen. Noch reden sie zwar von Geschlechtsgenossinnen, wie der Sektierer von Glaubensgenossen und der Parteimensch von Parteigenossen spricht; noch kämpfen sie abgesondert für sich; in ihrem Programm kennen sie nur Frauenpunkte; ich denke aber, die Zeit ist nicht fern, wo die Frau einrückt in die Kampfreihe Derer, die für das Wohlergehen der „Volks"genossen kämpfen. Dort finden sie die Männer, die die Frau als ihre geborene Genossin betrachten; dort finden sie auch Kämpfer, wie sie selber es sein wollen. Das beste Wort, das heute gesprochen wurde, war das „Halt erst am Ziele"; wie ich es ausdrücke: dies Mal aber wird durchmarschiert. Das sind die geborenen Kampfgenossen heutiger Zeit, die da durchmarschieren wollen, die da nicht Halt machen vor dem Ziele. Wie das Ziel aussieht? Ganz genau weiß es heute noch Niemand, wenn sich auch Jeder ein Bild davon macht und

nun sagen: In der bedeutsamsten Funktion des Menschen, im Fortpflanzungsdienst ist der Mann der Erzeuger, der Schaffer, die Frau die Empfangende, so darf und muß uns das doch auch gewisse Gesichtspunkte im Bethätigen des Mannes- und Frauenlebens in unserem gesamten Leben geben. Nicht, daß die ein Funktion die bedeutendere oder wertvollere sei, aber eine andere Nach meinem Gefühl ergiebt sich für den Mann die Pflicht der Vertretung des Ganzen. Ich halte es nicht für notwendig, daß auch die Frau Vertreterin der Gemeinsamkeit ist, namentlich dann nicht, wenn die Männer ihre Pflicht so thun, wie sie sie thun müssen und ich denke, auch bald thun werden.

Daß sich die Frauen zum Kampfe organisiert haben, ist zu verstehen. Sie sollten ihr Bestreben dahin richten, dem Mann seine Pflicht zum Bewußtsein zu bringen. Vorgehen von Frau und Mann ist das Richtige. — Soll die Frau teilnehmen an der Volksangelegenheit? Sie hat ein Recht und die Pflicht, sich mit der Ordnung aller Fragen zu beschäftigen; die Durchführung aber soll sie dem Manne überlassen, jedoch den Mann dahin drücken, wohin er gehört.

Internationaler Frauenkongreß.*)

Es sind in der That Frauen aus den meisten Kulturländern anwesend oder beteiligen sich durch Berichte an dem Kongreß; leider aber ist der Kongreß nicht interparteilich, nicht interdeutsch. Die verschiedenen Richtungen, Kreise, Klassen des eigenen Vaterlandes sind nicht vertreten. Das ist zu beklagen; daran aber tragen Die nicht Schuld, die sich jetzt vereinigt haben, sondern Die, die fortgeblieben sind: die Einen, weil sie überhaupt noch nicht hineingewachsen sind in den Gedanken „Frauenbestrebung"; Andere, weil sie nur mit der eingeschworenen Parteifrau verkehren und jede Gemeinsamkeit mit der „bürgerlichen" Frau ver-

*) Versöhnung Nr. 4; 1896.

schmähen; noch Andere, weil die Anregung zu dem Vorhaben von einer ihnen nicht genehmen Seite ausging. Angelegt war die Sache so, daß keine Frau unseres Volkes sich aus irgend einem Grunde ausgeschlossen fühlen durfte. Trotzdem fehlten gewisse Kreise ganz. Keine Fürstin, keine Fürstentochter, Niemand aus diesen Kreisen, die doch auch zur Frauenwelt gehören, läßt sich sehen. Sie lassen Andere für sich arbeiten; aber an den Errungenschaften solcher Bewegung wollen sie Teil haben. Manche begleitet schon das Vorrücken der Gesittung mit heimlichem Segen, scheut aber noch das offene Eintreten für dieses Vorschreiten.

Darüber, daß das Streben der Frauen nichts Anderes ist, als die Befreiung aus jetziger Sklaverei und damit die Anbahnung einer vollkommneren Gesittung überhaupt, darf ein Gebildeter nicht mehr im Unklaren sein; die heutige Versammlung bestätigte es. Dem ganzen Menschengeschlecht soll Das zu Gute kommen, was die gesittete Frau der Gegenwart anstrebt. Indem die Frau sich die Stellung erkämpft, die ihr von Menschseins-wegen zukommt, hebt sie das Gerechtigkeits-Empfinden bei Denen, die ihr die zukommende Stellung heute noch streitig machen. Die Frauen kämpfen nicht für pflichtfreie Rechte; sie kämpfen für das Recht, ihre Pflicht als ein dem Manne gleichwertiges Geschöpf thun zu dürfen. Noch reden sie zwar von Geschlechtsgenossinnen, wie der Sektierer von Glaubensgenossen und der Parteimensch von Parteigenossen spricht; noch kämpfen sie abgesondert für sich; in ihrem Programm kennen sie nur Frauenpunkte; ich denke aber, die Zeit ist nicht fern, wo die Frau einrückt in die Kampfreihe Derer, die für das Wohlergehen der „Volks"genossen kämpfen. Dort finden sie die Männer, die die Frau als ihre geborene Genossin betrachten; dort finden sie auch Kämpfer, wie sie selber es sein wollen. Das beste Wort, das heute gesprochen wurde, war das „Halt erst am Ziele"; wie ich es ausdrücke: dies Mal aber wird durchmarschiert. Das sind die geborenen Kampfgenossen heutiger Zeit, die da durchmarschieren wollen, die da nicht Halt machen vor dem Ziele. Wie das Ziel aussieht? Ganz genau weiß es heute noch Niemand, wenn sich auch Jeder ein Bild davon macht und

selbstverständlich zunächst noch Jeder auf sein Bild losmarschiert. Jedenfalls ist es und kann nur ein gleiches Ziel sein: die höhere Gesittung.

Auch aus Frauenmunde fiel heute wieder das große Wort vom getrennt marschieren und vereint schlagen. Noch scheint es mir indes, als ob die Frauen so wenig wie die meisten Männer, die dieses Wort gebrauchen, die Voraussetzung für ein solches getrennt marschieren kennen; die Voraussetzung, ohne die man zu einem gemeinsamen Schlagen überhaupt nicht kommt, weil nämlich der eine Teil im entscheidenden Moment nicht zur Stelle ist: die Fühlung, die Verbindung unter den getrennt marschierenden Kolonnen. Fühlung halten? Verbindung halten! Enge Fühlung mit allen Denen, die dem selben Gegner auf den Leib rücken; Verbindung mit Jedem „der die Gegenwart versteht und die Zukunft vorbereiten hilft." Dieser Gesichtspunkt wird zwar hie und da von einer Frau gestreift, er tritt aber noch nicht betont genug in die Erscheinung. Mögen die Frauen vorläufig noch die Einzelgebiete, in die sie ihre Frauenfrage zerlegen, eifrig von ihrem Standpunkt aus bearbeiten; es ist im Augenblick noch notwendig. Aber es wäre ein Fehler, würde die Frau bei ihrer Sonderarbeit nicht immer den großen, den höchsten Gesichtspunkt vor Augen haben: nicht die Frau gegen den Mann; Frau und Mann gegen das Uebel.

Es wäre fehlerhaft, den Wert eines heute noch notwendigen Zusammenschlusses gewisser Krafteinheiten zu verkennen. Das Stichwort aber für meinen Schlußgedanken fiel heute bereits in dem Bericht über den Stand der Frauenbewegung in Frankreich. Dort besteht schon eine Strömung oder Richtung, welche sagt: gar keine besondere Frauenbewegung, sondern . . . Mag es bei uns und mag es so lange noch nicht ohne besondere Frauenbewegung angehen, als unsere Männer in der Mehrzahl noch so rückständig sind, wie sie sind; daran denken aber muß die Frau heute schon, daß sie sich nur zusammenschloß, um die Frauenbestrebungen hineinzuleiten in die mächtige Bewegung einer inneren Gesamtbefreiung. Man lächelt gelegentlich über eine Frau, die es „verpaßte, alt zu werden". Möchte die Frauen-

bewegung ihre Zeit nicht verpassen. „Alt" soll sie überhaupt nicht werden; so lange sie lebt, soll sie jugendfrisch wirken; aber sie soll zur rechten Zeit abtreten; nicht, um unterzugehen, sondern um aufzugehen in dem zielsicheren Gesamtstreben aller Vorwärtsgerichteten.

Evangelisch-sozial; demokratisch-sozial.*)

Eines so unzureichend, wie das Andere. Die Beiworte engen den Hauptbegriff ein, beschränken ihn in seiner Verwirklichung, heben ihn schließlich ganz auf. Wort und Begriff „sozial" sind allerdings so verbraucht, so abgenutzt, die Prägung ist so verwischt, daß sie kaum noch zur sicheren Bezeichnung einer Richtung dienen können. Um so mehr gewinnen die unterscheidenden Zusatzworte an Bedeutung, ohne daß sie deswegen von Segen wären; sie hemmen die Entwickelung; sie veranlassen Kampf unter den „feindlichen Brüdern"; sie stellen den Konfessionalismus innerhalb eines an sich lobenswerten Strebens dar. Mit diesem Konfessionalismus bildet sich selbstverständlich auch eine Orthodoxie, eine Recht-Streng- und Gewalt-Gläubigkeit. Bei Rechtgläubigkeit darf man nicht etwa nur an den kirchlich geforderten Standpunkt gegenüber dem zweiten Glaubensartikel denken; jedes Ausschließen Andersdenkender, jede Abgrenzung gegen Andere auf Grund besonderer Anschauungen führt zum Orthodoxismus. Insoweit es sich um das volkswirtschaftliche System handelt, das durch das Wort „sozial" ausgedrückt werden soll, ist diese Rechtgläubigkeit Eigenart der Sozialdemokratie geworden und hat hier die Formen aller Orthodoxie angenommen: Unduldsamkeit, Ausschließlichkeit, Alleinseligkeit. In politischer und konfessioneller Beziehung finden wir das starre Festhalten an gewissen Glaubenssätzen mehr bei den Evangelisch-Sozialen. Für sie sind Staat, Krieg, Kirche ebenso unbewegliche Glaubenssätze, wie den Demokratisch-Sozialen Marx und die sogenannte Republik als Heilslehre gelten. Beiden ge-

*) Versöhnung Nr. 3; 1896.

meinsam ist der Unglaube an die Möglichkeit einer, wenn auch allmählichen, doch nicht fernen inneren Neugeburt der Einzelglieder unseres Volkes und dadurch ermöglichtes Unnötigwerden aller der Maßregelungen und Einschränkungen, die unser heutiges Volksleben zu einem unfreien machen. Daraus folgt die irrige Vorstellung von der Notwendigkeit einer Fortdauer des heutigen Zwangs-, Regier-, Unterdrückungs-Systems. Die Einen halten diesen „heilsamen Zwang" für ein heiliges und ehernes Gebot; die häßliche Kirchenlehre von der Sünde hat in ihnen den frohen Glauben an den Sieg des Guten nicht aufkommen lassen; die Anderen fühlen ganz richtig, daß sie ihre Ideen — wenn überhaupt — nur auf dem Wege der Unterdrückung Anderer zur Herrschaft führen und nur mittels Gewalt in der Herrschaft erhalten können. Also Herrschaft; Umsturz — was bisher unten lag, soll oben stehen — aber keine Wandlung. Weder Wandlung der Menschen, noch Beseitigung des eigentlichen Uebels: des Zwanges. Ein anderes Volkswirtschaftssystem, auch die Absicht, in konfessioneller und politischer Beziehung duldsam zu sein, aber in Ausführung dieser Absicht behindert durch das Murren der Unterdrückten.

Die gute Absicht, das reine Wollen darf man der Sozialdemokratie, soweit sie als Idee auftritt, nicht absprechen. Die Idealisten dieser Richtung stellen sich den zu erstrebenden Zustand so vor, daß er in der That Beglückung darstellt; ihr Streben, diese ihre Vorstellung zu verwirklichen, muß man also als berechtigt bezeichnen. Sie übersehen aber die Unmöglichkeit, aus dem heutigen Zustande (unmittelbar) in den erträumten zu gelangen. Sie übersehen, daß vorweg alle Einzelnen zum freiwilligen Sich-einfügen in den gedachten Zustand bereit sein müßten, wenn es ein beglückender werden soll. Sie übersehen die Notwendigkeit, vorerst jedem Einzelnen im Volke die Möglichkeit zu geben, sich selbständig zu entschließen, ob überhaupt er in diese große, zentralisierte Genossenschaft eintreten will. Wie die Sache heute liegt, stellt der von der Sozialdemokratie gewollte Zukunfts-Zustand nichts Anderes dar, als eine große Zwangs-Genossenschaft mit allen zum Begriff „Zwang" gehörigen Erscheinungen.

Was jeder Gebildete und Gesittete erstrebt — erstrebt er es nicht, so zählt er eben nicht zu den Gebildeten und Gesitteten — ist: „Freiheit"; ein Gut-sein ohne Zwang. Was wir also sofort thun müssen, ist die Gewöhnung an solche Freiheit, ist die Erziehung zur Selbstbestimmung. Führt die Selbstbestimmung dereinst zu einem System und Zustand, wie ihn die Idealisten unter der Sozialdemokratie sich vorstellen, dann gut; ich glaube indes nicht, daß sie dazu führt. Auch die Evangelisch-Sozialen denken nicht, wenigstens nicht zur Genüge, an diese Erziehung zur Freiheit, weil ihnen entweder der Glaube an die Verheißungen, die sie auf den Lippen führen, oder weil ihnen die Thatkraft fehlt, diese Verheißungen zu verwirklichen.

Die unkirchliche Sozialdemokratie höhnt ihre kirchlichen Genossen (denn: im richtigen Sinne des Wortes sind die Sozialdemokraten mindestens ebenso „evangelisch" wie die Anderen) gern als Staats-Sozialisten; mit Unrecht. Die Sozialdemokraten sind genau so stramme Staats-, Regierungs- und Zwangs-Sozialisten, wie die Anderen. Da ist wenig Unterschied; allenfalls der, daß die Sozialdemokraten von vornherein ihr volkswirtschaftliches Gelübde abgelegt haben, während die Evangelisch-Sozialen in dieser Beziehung noch Freiheit der Konfession genießen. Diese, wenn auch mit viel gegenseitiger Schmähung verknüpfte, Freiheit genießen sie auch bis zu gewissem Grade, das heißt innerhalb der Grenzen der Verfassung, in politischer Beziehung. In dieser Beziehung stellen die Evangelisch-Sozialen eine regelrecht formierte Truppe dar, deren rechter Flügel in das Mittelalter zurückreicht und deren linker Flügel in der Sozialdemokratie untertaucht und dort nach Fühlung mit denjenigen Elementen sucht, die allenfalls regierungsfähig sind oder werden könnten. Dieses Regierungs-Streben soll keineswegs als etwas Verwerfliches gekennzeichnet sein, insofern wenigstens nicht, als es von dem reinen Willen geleitet ist, Gutes zu leisten; in diesem Regierungsstreben erstickt aber das, was uns Not thut: die Erziehung, die Förderung, die Vervollkommnung des Einzelnen. Regieren ist der Gegensatz von Erziehen; regiert-werden-müssen ist der Beweis für nicht-erzogen-sein; sich — trotz des Bewußtseins der Erzogenheit — regieren

lassen, ist Preisgabe der Eigenwürde. Staatshilfe, Regierungsverordnungen — was ist das Anderes, als das vielgeschmähte System Stumm, oder als das patriarchalische Gutsverhältnis eines aristokratisch-sozialen Großgrundherrn, wenn auch die Einen mehr nur aus Gnade, die Anderen mehr um der Gerechtigkeit willen geben? Sie denken jedenfalls Alle nicht genug an das Individuum; sie stellen den Einzelnen nicht genug auf sich selbst; sie erziehen ihn nicht; sie denken nicht an die Wandlung von Grund auf, will sagen: von Innen heraus.

Auf die Umgestaltung des Individuums kommt es an; erst wechselwirkend mit dieser Einzelumgestaltung — diese aber stellt in jedem Moment der Weiterentwickelung das erste Tempo dar — können wir eine Wandlung der Zustände erhoffen. Beginnen muß die Einzelumgestaltung mit einer Loslösung von den unzeitgemäßen, Entwickelung-feindlichen Anschauungen, die uns noch als Erbe der Vergangenheit anhaften. Erfordernis dafür ist, daß sich der Einzelne frei macht von jedem Verband, der, sei es nach welcher Richtung hin immer, wirtschaftliche, politische oder konfessionelle Zwangslehren aufstellt, oder sonst, wie sich gegen irgend einen Volksgenossen abgrenzt. Wir müssen entorganisieren, müssen atomisieren, müssen Jeglichen aus jeglichem nicht natürlichen Verband, — Familie, Gemeinde, Volk sind natürliche Verbände — entlassen, und müssen uns nun nach freier Selbstbestimmung unter dem einen und einzigen Gesichtspunkt zusammenfinden: der Ganzheit und jedem Einzelnen innerhalb der Gemeinsamkeit mit genau der gleichen Treue und Liebe zu dienen.

Kein evangelisch-sozialer Kongreß mehr, keine internationale Tagung der Sozialdemokratie mehr, kein Bund der Landwirte, kein (Gegen-) Bund der Industriellen mehr, keinerlei wirtschaftliche, politische oder konfessionelle Parteiorganisation, keinerlei Sonderbezeichnungen mehr; nur noch ein unumgrenztes Zusammenkommen Derer, die es ernst meinen mit der Neuerung des Einzelnen und mit der Erneuerung unserer Zustände; und auch Die sollen selbstverständlich nicht ausgeschlossen sein, die den Mut haben, die Ansicht zu vertreten, es bedürfe keiner Wandlung,

keiner Neuerung. Aufgabe größerer Gemeinwesen, Städte, ist es, derartige freie Zusammenkünfte auszuschreiben und den Plan für die jeweiligen Verhandlungen zu entwerfen; die zweckdienlichste Art wird sich bald herausstellen. Die Wohlhabenden kommen aus eigenen Mitteln, diejenigen Unbemittelten, auf deren Anwesenheit die Allgemeinheit Wert legt, werden von der Gemeinde eingeladen. Die gesamten Kosten solcher Veranstaltung sind geringer, als manche unnötige oder übertriebene Ausgabe, die sich heute die Gemeinden machen. So lange die berufene Volks-Vertretung noch nicht das ist, was sie werden soll, müssen wir anderweit für Versammlungen sorgen, die den Volksgeist wiederspiegeln — Selbsthilfe.

Die ethische Bewegung.*)

Wesentlich als solche ist das Wirken der Ethiker von segensvoller Bedeutung. Das Streben der Männer und Frauen, die wir als Träger dieser Bewegung betrachten dürfen, ist das denkbar reinste und richtigste; die Grundanschauungen, aus denen heraus sie handeln, sind einwandfrei; das, worauf sie mit ihrem Thun zielen, bedeutet eine beglückende Vervollkommnung unserer gesamten Lebensführung. Die Mittel, Organisationen, Pläne und Einzelgedanken unterliegen, wie alles Beiwerk, verschiedenartiger Beurteilung. Jedenfalls gehört die Veranstaltung des Vortragszyklus in Zürich zu dem Wertvollsten, was nach dieser Richtung hin in den letzten Jahren überhaupt geleistet wurde. „Ethisch-sozialwissenschaftliche Vortragskurse", eine lange Ueberschrift, der aber auch die Leistung entsprach. Das Wesen der Ethik wurde von vielverschiedener Seite aus behandelt; die sozialen Fragen fanden eine zum Teil ausgezeichnete Beleuchtung; in Sonderheit brachten die Vorträge des Privat-Dozenten Dr. Jastrow-Berlin über „Sozialpolitik in der Verwaltung von Staat und Gemeinde" eine Fülle der Belehrung.

*) Versöhnung Nr. 4; 1896.

Das Streben der „eigentlichen" Ethiker, die Ethik — ich möchte sagen: wissenschaftlich zu disziplinieren, eine wissenschaftliche Disziplin daraus zu machen, das Wesen der Moral wissenschaftlich zu behandeln oder gar festzulegen, trat zwar auch in die Erscheinung, aber doch nur in dem Maße, daß es für jeden denkenden Menschen eine wertvolle Anregung bot. Ich halte die Frage, ob eine wissenschaftliche Begründung von Ethik und Moral in dem Sinne, wie es einigen Ethikern vorschwebt, überhaupt möglich ist, für noch ungelöst. Ich sehe vor Allem die Notwendigkeit einer derartig wissenschaftlichen Behandlung nicht ein. Dinge, die gefühlt, empfunden, gelebt sein wollen, lassen sich nicht rubrizieren. Für „Gut und Böse" lassen sich keine mathematische Formeln erdenken; schon deshalb nicht, weil diese Begriffe der Wandlung, der Vervollkommnung unterstehen. Für etwas, was wächst, lassen sich nur „jeweilige" Regeln aufstellen. Zudem steht hinter der wissenschaftlichen Behandlung von Begriffen immer das Gespenst: Dogma; wir könnten bei einem wissenschaftlichen Moralisieren genau so versumpfen, wie wir im dogmatischen Kirchentum versumpft sind. Den Gedanken, die Ethik oder Moral „an die Stelle" von Religion setzen zu wollen, halte ich deshalb für keinen glücklichen. Ich bleibe dabei: wenn wir allzeit eine wohlüberlegte Unterscheidung zwischen Religion und Konfession machen, werden wir allmählich auch die (vermeintlichen) Gegner des Religiösen mit der Thatsache aussöhnen, daß der Mensch keine mathematische Figur, sondern „ein Geheimnis" ist.

Der Wunsch, an Stelle des heutigen Religionsunterrichts einen Moralunterricht in den Schulen zu setzen, findet seine Erklärung darin, daß unser heutiger Religionsunterricht überhaupt nicht „Religion" ist; es sind Konfessionsstunden, die man den Kindern erteilt. Gestalten wir diese Konfessionsstunden zu wirklichen Religionsstunden, geben wir dem Lehrer das Recht, unter Geltendmachung seiner Individualität, also „in seiner Weise" den Vervollkommnungsdrang in den Kindern zu beleben und in die rechten Bahnen zu leiten, so haben wir das, was schließlich doch auch nur das letzte Ziel der Ethiker sein kann, ohne daß wir alle Die vom Unterweisen ausschließen, die sich mit einer Nur-

Moral nicht abzufinden wissen. Das ist nicht die Hauptsache, daß eine kleine abgesonderte Anzahl von Kindern einen besonderen Moralunterricht genießt; wir haben jedes Streben in seiner Anwendbarkeit auf die Ganzheit zu prüfen; für die Ganzheit aber ist von Bedeutung, daß alle Kinder unseres Volkes von den heutigen Konfessionsstunden befreit werden. Zu erwägen wird sein, ob wir überhaupt, ob wir in Sonderheit den jüngeren Kindern besondere „Stunden" in Religion oder Moral erteilen sollen oder auch nur dürfen. Religion muß gelebt werden, auch schon und gerade in der ersten Anleitung; die Atmosphäre, welche die Kinder im Elternhause und dann in der Schule einatmen, muß die Regung zum gut-sein-wollen in ihnen erzeugen. Biblische Geschichte und selbst das neue Testament ist an sich noch nicht Religion; man kann Beides zur Unterlage für eine religiöse Belehrung nehmen, aber man kann das Naturleben, die Vorgänge in der Kinderstube, die Ereignisse in der Schule, kurz das lebendige Leben ebenso zweckdienlich zu einer religiösen Belehrung verwerten.

Die Beteiligung an den Vorträgen war nicht so lebhaft, als es gewünscht werden durfte. Hätten die Züricher und hätten auch entfernter Wohnende gewußt, was ihnen geboten wurde, sie wären zahlreicher gekommen. Die Bedeutung des ganzen Vorganges war den Leuten nicht klar geworden; erst während der Tage dort dämmerte es. Daß eine Bewegung sich regt, die über das jeweilig Trennende hinweg, das sich in den konfessionellen Angeborenheiten und in den verschiedenen politischen und volkswirtschaftlichen Standpunkten oft recht schroff geltend macht, allzeit das Gemeinsame, soweit es von Wert ist, sucht, und die eifrig bedacht ist, die Formen des Kampfes so zu gestalten, daß die Gegensätze sich abschleifen, statt, wie es anderwärts so viel geschieht, sie sich zuspitzen zu lassen, das Alles wissen nur erst Wenige. Verkörpert sind diese Bestrebungen in der Person des weisen und milden Mannes, der der ethischen Bewegung in Deutschland ihr Gepräge giebt: Herr Geheimrat Professor Dr. Wilhelm Förster, Direktor der Sternwarte in Berlin. Dürfte ich diesem von mir besonders hoch geachteten Manne als Lohn für das, was er uns Deutschen ist, Eines wünschen, so wären es

Das Streben der „eigentlichen" Ethiker, die Ethik — ich möchte sagen: wissenschaftlich zu disziplinieren, eine wissenschaftliche Disziplin daraus zu machen, das Wesen der Moral wissenschaftlich zu behandeln oder gar festzulegen, trat zwar auch in die Erscheinung, aber doch nur in dem Maße, daß es für jeden denkenden Menschen eine wertvolle Anregung bot. Ich halte die Frage, ob eine wissenschaftliche Begründung von Ethik und Moral in dem Sinne, wie es einigen Ethikern vorschwebt, überhaupt möglich ist, für noch ungelöst. Ich sehe vor Allem die Notwendigkeit einer derartig wissenschaftlichen Behandlung nicht ein. Dinge, die gefühlt, empfunden, gelebt sein wollen, lassen sich nicht rubrizieren. Für „Gut und Böse" lassen sich keine mathematische Formeln erdenken; schon deshalb nicht, weil diese Begriffe der Wandlung, der Vervollkommnung unterstehen. Für etwas, was wächst, lassen sich nur „jeweilige" Regeln aufstellen. Zudem steht hinter der wissenschaftlichen Behandlung von Begriffen immer das Gespenst: Dogma; wir könnten bei einem wissenschaftlichen Moralisieren genau so versumpfen, wie wir im dogmatischen Kirchentum versumpft sind. Den Gedanken, die Ethik oder Moral „an die Stelle" von Religion setzen zu wollen, halte ich deshalb für keinen glücklichen. Ich bleibe dabei: wenn wir allzeit eine wohlüberlegte Unterscheidung zwischen Religion und Konfession machen, werden wir allmählich auch die (vermeintlichen) Gegner des Religiösen mit der Thatsache aussöhnen, daß der Mensch keine mathematische Figur, sondern „ein Geheimnis" ist.

Der Wunsch, an Stelle des heutigen Religionsunterrichts einen Moralunterricht in den Schulen zu setzen, findet seine Erklärung darin, daß unser heutiger Religionsunterricht überhaupt nicht „Religion" ist; es sind Konfessionsstunden, die man den Kindern erteilt. Gestalten wir diese Konfessionsstunden zu wirklichen Religionsstunden, geben wir dem Lehrer das Recht, unter Geltendmachung seiner Individualität, also „in seiner Weise" den Vervollkommnungsdrang in den Kindern zu beleben und in die rechten Bahnen zu leiten, so haben wir das, was schließlich doch auch nur das letzte Ziel der Ethiker sein kann, ohne daß wir alle Die vom Unterweisen ausschließen, die sich mit einer Nur-

Moral nicht abzufinden wissen. Das ist nicht die Hauptsache, daß eine kleine abgesonderte Anzahl von Kindern einen besonderen Moralunterricht genießt; wir haben jedes Streben in seiner Anwendbarkeit auf die Ganzheit zu prüfen; für die Ganzheit aber ist von Bedeutung, daß alle Kinder unseres Volkes von den heutigen Konfessionsstunden befreit werden. Zu erwägen wird sein, ob wir überhaupt, ob wir in Sonderheit den jüngeren Kindern besondere „Stunden" in Religion oder Moral erteilen sollen oder auch nur dürfen. Religion muß gelebt werden, auch schon und gerade in der ersten Anleitung; die Atmosphäre, welche die Kinder im Elternhause und dann in der Schule einatmen, muß die Regung zum gut-sein-wollen in ihnen erzeugen. Biblische Geschichte und selbst das neue Testament ist an sich noch nicht Religion; man kann Beides zur Unterlage für eine religiöse Belehrung nehmen, aber man kann das Naturleben, die Vorgänge in der Kinderstube, die Ereignisse in der Schule, kurz das lebendige Leben ebenso zweckdienlich zu einer religiösen Belehrung verwerten.

Die Beteiligung an den Vorträgen war nicht so lebhaft, als es gewünscht werden durfte. Hätten die Züricher und hätten auch entfernter Wohnende gewußt, was ihnen geboten wurde, sie wären zahlreicher gekommen. Die Bedeutung des ganzen Vorganges war den Leuten nicht klar geworden; erst während der Tage dort dämmerte es. Daß eine Bewegung sich regt, die über das jeweilig Trennende hinweg, das sich in den konfessionellen Angeborenheiten und in den verschiedenen politischen und volkswirtschaftlichen Standpunkten oft recht schroff geltend macht, allzeit das Gemeinsame, soweit es von Wert ist, sucht, und die eifrig bedacht ist, die Formen des Kampfes so zu gestalten, daß die Gegensätze sich abschleifen, statt, wie es anderwärts so viel geschieht, sie sich zuspitzen zu lassen, das Alles wissen nur erst Wenige. Verkörpert sind diese Bestrebungen in der Person des weisen und milden Mannes, der der ethischen Bewegung in Deutschland ihr Gepräge giebt: Herr Geheimrat Professor Dr. Wilhelm Förster, Direktor der Sternwarte in Berlin. Dürfte ich diesem von mir besonders hoch geachteten Manne als Lohn für das, was er uns Deutschen ist, Eines wünschen, so wären es

einige Blitze, um gelegentlich, wenn es nämlich not thut — und es thut zuweilen not — dazwischenfahren zu können; über solche Blitze verfügt der immer-sanfte Mann leider nicht.

An den zweiwöchigen Vortragszyklus schloß sich eine mehrtägige Tagung Zwecks Besprechung weiterer und dauernder Veranstaltungen: ethische Akademie, Anleitung für einen Moral-Unterricht und Sonstiges. Jedenfalls alles Bestrebungen, die, welchen Fortgang sie auch nehmen mögen, einem schönen und rechtschaffenen Bethätigungsdrang entspringen und deshalb von den Segenswünschen aller Guten begleitet sind. An dem Sonntag, der zwischen den Vortragswochen und dem eigentlichen Kongreß lag, fand eine, dem Rahmen des Ganzen durchaus entsprechende festliche Veranstaltung (Banket) statt, bei dem zwei Momente von Bedeutung waren. Der Vertreter der Stadt Zürich gab in treffenden Worten Dem Ausdruck, was ich oben berührt, daß nämlich man vorher nicht gewußt hatte, wer eigentlich die Ethiker seien und was sie wollten, daß aber, wenn man gewußt hätte ... und daß jedenfalls fortan ... und wenn sie wieder kämen ... Es lag in diesen Worten eine Anerkennung der großartigen Bescheidenheit, mit der die Ethiker ihr Kommen vorbereitet hatten, und mit der sie, wiederum verkörpert in ihrem Vorsitzenden, in Zürich gewirkt hatten. Es lag in diesem Moment viel mehr, als Worte es wiederzugeben vermögen. Vorbildlich für andere Veranstaltungen, die mit Getöse auftreten, aber ohne Wert für unsere Entwickelung sind.

Nicht weniger bedeutsam war die Rede des von der französischen Regierung entsandten Vertreters. Schon die Thatsache, daß die französische Regierung eine offizielle Vertretung, zwei Männer, entsandt hatte, verdient volle Würdigung; die Rede selbst war nicht weniger beachtenswert: Ms. Bisson, ein höherer Beamter im französischen Unterrichtsministerium, der schon bei der Einführung des Moralunterrichts in den französischen Schulen hervorragend mitgewirkt hatte, gab ein vortreffliches Bild von der Auffassung, die damals maßgebend war, und von den Ergebnissen der jetzigen Einrichtung. Daß es Fälschungen und Uebertreibungen sind, was Fürchterliches man über jenen Moralunterricht in

unſeren Zeitungen leſen muß, weiß jeder Gebildete; aus jener Rede aber erhellte deutlich, wie merklich vorgeſchritten in ihrer ganzen Denkweiſe die „wirklichen“ Franzoſen — zum Unterſchiede von den „Zeitungs“-Franzoſen — ſind. Kürzlich hat auch hier in Berlin der Franzoſe Ms. Moulet vor der Lehrerſchaft einen ſehr intereſſanten Vortrag über das franzöſiſche Unterrichtsweſen, ſpeziell über den Moralunterricht gehalten, der die Ueberzeugung von dem Vorgeſchrittenſein unſerer Nachbarn durchaus beſtätigt. Die Leſer wird es vielleicht intereſſieren: Dieſer ſelbe Ms. Moulet hatte ganz kürzlich an ſeinen vorgeſetzten inspecteur général de l'instruction public über „M. von Egidy und die Egidy-Bewegung“ einen ausführlichen Bericht geſandt. Dieſer inspecteur général, Ms. Jost, war der andere von den Franzoſen Entſandte. Ohne zu wiſſen, daß er mich in Zürich ſehen würde, brachte Ms. Jost den eben erhaltenen Bericht dort mit hin, lieferte ihn mir nach einigem Bedenken auch aus und ich hatte die zweifelhafte Genugthuung zu leſen, wie ein Franzoſe in mancher Beziehung treffender und klarer herausgefunden hat, was ich will und wie ich's meine, als Viele meiner Volksgenoſſen; daneben hatte ich die wirkliche Genugthuung, die kleineren und auch größeren Irrtümer des fleißigen Berichterſtatters in einer kleinen Gegenarbeit berichtigen zu können.

Den mir perſönlich Näherſtehenden bin ich es ſchuldig, hieran anſchließend auszuſprechen, daß ich überhaupt, in Zürich ſowohl wie in Bern, wo ich am 7. und 8. September dem Jahresfeſt des „Schweizeriſchen Vereins für freies Chriſtentum“ (eine Art Proteſtantenverein) beiwohnte, viel freundlichem Verſtändnis für mein Wollen und Wirken begegnet bin; ich empfinde das mit tiefer Dankbarkeit. Wie die Anderen über meine eigenen Vorträge denken, weiß ich nicht, kann es jedenfalls nicht wiedergeben; für mich ſelbſt war es von hohem Wert, die ganze Gedankenwelt, die ſich auf das Wort „Erziehung“ aufbaut, gruppieren, gliedern, tauſendfach mit meinen Gedanken durchſtreifen und dann meine Anſichten im Zuſammenhang vortragen zu dürfen; vor Zuhörern, die zu allermeiſt von keinem anderen Streben beſeelt ſind, als ich ſelber.

Ueber das Ineinandergreifen der Wandlungsbestrebungen.*)

Ich glaube, daß die Geschichtsschreiber mit Leichtigkeit die großen Wandlungen in der Menschheitsentwickelung zurückführen können auf den Gottesbegriff, auf die Wandlung desselben. Diese Wandlung vollzieht sich für uns außerordentlich langsam, unbemerkt. In Tausenden von den Jetzt-Menschen lebt bereits, aber noch nicht zum vollen Bewußtsein gebracht, eine Vorstellung von dem, was wir Gottesbegriff nennen, die mit der heute noch legitimen, von Staatswegen zu Recht bestehenden nicht mehr übereinstimmt. Denken wir uns das, was sich jetzt vollzieht, die Wandlung, in der wir mitten drin sind, vollzogen, einige Jahre weiter, dann würde sich der Unterschied ungefähr so abgeklärt haben:

Bisher die Gottheit gedacht als ein Wesen, ein selbständiges, mit Eigenschaften ausgerüstetes Wesen, ja sogar ein persönliches, vielleicht für Andere nur ein Wesen oder ein Geist, aber doch immer ein Etwas, das über uns thront, ein Wesen, das doch bis zu gewissem Grade bei Vielen durchaus persönlich genommen werden wird, ein Wesen, das da regiert, uns beherrscht in dem Sinne, daß wir ihm die Fähigkeit und Absicht eines jeweiligen Eingreifens in die Entwickelung zutrauen. Das charakterisiert im großen Ganzen den Gottesbegriff, der heute noch der legitime ist.

Dem zum Unterschiede wird sich der neue Gottesbegriff im Wesentlichen dahin charakterisieren, daß wir die Gottheit als die Gesetzmäßigkeit anerkennen, als etwas mehr Sachliches, als das Gesetz, meinetwegen für den, dem es so richtig erscheint, mit einem Gesetzgeber hinter, neben oder über dem Gesetz. Aber doch immer bleibt das, was auf uns wirkt und womit wir es zu thun, uns abzufinden haben, ein unwandelbares Gesetz, eine Gesetzmäßigkeit. Das ist der Unterschied. Das ist das, was in nicht ferner Zeit der legitime, das heißt der von der Gesamt-

*) Egidy-Vereinigung, Berlin, am 28. Oktober 1896.

welt anerkannte Gottesbegriff sein wird. Nun also nicht mehr die Gottheit als ein Wesen, eine Person, sondern als die Kraft, die Liebe oder das All. Und das ist der Uebergang zum Anwendungsgedanken: In jedem Falle die Gottheit so gedacht, daß wir Anteil haben an dem All, daß wir ein Teil der Kraft, der Liebe sind, daß auch wir als Wesen zu dem All gehören. Ein Nebengedanke hierzu ist der, daß, weil wir eben nicht mehr auf das Eingreifen einer höheren Macht warten, sondern uns damit bescheiden lernen, daß Alles nach einer Gesetzmäßigkeit geregelt ist, wir uns der Pflicht bewußt werden, uns selbst als Werkzeuge der Entwickelung zu betrachten, das zu thun, was gethan werden muß.

Dazu das andere Bild: Wenn wir uns das All nicht mehr so vorstellen, daß ein noch heute funktionierender Regent da ist, vielmehr an eine Gesetzmäßigkeit, an ein von Ewigkeit her geordnetes Gesetz glauben und es uns so vorstellen, — so erwarten auch die Völker, auch die Gemeinschaften von Menschen nicht mehr das Heil von einer über sie gesetzten Regierung oder von einem Einzelnen, der sich als Stellvertreter Gottes betrachtet, sondern fühlen in sich selbst die Kraft, sie fühlen sich als Selbst. Aus sich selbst heraus wollen sie die Kraft, müssen sie dann aber auch die Liebe schöpfen, die ihre Einrichtungen durchdringen soll.

Den großen Gedanken, die große Auffassung, die wir uns von dem Begriff All, Welt machen, übertragen wir auf den kleinen Ameisenhaufen, der da heißt deutsches Volk. Jeder im Volke will sich bethätigen, ist überzeugt von der Notwendigkeit, die Entwickelung zu fördern.

Das ist das für mich Bedeutsamste in der diesmaligen Wandlung, daß in diesem Augenblick die allergrößte Mehrzahl unserer Volksgenossen, die bisher von der Bethätigung, von der Mitwirkung an der Entwickelung ausgeschlossen, wenigstens nicht legitim dazu berechtigt waren, daß diese große Mehrzahl mit einrückt in die ebenbürtigen Genossen. Das ist einmal der vierte Stand, das andere Mal die Frau. Diese beiden Bestrebungen, das Heraufdrängen des vierten Standes und das Verlangen der Frau, als vollberechtigt in der Menschheit anerkannt zu sein,

charakterisieren die ganze Bewegung. Deswegen haben auch diese beiden Bestrebungen außerordentlich viel Aehnliches. Es sind die beiden Bedeutendsten, die von gleichmäßiger Berechtigung sind, die mit gleicher Intensität in die Erscheinung treten und in deren Verlauf sich auch die gleichen Fehlerhaftigkeiten geltend machen, aber auch wohl überwunden werden.

Zu den fehlerhaften Erscheinungen rechne ich auch die, daß beide (die Vertreter der Bestrebungen) nicht genügend begreifen können und wollen, daß auch sie sich nur einzurangieren haben in das Ganze und daß sie nur danach zu streben haben, einzumünden in die ganze, große Bewegung, die da heißt: Befreiung von jeder Unterdrückung. Deswegen glaube ich auch, daß mit der Erledigung dieser beiden Bestrebungen auch die Aera der Revolutionen, insoweit es sich um Erhebung gegen einen Druck handelt, ihren Abschluß erreichen wird, wie ich auch glaube, daß die ganze jetzige Bewegung, die dieses Jahrzehnt bedeutet, nichts Anderes ist, als das Ausklingen, der Abschluß des großen Revolutions-Jahrhunderts, das vor hundert Jahren begonnen hat und bei dem es sich wesentlich darum handelt, vom absolutistischen zum Volksregiment überzugehen. Hundert Jahre sind nur eine kleine Spülwelle im Ozean der großen Entwickelungs-Periode. Sie begann mit der Auflehnung, dann kam eine hohle, pappige Zeit, nichts Ganzes und nichts Halbes, und nun folgt der damals erstrebte Zustand, in dem thatsächlich und wirklich das Volk selbständig und ganz allein über seine Geschicke und Einrichtungen bestimmt.

Damit streben wir aus dem hierarchisch gegliederten Staatsgedanken, der uns bisher beherrscht hat, heraus und kommen nun zu einem Zustand, der nicht, wie es von so Vielen verstanden wird, sich als ein Gleichheitsdrang, sondern als ein Zusammengehörigkeitsdrang charakterisiert. Gleichheitsdrang ist etwas mit den Gesetzen der Natur im Widerspruch stehendes. Das wollen wir nicht schaffen, sondern etwas Höheres, indem wir über die Ungleichheit die Zusammengehörigkeit stellen und in die Erscheinung rücken wollen. Aus diesem Gedanken heraus gestalten

sich für uns eine Menge neuer Pflichten. Das Gefühl, daß wir zusammen gehören, sagt uns zunächst, es soll und es darf Niemand mehr darben. Bilden wir wirklich ein geschlossenes Ganzes, eine Volksfamilie so darf Niemand mehr unter uns Not leiden. Daran anschließend kommen wir zu gewissen Folgerungen und zwar einmal: Wir müssen für eine andere Einteilung sorgen. Es handelt sich für uns wesentlich darum, den Einteilungsplan (Wirtschaftsverteilungsplan wäre nicht ganz richtig gesagt) anders und zwar so zu gestalten, daß wir auf der einen Seite die Arbeitsanstrengung, die Arbeitszeit und auf der anderen Seite die Entlohnung regeln.

Es ist gar keine Frage, daß heute eine Menge Menschen zu viel arbeiten, daß eine ganze Anzahl denen, die auch Arbeit haben möchten, die Arbeit vor der Nase fortarbeiten. Wir müssen dafür sorgen, daß (auf der einen Seite) Jeder zugelassen wird zur Arbeit und auf der anderen Seite dafür, daß die Entlohnung eine gleichmäßigere ist als bisher. Das wird sich allmählich nur vollziehen, kann sich aber vollziehen. Genossenschaftswesen, Herabminderung hoher Beamtengehälter, das sind Momente, mittelst deren man allmählich diesen wirtschaftlichen Ausgleich gestalten kann.

Weiter. Eine neue Strähne, die etwas ganz für sich ist, so daß sie den Ausgangspunkt bilden kann, ist der Friede. Ob Sie nun sagen: die höhere Gesittung, die über uns Menschen kommt, läßt das Friedensverlangen in uns so lebendig werden, daß wir nun wirklich zum Frieden kommen, — oder wie ich mich ausdrücken würde: weil der Friede und da der Friede die ganz notwendige und zwingende Voraussetzung ist für den Zustand höherer Gesittung, dem wir zustreben und der uns beschieden ist, so werden wir den Frieden haben. In diesem Augenblick haben wir uns nur mit den Folgerungen zu beschäftigen, die Schlüsse zu ziehen, die Gedanken, die sich einhaken in den Gedanken „Frieden". Weil der Friede ein Etwas ist, was nicht hier in Deutschland gemacht wird, sondern weil der Friede nur das Ergebnis einer Uebereinstimmung unter den maßgebenden Kulturvölkern sein kann, möchte ich die großen politischen Gesichtspunkte berühren.

Mit dem Momente „Frieden" hören die Alliancen von heute auf. Es giebt keinen Dreibund, keinen Zweibund mehr. Es giebt dann nur noch eine geschlossene, geeinte Kulturwelt. Das ist das Eine. Wie weit man sich die Kulturwelt vorstellen will, das ist Jedes Sache. Weiter aber greift nun dieser Friedensgedanke gewaltig ein in die Verfassung (damit meine ich aber nicht die Paragraphen: Gestaltung ist vielleicht zu viel gesagt) der einzelnen großen Länder Europas. Weil nicht mehr Krieg in Sicht ist, handelt es sich bei den einzelnen großen Staatengebilden von heute nicht mehr um die Konzentrierung der Macht.

Oesterreich. Das Austria von heute, namentlich der Kaiser von Oesterreich selbst muß ja mit großem Bedacht darauf dringen, daß seine Staaten zusammen bleiben, weil sie eine geschlossene Wehrmacht bilden um den Habsburgischen Thron herum. Aber in dem Augenblick, wo Kriege, wo eine äußere Bedrohung nicht mehr vorhanden, da fallen gewisse Zusammenhaltungs-Momente fort, und wie sich dann die Sache dort gestalten wird, können wir heute nicht wissen.

Frankreich. Wenn sich dort die Sozial-Republik, die Herrschaft des sozialen Gedankens nicht geltend macht, dann ist ein sich mehr Isolieren, Freimachen, Dezentralisieren der einzelnen früheren Provinzen etwas sehr Wahrscheinliches. Und daß der Gedanke der Autonomie, das heißt des Verlangens nach Selbstregierung und Berücksichtigung der eigentlich bestimmenden Verhältnisse sich dann auch bei uns mehr geltend machen wird, ist mir sehr einleuchtend. Aber damit ist gar nicht von einem Verfall des Deutschen Reiches die Rede. Aber fortfallen wird die Ausdehnung des Konzentrierungsgedankens auf Gebiete unseres öffentlichen Lebens, wo eine solche Konzentrierung gar nicht notwendig ist, sondern heute nur um den Reichsgedanken nicht anzurühren als notwendig erscheint. Also Dezentralisation und in politischer Beziehung Autonomie sind Folgerungen aus dem Gedanken „Friede".

Auch wirtschaftliche Gedanken können wir einhaken in das Wort Friede, und zwar insoweit der Friede diese Ideen

beherrscht. Unser ganzes Verkehrswesen, sowohl was die Anlagen und die Einrichtungen unserer ganz großen Verkehrsarten betrifft, alles das ist ja heute nur und lediglich auf den Krieg zugeschnitten, wenigstens spielt bei der Anlage derselben der Krieg eine so eminente Rolle, wie Sie alle es gar nicht wissen. Das Alles fällt in dem Augenblicke fort, wo die Notwendigkeit nicht mehr vorhanden ist, und wo Alles ohne Rücksicht auf den Krieg gebaut wird. Auch Dampfschiffe. Heute sind sämtliche Dampfschiffe im Falle des Krieges auch Transport-Dampfer, im gewissen Sinne Kriegsschiffe. Darauf mußte schon bei ihrem Bau Rücksicht genommen werden. Der Kohlenraum und der Heizraum ist viel enger, als er zu sein brauchte, wenn das Schiff nur Friedenszwecken dienen würde. Von den Kriegsschiffen selbst gar nicht zu reden. Tausend andere Momente: jede Brücke im Eisenbahnverkehr, im Kanalbau u. s. w. Ebenso würde nun eine ganze Industrie fortfallen. Der König würde nicht mehr die Eisengießerei besuchen, um die Kanonen zu sehen, sondern um etwas für den Wohlstand des Volkes Dienendes zu besichtigen.

Nicht weniger bedeutend sind — und hier noch mehr fast wie bei der Industrie machen sich die Wechselwirkungen geltend — die Wandlungen auf dem Gebiete unseres Schulwesens. Von dem Augenblick, wo wir Frieden haben, können wir eine Einheitsschule errichten. Umgekehrt können wir sagen: Die Einheitsschule soll dazu dienen, den Kriegsgedanken zu überwinden. Denken Sie nur daran, daß heute unser ganzes Schulwesen auf die Militär-Examina basiert ist. Das Freiwilligen-Examen, das Fähnrichs-Examen, das Abiturienten-Examen mit Rücksicht auf das Fähnrichs-Examen. Wie viele wollen nur des Kriegsgedankens wegen nicht heran, daß Knaben und Mädchen zusammen die Schule besuchen. Ist der Kriegsgedanke erledigt, dann ist die Sache sehr vereinfacht, dann können alle in derselben Klasse untergebracht werden. Doch das nicht allein. Unser ganzer Erziehungsgedanke hängt mit dem Friedensgedanken eng zusammen. Hier ist eine Wechselwirkung, ein Zusammenhang so plastisch wie an wenigen Stellen.

Unsere ganze heutige Erziehung steht — das ist ein alter

Gedanke — unter dem „Du ſollſt", unter dem Gehorſam. Ein richtiger Königlich-Preußiſcher Schulinſpektor hat einen Vers über den Gehorſam, worin dem Jungen klar gemacht wird, daß er ein Engel wird, wenn er gehorcht. (Bei uns Soldaten noch ſchlimmer.) Unterordnung, Aufgabe der Ichs und das Alles hat in der That dahin geführt, daß die Menſchen niemals ganz ideal genommen werden konnten, ſondern daß wir Durchſchnittsmenſchen haben. Da der heutige Menſch noch als Schlachtenglied gedacht wird und die ganze Nation als ein Volk in Waffen, ſo hängt damit zuſammen die Notwendigkeit der Unterordnung. Mit dem Worte „Krieg" hängt eine ganze Summe von Notwendigkeiten zuſammen, die zwar nicht in ihren häßlichen Erſcheinungen, wie ſie heute uns hier und dort vor die Seele treten, notwendig ſind, aber die Sache ſelbſt iſt notwendig.

Mit Krieg höngt der konzentrierte Machtwille eines Einzelnen zuſammen. Der Begriff Krieg bedeutet einen Willen hier in Deutſchland, der Front macht, der gleichzeitig nach Oſten und Weſten regiert und dem ſich alle einzelnen Fürſten unterzuordnen haben. Dieſes ſich Unterordnen, dieſer Schlachtengehorſam iſt eine Zugehörigkeit zum Begriff Krieg. Und daraufhin muß ſich eine Nation erziehen, die noch an Krieg glaubt. Da hat alſo der Gehorſamsbegriff eine große Berechtigung.

Vieles von dem, was Vielen unter Ihnen heute ſchon ſehr unangenehm iſt, was als bekämpfens-notwendig erſcheint, das was mit dem Begriff Krieg zuſammenhängt, kann nur beſeitigt werden, wenn man dem Kriege zu Leibe geht. Der Zuſammenhang iſt alſo ein durchgehender. Mit den alten Zuſtänden hängen die alten Erſcheinungen zuſammen. Nur gegen die Urſache losgehen! Und die iſt der Krieg.

Denken wir uns nun das Neue, die Wandlung, dann treten ganz andere Gedanken hervor. Die Autorität wollen wir erſetzen durch das eigene Denken. Das was als höchſte Tugend gilt, den Gehorſam, wollen wir erſetzen durch den Begriff eigene Einſicht. An Stelle des Wortes Patriotismus, das doch eben immer einen kleinen chauviniſtiſchen Geruch hat, ſetzen wir das Wort Volksliebe. Das bezeichnet, um was es ſich handelt, nämlich

um die Menschen. An Stelle von Erziehung des Nationalbewußtseins eine wirkliche Volkserziehung, daß wir jeden Menschen zum nützlichen Glied der Menschheit erziehen.

Ein weiterer Gedanke. Alles was bis jetzt gesagt wurde, tritt ein in dem Augenblick, wo wir überhaupt keinen legitimen Gottesbegriff mehr haben, sondern es Jedem überlassen, sich einen Gottesbegriff zu machen. In dem Augenblicke kann von Gotteslästerung keine Rede mehr sein, sondern es kann sich nur darum handeln, daß Einer etwas sagt, was den Anderen stört. Dann hat er höchstens eine Rüpelei begangen. Dann muß man seine Erzieher dafür verantwortlich machen. Ebenso ist es mit den Majestätsbeleidigungen. Sehen wir in den Fürsten nicht mehr Stellvertreter Gottes, sondern nur Volksvertreter, die das Amt bekleiden, das das Volk ihnen übertragen hat, fällt das Wort Majestät weg. Meinem Bewußtsein nach muß der Begriff „Majestät" überhaupt aus unserem Volksleben verschwinden. Sprechen wir von einer Majestät der Krone, so hat das keinen Sinn. Krone ist gar nichts. Sprechen wir von einer Majestät der Person, so ist das zu viel für einen Sterblichen, für einen Mann, der wie wir Alle ein Mann des Volkes ist. Vom Begriff der Majestät zur Heiligkeit ist kein großer Schritt, und von dieser zur Unfehlbarkeit gar keiner. Gewisse Männer unseres Volkes befinden sich bereits auf diesem Wege der Entwickelung. Es haben sich Worte bei uns eingeschlichen, die man nur als komische bezeichnen kann. Nachdem der Geistliche im allgemeinen Kirchengebet den Segen des Höchsten herabgefleht hat, spricht er eine Fürbitte für die „Allerhöchste" Person. Wenn wir von der Majestät des Himmels, der Macht der Gottheit sprechen, dürfen wir nicht dasselbe Wort von einem Sterblichen gebrauchen. Es fallen eine Menge anderer Begriffe weg. Mit der Verwirklichung des Wortes „Kriegslosigkeit" fallen viele Begriffe, wie Landesverrat, Hochverrat fort. Alle die Millionen Vergehungen, die wirklich oder staatsanwaltlich, vermeintlich aus dem Gedanken Krieg heraus konstruiert werden können, fallen dann weg. Alles das, was heute erfunden wird, um die Armee für gewisse Tendenzen zu begeistern.

Bei dem Vormarsch gegen das Uebel war bisher der Fehler der, daß, wenn auf dem Schlachtfelde eine neue Kolonne erschien, diese zunächst von den anderen Kolonnen beschossen wurde, weil man in der neu auftretenden Erscheinung einen Gegner sah, statt erst abzuwarten, was die Kolonne will, und in Fühlung mit ihr zu treten, und sie nicht zu beschießen, sondern zusammen: los! Einige sagen, die Frauenfrage müsse zuerst gelöst werden.

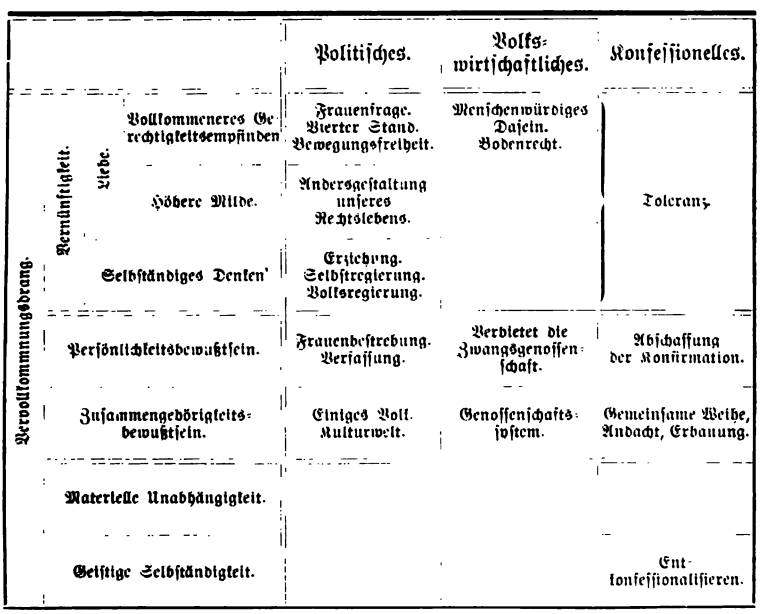
Andere sagen: Erst gesunde Menschen werden; gesund und klar denken! Ehe wir nicht den Alkohol los sind und gesundes, frisches Blut haben, eher ist gar nicht daran zu denken, daß wir mit den Völkern in Frieden leben. Wieder Andere erwarten die Wandlung vom konfessionellen Standpunkte, vom Schulwesen oder von wirtschaftlichen Verhältnissen aus. Alle unsere Kräfte für Alles zu gleicher Zeit! Ueber Jeden sich freuen, der auf dem Kampfplatze erscheint! Was den Einzelnen auf den Kampfplatz führt, ist untergeordnet. Er kommt aus irgend einer Erkenntnis heraus auf den Kampfplatz. Die Veranlassung ist die Unzufriedenheit. Das ist der wichtigste Faktor im Leben. Ohne Unzufriedenheit können wir überhaupt nicht weiter. Sie führt uns zum Nachdenken; wir erkennen ein Uebel, einen Mißstand, und das führt uns auf den Kampfplatz. Es ist ein Kampf in der ganzen Schlachtlinie gegen die heutige Unterdrückung, das Joch abzuwerfen.

Ich lasse das nicht zu, daß die Frau besonders beanlagt sein soll zum Erziehen. Die Frau hat gar keine anderen Eigenschaften und Fähigkeiten im Großen und Ganzen als der Mann. Diese gewisse Zuerkennung von gewissen Fähigkeiten der Frau und Aberkennung beim Mann halte ich für falsch. Daß unsere ganze Erziehung natürlich gewisse Erscheinungen hervorgerufen hat, das ist richtig. Man soll einfach sagen: Jeder thut nach Maßgabe seiner Fähigkeiten sein Bestes für die ganze Geschichte. Das ist auch in der Ehe so. Die Tugenden und Fähigkeiten in beiden Geschlechtern nach Möglichkeit entwickeln!

Es sind nicht viele Uebel, sondern es ist das Uebel mit verschiedenen Gesichtern. Wie die Bestrebungen der Gegenwart als ein zusammenhängendes Gewebe aufzufassen sind, so auch die

Uebel. Ein notwendiges Uebel giebt es nicht. Der Krieg war eine Erscheinung für eine bestimmte Periode. Da er war, war er kein Uebel. Wir erkennen ihn jetzt als ein Uebel. Wir können nicht einem Uebel allein zu Leibe gehen, ohne gleichzeitig die anderen zu bekämpfen.

Der Zusammenhang unter den gegenwärtig sich regenden Wandlungsbestrebungen.*)



Wir haben uns die Entwickelung stetig fortschreitend zu denken. Andererseits aber dürfen wir sagen, daß sich im Laufe der Menschheitsentwickelung Zeiten hervorheben, Perioden, in denen gewisse Anschauungen, die in ihrem Entwickelungskeim von Ur-

*) Vortrag, gehalten im Verein „Frauen-Bildungs-Reform" am 4. Dezember 1896 im Bürgersaal des Rathauses, Berlin.

sprung her in der Ideenwelt der Menschheit leben, zum Durchbruch gelangen. Wir leben in einer solchen Periode des Durchbruchs gewisser Anschauungen und damit in überall Wandlungsperiode unserer Zustände.

Der treibende Faktor, der Motor, die innere Kraft für diese Wandlung, diese stetige Entwickelung der Menschheit ist der in uns wohnende, vom Schöpfer in das Einzelwesen und in die Menschheit gepflanzte Vervollkommnungsdrang, das Streben nach immer vollkommenerer Erkenntnis, das Verlangen, in der Entwickelung vorwärts-aufwärts zu schreiten. Dieser Vervollkommnungsdrang begnügt sich nicht damit, nur an sich selbst zu arbeiten, wenn er zu der Erkenntnis gelangt ist, daß die Arbeit am einzelnen Ich beeinflußt ist durch die Gestaltung unserer Einrichtungen, unserer Gesetze, er sehnt sich dann nach einer Verwirklichung in weiteren Linien, nach einer Verwirklichung der Ideen, der Gedanken, die sich auf eine Andersgestaltung unserer Zustände beziehen.

Ich sage, der treibende Faktor, die treibende Kraft, die Innenkraft für die Wandlung ist der Vervollkommnungsdrang, der sich zuspitzt, ausbildet zu einem Verwirklichungsdrang. Diesen Vervollkommnungsdrang und Verwirklichungsdrang dürfen wir recht eigentlich als die dem Menschen innewohnende Religion, Religiosität betrachten. Auch unter Ihnen ist Niemand, der nicht auf irgend einem Gebiet unseres Gesamtlebens nach Wandlung strebt, sich mit einer Neuordnung der Dinge, Besserung der Zustände beschäftigt. Mancher unter Ihnen wird von dem Gedanken, dem Glauben durchdrungen sein, daß, wenn nur erst auf dem Gebiet, das ihn gerade beschäftigt, Wandel geschaffen sein wird, wenn nur erst der Boden nicht mehr Gegenstand des Wuchers, sondern Allgemeingut ist, wenn nur die Frauenfrage erst gelöst ist, wenn nur erst der Alkohol überwunden ist u. s. w., dann werde schon alles Andere sich von selbst machen. Bis zu einem gewissen Grade ist diese Anschauung berechtigt; aber gerade die, die recht ernsthaft auf dem Gebiete arbeiten, werden sehr bald gewahr werden, daß die Hindernisse, auf die sie stoßen, eingekettet, vernietet sind mit einer ganzen Summe von Hindernissen mannig-

fachster Art. Sie werden zur Ueberzeugung gelangen, daß es sich nicht darum handelt, das eine Hindernis zu besiegen, sondern zu erkennen, daß das Uebel überhaupt zu bekämpfen ist, daß das Uebel in mancherlei Gestalt sich zeigt, daß aber diese Gestaltung, diese Gesichter einen Zusammenhang haben und daß eben es dieselben Hindernisse sind, die sie nicht vorwärts kommen lassen.

Diese Hindernisse haben wir zu suchen einmal in der Fehlerhaftigkeit der Menschen, dann in den mangelhaften Einrichtungen. In dieser Thatsache, daß das Uebel ein zusammenhängendes Ganzes bildet, daß die Hindernisse innerlich zusammenhängen, in dieser Thatsache liegt der indirekte Beweis für die Behauptung, die ich erörtern wollte, daß nämlich die Bestrebungen, die sich auf eine Wandlung auf den verschiedenen Gebieten hin richten, zusammenhängen. Man muß das Uebel in seiner Wesenheit erkennen lernen, ehe man sich mit den Bestrebungen selbst beschäftigt, nämlich, daß die Hindernisse ein zusammenhängendes Ganzes bilden.

Wir streben nach einem Wandel der Zustände. Was sind Zustände? Wie entstehen Zustände? Wir haben uns die Zustände zu denken als ein Gebilde, zusammengesetzt aus der Verfassung, aus der Innenverfassung unseres Volkes selbst, der Einheit und der Individuen und daneben aus der Gestaltung unserer Gesetze. Die Innenverfassung der Menschen und die Einrichtungen, die sich diese Menschen gegeben haben, machen die Zustände aus. Es ist deswegen falsch, zu sagen: Die Zustände machen die Menschen. Aber ebenso wenig richtig: Die Menschen machen die Zustände. Es ist Wechselwirkung wie in Allem. Wir Menschen haben uns die Zustände zu gestalten, indem wir uns gewisse Einrichtungen geben; um uns aber Einrichtungen zu geben, die in förderndem Sinne auf die Menschen wirken, müssen die Menschen erst selbst bis zu einem gewissen Grade der Vervollkommnung gelangt sein. Es handelt sich dabei nicht nur darum, daß einige Idealisten sich selbst innerlich gefördert haben und sich eine Gestaltung der Dinge vorstellen, sondern darum: wie ist die Durchschnittsverfassung des Volkes. Welche Einrichtungen verträgt die Durchschnittsverfassung des Volkes?

Es handelt sich um den Wandel der Zustände. Wie haben wir uns den Wandlungsvorgang vorzustellen? Manche warten immer noch auf den Reformator, auf den kommenden Mann, der die Sache machen soll. Andere meinen, daß eine gewisse Partei oder Gruppe im Volk ein derartiges Uebergewicht über den anderen Teil des Volkes gewinnen wird, daß sie die Gesetze, Einrichtungen diktieren, die Zustände beherrschen kann. Mag das früher sich bis zu einem gewissen Grade so vollzogen haben, daß sich Einzelne oder Gruppen zum Träger oder Verwirklicher der im Volke herrschenden Ideen gemacht haben; diesmal, da das Charakteristische des Neuen darin bestehen soll, daß das Selbst des Einzelnen zur Geltung gelangt und daß das Volk selbst die Leitung seiner Geschicke in die Hand nimmt, diesmal muß auch der Werdevorgang aus der Ganzheit des Volkes herausgeboren werden.

Erstens Innenvorbereitung des Einzelnen. Dazu gehört die Erziehung aller Einzelnen, und daneben wechselwirkend, in dem Maße als die Innenvorbereitung, als das Erzogensein der Einzelnen im Volke vorwärts schreitet, Wandlung, Aenderung unserer Gesetze und Einrichtungen.

Wollen wir nun den Zusammenhang der Wandlungsbestrebungen nachweisen, so brauchen wir nur zunächst nachzuweisen, daß die Elemente, die Wesenheiten des jetzt in uns lebenden Vervollkommnungsdranges, daß die Anschauung, das Denken und Empfinden, das uns auf den verschiedenen Gebieten anregt, das gleiche für die verschiedenen Gebiete unseres öffentlichen Lebens ist. Wir müssen nachweisen, daß ein und dieselbe Innenregung beeinflussend wirkt auf die Gestaltung dieses und jenes Gebietes unseres öffentlichen Lebens. Wir werden dann erkennen, daß die Wurzel, die Quelle, aus der überhaupt eine Wandlung nur denkbar ist, alle Kanäle speist, die zu einer Wandlung führen können.

Wir haben also zunächst die Wesenheit, das Charakteristische der jetzigen Wandlungsbestrebungen, des Vervollkommnungsdranges kennen zu lernen. Ein neues Denken, eine neue Anschauungsweise lagert über der Volksseele. Es handelt sich darum, daß

die einzelnen Glieder unseres Volkes in diese neue Anschauungsweise hineinwachsen. Wir müssen, jeder Einzelne, unseren inneren Menschen dem Neuen, dem Kommenden, dem Werdenden entgegentragen. Wir können auch sagen, es ruht das Neue, das was nach Verwirklichung drängt, in dem innersten Innern, dem tiefsten Grunde der Seele jedes Einzelnen unter uns. Es handelt sich nur darum, dieses sich nach Verwirklichung Drängende lebendig zu machen, es heraufzuholen in unserem Innern und es der Verwirklichung zuzuführen.

Welches ist nun die Wesenheit dieses neuen Denkens? Eine ganze Summe von Gedanken könnte ich aussprechen. Ich will nur das Charakteristische hervorheben. Zunächst das vollkommenere Gerechtigkeitsempfinden. Gerecht hat man zu allen Zeiten zu sein geglaubt. Man hat es eben für gerecht gehalten, daß die Frau an der Gestaltung unseres öffentlichen Lebens überhaupt nicht teil nimmt, und daß sie unter der unmittelbaren Herrschaft des einzelnen Mannes, wie die Gesamtheit unter der der Männerwelt steht. Man hat es für gerecht gehalten, Einzelnen im Volk eine Entwickelung ihrer Fähigkeiten durch Schulen zu gönnen, Anderen die Entwickelung ihrer ganz gleich guten Fähigkeiten vorzuenthalten. Wir müssen also von einer vollkommeneren Gerechtigkeit sprechen, die sich auf alle Gebiete unseres Lebens ausdehnen soll.

Neben dieser vollkommeneren Gerechtigkeit nun die höhere Milde. Mild hat man immer sein wollen. Man hat Manches in früherer Zeit für mild gehalten: wenn man die Kriegsgefangenen nicht mehr tötete, sondern als Sklaven behandelte, wenn man die eigentliche Leibeigenschaft aufhob, und wenn wir heute ein Todesurteil in lebenslängliche Zuchthausstrafe verwandeln, so nennen wir das auch noch mild. Demgegenüber müssen höhere Gedanken von Milde uns beherrschen und zwar nicht nur in den Akten unseres Rechtslebens, sondern im ganzen Leben. Das soll ein Merkmal des Neuen und Zukünftigen sein, daß es sich nicht nur um Bethätigung unserer Gesinnung bei gewissen Gelegenheiten im Beruf oder in der Familie handelt, sondern daß das, was wir nun einmal als das Vollkommenere,

als eine höhere Gestaltung unseres Innen-Menschen erfaßt haben, sich in jeder Lebensäußerung von uns bethätigt.

Beides zusammen können wir unter das Wort Liebe stellen. Die Liebe umfaßt Alles. Unter der Liebe wollen wir in Zukunft nicht nur das Ertragen und Dulden verstehen, sondern die Liebe thut Alles, was sie thun kann, um die Mitmenschen in ihrer Entwickelung zu fördern und Jedem im Volke ein möglichst beglückendes Dasein zu gönnen, — eine thatkräftige Liebe.

Neben dieser Liebe, die wir uns aus einer ganzen Summe von Tugenden gestaltet denken können, das selbständige Denken, das abgeklärte Denken. Nicht ein Nachdenken in dem Sinne, daß wir die ausgetretenen Gedankengeleise früherer Menschen nachdenken, sondern selbst und viel über Alles und Jedes nachdenken und nur das für uns giltig nehmen, was wir selbst als richtig erkannt haben.

Menschen, die von einer ehrlichen Liebe und einem selbstständigen und abgeklärten Denken durchdrungen sind, die Beides gleichmäßig beherrschen, nennen wir vernünftige Menschen. Das Wort Vernünftigkeit. Es handelt sich um den Durchbruch der Vernünftigkeit. Dann auch vernünftige Religiosität.

Auch in einer anderen Weise kann ich das neue Denken bezeichnen: als Persönlichkeitsbewußtsein und Zusammengehörigkeitsbewußtsein. In diese beiden Worte können wir die Summe der ganzen Wandlungsbegriffe fassen. Ein charakteristisches Merkmal des Neuen, das wir erwarten, ist das zur Geltungkommen des Selbst in jedem Menschen. Das Selbst kommt auch schon heute zur Geltung, aber nur in einem Teile unseres Volkes. Einige giebt es, die von einem höheren Bewußtsein durchdrungen sind. Viele giebt es, denen man gestattet, ihr Selbst zur Geltung zu bringen, Anderen aber noch nicht. Unsere ganze Erziehung ist noch nicht darauf gerichtet, das Selbstgefühl, das Selbstbewußtsein im Menschen zu entwickeln. Im Gegenteil, wir haben noch Tausende von Schulinspektoren, die, wenn sie inspizieren, als das Schönste und Beste, was sie den Kindern da ans Herz legen können, den Gehorsam, die Unterwerfung unter die Autorität des Anderen bezeichnen. Diese Art Unterwerfungs-

drang, die wir heute noch in unsere Kinder künstlich hinein pflanzen, muß aus unserem inwendigen Menschen heraus. Zunächst selbst diesen Drang, uns unterzuordnen, aus unserem Innern schaffen und unsere Kinder im Sinne des Persönlichkeitsbewußtseins erziehen. Aus dem Worte Persönlichkeitsbewußtsein folgern wir das Wort Selbstbestimmungsrecht. Denn das nützt uns nichts, wenn wir nur das Bewußtsein entwickeln, wenn wir ihm aber nicht das Recht zugestehen, über sich selbst zu bestimmen.

Zum Zusammengehörigkeitsbewußtsein gehört Solidarität der Interessen. Diese Worte zusammen kennzeichnen das Neue. Eine Zusammengehörigkeit, wie sie in dem Worte „soziales Leben" liegt und in Solidarität ausgedrückt ist, können wir uns nicht denken, ohne daß dem Einzelnen das Recht auf Selbstbestimmung gewahrt bleibt. Nur in diesen Grenzen dürfen wir an eine Art von Zusammengehörigkeit denken. Das Recht auf Selbstbestimmung findet da seine Grenzen, wo die Rechte der Gemeinsamkeit und die Pflichten gegenüber der Gemeinsamkeit beginnen. Nur im richtigen Abwägen der beiden Worte kann das Ideal unseres Zusammenlebens gedacht werden.

Noch eine dritte Art, welche die neue Anschauungsweise bezeichnet: Materielle Unabhängigkeit und geistige Selbstständigkeit. Beide charakterisieren ebenso wie die beiden anderen Worte die Wesenheit des Neuen, der zukünftigen Auschauungs- und Denkweise.

Jetzt wollen wir nun untersuchen, wie sich diese Anschauungsweise geltend macht, wie sie einwirkt auf die verschiedenen Gebiete unseres öffentlichen Lebens, und wie sie dieselben beeinflußt. Unser öffentliches Leben können wir in eine ganze Summe von Gebieten einteilen, aber auch in drei große Gebiete: politisches Leben, volkswirtschaftliches Leben und konfessionelles Leben. Die Grenzen sind nur gedachte Linien, nicht feste. Wie wirken die einzelnen Elemente unserer Anschauung auf die verschiedenen Gebiete unseres öffentlichen Lebens?

Die vollkommenere Gerechtigkeit auf politischem Gebiet: Frauenfrage. Es ist die größte Ungerechtigkeit, daß die große

uns als Volksganzes verpflichtet halten, ihm dieses menschenwürdige Dasein sicherzustellen. Wir müssen also auf Einrichtungen sinnen, die Jedem im Volke die Lebemöglichkeit geben. Was ein menschenwürdiges Dasein ist, machen wir uns am Besten klar, wenn wir uns fragen, ob wir es noch so nennen würden, wenn wir selbst es zu führen hätten. Wie weit der Begriff der vollkommeneren Gerechtigkeit und die sich daraus ergebende Notwendigkeit, Jedem dieses Dasein zu sichern, auf die einzelnen Teile unseres Volkswirtschaftslebens überschlägt, kann ich hier im Einzelnen nicht ausführen. Nur Beispiele: Die Steuern werden anders gehandhabt; eine einzige direkte Steuer, die auch den Wohlthätigkeitsbegriff, der durch das vollkommenere Gerechtigkeitsgefühl abgelöst wird, in sich aufnimmt. Wandlung in unserem ganzen Zollwesen. Neue Fassung des Begriffs vom Bodenrecht, weil die von der Gemeinsamkeit übernommene Pflicht, Jedem das menschenwürdige Dasein zu gewährleisten, die neue Pflicht an die Gemeinsamkeit stellt, sich der Möglichkeit zu vergewissern, Jedem die Lebemöglichkeit sicherzustellen. Diese Möglichkeit, für die Lebemöglichkeit Anderer zu sorgen, beruht allein in Grund und Boden. Das Manna kommt nicht von oben. Unser Volk muß sich aus eigenem Recht zum Eigentümer seines Grund und Bodens erklären. Die neue Fassung unseres Begriffs vom Bodenrecht nenne ich Bodenreform.

Bei der Gestaltung unseres Volkswirtschaftslebens haben wir die Kolonne „Persönlichkeitsbewußtsein“ und „Zusammengehörigkeitsbewußtsein“ zu beachten. Die Zusammengehörigkeit, Solidarität wird zu einer Art Neugestaltung unseres ganzen Volkswirtschaftsleben führen, zu einem gewissen System, daß wir Genossenschaftswesen, Innenkolonisation, Siedlungswesen nennen können. Auf der anderen Seite verlangt das Selbstbestimmungsrecht, daß diese Genossenschaft nicht als eine Zwangsgenossenschaft gedacht werde, sondern daß Jedem das Recht gewahrt bleibt, darüber zu bestimmen, wie er sich die Lebemöglichkeit sicherstellen will, daß wir uns also verschiedene Arten offen halten, durch die der Einzelne seine Lebemöglichkeit sicherstellen will.

Persönlichkeitsbewußtsein: Hier wieder mit größtem Recht das Wort Frauenfrage. Das Selbstbestimmungsrecht veranlaßt uns, die Frauenfrage so zu lösen, wie sie gelöst werden muß, nämlich, daß der Frau das Recht, über sich selbst zu bestimmen, gegeben wird. Die Frau hat an der sie betreffenden Gestaltung denselben Anteil wie der Mann. — Das Selbstbestimmungsrecht greift gewaltig in die Einzelbestimmungen unserer Verfassung ein. Während wir bisher regiert wurden, dem Einzelnen die Bestimmung über Dinge, die ihn ganz allein angehen, und die den Anderen gar nicht schädigen, genommen wurde, so müssen wir in unserer Verfassung zu einer größeren Freiheit für den Einzelnen übergehen, ihm das Selbstbestimmungsrecht wahren.

Das Zusammengehörigkeitsbewußtsein schlägt in politischer Beziehung so in unser Volksleben ein, daß wir wirklich uns als ein einiges Volk betrachten. Die äußere Einigung unseres Volkes feiern wir, ohne daß wir uns als ein geschlossenes Volksganzes betrachten. Eine Einigung, die sich vollzieht, ohne daß die Teilung in Klassen aufhört, hat gar keinen Wert. Daß wir eine geschlossene Wehrmacht geworden sind, ist nicht die Hauptsache, sondern nur Voraussetzung, Grundlage dafür, daß wir nun zur inneren Einigung gelangen. Also ein einiges Volk, und dann der Gedanke, daß die Zusammengehörigkeit über die Grenzen unseres kleinen Volkes hinausragt und wir uns mit der Kulturwelt und der Menschheit einig fühlen.

Die materielle Unabhängigkeit Jedem gewährleisten; dadurch schaffen wir die heutigen Unterschiede von Rang und Stand und Klassen ab. Dadurch, daß wir Jedem die geistige Selbständigkeit geben, kommen wir nicht nur der Frauenbewegung wieder näher, auch dem Verfassungsleben. Wir greifen hier besonders in unser Schulwesen ein, legen den größten Wert darauf, Jedem im Volke das gleiche Recht auf Entwickelung seiner Fähigkeiten zu gönnen.

Rubrik „Volkswirtschaftliches". Das vollkommenere Gerechtigkeitsgefühl verlangt von uns, daß wir Jedem im Volke das menschenwürdige Dasein nicht nur gönnen, sondern

uns als Volksganzes verpflichtet halten, ihm dieses menschenwürdige Dasein sicherzustellen. Wir müssen also auf Einrichtungen sinnen, die Jedem im Volke die Lebemöglichkeit geben. Was ein menschenwürdiges Dasein ist, machen wir uns am Besten klar, wenn wir uns fragen, ob wir es noch so nennen würden, wenn wir selbst es zu führen hätten. Wie weit der Begriff der vollkommeneren Gerechtigkeit und die sich daraus ergebende Notwendigkeit, Jedem dieses Dasein zu sichern, auf die einzelnen Teile unseres Volkswirtschaftslebens überschlägt, kann ich hier im Einzelnen nicht ausführen. Nur Beispiele: Die Steuern werden anders gehandhabt; eine einzige direkte Steuer, die auch den Wohlthätigkeitsbegriff, der durch das vollkommenere Gerechtigkeitsgefühl abgelöst wird, in sich aufnimmt. Wandlung in unserem ganzen Zollwesen. Neue Fassung des Begriffs vom Bodenrecht, weil die von der Gemeinsamkeit übernommene Pflicht, Jedem das menschenwürdige Dasein zu gewährleisten, die neue Pflicht an die Gemeinsamkeit stellt, sich der Möglichkeit zu vergewissern, Jedem die Lebemöglichkeit sicherzustellen. Diese Möglichkeit, für die Lebemöglichkeit Anderer zu sorgen, beruht allein in Grund und Boden. Das Manna kommt nicht von oben. Unser Volk muß sich aus eigenem Recht zum Eigentümer seines Grund und Bodens erklären. Die neue Fassung unseres Begriffs vom Bodenrecht nenne ich Bodenreform.

Bei der Gestaltung unseres Volkswirtschaftslebens haben wir die Kolonne „Persönlichkeitsbewußtsein" und „Zusammengehörigkeitsbewußtsein" zu beachten. Die Zusammengehörigkeit, Solidarität wird zu einer Art Neugestaltung unseres ganzen Volkswirtschaftsleben führen, zu einem gewissen System, daß wir Genossenschaftswesen, Innenkolonisation, Siedlungswesen nennen können. Auf der anderen Seite verlangt das Selbstbestimmungsrecht, daß diese Genossenschaft nicht als eine Zwangsgenossenschaft gedacht werde, sondern daß Jedem das Recht gewahrt bleibt, darüber zu bestimmen, wie er sich die Lebemöglichkeit sicherstellen will, daß wir uns also verschiedene Arten offen halten, durch die der Einzelne seine Lebemöglichkeit sicherstellen will.

Materielle Unabhängigkeit: Einrichtungen schaffen, die Jedem das Dasein sicherstellen. Die geistige Selbständigkeit verlangt gerade auch in volkswirtschaftlicher Beziehung, daß wir das Geld dazu haben und anwenden, daß wir Jedem im Volk die gleichen Bedingungen gönnen und geben, unter denen er den sogenannten Kampf ums Dasein beginnen kann.

Konfessionelles Gebiet: Die vollkommenere Gerechtigkeit im Zusammenhang mit der höheren Milde führt zu dem Worte Toleranz. Aber nicht nur verstanden unter Toleranz, daß wir den Menschen, der mit seinem Glauben von dem vorgeschriebenen Glauben abweicht, nicht gerade öffentlich als einen Missethäter oder minderwertigen Menschen betrachten und behandeln, nicht, daß blos den Gesetzesparagraphen nach Jeder nach seiner Façon selig werden kann, — sondern weil es sich um eine vollkommenere Gerechtigkeit und eine höhere Milde handelt, so müssen wir es so verstehen, daß wir wirklich ehrliche Achtung vor dem Glauben unserer Mitmenschen haben, und daß wir unter Glauben nicht bloß das verstehen, was der Staat und die Konsistorialräte als Glauben betrachten, die noch die Worte „Gläubige" und „Ungläubige" gebrauchen: wir müssen unter Glauben die Innenvorstellungen unserer Mitmenschen verstehen. Unglaube ist also nur Andersglaube.

Das Persönlichkeitsbewußtsein geht über in den Gedanken Selbstbestimmungsrecht. Dieses Recht kann nun zunächst in dem Worte Toleranz ausklingen. Es muß aber hier für unser Volk, für die wirklichen Verhältnisse, unter denen wir leben, noch ganz besonders ausklingen in dem Worte „möglichst sofortige Abschaffung der sogenannten Konfirmation," das heißt Abschaffung jeder Einrichtung, durch die wir die Missethat an unseren Kindern begehen, daß wir sie in einem Alter, wo sie noch keine Fähigkeit haben, über sich zu bestimmen, veranlassen, sich zu einem bestimmten Glauben für ihre ganze Lebenszeit zu bekennen. Wenn uns diese Erkenntnis beherrscht, werden wir bald zu der höheren Erkenntnis gelangen, daß kein Mensch zu keiner Stunde seines Lebens ein für das folgende Leben giltiges Bekenntnis ablegen darf, daß wir vielmehr unter wahrer Re-

ligiosität die immerwährende Vervollkommnung, das immerwährende innere, geistige Arbeiten verstehen dürfen, und daß wir ein Unrecht an unseren Mitmenschen begehen, wenn wir sie veranlassen, und an uns selbst, wenn wir uns veranlassen lassen, ein sogenanntes Glaubensgelübde abzulegen.

Neben dem Selbstbestimmungsrecht auch in Bezug auf unser konfessionelles Leben haben wir das Zusammengehörigkeitsbewußtsein. Hierbei habe ich gleich ein Wort zu behandeln, das unter „geistige Selbständigkeit gestellt werden kann: das Entkonfessionalisieren. Damit meine ich: Gerade weil wir Jedem im Volk das Recht gönnen, sich seine Innenanschauung so zu bilden, wie es ihm Bedürfnis ist, wie sie ihn auf dem Wege zum Gutsein fördert, können wir den Konfessionsbegriff aus unserem öffentlichen Leben herausnehmen. In dem Maße als wir den einzelnen Menschen in dieser Beziehung selbständig machen, kann die Kolonne Konfession oder Religion fortfallen. Es geht das öffentliche Leben gar nichts an, wie sich der Einzelne die heiligsten Dinge, die ja sein innerstes, unentweihtes Sondergut bilden sollen, vorstellt. Wir müssen dazu gelangen, diesen Begriff aus unserem ganzen Listenwesen herauszustreichen. Der Gedanke „einiges Volk" verurteilt die Trennung in Kirchen, Sekten und Konfessionen.

Sind wir zu dem Begriff „entkonfessionalisieren" übergegangen, so dürfen wir darunter nicht verstehen, daß wir unser öffentliches Leben und das Leben der Einzelnen der Weihe, Andacht, Erbauung berauben. Viele in unserem Volke meinen wohl, daß sie die Kirche unabhängig vom Staatsleben haben wollen. Das amerikanische System schwebt vielen vor. Für uns würde das nicht genügen. Wenn wir hundertmal die Kirche unabhängig vom Staate und Volksleben machen, so sitzt das in unserem Volke doch so tief drin, daß wir die Menschen trotzdem immer, namentlich von Obrigkeitswegen, klassifizieren würden. Wir müssen zu einer Gestaltung unseres religiösen Lebens gelangen, die den Einzelnen dahin erzieht, über die trennende Innenanschauung weg ein Weihe-, Andachts- und Erbauungsleben sich zu denken, auf daß wir der gemeinsamen Erbauung nicht

entbehren, und die Stätten, in denen der Einzelne Andacht, Weihe und Erbauung sucht, nicht abschaffen. Wir müssen zu einer derartigen Erziehung gelangen, daß wir erstens Menschen finden, die da fähig sind, Worte der Erbauung, der Andacht, der Weihe zu sprechen, die Niemand verletzen, Worte, die Jedem etwas mitgeben, ihm wirklich das Innere erbauen und beleben, und daß zweitens wir Alle uns dahin gewöhnen und es vertragen, daß neben uns Jemand sitzt, der ganz andere Vorstellungen von diesem oder jenem hat. Die Anschauungsweise der Menschen wird sich dann auch immer näher kommen. — Das war die innere Beweisführung.

Nun eine mechanische, plastische Beweisführung.

Als treibende Kraft für die Wandlungsbestrebungen, die unser ganzes Dasein beherrschen, dürfen wir den Vervollkommnungsdrang betrachten. Auf der anderen Seite werden sie beherrscht durch Einrichtungen. Wie weit haben wir nun den Kreis zu ziehen, der beeinflussend ist auf die Einrichtungen in unserem Volk? Sind wir im Volk abgeschlossen fähig, ganz aus uns heraus uns die Einrichtungen so zu gestalten, wie wir sie haben möchten? Nein! Weil wir die Kulturwelt als ein zusammengehöriges Ganzes zu betrachten haben. Die Zustände und Einrichtungen, wie sie innerhalb der Kulturwelt herrschen, sind maßgebend für die Gestaltung der Einrichtungen in unserem Volk. Nehmen wir also als Peripherie die Kulturwelt an, so haben wir uns den Punkt zu suchen, der der maßgebende und entscheidende für die Gestaltung ist. Dieser Punkt heißt der Friede.

Der Friede beherrscht vor Allem unser Volkswirtschaftsleben: „Freiwerden der materiellen und geistigen Kräfte, die heute durch das Wehrsystem noch gebunden sind; denn Friede heißt Aufhören des Wehrsystems". Das Wort Friede ermöglicht es uns also, das menschenwürdige Dasein Jedem im Volke sicherzustellen. Die ganze soziale Frage, namentlich wie sie sich in den Köpfen der sogenannten National-Oekonomen darstellt, die über alle möglichen Systeme nachdenken, aber nicht darüber, daß es unsere Pflicht ist, Jedem im Volke den Tisch zu decken, scheitert heute immer daran, daß das System noch nicht erfunden ist, durch das die

Frage gelöst werden kann, daß die Menschen noch nicht begriffen haben, wie sie können und müssen die Güter dieser Erde, die eine gütige Natur ihnen im überreichen Maße spendet, gerecht verteilen, wie sie es verhindern müssen, daß auf der einen Seite Ueberfluß und Vernichtung des schönen Gutes ist, auf der anderen Seite aber Mangel an Nahrung, Wohnung und Kleidung.

Nun die geistigen Kräfte, die heute gebunden sind durch unser Wehrsystem. Denken Sie an die organisatorischen Talente, an die Kräfte, die einen Mobilmachungsplan, wie wir ihn besitzen, schaffen konnten! Diese Menschen in den Dienst des Volkes, der Volksernährung gestellt!

Zoll. Das Wort wird durch das Wort Friede beleuchtet und gestaltet. Friede ist nicht denkbar ohne ein Uebereinkommen unter den Völkern. Dieses können wir uns wieder nicht denken, ohne daß die ganze Stimmung der Völker untereinander eine andere geworden ist. Nicht mehr ein Interessenstreit; unter Solidarität auch die Kulturwelt verstanden.

Das Bodenrecht ist mit dem Volkswirtschaftsleben eng verbunden. Auch die Frauenfrage gehört hierher. Das Volkswirtschaftsleben uns so gedacht, daß es dem Manne nicht nur, sondern der Familie die Lebemöglichkeit giebt, daß wir uns als Einheit für den Begriff Volkswirtschaftsplan, Erwerbsleben nicht mehr den Mann, sondern die Familie denken, daß der Vater so viel erwirbt durch seine Arbeit, daß es für ihn, sein Weib und seine noch nicht erwachsenen Kinder ausreicht.

Mit diesem Gedanken treten wir an die Frauenfrage heran. Er giebt derselben die erlösende Richtung. Wir kommen zum Familien-Gründen. Die volkswirtschaftliche Möglichkeit einer frühzeitigen Familiengründung, eines frühzeitigen Heiratens giebt der Frauenfrage die erlösende Wendung. Nicht, daß der Frau von Neuem das Selbstbestimmungsrecht genommen wird. In materieller Beziehung soll sie nicht mehr in dem Maße wie heute auf Erwerb angewiesen sein. Zieht sie es vor, dann ist es ihre Sache.

Das Ganze ist auch von großem Einfluß auf das Wort Sittlichkeit. Die Wurzel des Uebels liegt darin, daß die

volkswirtschaftlichen Verhältnisse ein rechtzeitiges Heiraten nicht gestatten. Also ein frühzeitiges Heiraten ermöglichen! Dadurch wird die Wurzel des Uebels Unsittlichkeit abgeschnitten.

Beherrscht wird durch ein anderes Volkswirtschaftsleben und den Frieden auch das Wort Einheitsschule.

Dazu wieder das vollkommenere volkswirtschaftliche Leben, daß wir Jedem das menschenwürdige Dasein sicherstellen müssen, daß wir Jedem die gleichen Bedingungen, die gleichen Rechte auf eine Ausbildung seiner Fähigkeiten gönnen müssen.

Volkserziehung ist das, was wir heute Nationalerziehung nennen: Die Richtung, die wir dem Denken unserer Jugend geben. Wer sich selber gebessert hat, hat die Fähigkeit, auf die Jugend einzuwirken. Uns selber müssen wir darum wandeln, und aus uns heraus und durch uns kann dann die Jugend gewandelt und erzogen werden. Gehorsam: nicht, daß das unselbstständige Kind sich nicht fügen müßte den Anordnungen der Eltern, der Erzieher, aber wir wollen an Stelle dieses sich unterwerfenden Gehorsams die Einsicht entwickeln. Wir wollen unsere Kinder dazu erziehen, daß sie eben selbst mit überlegen, daß sie aus der eigenen Einsicht heraus das thun, und selbst an ihrer Erziehung mitarbeiten. An Stelle des heutigen Autoritätsgedankens wollen wir in den Kindern das Vertrauen erwecken, daß das, was ihnen die Leitung ist, was als Ordnung nun einmal im Volke besteht, das Heilsame und Richtige ist. Dann müssen wir diese aber auch danach gestalten, daß wir die Kinder mit gutem Gewissen darauf hinweisen können.

Patriotismus ist so eigentlich der Kern unserer heutigen Nationalerziehung. Heute ist es unberechtigt, von unseren Mitmenschen Liebe zum Vaterlande zu verlangen, solange wir unseren Mitmenschen auch nicht einen Schuh breit vom Boden gewähren. Der Mensch wird ja heute besitzlos geboren. Der Mensch ist vogelfrei in dem Augenblicke, da er geboren ist. Erst wenn wir ihm ein Recht auf Grund und Boden gegeben haben, erst dann können wir Patriotismus von ihm verlangen. Aber lieber wollen wir das Wort gar nicht gebrauchen, weil der Chauvinismus hinein gekommen ist. Dafür das Wort Volksliebe. Dadurch

kommen wir dem Begriff viel näher, daß Jeder eine ehrliche Liebe zur Ganzheit des Volkes und zu jedem Einzelnen im Volke hat. Vaterlandsliebe ist mehr ein Begriff, Volksliebe eine Wesenheit.

Unser Rechtsleben. Wie die Erziehung fortschreitet, in dem Maße als das Gut-sein-wollen in uns Menschen entwickelt wird, in dem Maße werden auch eine ganze Menge von Vergehungen vermieden werden. Wird das politische Leben, das volkswirtschaftliche Leben und das konfessionelle Leben anders gestaltet, so werden viele Paragraphen unnötig.

Hervorgehend aus der höheren Milde wird eine ganz andere Beurteilung der Vergehungen erfolgen. Weil uns der Zusammengehörigkeitsgedanke beherrscht, so werden wir zu der Erkenntnis dafür kommen, daß wir selbst als Gemeinsamkeit verantwortlich sind gegenüber den Missethaten der Einzelnen unter uns; denn tausend und abertausend Vergehungen sind den mangelhaften Einrichtungen, die wir noch haben, zuzusprechen.

Mit „entkonfessionalisieren" hängt zusammen, daß wir uns vom Dogma überhaupt befreien. Dem Dogma auf allen Gebieten unseres Lebens zu Leibe gehen! Körperliches Leben: vernunftgemäße Lebensweise, Körperpflege, Nahrungsweise unseres Körpers, dem Alkohol Krieg bis aufs Messer; denn er belastet die Denkfähigkeit, lähmt den Kontrollapparat unseres Gehirns. Dann: Mäßigkeit, vernunftgemäße Lebensweise, die dem Körper die richtige Menge Nahrung zuführt. Leibesübungen bis heran zum Sport, das heißt die Art von Leibesübung, die die Lust an der Gefahr in sich schließt. Solange wir noch die Leibesübungen mit den Gefahren haben, solange kann ich nicht finden, daß ein Volk verweichlichen muß, wenn es keinen Krieg mehr hat.

Aufrechterhaltung der Gesundheit, dann aber auch ein vernünftiges, den Gesetzen der Natur entsprechendes Heilverfahren. Dann werden wir auch zum natürlichen Denken, zum natürlichen Empfinden zurückkehren, werden auch Freude an der Natur und das Verlangen haben, uns mit der Natur zusammenhängend zu betrachten: Wohnungsfrage, Volkswirtschaftsgedanken, daß Jedem eine gesunde Wohnung gewährt wird; Entvölkerung der großen

Städte. Das greift wieder hinein in das Bodenrecht. Spatenkultur! Das steht wieder im engen Zusammenhange mit einer vernunftgemäßen Lebensweise: Gemüse und Obst. Genossenschaft, Siedlungsgedanke, Bildung neuer Innenkolonieen: Kultivierung der heute noch öden Stätten unseres Landes, Bebauung und Benutzung in wirklich nutzbringender Weise der heute durch das Heerwesen unproduktiv benutzten Uebungsplätze.

Das Wort Innenkolonie führt uns zu dem Worte Kolonieen überhaupt. Wenn wirklich wir hier zur Einsicht gelangen, daß wir einige Leute abgeben können, um in Afrika oder sonst wo noch große Landstriche zu gewinnen, dann aber dort allen die Lebemöglichkeit wahren.

Das Wort Friede nicht allein, sondern die wachsende Erkenntnis unseres Selbst führt zum Schlußgedanken, zum völkerverbindenden Gedanken. Natürlich haben wir auch hier wieder Wechselwirkung zwischen dem völkerverbindenden Gedanken und dem Gedanken „Friede".

Mit dem Begriff „Zusammenhang der Wandlungsbestrebungen" steht in enger Verbindung die Frage: Wo fangen wir an? Antwort: An allen Punkten zugleich! Jeder auf dem Gebiete, auf dem er eben von einem Vervollkommnungsdrang angeregt sich fühlt, wo er Mangelhaftigkeit entdeckt. Jeder an der Stelle, auf dem Posten, auf den er hingestellt ist. Es ist kein Unglück, wenn sich einige Menschen zusammenthun, um sich abzuklären, um sich klar zu werden, um was es sich handelt. Das Wirken besteht darin, daß Jeder sich als ein Stückchen Sauerteig betrachtet, das über das Volk gehen muß. Bei jeder Gelegenheit, auf jedem Fleck die Ansichten zur Geltung bringen, um die es sich handelt, und uns die Männer aussuchen, die in der Volksvertretung diese Anschauungen vertreten!

Ueberall zugleich, und doch sind es zwei Dinge, die den Anfangspunkt machen: die Innenvorbereitung, die Erziehung des eigenen Ichs und die der Menschen um uns herum auf der einen Seite und der Friede als der befruchtende Gedanke, der die Verwirklichungsmöglichkeit unserer Bestrebungen in sich schließt.

Wahrhaftigkeit.*)

Neben das Wort Wahrheit stelle ich das Wort Klarheit. Damit habe ich schon Vieles, vielleicht Alles gesagt, was ich von der Wahrheit verlange. Wir haben unter Wahrhaftigkeit nicht bloß das nicht grobe Lügen zu verstehen, sondern der Wahrhaftigkeitsdrang, der Ehrlichkeitsdrang strebt danach, Klarheit zu schaffen, dem Anderen Klarheit zu geben. Das ist Wahrhaftigkeit, daß der Andere ein klares Bild von den Zuständen, den Dingen u. s. w. bekommt.

„Noch kämpft die Nacht mit des Tages Licht,
Und die Lüge bekämpft noch die Wahrheit;
Doch die Sonne siegreich aus Osten bricht,
Und die Täuschung weichet der Klarheit."

Die Lüge bekämpft noch die Wahrheit. Also die Wahrheit ist eigentlich das, worauf wir hinstreben. Die Wahrheit kann noch nicht durchdringen. Ebenso heißt es sehr richtig: „Und die Täuschung weichet der Klarheit". Also die aufgehende Sonne haben wir uns als die Alles erobernde Klarheit zu denken. Die Wahrheit, die Wahrhaftigkeit müssen wir auffassen als etwas, was am Ende aller Dinge die Menschheit beherrschen wird. Heute ist die Wahrhaftigkeit, die Klarheit noch nicht zum Durchbruch gekommen.

Welche Anforderungen haben wir an uns zu stellen, wenn wir als wahrhaftige Menschen vor uns selbst dastehen wollen? Wie kann ich dabei mitwirken, dem Anderen nach und nach ein getreues Bild zu geben? In zweierlei Weise: erstens indem ich unmittelbar dazu beitrage, also aktiv thätig bin, die richtigen Worte gebrauche; zweitens indem ich nichts unterlasse, was ich etwa thun könnte. Die passive Unwahrhaftigkeit, das Schweigen, wo man sprechen müßte, ist ebenso verbreitet wie die grobe Lüge. Die grobe Lüge hat ja kurze Beine; man könnte sie als eine Dummheit bezeichnen. Sie ist noch nicht das Gefährlichste.

*) Vortrag in der Egidy-Vereinigung am 9. Dezember 1896.

Wir haben es faſt mehr zu thun mit den kleinen Unwahrhaftigkeiten, mit dem gewiſſen „nicht wahrheitsliebend ſein", „es mit der Wahrheit nicht ſtreng nehmen". Alſo ehrlich auch in kleinen Dingen ſein!

Ich will nicht ſagen, daß man eine Einteilung zwiſchen erlaubter und nicht erlaubter Lüge macht. Aber man ſpricht von konventionellen Lügen und nennt ſie erlaubt. Ich glaube, daß ſchon Viele im Volk eine erlaubte Lüge überhaupt nicht anerkennen. Wir müſſen ganz ſtreng gegen dieſe Lügen ſein, weil die Grenze ſo leicht überſchritten wird, und man es dann überhaupt nicht mehr ſo genau nimmt, und weil wir ein übles Beiſpiel geben vor den Anderen. Wir ſollten uns darin gar nichts durchgehen laſſen. Das Leben ſetzt ſich aus Kleinigkeiten zuſammen; auch die Eigenart des Menſchen ſetzt ſich aus ſolchen Kleinigkeiten, aus einzelnen Empfindungen ſeines Innern zuſammen.

Das Wort: „Da ſage ich einfach" iſt ein ſehr großer Schaden in unſerem Volk. Wie oft das gebraucht wird, daß man ſich und einem Anderen eine Ausrede zurecht legt. Denken wir an die Antworten, die wir auf Aufforderungen, die an uns ergehen, geben! Wenn man gegen die Aufforderung gewiſſe Bedenken hat, dann iſt es manchmal doch angezeigt, dieſe Bedenken auszuſprechen; man kann ſeine Bedenken ja nach Umſtänden wahrheitsgemäß begründen; ehrlich den Leuten ſagen, wie es um einen ſteht; beſonders dann begründen, wenn dem Anderen dadurch eine kleine Lektion erteilt wird, auch nach oben.

Das Unwahrheitenſagen in Handelsſachen. Der Kampf ums Daſein macht hier Manches erklärlich. Wir müſſen danach ſtreben, derartige Kniffe und Pfiffe nicht mehr notwendig zu haben. Gehen wir zum Genoſſenſchaftsweſen über, wobei der Gewinn nicht abhängig iſt von der Täuſchung, ſondern wo es redlich zugehen kann, ſo werden auch dieſe großen und kleinen Unwahrheiten allmählich aus unſerem Handelsleben verſchwinden. Denken wir einmal an den Pferdehandel. Es giebt Gebiete, wo es als Sport gilt, nicht redlich zu ſein. Auch hier hat ſich ſchon eine Wandlung bemerkbar gemacht.

Unredlichkeiten im öffentlichen Leben. Die Steuern. Es ist Betrug, wenn man nach dieser Seite hin nicht wahr vorgeht. Man betrachtet es als erlaubte Unwahrheit. Solange wir den Staat als unseren Gegner betrachten, kann man sich nicht wundern, daß man ihm nichts gönnt. Anders ist es, wenn wir das Wort „Volkskasse" gebrauchen. Solange wir den Staat und die Staatskasse als Fiskus behandeln, solange kommen wir nicht auf den richtigen Standpunkt.

Unser Rechtsleben; die Wahrhaftigkeit gegenüber dem Richter in Rechtssachen. Da müssen wir zweierlei unterscheiden: Zivilprozesse und Kriminalprozesse. Unter den ersten sind die Prozesse verstanden, worin Jemand dem Anderen gegenüber gewisse Rechte vertritt: Mietsansprüche, Erbschaftsansprüche u. s. w. Auch hier herrscht in unserem Volk noch eine sehr große Weitherzigkeit. Wenn die Menschen nur wollten die Prozesse führen, von deren Berechtigung sie innerlich tief überzeugt sind, so würden wir unendlich viel weniger Zivilprozesse haben. Das nicht rückhaltlose sich Beteiligen an der Herbeiführung der Klarheit und Wahrheit und des Rechts ist eine ganz unbedingte Unwahrheit. Auf diesem Gebiete dürfen wir gar nicht mild urteilen, namentlich, wenn mit dem Verfahren irgendwie ein Nachteil für uns verbunden ist, so verpflichtet uns das genau so, als wenn der Nachteil nicht vorhanden wäre, dem Anderen zu seinem Recht zu verhelfen.

Duell und Ehrenfrage. Ich war immer bestrebt, das zu leben, was ich ausgesprochen habe, und ich habe gefunden, daß es recht gut geht. Auch hier vertrete ich ganz unbedingt diesen Standpunkt, und ich finde, daß es geht, daß die Lösung des Konflikts darin liegt, daß man bei der Behandlung und Beurteilung von Ehrenangelegenheiten nicht bloß auf die Bewahrung seiner eigenen Ehre bedacht ist, sondern daß man auch die Ehre seines Gegners für eine ebenso dem Anderen heilige Ehre betrachtet wie die Seine. Das ist ein idealer Standpunkt, aber auch ein grundpraktischer, und durchzuführen. Das Gerechtigkeitsgefühl spricht auch mit.

Das Wahrhaftigkeitsgefühl in Strafsachen. Die Lüge vo dem Richter ist verächtlich, ob der Angeklagte oder ob der Zeu

lügt. Nur der Meineid wird bestraft, nicht das Lügen vor Gericht; letzteres hat nur eine Beeinflussung der Meinung der Richter zur Folge. Wir müssen uns dahin erziehen, daß wir, wenn wir nun einmal etwas begangen haben und vor dem Richter stehen, die Wahrheit sagen, ob wir Angeklagter oder Zeuge sind. Verwerflich ist es, wenn der Angeklagte im Beleidigungsverfahren, Majestätsbeleidigungsprozeß leugnet, daß er hat beleidigen wollen. Hat man es gewollt, so muß man es auch rückhaltlos aussprechen.

Wahrhaftigkeit im politischen Leben. Was zu Gunsten des sogenannten Staatsinteresses zusammengelogen wird, sehen wir alle Tage bei politischen Prozessen. Das ganze System ist eine große Unwahrhaftigkeit und erzieht dazu. Unsere Einrichtungen sind eben sehr vielfach dazu angethan, uns zu Hallunken zu erziehen. In Wirklichkeit ist es immer noch um eine ganze Portion von Graden schlimmer, als wir es überhaupt dachten und glaubten. Das ist meine Meinung vom Staat. Wenn wir, statt einen Staat zu bilden, ein Volk darstellen, das durch die Uebereinstimmung seiner Interessen sich verbunden fühlt, dann haben wir kein Staatsinteresse mehr durch Unwahrhaftigkeiten, durch Lug und Trug und Spione zu wahren. Dann geht Alles blink und blank, öffentlich zu. Daß ein Staat, der solcher Mittel noch bedarf, auf dem Aussterbeetat steht, ist klar. Wir lassen lieber den Staatsbegriff fallen und werden anständige Menschen.

Notlüge. Haben wir normale Verhältnisse, normale Menschen, dann wird es selbst einer Notlüge nicht mehr bedürfen. Sind alle Menschen so entwickelt, daß sie die Wahrheit vertragen, dann bedarf es ihrer nicht mehr. Wie aber unsere Verhältnisse heute liegen, so kann man nicht sagen, es giebt keinen Fall, wo ein Mensch nicht bewußt etwas sagen dürfte, was nicht ist. Man darf nicht ein Dogma ohne Weiteres hier aufstellen. Hat man die Kinder richtig erzogen, kann man ja in gewissen Fällen sagen: Frage nicht danach! Wer lügt nicht vor Weihnachten, um dem Anderen eine Freude zu wahren? Der Geist entscheidet, nicht der Buchstabe. Wie diene ich dem Anderen besser? ist immer das Entscheidende.

Der Wahrhaftigkeit gegenüber steht nicht nur die Lüge und Unehrlichkeit, sondern auch der Begriff Heuchelei. Alles das, was die Wahrhaftigkeit beeinträchtigt, was die Klarheit trübt, gehört unter das, was der Wahrhaftigkeit gegenüber steht. Wie kommen wir der Unwahrhaftigkeit bei? Nur das eine Wort: durch die Erziehung. Wir müssen uns selbst und unsere Jugend zur Wahrhaftigkeit erziehen Nicht nur, daß wir ihnen die Lüge aberziehen, wir müssen einen Wahrhaftigkeitsdrang, einen Ehrlichkeitsdrang im Kinde erwecken. Im Ehrlichkeitsdrang liegt mehr das ausgedrückt, daß das Kind nicht lügen kann, im Wahrhaftigkeitsdrang, daß es das Bedürfnis hat, Alles zu sagen, was es zu sagen hat, was das Kind drückt. Diesen Drang zu beleben, ist unsere größte Pflicht. Alles im Leben ist Übung. Der Vervollkommnungsdrang kann mit dem Worte Uebung übersetzt werden. Wir gelangen dazu, wenn wir aufmerksam auf uns sind. Man wandelt sich immer bergan, wenn man es ernst mit sich nimmt. Durch Meineidsprozesse und Zuchthaus schafft man die Lüge nicht ab. Den Eid abschaffen und viele Begriffe von Vergehungen abschaffen! Erziehung!

Eng zusammenhängend mit dem Begriff der Wahrhaftigkeit ist der Begriff Mut. Viele scheuen nur die Folgen der Wahrheit. Wo wir im Erziehungswesen auf die Lüge stoßen, sollen wir den Kindern gegenüber mit ganzem Nachdruck der Lüge zu Leibe gehen. Aber nicht immer das Kind zum Geständnis zu bringen suchen, daß es eine Unwahrheit gesagt hat; nur dann, wenn man es dem Kinde beweisen kann.

Man spricht wohl von relativer und absoluter Wahrheit. Zur Zukunftserziehung gehört es aber, daß wir nicht mehr Menschen auf die Kanzel stellen, die von der Kanzel herab etwas als Wahrheit verkündigen, was sie nur glauben, die nicht einen Unterschied machen zwischen „für wahr halten“ und etwas „als alleingültige Wahrheit hinstellen“. Mit dem Worte: „Es ist nicht wahr!“ müssen wir überhaupt vorsichtiger umgehen.

Einige Worte zum Jahreswechsel.*)

Was bedeutet für uns Weihnachten? Das ist der ernste Gedanke, den wir noch einmal an uns herantreten lassen. Wir durften und konnten es nicht anders feiern als unter dem Eindruck der Verheißung, die sich an die Jesuserscheinung knüpft. Entweder feiern wir nur ein altdeutsches Weihnachten und kümmern uns garnicht um die Jesuserscheinung, oder ein christliches. Die Verheißung, die sich an die Jesuserscheinung knüpft, heißt: „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!" Die Frage ist mehr wie berechtigt: Ist Friede auf Erden, und haben die Menschen ein Wohlgefallen, das heißt, ergeht es den Menschen gut? Beide Fragen müssen wir mit einem schmerzlichen Nein beantworten. Könnte Friede auf Erden sein und könnte es den Menschen wohlergehen? Beide Fragen dürfen wir mit einem rückhaltlosen Ja beantworten.

Wenn diese Verheißung Ihnen als eine Täuschung vor der Seele steht, dann war ja die ganze Jesuserscheinung eine schmähliche Täuschung der Menschen. Wir dürfen uns nicht befriedigen mit „eigentlich" und „aber". Wir haben keinen Frieden, aber wir könnten ihn haben. Es geht den Menschen nicht gut, aber es könnte ihnen gut gehen. Was füllt nun den Gegensatz aus? Was überbrückt die Kluft, die zwischen dem Nein und dem Ja sich dahinzieht? Nichts Anderes als unser Wille. Wer ist „unser"? „Unser" sind wir, wir selbst, das Volk. Unser Wille ist fähig, aus dem Nein ein Ja zu machen. Ich weiß recht wohl, daß dieses „Unser" sich in verschiedene Teile teilt, daß an dem Worte „wir" und „unser" verschiedene Faktoren in unserem Staatsleben teilhaben: Regierung, Monarch, Volksvertretung, die große Masse des Volks, die sich zusammensetzt aus Parteien. Dieses „Unser" ist heute noch so aufzufassen, daß nicht der Einzelne persönlich verantwortlich zu machen ist. Aber mit allem Nachdruck müssen wir das Wort „wir" und „unser" auf uns

*) Vortrag in der Egidy-Vereinigung, Berlin, am 30. Dezember 1896.

selbst beziehen. Wenn wir einen Vorwärtsblick werfen, so heißt es: wir müssen unseren Willen stählen und zur Geltung bringen, auf daß das wird, was uns vor der Seele steht, und was wir verlangen.

Was hat uns das alte Jahr gebracht? Wie hat es uns gefördert? Nicht, wie ist die Erwartung des Einzelnen erfüllt worden? Für uns: Wie sind die Bestrebungen gefördert worden, denen wir dienen? Wie sind die Gedanken weiter gewandert? Da müssen wir uns zu allererst fragen: Wie und in welcher Weise hat das neue Denken, um das es sich für uns handelt, Eroberung gemacht? Um welche Gedanken handelt es sich für uns? Ist das vollkommenere Gerechtigkeitsempfinden in unser Volk mehr eingedrungen? Hat ein vollkommeneres Empfinden für Recht und Gerechtigkeit Platz gegriffen? Ich glaube, ich kann die Frage mit einem freudigen Ja beantworten. Der Gerechtigkeitsgedanke hat Fortschritte gemacht in unserem Volke. Die Menschen verfeinern, vervollkommnen sich in den Anforderungen, die sie an das Wort „gerecht", „Liebe" u. s. w. stellen.

Wir müssen unterscheiden zwischen Anforderungen und Verständnis für die Berechtigung der Anforderungen. Wie weit ist das Verständnis in unserem Volke gewachsen für die Berechtigung dieser Anforderungen? Wie weit ist man bereit, den Anforderungen nun auch Folge zu geben? Wir dürfen mit freudigem Bewußtsein sagen, daß das Verständnis für höhere Anforderungen an Gerechtigkeit und Milde tüchtige Fortschritte gemacht hat.

Zu den Grundanschauungen gehört ferner das Wort „soziales Empfinden". Das Verständnis für das, was die Kernfrage des Begriffs „soziales Empfinden" ist, ist nicht in dem Maße mitgewachsen, wie man sagen kann, daß die Rechtsbegriffe sich vervollkommnet haben. Die National-Sozialen haben sich zusammengeschlossen, um gewissen Rechtsbegriffen aufzuhelfen, aber das Bewußtsein für die Zusammengehörigkeit des ganzen Volkes fehlt gänzlich, in dem Fluid, das aus den Erfurter Beratungen heraussteigt. Professor Delbrück definiert in der „Zeit" das Volk als zusammengesetzt aus Parteien.

Der Grad des Fortschritts auf den einzelnen Gebieten unseres öffentlichen Lebens: Wie sieht es mit der Anwendung der Ideen, der Gedanken, mit der Vervollkommnung auf den einzelnen Gebieten aus? Traurig. Weil heute noch nicht die Menschen, die von den fortgeschrittenen Ideen erfaßt sind, die Macht, die Möglichkeit haben, ihre Ideen zur Verwirklichung zu führen, weil eine große Kluft besteht zwischen dem Teil des Volkes, der vorwärts-aufwärts strebt und dem, der beim Troß marschiert. Dort sind gerade die, die heute noch die Leitung in der Hand haben. Das Wahlrecht war sogar bedroht, in einem Lande ist es sogar verschlechtert worden. Alle im Volke sollten das Recht haben, mitzubestimmen, wie es in unserem Volksleben zugeht, und es sollten gerade die, die den Mangel der Bildung durchgekostet haben, mit reden, helfen, sorgen, daß eben Niemand mehr im Volke unter einer mangelhaften Bildung und unter mangelhaften äußeren Verhältnissen zu leiden hat. Wir sind nicht so ideal angelegt, daß wir es den oberen Zehntausend überlassen könnten, zu bestimmen, wie weit die Sonne der Bildung scheinen soll.

Ein Beispiel dafür, was sich die Regierung dem Volke gegenüber erlaubt, giebt uns die Wahlkreis-Einteilung. Die Verfassung schreibt heute vor, wie die Einteilung sein soll. Nach dieser Verfassung müßte zum Beispiel Berlin etwa siebzehn Vertreter in den Reichstag schicken. Weil nun den Volksvertretern, die ganz andere Interessen haben, das unangenehm ist, verzichten diese unsere Volksvertreter darauf, daß diese verfassungsmäßige Maßregel durchgeführt wird. Die Regierung steht dabei und freut sich, thut nichts. Also in Wirklichkeit sind wir noch weit zurück, wenn auch das Empfinden vor ist.

Die unausgesetzten Verurteilungen wegen Majestätsbeleidigung; die Handhabung des Reichsstrafgesetzbuches. Die frivole Vermessenheit, mit der man den Groben-Unfugsparagraphen hereinzieht! Das Polizeiwesen!

Volkswirtschaftliches Leben: Es ist nicht möglich zu sagen: „Wir sind vorwärts gekommen", oder wir haben keine Erscheinung, die einen Anspruch besonders unterstützt. Ueberall sind aber Ansätze zu bemerken, die uns auf volkswirtschaftlichem Ge-

selbst beziehen. Wenn wir einen Vorwärtsblick werfen, so heißt es: wir müssen unseren Willen stählen und zur Geltung bringen, auf daß das wird, was uns vor der Seele steht, und was wir verlangen.

Was hat uns das alte Jahr gebracht? Wie hat es uns gefördert? Nicht, wie ist die Erwartung des Einzelnen erfüllt worden? Für uns: Wie sind die Bestrebungen gefördert worden, denen wir dienen? Wie sind die Gedanken weiter gewandert? Da müssen wir uns zu allererst fragen: Wie und in welcher Weise hat das neue Denken, um das es sich für uns handelt, Eroberung gemacht? Um welche Gedanken handelt es sich für uns? Ist das vollkommenere Gerechtigkeitsempfinden in unser Volk mehr eingedrungen? Hat ein vollkommeneres Empfinden für Recht und Gerechtigkeit Platz gegriffen? Ich glaube, ich kann die Frage mit einem freudigen Ja beantworten. Der Gerechtigkeitsgedanke hat Fortschritte gemacht in unserem Volke. Die Menschen verfeinern, vervollkommnen sich in den Anforderungen, die sie an das Wort „gerecht", „Liebe" u. s. w. stellen.

Wir müssen unterscheiden zwischen Anforderungen und Verständnis für die Berechtigung der Anforderungen. Wie weit ist das Verständnis in unserem Volke gewachsen für die Berechtigung dieser Anforderungen? Wie weit ist man bereit, den Anforderungen nun auch Folge zu geben? Wir dürfen mit freudigem Bewußtsein sagen, daß das Verständnis für höhere Anforderungen an Gerechtigkeit und Milde tüchtige Fortschritte gemacht hat.

Zu den Grundanschauungen gehört ferner das Wort „soziales Empfinden". Das Verständnis für das, was die Kernfrage des Begriffs „soziales Empfinden" ist, ist nicht in dem Maße mitgewachsen, wie man sagen kann, daß die Rechtsbegriffe sich vervollkommnet haben. Die National-Sozialen haben sich zusammengeschlossen, um gewissen Rechtsbegriffen aufzuhelfen, aber das Bewußtsein für die Zusammengehörigkeit des ganzen Volkes fehlt gänzlich, in dem Fluid, das aus den Erfurter Beratungen herausteigt. Professor Delbrück definiert in der „Zeit" das Volk als zusammengesetzt aus Parteien.

Der Grad des Fortschritts auf den einzelnen Gebieten unseres öffentlichen Lebens: Wie sieht es mit der Anwendung der Ideen, der Gedanken, mit der Vervollkommnung auf den einzelnen Gebieten aus? Traurig. Weil heute noch nicht die Menschen, die von den fortgeschrittenen Ideen erfaßt sind, die Macht, die Möglichkeit haben, ihre Ideen zur Verwirklichung zu führen, weil eine große Kluft besteht zwischen dem Teil des Volkes, der vorwärts-aufwärts strebt und dem, der beim Troß marschiert. Dort sind gerade die, die heute noch die Leitung in der Hand haben. Das Wahlrecht war sogar bedroht, in einem Lande ist es sogar verschlechtert worden. Alle im Volke sollten das Recht haben, mitzubestimmen, wie es in unserem Volksleben zugeht, und es sollten gerade die, die den Mangel der Bildung durchgekostet haben, mit reden, helfen, sorgen, daß eben Niemand mehr im Volke unter einer mangelhaften Bildung und unter mangelhaften äußeren Verhältnissen zu leiden hat. Wir sind nicht so ideal angelegt, daß wir es den oberen Zehntausend überlassen könnten, zu bestimmen, wie weit die Sonne der Bildung scheinen soll.

Ein Beispiel dafür, was sich die Regierung dem Volke gegenüber erlaubt, giebt uns die Wahlkreis-Einteilung. Die Verfassung schreibt heute vor, wie die Einteilung sein soll. Nach dieser Verfassung müßte zum Beispiel Berlin etwa siebzehn Vertreter in den Reichstag schicken. Weil nun den Volksvertretern, die ganz andere Interessen haben, das unangenehm ist, verzichten diese unsere Volksvertreter darauf, daß diese verfassungsmäßige Maßregel durchgeführt wird. Die Regierung steht dabei und freut sich, thut nichts. Also in Wirklichkeit sind wir noch weit zurück, wenn auch das Empfinden vor ist.

Die unausgesetzten Verurteilungen wegen Majestätsbeleidigung; die Handhabung des Reichsstrafgesetzbuches. Die frivole Vermessenheit, mit der man den Groben-Unfugsparagraphen hereinzieht! Das Polizeiwesen!

Volkswirtschaftliches Leben: Es ist nicht möglich zu sagen: „Wir sind vorwärts gekommen", oder wir haben keine Erscheinung, die einen Anspruch besonders unterstützt. Ueberall sind aber Ansätze zu bemerken, die uns auf volkswirtschaftlichem Ge-

biete vorwärts bringen sollen. Das Genossenschaftswesen. Es hat in seiner Verwirklichung in den letzten Jahren gerade keine Fortschritte gemacht, wenigstens nicht so, daß es „gerückt" hätte. Theoretisch ist eine Anschauung, ein Gedanke aufgetaucht: der Siedlungsgedanke, der Kolonisationsgedanke.

Das soziale Empfinden, die wirtschaftlichen Kämpfe hängen mit dem Volkswirtschaftsleben zusammen. Kampf zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Der Hamburger Streik. In unserem ganzen inneren Volksleben stehen wir vor einer Wandlung, und es ist nicht ausgeschlossen, daß der Hamburger Streik ein merkwürdiges und beachtenswertes Symptom ist für die Art, wie sich dieser Kampf auskämpfen und gestalten wird. Wenn wir den Streik in seiner ganzen Bedeutung erfassen, so zeigt er uns die Momente, die zur Geltung kommen, die mitspielen werden, wenn es sich darum handelt, das zum Austrag zu bringen, was seit Jahren in allen Völkern sich regt: das Verhältnis zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern. Aeußerlich sieht es in unserem Volk noch so aus wie vor einem Jahre, aber innerlich ganz anders. Die Stellung, die Hunderte und Tausende von Individuen zu der Frage nehmen: wie soll der Arbeitgeber zum Arbeitnehmer stehen, in welchem Verhältnis die Arbeit zum Kapital? Die Anschauung, das Rechts- und Gerechtigkeitsempfinden in dieser Beziehung ist gewachsen in der Richtung vorwärts-aufwärts.

Es werden allerhand gutgemeinte Versuche gemacht, den weniger Begünstigten, den Wirtschaftlich-Schwachen nach irgend einer Richtung hin zu helfen. Es sind aber diese Versuche alle gestellt unter die Erscheinung: durch die Hilfe, die man einem Teile angedeihen läßt, werden Andere schwer geschädigt. Teils haben wir Gesetze, teils werden sie angestrebt in dieser Richtung: Marine-Gesetz, Antrag Kanitz, Gesetz über die Sonntagsheiligung. Die Bestrebungen, denen wir auf volkswirtschaftlichem Gebiet begegnen und die sich so gewiß in den Mantel der Liebe, der sogenannten christlichen Liebe, in den Mantel einer Kirchenliebe kleiden, dürfen wir nicht als sogenannte Errungenschaften bezeichnen. Es ist und bleibt eines der besten Worte, die im

Reichstage gefallen sind: „Ich gebe die ganze soziale Gesetzgebung für ein wirkliches Koalitionsrecht her."

Konfessionelles Gebiet. Wie sieht es hier aus? Wie sind hier die Anschauungen andere geworden? Welche Verwirklichung haben sie erfahren? Erstlich giebt es keine Vorgeschrittenen, — und keine Verwirklichung im guten Sinne, nur im traurigen, wo man von Verwirklichung sprechen könnte. Das Wirken unserer Behörde auf diesem Gebiet ist ein sehr trauriges, und wenn wir die Zukunft danach beurteilen sollten, müßten wir betrübt sein. Aber dazu haben wir gar keinen Grund. Eine gewisse Auflehnung gegen eine Vergewaltigung der Gewissen macht sich ja geltend.*) Wir haben Rückwärtserscheinungen zu verzeichnen. Rekruten-Vereidigung: „die Soldaten zum Schutz von Altar und Thron." An dem Altar, der unter dem Schutze der Bajonette nur standhält, kniee ich wenigstens nicht mehr.

Welche Fortschritte haben die einzelnen Bestrebungen, die Verbände, die sich für Dieses oder Jenes gebildet haben, gemacht? Die Sozialdemokratie ist erledigt durch die Ausführungen über das volkswirtschaftliche Gebiet. Die Frauenbewegung? Diese Bewegung müßte eigentlich außerhalb der Gebiete stehen, die bis jetzt behandelt worden sind. Sie ist es aber leider nicht. Eine eigentliche Frauenfrage werden wir bald garnicht mehr haben. Wir haben heute national-soziale Frauen, sozialdemokratische Frauen, demokratische Frauen u. s. w. Also die Frauen schließen sich je nach ihrer Lage den anderen Kampftruppen an und behaupten nur das Recht, daß sie auch mitkämpfen dürfen. Aber sie kämpfen nicht mehr geschlossen als Frauen gegen die Unterdrückung durch den Mann, geschweige denn, daß sie mit dem Manne gegen die Unterdrückung überhaupt kämpfen. Die Frauen sind wohl gerade die, die am Zufriedensten mit dem Jahre sein können. Sie haben im Kongreß Großartiges erreicht. Aber die Richtung, die die Frauenbewegung nimmt, kann mich nicht beglücken. Die Frauen stehen selbst im Kampfe untereinander. Die Gehässigkeit untereinander ist viel größer oft als die Inter-

*) Berliner Magistrat.

essen, die sie zusammenführen sollten. Auch eine gewisse Ermattung im Kampfe macht sich geltend wie auf anderen Gebieten. Je früher die Frau sich Schulter an Schulter neben den Mann stellt und mit ihm zusammen das zu erreichen strebt, was überhaupt zu erreichen ist, desto besser wird es für die Frau sein.

Schulwesen. Wie weit sind wir da? Natürlich können wir nicht weiter sein, als wir überhaupt sind. Die Anschauungen nach dieser Beziehung haben sich auch geklärt. Der Gedanke Einheitsschule hat doch schon mehr Menschen erfaßt. Der Gedanke, daß die Lehrer eine ganz andere Stellung und Bezahlung zu beanspruchen haben, wird in immer weiteren Kreisen anerkannt. In Wirklichkeit rückt es noch nicht vor.

An diesen Rückblick schließe ich eine Art Ausblick. Alles und jedes Einzelne hängt davon ab, in welchem Grade und Maße die Anschauungen, die Grundbegriffe sich weiter in unserem Volke vervollkommnen und Platz greifen, und das Werden dessen, was uns vor der Seele steht, was wir anstreben, ist abhängig von der Andersgestaltung unserer Innenanschauung. Wir können also den Ausblick nur und müssen ihn dahin richten: wie stehen unsere Aussichten nach dieser Seite? Ist zu hoffen, daß die Anschauungen sich verbreiten werden? Ganz sicher. Wie rasch und wie schnell, kann Keiner von uns sagen. Je näher wir dem Ziele kommen, desto rascher und immer rascher geht es vorwärts. Ich habe keinen Zweifel, daß diese Anschauungen Platz greifen werden. Natürlich müssen wir helfen, die Gedanken weiter zu tragen.

Wie kann es werden? Eine Art, wie wir dazu gelangen können, ist die, daß wir unseren Willen zur Geltung bringen: Volksaktion. Der Wille ist eine Macht und eine Gewalt. Die neue Zeit besteht ja darin, daß wir nicht mehr regiert werden, sondern die Leitung unserer Angelegenheiten selbst in die Hand nehmen. Also könnte sich auch der Werdevorgang so vollziehen. Dazu gehört der Gedanke Genossenschaftswesen. 397 richtige Männer in den Reichstag schicken!

Neben der Volksaktion der Gedanke, daß es den König überkommt, daß er aus den Anschauungen heraus, die uns be-

seelen, seine Handlungen richtet, daß er an die Spitze der Bestrebungen tritt, die uns durchglühen. Nur ein kleiner Teil unseres Volkes gehört heute zu den selbständigen Menschen, die unabhängig genug sind, um in die Volksaktion so mit einzutreten, die sich so beteiligen könnten, wie sie selbst oder wie wir es wünschen. Die große Summe von Kraft, die der Ansicht ist, daß sie das Bestehende verteidigen, daß sie die Billigung des Königs haben müsse, wird frei, wenn der König selbst will.

Eine andere Möglichkeit: irgend ein Vorgang in unserem Volke, so daß die Geduld im Volke platzt. Elementare Ereignisse, Streiks, volkswirtschaftliche Krisen. Also Ereignisse, die nicht in der Macht des Einzelnen liegen, können Veranlassung zum Wandel werden. Das, was unter allen Umständen nebenher gehen wird, das sind die Erscheinungen außerhalb unseres deutschen Reiches.

Schlußfrage: Was ist das Ergebnis dieses Gedankenganges für uns? Daß wir unsere Schuldigkeit thun; daß wir für Aufklärung sorgen; daß Jeder an seiner Stelle, daß Jeder, wie es die Verhältnisse ihm gestatten, die Gedanken, die Anschauungen vertritt, die uns beseelen, und zwar mit jedem Tage ernster, kräftiger, rückhaltloser, mit immer wachsendem Bewußtsein der Berechtigung!

Neue Ideale.*)

Der Mensch ist ein Geheimnis: Träger des Entwickelungsgedankens und vermöge der in ihn gelegten Fähigkeiten — insoweit es sich um die Gestaltung unserer Zustände hier auf dem Planeten handelt — zugleich Vollstrecker des Entwickelungsgedankens. Entwickelung, Wachstum, Vervollkommnung, Alles nach dem einen von Uranfang gegebenen Gesetz, das da wirket bis in Ewigkeit. Wir, wir Alle unter dieses Gesetz gestellt. Wir, wir Alle Vollstrecker, Werkzeuge dieses Gesetzes.

*) Vortrag in den Odd-Fellowlogen in Berlin am 8. Februar 1897.

Wir wachsen, wollen wachsen mit unserem inwendigen Menschen einer Vervollkommnung entgegen, wollen wachsen in unseren Anschauungen zu immer höherer Gesittung. Alles Wachsen in der Natur ist bedingt durch die eigene Innenkraft, den Teil der Urkraft, die da gelegt ist in Alles, was da wachsen, sich vervollkommnen will. Wie nennen wir die Kraft, die in uns gelegt ist, die uns die Möglichkeit zur Vervollkommnung giebt? Es ist der Wachstumsdrang, der Vervollkommnungsdrang, der uns innewohnt, der sich in uns regt und sich jeweilig, wenn es sich darum handelt, eine neue Stufe der Gesittung zu ersteigen, in eine neue Wandlungsperiode einzutreten, machtvoll in uns regt. Wachstumsdrang, Vervollkommnungsdrang.

Welches sind die Gebilde, die Formen, nach denen wir unseren Drang auszugestalten vermögen? Auch die Gebilde, in die wir hineinwachsen wollen, tragen wir in uns. Es sind Ideale. „Vor Jedem steht das Bild dess', das er werden soll; solang' er das nicht ist, ist nicht sein Friede voll." Auch vor jedem Volke, vor jeder Gemeinde, jeder Generation steht das Bild, stehen die Formen, die Gebilde, in die sie mit ihrem inwendigen Menschen hineindrängen, wachsen wollen. In dem Maße als das Bewußtsein im Menschen rege wurde, haben sich die Ideale gebildet. Periodenweise sind diese Ideale erfüllt worden. Immer neue Ideale haben sich dem Menschen vorgestellt; in immer neue Ideale haben die Menschen hineingestrebt, sich hineingelebt.

Idealismus nicht zu verwechseln mit dem Worte Utopie. Der Unterschied zwischen Beiden ist gekennzeichnet durch das Wort Verwirklichungsmöglichkeit. Die Gedanken, die Vorstellungen, die wir für verwirklichungsmöglich halten, sind Ideale. Deswegen können wir und sollen wir uns das Wort Ideale nicht ohne Zusammensetzung mit dem Begriff That denken. Nur That-Idealisten sind wirkliche Idealisten. Nur das sollen wir als Idealismus gelten lassen, was zur Verwirklichung drängt. Jenseits dieser Möglichkeit liegt das Land Utopien, an dem wir Halt machen, dem wir den Rücken kehren.

Nun sind die Grenzen zwischen Idealismus und Utopie flüssig, beweglich. Für Jeden von uns sind es andere; für

Jeden werden sie bedingt durch seine Fähigkeit zu lieben, zu wollen, zu glauben. In dem Maße, als der Einzelne von uns liebt, als er ehrlich, selbstlos liebt, die Menschen, den Menschen liebt und ihm das Höhere, das Vollkommenere gönnt, in dem Maße entfernen, erweitern sich die Grenzen des Verwirklichungsmöglichen. Aus seinem eigenen Vervollkommnungsdrang entwickelt sich ein Bethätigungsdrang. Er wird wollen; es drängt ihn zum Wollen. In dem Maße als er will, als er sich bethätigt, als er wirkt in Richtung der neuen Ideale, in dem Maße wächst sein Glaube an das Werden dessen, das ihm vor der Seele steht.

Lieben, wollen, glauben — neue Ideale. Ich könnte ungezählte Worte unter diese Ueberschrift stellen, könnte sie auch mit einem einzigen Gedanken zusammenfassen. Zwei Begriffe habe ich ausgesucht, nicht um sie in Gegensatz zu einander zu stellen, sondern um sie Ihnen als die beiden Pole zu bezeichnen, zwischen denen sich unser Denken, unser Empfinden bewegt: das Zusammengehörigkeitsbewußtsein, das Persönlichkeitsbewußtsein.

Beide Pole müssen wir mit unserem Denken und Empfinden berühren, müssen Alles, was dazwischen liegt, mit der ganzen Kraft unseres Wesens auszufüllen bestrebt sein.

Zusammengehörigkeitsbewußtsein: Wir gehören zusammen, wir gehören zusammen, von Geburts wegen, wie wir das eine Volk, dasselbe und einige Volk aus einer und derselben Scholle Erde erwachsen sind, wie wir von einer und derselben Sonne beschienen sind. Wir gehören zusammen: die Wohlhabenden und die Wenigerbemittelten, die Befähigten und die Wenigerbefähigten, die Gebildeten und Entwickelten und die Zurückgebliebenen, die im Ansehen stehen und die weniger angesehen sind, die in den reichen und prächtigen Häusern wohnen und die in armseligen Hütten wohnen; auch die gehören zu uns, die wir zeitweise in besonderen Häusern, Zuchthäusern und Gefängnissen untergebracht haben, weil wir sie fallen ließen im Kampfe des Lebens. Wir gehören Alle zusammen.

Wir gehören zusammen: die, die sich diese Vorstellung von der Allmacht, Vorsehung, Gottheit machen und die, die sich eine

andere Vorstellung von diesen heiligen Begriffen machen, u[illegible] auch die gehören zu uns, die sich gar keine Vorstellung mach[illegible] weil der Verbindungsfaden zwischen ihnen und der Urkraft, [illegible] Allliebe unterbrochen ist, unterbrochen vielleicht nur, weil sie s[illegible] mit den Vorstellungen, die ihnen gelehrt wurden, nicht mehr a[illegible] finden konnten.

Wir gehören zusammen, und Alles, was an künstlich[illegible] Unterschieden heute in unserem Volke sich feindselig gegenübe[illegible] steht: Klassen, Rang, Stand, Parteien, Interessengruppe[illegible] Glaubensgemeinschaften, alles das sind nicht notwendig bleibend[illegible] Einrichtungen, sind Trennungen, Einrichtungen, die die Ve[illegible] gangenheit für notwendig hielt, die wir aber, indem wir der vol[illegible] kommeneren Gesittung entgegenwachsen, überwinden müssen.

In diesem Bewußtsein von der Zusammengehörigkeit ent[illegible] steht ganz von selbst in uns die Erkenntnis von der Eben[illegible] bürtigkeit aller Volkszugehörigen. Ich habe nicht gesagt Gleich[illegible] heit, aber die Ebenbürtigkeit Aller, die wir zum Volke zählen[illegible] das ist ein neues Ideal. Und aus diesem Verständnis für di[illegible] Ebenbürtigkeit erwächst in uns das Persönlichkeitsbewußtsein. Wir gönnen, ja, wir erwecken in ihm, in Jedem das Bewußtsein seiner selbst. Wir erziehen uns Charaktere, Persönlichkeiten, Selbstmenschen, nicht nur einige, die vermöge einiger Macht oder Gewalt irgend welcher Art sich über ihre Mitmenschen heben als hervorragende Persönlichkeiten. Jeder im Volke ein Selbst! Auch die sollen zum Persönlichkeitsbewußtsein gelangen, die da bisher sich als die Unterdrückten, die Abhängigen bezeichneten, der ganze sogenannte vierte Stand, der damit einrückt in die Ebenbürtigkeit. Und damit ist die Revolutionszeit in dem Sinne, daß neue Elemente zur Anerkennung bringen, vorbei. Auch der größere Teil unseres Volkes, dem wir, dem der Mann bis heute das Recht auf Persönlichkeit versagte, die Frau, gelangt zum Bewußtsein ihrer Persönlichkeit, indem wir ihr und Jedem im Volke das Selbstbestimmungsrecht geben.

Aus dem Zusammengehörigkeitsbewußtsein entwickelt sich der Begriff der Ebenbürtigkeit, diese zum Persönlichkeitsbewußtsein und aus diesem folgt das Selbstbestimmungsrecht. Mit jedem

dieſer Gedanken iſt eine Summe weiterer Gedanken, iſt eine Summe neuer Pflichten verbunden.

Aus dem Zuſammengehörigkeitsbewußtſein heraus erwächſt in uns ein vollkommneres Gefühl für Gerechtigkeit. Die Anforderungen, die wir in Bezug auf das Wort Gerechtigkeit und Recht an uns ſelbſt ſtellen, werden höhere, wie ſie von jeher höher, feiner geworden ſind. Was Alles aus dieſem höheren Empfinden für Gerechtigkeit zu folgern iſt, läßt ſich in wenigen Worten gar nicht ſagen. Nur zwei Gedanken will ich herausgreifen; vor Allem den: Wir werden es als ein Gebot bezeichnen, daß die Gemeinſamkeit als ſolche, das Volk, jedem ſeiner Zugehörigen das menſchenwürdige Daſein nicht nur gönnt, ſondern es ihm vermöge der Einrichtungen, die wir treffen, gewährleiſtet, ſicherſtellt, durch volkswirtſchaftliche Einrichtungen, durch ein Syſtem unſerer Volkswirthſchaft, das dieſer Forderung gerecht wird.

Was wir unter menſchenwürdigem Daſein verſtehen? Die Antwort trägt Jeder bei ſich ſelbſt, wenn wir uns fragen, ob wir, wenn wir das Leben dieſer Frau oder jenes Mannes zu führen hätten, dann dieſes Leben noch menſchenwürdig nennen würden.

Die zweite Forderung, die unmittelbar aus dem höheren Gerechtigkeitsempfinden ſich ergiebt, iſt die Einheitsſchule, eine Schule, die jedem unſerer Kinder — und jedes Kind gehört der Ganzheit, dem Volke — die gleichen Bedingungen, die gleichen Vorausſetzungen giebt, ſoweit eine Gleichheit möglich iſt, die wenigſtens inſoweit jedem Einzelnen gerecht wird, daß ſie die in ihm lebenden Fähigkeiten alle zu entwickeln beſtrebt iſt.

Aus dem Selbſtbeſtimmungsrecht, aus dem Perſönlichkeitsbewußtſein wieder erwächſt die vollkommnere Toleranz. Wie wir an unſer Gerechtigkeitsempfinden in Zukunft höhere Anforderungen ſtellen werden, ſo auch an die Milde, an die Beurteilung und an das Ertragen-können unſerer Mitmenſchen; nicht nur auf dem Gebiete des Rechtslebens, ſondern für unſer ganzes Leben, wie wir auch das als ein neues Ideal betrachten müſſen und dürfen, daß wir fürderhin nicht nur zeitweiſe, nicht

nur bei gewissen Gelegenheiten und Veranlassungen diese oder jene Tugend leben, diesen oder jenen Wert, der in uns ist, zur Geltung bringen, sondern, daß wir in jedem Augenblick, bei jeder Veranlassung ganz das sind, was wir sein möchten.

Mild, tolerant. Diese Toleranz nicht nur auf dem konfessionellen Gebiet. Auf diesem die Toleranz allerdings als eine vollständige gedacht, nicht wie heut, daß wir nur gewisse Glaubensvorstellungen, gewisse Innenvorstellungen für zulässig halten, aber andere Vorstellungen, an die wir mit unserem Denken noch nicht heranzukommen vermögen oder die uns unbegreiflich erscheinen, für nicht zulässig erachten. Nicht eine Toleranz, die von Gläubigen und Ungläubigen spricht, sondern die sich darüber klar ist, daß jeder Mensch ein Andersgläubiger ist, jeder Mensch allen seinen Mitmenschen gegenüber. Eine Toleranz, die das Wort Dissident entweder Jedem im Volk zuschreibt oder es überhaupt nicht kennt. Vollkommenere Toleranz auf dem konfessionellen Gebiete so weit gehend, daß wir es gar nicht mehr notwendig haben, uns in Glaubensgemeinschaften zu vereinigen, weil jeder im Volk sein eigener Hoheprieſter sein und sich über dem ganzen geeinten Volke der Dom der Religiosität wölben soll, mit seinen lichten, säulengetragenen Hallen ohne jede Thür.

Diese Toleranz weiter getragen auf alle Gebiete unseres Lebens. Wir sollen einander ertragen lernen. Wir werden es tragen und verstehen, daß die Menschen rechts und links neben uns und um uns her andere Vorstellungen, Begriffe von gesund leben, von Anzug, Kleidung, Nahrung u. s. w. haben. Wir werden es begreifen, daß nun auch es Menschen unter uns giebt, die das, was sie und auch wir bei ruhiger Ueberlegung für richtig halten, nun auch thun, wenn es auch zunächst noch so sehr auffällt, abweicht von Allem, was wir bisher für richtig und sogar für schicklich gehalten haben.

Toleranz übertragen auf Alles und Jedes. Der gesittete Mensch der Zukunft — das ist auch ein Ideal für die nächste Zeit — wird es selbst ertragen, wenn es links und rechts neben ihm anders aussieht als bei ihm und an ihm. Diese Toleranz

ist das Ergebnis des Persönlichkeitsbewußtseins, die einfache Folgerung aus dem Selbstbestimmungsrecht, das wir Jedem geben, und das in uns selbst das Gefühl und die Achtung vor jeder Ansicht, vor Allem auch vor dem Recht unseres Mitmenschen legt, daß er thun und lassen kann, was ihm beliebt, solange er seine Mitmenschen nicht wirklich kränkt oder schädigt.

Nun folgen aus den neuen Idealen, aus der Summe dessen, was wir als Ideale zu verstehen uns gewöhnen werden, Summen von Neuem, Vieles, was uns im Augenblicke bekümmert, was uns im Augenblick als Hindernis, als unmöglich erscheint, Vieles, was unsern Wünschen nicht entspricht, Anderes wieder, was uns willkommen ist. Daran müssen wir uns gewöhnen, daß die Entwickelung, die nach einem einigen Gesetze sich vollzieht, nicht nach unseren Wünschen fragt, sondern daß das, was da kommen soll, ganz sicher kommt, ob es unseren Wünschen entspricht oder nicht.

Wir haben deswegen, wir, die wir die Entwickelung vorbereiten helfen, wir, die wir dahin wirken wollen, daß die neuen Ideale, wie sie in der Seele der schon Vorgeschrittenen leben, zur Verwirklichung gelangen, wir haben deswegen immer nur die Augen aufzumachen, unser inneres Auge zu üben, um durchzudringen durch die Schleier der Gegenwart, und die Gebilde, die Formen des Neuen, des Kommenden, des Werdenden uns klar zu machen, und dann haben wir Alles wegzuräumen, was dieser Entwickelung, diesem Werden sich in den Weg stellt. Das nenne ich, sich in den Dienst der Entwickelung stellen. Und weil wir eben unter Ordnung nur die göttliche, die Allmachtsordnung, die von der Vorsehung gegebene Ordnung verstehen dürfen, und weil diese Ordnung nichts Anderes ist, als unausgesetztes Werden, Wachsen, Vervollkommnen, Entwickeln, darum sind das Ordnungsmenschen, die sich in den Dienst der Entwickelung, der Wandlung stellen, Andere, die dieser Entwickelung sich in den Weg stellen, widerstreben Gottes Ordnung und werden auch ihr Urteil über sich empfangen. Entweder machen sie der Entwickelungswalze Platz, oder sie geht über sie fort.

Eine Summe von Gedanken, die diesen oder jenen be-

fremden, knüpft sich an die Begriffe des Neuen, des Werdenden. Wenn wir zu einem Zusammengehörigkeitsbewußtsein gelangen, und wenn auf der anderen Seite das Persönlichkeitsbewußtsein in uns rege wird, dann haben viele von den heutigen Zwischenformen keinen Platz mehr in unserem Volksleben. Wir werden alle diese künstlichen, von früheren Menschen für notwendig gehaltenen, deswegen also historisch ganz berechtigten Absonderungen, Einteilungen, Gruppierungen in unserem Volksleben überwinden. Mit einem Wort: wir werden zu einem Entorganisieren kommen, das sowohl die Ganzheit, die höchsten und tiefestgehenden Begriffe unseres Volkslebens betrifft, als auch Einzelheiten, Gebilde, Formen, die wir bisher hatten. Auch die tiefestgehenden Gebilde unseres Volslebens, den Konfessionalismus von heute, überwindet das Zusammengehörigkeitsbewußtsein. Es führt zum Entkonfessionalisieren.

Neben diesem Entkonfessionalisieren, zu dem wir durch das Gefühl der Zusammengehörigkeit ganz allmählich, aus sich herauswachsend, gelangen, kommen wir auch — erschrecken Sie nicht! — aus dem Persönlichkeitsbewußtsein heraus ganz von selbst zu einer Art Entstaatlichung unseres Gemeinwesens. Wir werden, wie wir den Begriff Kirche überwinden, auch den Begriff Staat, wie er sich uns heute als Gewaltstaat, Klassenstaat, Machtstaat, — zu gewissen Zeiten nennt er sich Rechtsstaat, manchmal sogar christlicher Staat — darstellt, durch den einfachen Begriff Gemeinsamkeit überwinden, welche ein höheres, vollkommeneres Gebilde ist, als der heutige Staat, der ohne den Begriff Gewalt, Herrschaft, Zwang, und ohne all den Mißbrauch, der in diesen Begriffen liegt, nicht zu denken ist.

Neben diesen tiefgehenden Gedanken, die sich an das Wort Entorganisieren knüpfen, eine Summe kleiner Nebengedanken. Wir werden eben dazu gelangen, das Individuum, den Menschen, das Selbst, die Persönlichkeit und darüber die Gemeinsamkeit zu haben, wie sie sich natürlich ergiebt. Als natürliche Gemeinsamkeit müssen wir uns zunächst die Familie denken, namentlich auch als wirtschaftliche Einheit in unserem Volk. Neben dieser die Gemeinde, das Volksganze. Gewiß gebrauchen wir Organi-

sationen auch in Zukunft. Das gebieten die Anforderungen der Verwaltung, die Notwendigkeit, daß wir uns auch in kleinen Gruppen über gewisse Dinge verständigen. Der Wunsch, in kleinen Gruppen zusammenzuleben, führt ganz von selbst zu Siedelungsgenossenschaften. Aber das sind eben Gemeinsamkeiten, die sich von selbst ergeben, die sich aus sich selbst herausbilden. Gemeinden, Innenkolonisationen, Ansiedelungen, Genossenschaften. Wir wollen Gebilde, die ein Insichabgeschlossenes bilden, in dem der Solidaritätsgedanke ein durch alle Rubriken des Lebens hindurchgehender ist, daß eine und dieselbe Gruppe Menschen, die zusammenwohnen, die sich zusammenthun, nun den Solidaritätsbegriff in alles hineinträgt, was das Leben ausmacht. Aus dem Gedanken des gemeinsamen Produzierens entsteht vielleicht der Gedanke des gemeinsamen Konsums; dann der, daß man auch die geistigen Güter nicht zu trennen braucht.

Entorganisieren: Manchem ein schwerer Gedanke, aber wir werden uns an Alles gewöhnen, — daneben ein schöner Gedanke, der auch mit den Idealen, wie sie uns vorschweben, eng verbunden ist, weil er die endliche Verwirklichung alles dessen darstellt, was seit Jahrtausenden, Jahrhunderten, Jahrzehnten die Menschen als Tugenden, als Werte anerkannten. Mir schwebt der einfache Gedanke vor, daß, wenn wir hineinwachsen in die vollkommenere Vorstellung, in die höhere Anschauung von Gesittung, wir dann endlich das *leben* werden, was wir gepredigt haben. Also, daß wir die Liebe leben werden statt wie heute, sie nur zu predigen, oder daß die Wirklichkeit sich decken wird mit den Worten, mit dem, was als Werte uns vorgehalten wird, wenn erst die Reibungen unter einander freundlichere, würdigere Formen angenommen haben, wenn erst der Kampf nicht mehr die Formen von heute trägt. Ein Wachstum ohne Reibung ist nicht denkbar. Die vollkommenere Gesittung besteht aber eben darin, daß wir zu feineren Formen des Kampfes und der Reibung gelangen. Diese feineren, einer höheren Gesittung entsprechenden Formen ermöglichen es uns eben, das, was wir auf den Lippen tragen, auch wirklich zu leben, weil die feindlichen Elemente nicht in jedem Augenblick hervorfahren, nicht jede gute Regung er-

sticken, — daß alle entwickelungsfeindlichen Elemente, wie sie die Völker der Kulturwelt jetzt haben, nicht mehr sein werden.

Wir können und dürfen uns diese schöne Zeit als eine vor uns stehende in der Seele einprägen, können uns mit unseren Gedanken in diese Möglichkeit hineindenken. Alles Wachsen ist bedingt durch die Innenkraft, die in uns gelegt ist, den Teil der Urkraft. Wenn aber diese Kraft zur Geltung gelangt ist, wenn sie das Wachsen angeregt hat, dann kommen auch Einflüsse von Außen zur Geltung. Auch wo es sich um Ausgestaltung, um die Verwirklichung der neuen Ideale handelt, sind diese Einflüsse von Außen von maßgebender, durchschlagender Bedeutung.

Neue Ideale! Eine geistige Flutwelle, die über die Menschheit dahin geht, macht nicht Halt vor dem Einzelnen unter uns, weder vor den Häusern der Reichen, noch vor den Dächern der Gelehrten, noch vor den Schlössern der Mächtigen, aber auch nicht an den Grenzen unseres oder irgend eines Volkes. Das Zusammengehörigkeitsbewußtsein reicht über die Grenzen eines Landes hinaus. Schließt sich das Volk seiner Eigenart, seiner Volksart nach auch für sich zusammen, hat es auch nach wie vor Freude, Stolz an seiner eigenen deutschen Art, so greift doch das Gefühl der Zusammengehörigkeit, das neue Ideal, so greifen alle Kultur- und Gesittungsgedanken über die Grenzen — in Zukunft nennen wir es „Verwaltungslinien" — hinaus.

Der Kulturgedanke ist Eigentum der Kulturwelt, und deswegen sind auch die Zustände, wie sie in der Kulturwelt herrschen, von Einfluß auf jedes einzelne Volk, das dieser Kulturwelt angehört. Wir müssen unsere Gedanken, die Peripherie des Zusammengehörigkeitsbewußtseins über die Kulturwelt spannen. Dort suchen wir uns nun den Punkt, der das ganze Kulturleben der Zukunft beeinflussen wird, der das Wachsen und Verwirklichen möglich machen soll. Dieser Punkt heißt der Friede.

Wer an das Wachsen ins Vollkommenere glaubt, wer daran glaubt, daß wir die nächste Stufe der Gesittung in dem Sinne beschreiten werden, der muß an den Frieden glauben. Dem muß es, dem wird es Gewißheit werden, daß wir eintreten, schon eingetreten sind in die kriegslose Zeit. Der Friede ist nicht nur das

Ergebnis dieſer Ideale, der Friede iſt die Vorausſetzung, die zwingende Vorbedingung für die Verwirklichung ſolcher Ideale.

Haben wir uns an dieſen Friedensgedanken gewöhnt, ſind wir mit unſerem Denken in die kriegloſe Zeit eingetreten, dann aber auch rückhaltlos, logiſch, ohne jedes Bedenken die Folgerungen aus dem Worte Frieden gezogen! Folgerungen, wie ſie gar nicht in der Kürze geſagt werden können. Sie greifen zu tief und ſind zu umfaſſend, als daß wir ſie in einem Augenblick ausdenken, in uns aufnehmen könnten. Aber unſere Pflicht iſt es, uns in dieſe Folgerungen hineinzuleben. Erſt unter der Sonne des Friedens können wir uns die Verwirklichung unſerer Ideale vorſtellen. Erſt wenn wir immer den Begriff Frieden vor die Seele treten laſſen, werden wir uns auch die Einzelheiten der Verwirklichung unſerer Ideale vorſtellen können. Jedem das menſchenwürdige Daſein, ein anderes Volkswirtſchaftsſyſtem, die Einheitsſchule: alles das iſt nicht denkbar, wenn nicht das erlöſende Wort Friede uns alle Zeit vor die Seele tritt.

Das junge Gewächs, getrieben vom eigenen Vervollkommnungsdrang, geſtellt unter zahlloſe, belebende, fördernde Einflüſſe, muß nun in die Gebilde hineingezogen, muß eingeleitet werden in die richtigen Vorſtellungen. Der inwendige Menſch unſerer jungen Weſen muß in das Neue hineingelebt, hineingeführt werden. Und Alle die unter uns, die von dieſem neuen Empfinden noch entfernt ſind, deren ganzes Weſen noch nicht hineinpaßt, müſſen auch hineingezogen werden. Neben der Kraft, die in uns liegt, neben den äußeren Einflüſſen, die wir in den Zuſtänden, Einrichtungen und Geſetzen ſuchen, und die ich unter das Wort äußere Einflüſſe faſſe, nun noch die Erziehung.

Die Erziehung iſt es, die die Verwirklichung der Ideale anbahnt, ermöglicht. Die Erziehung aber nicht, wie wir ſo ſehr geneigt ſind immer zu ſagen, bei der Jugend angefangen. Eine Generation, die ſich unter den hohen Gedanken des Selbſt ſtellt, die das Selbſt im Menſchen zum Durchbruch, zur Wirkung führen will, die muß auch das Selbſt bei der Erziehung in Anwendung bringen. Jeder bei ſich anfangen! Daneben wir, das thatberufene Geſchlecht der Gegenwart, einander erziehen, um das

zu werden, was uns befähigt, auf unsere Kinder einzuwirken. Unsere Kinder, die nachfolgenden Geschlechter sollen und müssen, wenn wir unsere Pflicht gethan haben, über uns hinauswachsen. Der Zukunft gebührt die Palme unter allen Umständen. Der höheren Vollkommenheit, dem Werdenden ist allemal der Vorzug einzuräumen vor dem Vergehenden. Um aber eben unsere Pflicht an der Jugend thun zu können, müssen wir bei uns anfangen.

Mit dem Worte Erziehung rühren wir einen der höchsten Begriffe von neuen Idealen an.

Diese Erziehung schließt nicht ab mit der Kinderstube; sie erschöpft sich nicht in dem Worte Wohlerzogenheit, — sie wird System in dem Sinne, daß wir unter dem Wort „erziehen" nichts Anderes als „lieben" verstehen. Weil wir unseren Mitmenschen lieben, wollen wir ihn fördern, und weil wir ihn fördern wollen, wirken wir auf seinen inwendigen Menschen. Jede Förderung, die wir unserem Mitmenschen angedeihen lassen, erhöht sein Glücksbewußtsein. Damit schließt meine Kette der Gedanken.

Der Vervollkommnungsdrang, der sich gerade in diesem Augenblicke mächtig unter uns regt, gestellt unter den Einfluß des Friedens und angeleitet durch die Erziehung, wird zum Bethätigungsdrang, zum Verwirklichungsdrang, und in dem Maße als wir lieben, werden wir wollen, werden wir wirken und werden auch daran glauben, daß wir das, was wir neue Ideale nennen, verwirklichen können und nach dem Gesetz, dem wir unterstehen, auch verwirklichen werden.

Jesus der Ewige.*)

Es giebt einen geschichtlichen Jesus; es giebt allerdings — leider — daneben einen kirchlichen Christus. Daß dieser Letztere die hehre Gestalt des Ersteren im Laufe der Jahrhunderte immer mehr trübte, immer ungenießbarer, immer wertloser für

*) Versöhnung Nr. 14; 1897.

die Vervollkommnung des Einzelnen und der Menschheit machte, ist Thatsache. Wohl bietet der Kirchenchristus einer (verschwindend geringen) Zahl Menschen wahrhafte innere Beseligung, ist auch für Manchen die Quelle, aus der er Kraft für seine Innenförderung schöpft, aber dies Christusgebilde ist und bleibt eine durch keinerlei Grundlage befestigte Vorstellung, eine beliebig erdachte Auslegung, eine Konstruktion von Vorgängen, für die die einzig zuverlässige Offenbarung: das Naturgesetz, keinerlei Anhalt oder Belag bietet. Keinenfalls haben die Kirchenchristen ein Recht, ihr Glaubensgebilde höher zu rangieren, als irgend ein anderes, noch so verspottetes, Glaubensgebilde steht. Glaube ist Glaube. In Sonderheit auch darf der hochmütige „evangelische" Kirchling seinen Glauben nicht für etwas Besseres oder Vollkommneres halten, als es der des Katholiken ist; logischer, konsequenter ist ohne Zweifel der Glaube des korrekten Katholiken.

Nun soll zwar ganz gewiß Jedermanns Glaube — aber: Jedermanns — als dessen Wahrheit von seinen Mitmenschen respektiert, sogar, wenn er den Betreffenden innerlich fördert, geehrt werden; dies aber nur so lange, als der Glaubensinhaber seinen Glauben als sein heiliges Innengut bei sich einschließt und Andere höchstens im Sinne einer ersten Unterweisung oder auf besonderes Verlangen damit behelligt. Thut das der Kirchenchrist? thut das namentlich das Kirchentum, die Kirche? Nein. Die Kirche als solche will eine Macht darstellen; sie nimmt Rechte für sich in Anspruch; sie will als unentbehrlicher Faktor für die innere Entwickelung des Volkes gelten. Sie leitet diesen Anspruch aus der anmaßenden Behauptung her, daß ohne ihre Segnungen das Volk in seiner Gesittung, Kraft, Leistung, Vervollkommnung zurückgehe. Auch hierin ist die katholische Kirche der protestantischen voraus; sie nimmt mehr Rechte in Anspruch; sie spricht in noch anmaßenderem Tone als ihre abtrünnige Schwester, die protestantische Kirche, es thut. Mögen die Behauptungen der Kirchen bezüglich ihrer Bedeutung und Notwendigkeit für vergangene Zeiten zutreffend sein — wir haben es mit der Gegenwart zu thun; wir haben es mit einem neuen Jahrhundert, mit einer neuen Entwickelungsperiode zu thun.

Für den „lebendigen" Menschen handelt es sich um das Werdende, nicht um das Gewesene, Vergehende. Für ihn giebt es keinen Zweifel: das Kirchentum als solches muß aus unserem Volksleben ausscheiden. Neben einer gesunden, ehrlichen, verinnerlichten Religiosität, die den Einzelnen und das Volk als solches beherrscht, neben einem scharf ausgeprägten Sinn für (die jeweilig vollkommenere) Ordnung, neben einem. fortan als Grundgesetz geltenden Recht des Individuums auf Selbstbestimmung, ganz besonders auch auf dem Gebiete des Innenlebens (Konfession), hat eine Organisation, wie die Kirche sie darstellt, keinen Platz mehr. An der Schwelle des neuen Jahrhunderts errichten wir ein monumentales Doppelgrab: „Für Staat und Kirche." Beide gehören, wie die siamesischen Zwillinge, zu einander; Beider Saft fließt durcheinander; der Eine lebt vom Anderen; sie können der Eine nicht ohne den Anderen leben; so mögen sie miteinander vergehen. Der Phönix, der ihrer Asche entsteigt, soll auch wieder ein Doppelgebilde darstellen: Volk und Religiosität.

Wie überwinden wir den Kirchenchristus, das Kirchentum in wirksamster Weise? Durch den lebendigen Jesus. Wer zeigt ihn uns, wer giebt ihn uns? Schon manche Versuche in dieser Richtung sind gemacht worden, glückliche und weniger glückliche. Man hat das Leben Jesu geschrieben; ein gar zu schwieriges Beginnen; die Unterlagen dafür sind zu dürftig und unsicher. Andere haben die Evangelien und Jesus selbst als Mythe erklärt: das ist gänzlich unbegründet. Man hat auf die Widersprüche hingewiesen, die ein Vergleich der Evangelien wie des gesamten Bibeltextes ergeben; aber man hat doch die Bibel selbst als korrekt angesehen, und nur immer an den Widersprüchen, wie an dem Gordischen Knoten, herumgedeutelt. Jetzt endlich durchhaut Wolfgang Kirchbach*) diesen Knoten; er giebt uns den Jesus, wie er war und wie wir ihn brauchen; ein Werk, aus dem unserem Volke und der Menschheit in der That höchste Segnungen entsprießen können und so „wir" wollen — entsprießen werden. . . .

*) Was lehrte Jesus? Zwei Urevangelien. F. Dümmler, Berlin.

Wie stellt sich uns dieser wirkliche Jesus dar? Zunächst ganz selbstverständlich als Fleisch von unserem Fleische, als Blut von unserem Blute, als Mensch, wie Menschen geboren werden, leben und vergehen. Aber wir sehen Jesum als einen Ewigen Menschen. Wir erhalten einen Jesus nicht nur für das neue Jahrhundert, wir erhalten einen Ewigkeits-Jesus. Der Kirchenchristus muß vergehen, weil er von Menschen „gemacht" wurde; der lebendige Jesus vergeht nicht, weil er die Ewigkeit in sich trägt: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Gedanken (nicht „Worte") vergehen nicht." Gewiß haben vor und nach Jesus auch andere Menschen Ewigkeitsgedanken gehabt und ausgesprochen. Es handelt sich aber nicht nur darum, unserem Volke wertvolle Perlen mannigfacher Herkunft zu bieten, es handelt sich auch darum, das Volk von seinem Geschmack am Talmigeschmeide, wie die Kirchenlehren es ihm bieten, abzubringen. Das vermögen La-o-tse-, Sokrates-, Augustinus-, Luther-, Friedrich des Große, Goethe-Worte nicht; das vermögen nur die selbsteigenen Jesusworte. Darin liegt die Bedeutung des Kirchbachschen Werks. Er giebt uns einen Jesus, der dem dogmatischen Christus auch den letzten Zoll Berechtigung unter den Füßen fortzieht; einen Jesus, der den Kirchenchristus mit zerschmetternder Kraft trifft, tötet. Dadurch erhält auch die Bibel wieder den Wert, den sie als Haus- und Volksschatz haben könnte und auch haben würde, wenn die sich auf beliebige Buchstaben stützenden Kirchenlehren uns nicht den Genuß verleideten. Beseitigen wir ein für alle Mal, und so gründlich, als es nur denkbar ist, aus unserer Vorstellung Alles, was die Kirche uns eingeprägt und eingewöhnt hat, lesen wir die Bibel als einfach- aber klardenkende Menschen, die mit den Ergebnissen heutiger Natur- und Weltall-Erkenntnis einigermaßen vertraut sind, dann wird die Bibel Tausenden im Volke wieder lieb werden; dann können und werden noch Ströme lebendigen Lebens von ihr ausgehen.

Wir schauen Jesus fortan als das verkörperte Streben nach Vervollkommnung. Mit „Vervollkommnung" ist Alles gesagt; darin liegt das Allzeitgültige der Jesus-Gedanken; darin liegt das Weiter-, das Ewig-leben Jesu und aller Derer, die nach Ver-

Vervollkommnung streben. Als Vollkommenheit steht Jesus di Gerechtigkeit, die Harmonie, vor der Seele. Alles, was Pau lu aus den (vermeintlichen) Lehren Jesu gemacht hat, ist nichts al etwas reformiertes Synagogentum. Aus diesem Synagogen tum bildete sich, ohne jede bemerkenswerte Modelung, das heu tige Kirchentum. Im konfessionellen Sinne gesprochen sind wir, so weit wir die Kirchenlehren anerkennen, Juden geblieben; sind eine (gar nicht einmal veredelte) Abart von Synagogisten. Der Ebräer Jesus trennte sich von seiner Sippe — auf! zu seiner Nachfolge: Ebräer und Christen. Der „wirkliche" Jesus ist uns Allen geboren, hat uns Allen gelebt, hat der Menschheit von heute, hat dem Menschentum in die Ewigkeit hinein gelebt. Die Kirche hat ihn in Bann gethan; wir wollen ihn erlösen von diesem Bann.

Was können wir dazu thun? Wolfgang Kirchbach bereitet die Veröffentlichung einer dem deutschen Volke zu widmenden Neuübersetzung der beiden Urevangelien vor. Druck und Herausgabe will eine kleine Gruppe von Volksgenossen in die Hand nehmen; ich beteilige mich an diesem Vorgehen. Dann heißt es für uns Alle: hinaustragen — in Schloß und Hütte, zu den Bischöfen und zu den Rabinern, zu den Theologen und zu den Naturforschern, zu den Gewalthabern und zu den Unterdrückten, zu den Reichen und zu den Unbemittelten, zu den Gelehrten und zu den Schlichten. Vorerst aber mögen Diejenigen, denen es die Verhältnisse gestatten, das schon erschienene Buch „Was lehrte uns Jesus?" lesen, um sich selbst anzufüllen mit dem rechten Eifer, den „wirklichen" Jesus in sich aufzunehmen. Wer sich das Werk nicht selbst anzuschaffen vermag, sollte sorgen, daß es die Bibliotheken jeglicher Art erwerben, daß auch unsere Leihbibliotheken endlich anfangen, derart Wertvolles anzuschaffen. Sicher wird dieses Buch, wenn die Ortszeitungen gleichzeitig gebührend darauf hinweisen, viel begehrt werden. Das Verlangen nach Jesus war nie tot in unserem Volke; nur von dem falschen, dem Kirchen-Jesus hat es sich, jemehr der Einzelne nach der einzig möglichen Erlösung, nach der Erlösung aus dem eigenen Innern heraus, verlangte, abgewandt.

Für mich hat das neue Buch noch einen besonderen Wert; es ist die gediegenste Ergänzung und Beleg zu den „Ernsten Gedanken". Ich weiß, Mancher, den das Erscheinen der „Ernsten Gedanken" erfreute, klagt jetzt, daß ich mich nicht auf dies, wie sie es fälschlich nennen, „kirchenreformatorische" Gebiet beschränkte und auslebte. Unmöglich. Gut Ding will Weile haben. Die Zeit ist unser wertvollster und einzig zuverlässiger Bundesgenosse. Sie muß die Gemüter durchrütteln, vorbereiten, muß Ereignisse eintreten, muß das dem Untergang Geweihte sich selbst verzehren lassen, muß vielseitige und mannigfache Unterstützung bringen. Während dieser Zeitspanne muß Jeder unermüdlich thätig da sein, wo es ihn treibt, anzufassen. Vielleicht nimmt heute Einer oder der Andere noch einmal die „Ernsten Gedanken" zur Hand: „Der christliche Gedanke soll nicht geändert, das Christentum soll nur auf seine Wahrheit zurückgeführt werden; das ist keine Neuerung, auch keine Aenderung oder Besserung, daß ist eine Wiederherstellung." Auch Wolfgang Kirchbach will kein Reformator sein; er will nur den Firnis beseitigen, den die Jahrhunderte auf das lichte und ohne den Firnis Jedermann verständliche Bild Jesu auftrugen; das deutsche Volk und die Kulturwelt dankt dem rechtschaffnen Arbeiter für sein Thun. Weil dieser Firnis aber zu einer festen, schier panzerartigen Kruste wurde, wird der Einzelne allein und werden wenige Einzelne nicht fertig — wir müssen Alle zugreifen.

„Vor der Flut".*)

Wenn je eine Schrift mich zu einer regelrechten Gegenschrift reizen konnte, so ist es diese; ich widerstehe dem Verlangen. Die eigenartige Schrift wühlt unsere Gesamtzustände in einer so energischen Weise auf, sie rührt in unserem öffentlichen Leben so entschlossen herum, sie beleuchtet die öffentlichen Gewalten so grell,

*) Versöhnung Nr. 18; 1897.

daß man nur seine innige Freude daran haben kann. Die Zeitungen sind dem Verfasser*) nicht gerecht geworden; das Buch ist bedeutsamer, als die Zeitungen es hinstellen; der Verfasser ist ernster zu nehmen, als die Zeitungen ihn zeichnen. Die ersten Kapitel lassen allerdings einen Zweifel zu, ob man es mit einem Biedermann oder mit einem Fuchs, mit einem „Royalisten", wie er sich nennt, oder mit einem brutalen Gewaltanbeter, mit einem ernstfrommen Mann oder mit einem Kirchling zu thun hat. Das Schlußkapitel aber beseitigt jeden Zweifel über die Echtheit des Mannes; er ist überzeugt; er ist sogar, soweit diese Bezeichnungen für einen Rückwärtsmenschen überhaupt anwendbar sind: Idealist, Enthusiast.

Ein Rückwärtsmensch wunderbarer Art. Etwa der Standpunkt des Preußischen Normal-Leutnants von 1867: Deutschland soll in Preußen, Preußen darf aber nimmer in Deutschland aufgehen. Dabei fast auf jedem Gebiet vernünftige Einzelgedanken, Entwickelungsansätze. Hundertmal sehen wir den Verfasser Anlauf zu einem Gedankenaufstieg nehmen, der uns förmlich mit erhebt; regelmäßig aber fällt er, bevor wir oben sind, vom Gerüst; fällt in eine mehr oder weniger weit zurückliegende Zeit zurück, indes der Leser, wenn er des Verfassers Gedankenansatz folgerichtig weiter denkt, sich sehr bald auf fester, gesundluftiger Plattform befindet. Wiederholt sehen wir den Verfasser entschlossen, in guter Haltung, anscheinend auch fest im Sattel, gegen einen Graben anreiten; man denkt, es kann garnicht anders sein: er muß ihn nehmen, wird drüben gut landen und sicher weiter galoppieren; statt dessen: bricht er aus, meist nach rechts, und jagt zurück. Zuletzt greift er zu einem Gewaltmittel; er sitzt ab und versucht — mittels Staatsstreich und Krieg — seine „Germania", die er so stolz getummelt, über den Graben zu bringen. Germania versteht das aber falsch; während er am Zügel — zum Kriege (oder, wenn er die „Borussia" reitet: zum Staatsstreich) — zerrt, bäumt sein Roß auf, der abgesessene Reiter taumelt über seine eigenen Anstrengungen rückwärts in den

*) Otto Mittelstädt, ehedem Reichsgerichtsrat, (Verlag: S. Hirzel, Leipzig.

Graben, dieweil Boruſſia oder Germania allein hinüber ſetzen und — ohne Staatsſtreich und ohne Krieg — gelaſſen dahin traben. So wird es dem Verfaſſer und allen Denen gehen, die zwar gerade ſitzen, aber nicht feſt einſitzen können; die zwar die Zügel feſt in der Hand haben, aber vergeſſen, daß man dem Pferde Luft laſſen muß, wenn es ſpringen ſoll; die zwar forſch anreiten, aber nicht wiſſen, daß, um ſicher hinüber zu kommen, man allzeit das Herz vorweg hinüber werfen muß. Der Verfaſſer kann ſich nicht vorſtellen, daß eine Zukunft anders, ganz anders ausſehen kann, als eine Vergangenheit.

An Einzelheiten, die zur Gegenrede auffordern, ſtrotzt das Buch; ich greife nur heraus. Der König iſt dem Verfaſſer immer noch und immer nur der (allergnädigſte) „Herr"; er verlangt „perſönliches Regiment"; er vergeht ſich bis zum „Selbſtherrſcher". Er meint, es ſei „eine förmliche Sehnſucht vorhanden, von einer überlegenen Perſönlichkeit regiert zu werden, einen wahrhaften Herrn über ſich zu fühlen". — Unorientierter kann man ſich kaum zeigen. Darin liegt überhaupt der eigentliche Vorwurf, der dem Verfaſſer zu machen iſt: er hat es unternommen, ein ſo gewaltiges Buch zu ſchreiben, ohne ſich im Volke „auszukennen". Naiv iſt es, wenn er trotzdem von ſich ſagt, er habe „die langen Jahre einer wechſelvollen Amtslaufbahn, in ſtetiger unmittelbarer Berührung mit den Volksſtrömungen . . . um ſo ſtärker, unbefangener und untrüglicher mitdurchlebt". Das lieſt man mit Sicherheit aus dem Buche: echte und rechte Volksverſammlungen, Wahlſchlachten großen Stiles, heiße Arbeiter-Diskutierabende hat er nicht mitgemacht; von der Pieke auf hat er im öffentlichen Leben nicht gedient. Nicht weniger naiv iſt es, wenn der Verfaſſer uns im Vorwort veranlaßt, anzunehmen, daß „irgend ein frei und unabhängig geſinnter Mann aus den Kreiſen des Berliner Hofes . . ." Das muß Jemand, der ein ſolches Buch ſchreibt, doch wiſſen, daß, wer „frei und unabhängig" zu ſein das Verlangen hat, nicht am Berliner Hofe weilen kann oder wird. Bei aller ehrlich-monarchiſchen Geſinnung ſtellt der Inhalt des Buches einen zuſammenhängenden — zur Ehre des Verfaſſers nehme ich an: bewußten — Vorwurf gegen den König dar.

Der gesperrte Satz, der von der „verhängnisvollen Vorstellung“ spricht, „gute Absichten für hinreichend zu einer glücklichen Regierung zu halten“, charakterisiert in dieser Beziehung des Verfassers Meinung. Eine derartige Kritik an des Königs Thun und Lassen verträgt sich nicht nur mit, sondern bestätigt eigentlich erst die wirklich königstreue Gesinnung. Nur hätte sich der Herr Verfasser (das Buch ist in Form von sechs Briefen geschrieben) seinem „freien und unabhängigen“ Hoffreund gegenüber etwas deutlicher, unmittelbarer, an anderen Stellen etwas korrekter ausdrücken sollen.

Die unglückliche Vorstellung, daß wir regiert sein wollen, macht den Verfasser blind für die ernsthaftesten Regungen im Volke. Er kennt für den Menschen nur eine Lebensform: Staat. Entweder Staat unter dem persönlichen Regiment eines Königs, oder demokratischer Staat. Den letzteren — und da sympathisiere ich mit ihm — liebt er nicht; folglich muß es der erstere sein. Und, da er ehrlich überzeugt ist, daß in diesem persönlichen Regiment das einzige Heil der Zukunft liegt, erscheint ihm jedes Mittel — Staatsstreich, Gewaltstreich, Verfassungsbruch, vom Zaune gebrochener Krieg — zulässig, das zum Ziele führt. Er hält es buchstäblich „mit dem großen Florentiner (Machiavelli): jeder Krieg ist gerecht und ist heilig, der um gerechter und heiliger Ziele willen geführt wird.“ In diesem Gedankengang liegt Logik; durch die Ehrlichkeit, mit der der Verfasser sich hierbei ausspricht, wird er die Sympathie jedes Redlichen gewinnen. Die große Frage ist nur die, ob wir zur Erreichung gerade des Zieles, das Deutschlands bester Volkskern als das Gerechte und Heilige betrachtet, eines Krieges bedürfen; die Frage ist die, ob wir gerade dieses Ziel — die gewaltlose Zeit — überhaupt und je mittels Gewalt erreichen können oder auch nur erstreben dürfen? Antwort: Nein.

Der Begriff „Individuum“ und alle für die werdende Zeit daraus zu folgernden Begriffe und Lebensformen sind Herrn Mittelstädt etwas Fremdes. Nach seiner Vorstellung ist der heutige Staat bereits ein Individualstaat im Gegensatz zu dem Sozialstaat, der von einer Partei im Volke angestrebt wird, und

der für ihn gleichbedeutend ist mit dem demokratischen Staat; worin er wiederum Recht hat. Daß es für die Kulturvölker der (nächsten) Zukunft Daseinsformen giebt, die weder regierstaatlich, noch demokratstaatlich, sondern sowohl individualistisch als sozial sind, und daß in diesem Volksgebilde ein Königtum — sogar „von Gottes Gnaden", dann nämlich, wenn jedem Volksgenossen die Ebenbürtigkeit mit dem Könige zuerkannt wird — recht wohl und, je nach Verhalten des Königs, sogar einen hochbedeutsamen und hochgeachteten Platz einnehmen kann, das Alles weiß der Verfasser nicht. So wertvoll das Buch ist, insofern es Schlafende aufzuschrecken vermag, es versagt überall da, wo der Geängstete nach einem Ausweg zum Besseren sucht. Es ist nicht eigentlicher Pessimismus, der hier seinen Ausdruck findet; es ist Ratlosigkeit. Der Verfasser arbeitet mit zu geringen Mitteln an Volkskenntnis und arbeitet ohne Glauben an die Zukunft unseres Volkes. Für ihn sind gewisse Institutionen Alles, das Volk nichts. Er spricht von dem „Unheil, das uns die Monarchie bedroht". „Uns" bedroht gar kein Unheil; „uns" winkt unter allen Umständen Besseres, Vollkommneres, Höheres. Und auch der Monarchie winkt nur dann Unheil — richtiger: Untergang — wenn sie Selbstmord begeht.

Die Preußenader und die Hohenzollernliebe, die dem Verfasser eigen ist, werde am Wenigsten ich ihm verargen; selbst da nicht, wo ihm Beides etwas zu Kopfe gestiegen ist. Wenn er aber gelegentlich der Vorgänge, die die jetzige Reichsverfassung schufen, sagt: „Drei deutsche Könige stellten sich, anspruchsvoll und eifersüchtig auf die Erhaltung ihrer Souveränetät bedacht, neben den Kaiserthron", so ist das, weil ich Liebedienerei für ausgeschlossen halte, eine Kühnheit, die man in Sachsen als Ungezogenheit, in Württemberg als Unverschämtheit, und in Bayern als reichsfeindlich bezeichnen wird — und darf. Hat der Verfasser denn gar kein Verständnis für die Individualität einer Nation? Weil in England und Frankreich und sonstwo man keine Vielstaaterei hat, darum dürfen wir in Deutschland sie auch nicht haben? Ist das Deutschstolz, daß man sich nur das gewährt, was Andere haben? Das hängt aber auch mit der Ein-

heitsidee des Verfassers zusammen. Einheit heißt für ihn: Massigkeit. Daß eine große Einheit sich aus vielen kleinen Einheiten zu einer — sogar idealen — Einigkeit zusammensetzen kann, das geht dem Verfasser nicht ein; ist vielleicht noch nie an ihn herangetreten. Daß gerade das heutige Deutschgebilde die wünschenswerteste Vorfrucht für die Autonomieen des kommenden Jahrhunderts ist — keine Ahnung.

Halbgute Gedanken entwickelt der Verfasser in Bezug auf konfessionelle Fragen. Auch hier wieder gute Ansätze, die aber zumeist in einseitiger Verurteilung des Katholizismus enden; etwa: linker Flügel des evangelischen Bundes. Als ob der Protestantismus, insoweit er sich als Kirche geberdert, und insoweit er nur der unterthänige Knecht einer Obrigkeit ist, um ein Deut besser wäre. Der Unterschied, den der Verfasser hierbei zwischen der lutherischen Orthodoxie und der (sogenannten) freieren Richtung macht, ist nicht der Rede wert; was die letztere an (vermeintlicher) Aufklärung voraus hat, geht ihr gelegentlich an Mut ab. Auch stellt der Verfasser mehrfach ganz verschiedene konfessionelle Begriffe als gleichbedeutende nebeneinander. So, wenn er sagt, daß „die Millionen von Männern, Weibern, Kindern des vierten Standes, die heute auf das sozialdemokratische Evangelium schwören, von Allem, was sich historisches Christentum nennt, vom Glauben an einen persönlichen Gott, an eine göttliche Weltordnung, an ein ewiges Leben gänzlich losgelöst sind". Gerade durch die Loslösung vom historischen (richtiger: dogmatischen) Christentum wird der Mensch erst Christ, oder, was dasselbe sagt, wird der Christ erst Mensch. Herr Mittelstädt weiß indes nicht, daß gerade Diejenigen, die sich von dem Glauben an einen „persönlichen", also an einen Kirchen-Gott losgelöst haben, um so demütiger an eine „Göttliche Weltordnung" glauben; nur, daß sie unter „Ordnung" nicht gerade das verstehen, was eine Anzahl Staatsanwälte und Reichstagsabgeordnete darunter versteht, und daß ihnen das nicht als göttlich erscheinen mag, was sich Menschen ausgedacht haben. Ebenso falsch ist es, wenn der Verfasser sagt, daß „der vierte Stand von der Kirche, der Religion, dem Glauben der übrigen Nation ab-

gefallen ist". Ja, von der Kirche der übrigen Nation ist er abgefallen, weil er ehrlicher ist und folgerichtiger handelt, als die anderen drei Stände; die wahre, echte, ehrliche Religion ist indes im vierten Stand mindestens ebenso kräftig vertreten, wie in der übrigen Nation; das, was der Verfasser unter Glauben versteht, ist allerdings vielleicht, aber auch nur vielleicht, auf einem Wohlthätigkeitsball stärker, jedenfalls „schwungvoller" vertreten, als in einer sozialdemokratischen Versammlung; ob die Wohlthätigkeitstänzer und -trinker deshalb wertvollere Volksgenossen, ob sie zuverlässigere Stützen der Monarchie sind? ich bezweifle es. Der Verfasser bezweifelt es auch; sein hübsches Wort vom „christlich konventionellen Wohlverhalten" sagt es uns.

In der That: überall ein ganz wunderlicher Widersinn. „Den . . . Neigungen . . . zur Auflehnung . . . sollte mit ganz anderem Ernst von einer ideal gerichteten Staatsgewalt entgegengetreten werden". Ja, Herr Reichsgerichtsrat, glauben Sie denn, daß man sich gegen eine nur einigermaßen „ideal gerichtete Staatsgewalt" überhaupt auflehnt? Eben, weil wir dieser Art Staat ermangeln, gänzlich ermangeln, und weil das Bedürfnis nach etwas „ideal gerichtetem" sich so mächtig im Volke regt, haben wir Auflehnung; leider noch zu wenig, leider noch zu matte, leider noch zu verhaltene Auflehnung. Auflehnung nicht zu verwechseln mit Aufruhr oder Gewaltthätigkeit, oder auch nur Rohheit; gesunde, stolze, energische, grabsinnige Auflehnung — die thut not.

Ganzgute Gedanken spricht der Verfasser in Bezug auf die Verhältnisse zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer aus; etwa der Standpunkt, der mich zur Stellungnahme im Hamburger Hafenarbeiterstreik veranlaßte. Auch, was über den Eigentumsbegriff gesagt wird, ist sehr richtig. Ausgezeichnet ist die Betrachtung über den deutschen Bauer. Diese guten Einzelgedanken entscheiden indes nicht die wichtige Schlußfrage: ist das Buch Entwickelung-fördernd? dürfen wir uns freuen, daß es gedruckt wurde? Das entschiedene Ja auf diese Frage entstammt tieferen Erwägungen. Mehr als die meisten ähnlichen Bücher weist das Buch auf den sicheren und nah bevorstehenden Zusammenbruch

des Bestehenden hin. Man sieht förmlich die heranstrebende Flut, vor die uns der Verfasser stellt. Damit ist viel erreicht. Das Gehirn der Denkträgen wird etwas geschüttelt; in immer weiteren Kreisen wird man sich auf das Bevorstehende vorbereiten. Schon, indem wir uns vorbereiten, nimmt die grausige Flut den Charakter eines „notwendigen Wandels" an. Wer sich rechtzeitig von einer, teils kirchlich-erdachten und staatlich-beglaubigten, teils staatlich-erdachten und kirchlich-beglaubigten Ordnung zu der sicheren Vorstellung von einer „wirklich" göttlichen — will sagen gerechten, oder auch nur gerechteren — Ordnung der Dinge durchgerungen hat, der wird in dem notwendigen Wandel zugleich den beglückenden sehen; wird tapfer und treu wirken, daß das werde, was uns beschieden ist. Das Buch, von ernsten Menschen des Oefteren und mit langen Selbstdenkepausen gelesen, kann großen Segen stiften.

Geschrieben wurde es, das wird mir der Herr Reichsgerichtsrat mit schweigsamem Händedruck bestätigen, in erster Linie für den König, wenn auch Herr Mittelstädt so gut weiß wie ich, daß es mindestens zweifelhaft ist, ob der König es liest. Herr Mittelstädt wird mit mir denken: die bisher verausgabten sechs, oder selbst neun Tausend Exemplare konnten ungelesen bleiben, wenn nur Er, der König, das Buch läse. Und wenn Er es läse? Würde er die richtige Antwort finden? Fest steht: die vom Verfasser gewollte Antwort erfolgt nicht. Ob die richtige Antwort erfolgt? Wir wissen es nicht. Daß unter Denen, mit denen der König intim oder amtlich verkehrt, Ihm Jemand die richtige Antwort ins Herz senken könnte, dürfen wir nach Allem, was wir von diesen — an sich höchst achtbaren und braven — Menschen wissen, nicht erwarten. Den Nichtvielen aber im Volke, die eine richtige Antwort wissen und zugleich über die Fähigkeit gebieten, sie einem Könige, sie „diesem" Könige vorzutragen, so vorzutragen, daß er die Antwort, und damit die Wahrheit, und damit das, was nun eigentlich „Seine Mission" ist, nicht wieder los wird bis Er sie erfüllte — bis „die gute Absicht" zur „großen That" wurde — diesen Nichtvielen ist das Ohr des Königs, trotz der Königsberger Worte, verschlossen. Heißt: das

Ohr wäre schon bereit, zu hören; auch die Thüren zu den Gemächern des Königs sind geöffnet; aber das eiserne Thor des gewaltigen Schlosses ist bewacht. Nicht von dem ernsten Doppelposten, Schloßdiener und Konstabler; an denen führt ein korrekter Anzug glatt vorüber; den Zutritt verwehrt ein System, das sich aus Konstitutionalismus und Angst, Hofreglement und Blindheit, Tradition und Kleingläubigkeit zusammensetzt. Ob ein freundlicher Weihnachtskobold vielleicht diese Thorhüter auf kurze Stunden verjagt? ob ein ernster Friedensengel dem Könige Jemand zuführt, der Ihm zur richtigen Antwort verhilft? — Wollen wir Weihnachten halten, so wollen wir auch vom Wünschen, wollen vom Hoffen nicht lassen. Unser Weihnachtswunsch sei: die richtige Antwort des Königs auf jene Schrift. Heil unserem Volke, wenn dieser Wunsch zur Hoffnung, wohl gar wieder zum Glauben erstarken könnte; dreimal Heil dem Könige, wenn Er unseres Glaubens Erfüller würde.

Die Kunst dem Volke.*)

Wer seine Zeit, wer die Gegenwart versteht, der läßt alle Erscheinungen und Vorgänge im Volksleben unter dem einen und gleichen Gesichtspunkt auf sich wirken: Etwas Neues will werden. Dieses Neue ringt auf allen Gebieten mit dem Alten; im volkswirtschaftlichen wie im politischen Leben, auf dem Gebiet der Technik wie der Wissenschaft, und ganz gewiß auch auf dem Gebiete der Religion und der Kunst. Ich nenne Beide absichtlich zuletzt und neben einander, weil sie zusammen gehören. Was ist uns denn Religion? Der Drang zur Vervollkommnung. Und was ist, was soll uns die Kunst sein? Der Drang zur Veredelung. Unserer Innenvervollkommnung soll die Kunst wie die Religion

*) Vortrag, gehalten im „Verein zur Förderung der Kunst", am 14. Januar. „Zeitschrift zur Förderung der Kunst", vom 10. Februar 1898.

dienen; wir wollen uns in ihnen und durch sie läutern, reinigen, heiligen; sie sollen das Unreine, das Häßliche, das Unedle, das Gemeine in uns überwinden. Wir thun also kein Unrecht, wenn wir das Wort „Kunst“ neben das Wort „Religion“ setzen. Nicht so, daß wir das Wort „Religion“ verdrängen wollen, aber doch so, daß wir ohne Einbuße an unserer Innenvervollkommnung zu leiden, die Kunst als den Ausgangspunkt für unsere Religiosität nehmen können, wie Andere die Natur, Andere das tägliche Leben, wieder Andere die Glaubensvorstellungen als treibende Kraft ihren Drang zum Guten betrachten.

Ein Neues will werden auf dem Gebiete der Religion und der Kunst. Die Religion streift die engen Fesseln ab, in die Priester sie schlugen, sie löst sich von der Konfession. Wir müssen unser öffentliches Leben entkonfessionalisieren, die Religiosität als unabhängig von jeder Glaubensvorstellung anerkennen. Auch die Kunst strebt nach Befreiung von Fesseln, sie will nicht mehr Zunft sein, sie will nicht mehr dem Mammonismus dienen, die Persönlichkeit soll in ihr zur Geltung kommen. Entscheidend für den Wert der Kunst ist, wie sie auf Den wirkt, der künstlerisch thätig ist, wie sie auf die Anderen wirkt, für die er thätig war. Für Religion und Kunst dieselbe Forderung: Kein Dogma mehr!

Haben wir die Kunst aus den Fesseln gelöst, so fangen wir an, die Schätze zu verwerten, die sie uns gespendet und die wir gesammelt. Nicht länger sollen nur Einzelne, Bevorzugte sie genießen, das künstlerische Empfinden soll nicht mehr Sondergut sein; Alle haben teil am Schönen. Gerade auf dem Gebiete der Kunst wird dem Spender durch das Mitgenießenlassen der Anderen ja nichts geraubt, er giebt, ohne zu verlieren. Die Kunst dem Volke in seiner Gesamtheit! Dazu gehört ein innerliches Vorbereitetsein, künstlerische Eindrücke und Empfindungen in sich aufzunehmen, eine Erziehung zur Kunst. Heute wird nichts in der Richtung gethan. Die oft häßlichen Erscheinungen der Gegenwart können uns daher in unserem Glauben an den einstigen Sieg des Guten und Schönen nicht wankend machen, sie liefern uns nur den traurigen und eindringlichen Beweis, wie groß die Unterlassungssünden sind. Wir können und sollen daher nicht

Diejenigen schmähen, die in unedelen Genüssen verschiedenster Art Freude suchen, auch den Trunkenbold nicht, der stumpfsinnig nur Befriedigung in der Flasche findet, wir sollen der Ursprungschuld nachgehen, die meist darin liegt, daß es verabsäumt wurde, in diesen Menschen den Sinn für das Schöne zu wecken. Man muß seine Mitmenschen das Häßliche verabscheuen lehren, das Verständnis für edlere Genüsse in ihnen anregen, sie zur Freude am Schönen erziehen! Wie und wo erziehen wir aber zur Freude am Schönen, zur Kunst? In der Schule, in der Familie, im öffentlichen Leben. Die Schule, — aber die wirkliche Einheitsschule, in die alle Kinder desselben Volkes gemeinsam gehen, soll die Pflanzstätte für alles Gute und Schöne, also auch für die Kunst sein.

In Räumen, die nicht prunkhaft, doch in künstlerisch anregender Art geschmückt sind, soll dem Kinde kein Buch in die Hand gegeben, kein Bild gezeigt werden, das nicht geeignet ist, den Geschmack zu bilden. Darstellungen der Kunst dienen dazu, die Liebe zur Heimat, den echten Patriotismus zu beleben. Das Kind wird hingewiesen auf die Schätze der Kunst, die die Vaterstadt ihm bietet, die seine Vorfahren auch für es gesammelt: der Schule entwachsen, wird es mit Freuden diese Stätten der Kunst aufsuchen. In der Familie ist es vor Allem die Hausfrau und Mutter, die das Haus so künstlerisch anmutend zu gestalten hat, wie es nur ihre Mittel gestatten. In der äußeren Erscheinung, in der Kleidung der Frau soll Anmut und Grazie herrschen; sie soll nicht daran denken, sich für sich selbst zu schmücken, sie soll den Anderen durch ihren Anblick Freude machen wollen und diese Anderen sollen fähig sein, sich neidlos daran zu erfreuen. Im öffentlichen Leben soll Alles, die Bauten wie die großen Denkmäler, die Häuser, die Verkaufsläden, sogar die Schilder an denselben, freie Plätze und die Ruhestätten, Alles soll künstlerisch anmutend wirken. Aber auch unsere Sprache, nicht nur die der Dichtung, sondern auch Die des alltäglichen Lebens, Alles kann und soll nach Veredelung und damit nach Kunst streben. Wollen wir es als unser Leitwort gelten lassen „Religion nicht mehr neben unserem Leben, unser

Leben selbst Religion," so gehört dazu auch das andere „Kunst nicht mehr neben unserem Leben, unser Leben selbst Kunst."

Und nun zu dem letzten Gedanken, zu der Frage ob die Kunst um ihrer selbst willen, oder um des Volkes willen da ist; ob auch sie den Ideen des Volkes zu dienen verpflichtet, oder nur sich selbst an-zugehören berechtigt ist? Wir werden die Frage hier nicht entscheiden, aber wir können jedenfalls sagen: besondere Zeiten (und wir leben an einem der bedeutendsten Wendepunkte der Geschichte der Menschheit) erfordern besondere Pflichten. Heute, wo die Kulturwelt, die (wirklich) Gesitteten und die (wirklich) Gebildeten aller zivilisierten Völker ihre heiligsten Güter — das Recht auf Vorwärts-Entwickelung, das Recht auf Selbstbestimmung, die innere Freiheit und die wirtschaftliche Selbständigkeit — gegen Stillstands-Fanatiker zu verteidigen haben, heute — wo wir Religion, Sitte und Ordnung befreien müssen aus der gepanzerten Faust eines gewaltthätigen Staats, der diesen Heiligtümern eine willkürliche Fassung geben will, heut' dürfen wir von den Künstlern verlangen, daß sie da stehen, wo um diese Güter gerungen wird. Soll die Kunst dem Volke gehören, so müssen auch die Künstler dem Volke gehören, nicht außerhalb desselben stehen und stehen wollen. Stehen unsere Künstler immer in den Reihen der Mitkämpfer? Verwerten sie ihre Kräfte wirklich im Dienste des Volkes? Werden viele Derjenigen, die nicht mitkämpfen, nicht gar zu oft Parteigänger derjenigen Mächte, die nicht das Werdende, sondern das Vergehende vertreten? Dann, wenn der Wandel sich vollzogen haben, wenn das, was heute im Innersten der Volksseele sich regt, zur Entfaltung gekommen sein wird: der Unabhängigkeits- und der Selbständigkeitsdrang; daneben das Verlangen nach festem Zusammenschluß aller Teile unseres Volkes, dann wird das Volk auch seine Künstler fragen, wo sie gestanden, als es kämpfte!

Wie die Völker zu allen Zeiten „den Göttern" oder „dem Gotte" dankbar huldigten, der, wie sie meinten, „ihre Schlachten schlug", so wird auch das Volk der Kunst, die ihm diente, Altäre bauen. Nicht Altäre, auf denen man nach Priestervorschrift

opfert, oder an denen man nach zünftlerisch-synodalem Reglement Gebete verrichtet — der Altar der Zukunft, auf dem die Leuchte einer vollkommeneren Gerechtigkeit erstrahlen soll, wird aufgerichtet werden mitten auf dem Markt des Lebens — im Gerichtssaal und in den Maschinenhallen, in der Volksvertretung, ja selbst in den Gefängnissen. So wird auch der Altar, auf dem wir gemeinsam der Kunst huldigen, hineingestellt werden müssen mitten in den Markt des Lebens — auf Straßen und Plätze, in die Prunkhallen, die der großen Repräsentation dienen und in die bescheidenen Räume des täglichen Verkehrs. Aber wie der Einzelne dem Gotte der Zukunft neben dem öffentlichen, gemeinsamen Altar einen in seinem eigenen Herzen errichten wird, an dem nur er Hoheprieſter, so werden wir das Heiligtum der Kunst auch in unser häusliches Leben verpflanzen; wir werden der Kunst leben! Indem wir der Kunst leben, gehört sie uns, gehört sie dem Volke.

Der Fall Ziethen.*)

Die mit dem Verfahren zusammenhängenden Einzelheiten, die offenkundigen wie die verborgenen, sind so merkwürdiger, zum Teil so arger, deshalb unglaublich erscheinender Art, daß dem schlichten Menschen nicht ohne Weiteres zugemutet werden darf, an die Unschuld Ziethens zu glauben.

Andererseits freilich liegen die Dinge geradezu verblüffend einfach; hier in einer Art von Alibi der Beweis, daß Ziethen den Mord nicht begangen haben kann; dort die bis zur Sicherheit gesteigerte Wahrscheinlichkeit, daß ein Anderer (Wilhelm) der Mörder ist. Wer sich mit der Sache befaßt, wird, wenn er

*) Am 3. Dezember 1897 legte Egidy in einer großen öffentlichen Versammlung in der Tonhalle in Berlin die Gründe dar, die es ihm zur Gewißheit machten, daß der Gastwirt Ziethen in Elberfeld im Februar 1883 zu Unrecht als schuldig der Ermordung seiner Frau befunden und (zum Tode) verurteilt (dann zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe begnadigt) wurde. Vergl. Versöhnung Nr. 19; 1898. D. H.

nicht geradezu widerstrebt, von der Gewalt der Thatsachen und von der Kraft der Logik zur Ueberzeugung von der Unschuld Ziethens gezwungen. Aus dieser Ueberzeugung heraus folgert der Unbefangene als selbstverständlich eine Wiederaufnahme des Verfahrens und, daraus hervorgehend, die Freisprechung Ziethens. Weil nun aber diese Wiederaufnahme bisher nicht zu erlangen war, weil alle Versuche, das gebeugte Recht wiederherzustellen, bisher auf (juristischen oder staatlichen) Widerstand stießen, sinken bei unseren Staat- und Gott-ergebenen Durchschnittsmenschen Thatsachen und Logik ohnmächtig in sich zusammen. Da „muß es doch wohl so gewesen sein", wie es unmöglich gewesen sein kann; da ist, wo dieser Irrtum erwiesen ist, „ein Irrtum doch wohl ausgeschlossen"; da fehlt der Mut, dem Gebrechen am Volkskörper nachzuspüren, da fehlen Wille und Kraft, sich den Mühsalen eines Feldzuges gegen das System, das solche Gebrechen zeitigt, auszusetzen.

Jemand, der dem Vortrag beigewohnt hatte und der von der Logik der Geschehnisse erfaßt war, hatte es verdrossen, daß eine unserer bedeutendsten Zeitungen, eine, von der man ein Eintreten für das Recht erwarten durfte, nur flau der ganzen Sache Erwähnung that; ein üblicher Reporter-Bericht. Ohne etwaiges Vorwissen meinerseits schrieb dieser Jemand an den Chefredakteur; in der ihm darauf zugegangenen Antwort heißt es u. A.: „Wir leben nicht in französischen Verhältnissen, daß man bei uns den Fall Ziethen zu einem Fall Dreyfuß aufbauschen dürfte. Unsere Gerichte haben den Fall Ziethen wiederholt geprüft und die Revision zurückgewiesen. Wohin soll es führen, wenn man einen Sturmlauf gegen das Urteil in Sachen Ziethen in Scene setzen will."

Sehr richtig: wir leben nicht in französischen Verhältnissen; wenn damit aber gesagt sein soll, daß unsere Zustände, daß unser Staatswesen, daß unsere Handhabung des Rechts nicht auch dunkle, entsetzlich dunkle, Stellen in sich bergen, dann befindet sich der Leiter dieser angesehenen Zeitung in einem Irrtum, von dem sich die Arbeiter in seinem Setzersaal, ja, von dem sich jede Austragefrau seiner Zeitung längst frei gemacht hat.

„Aufgebauscht“. Seit Jahren lastet die Verurteilung Ziethens als eine schwere Schuld unseres Volkes auf mir. Man wird es vielleicht nicht verstehen, aber ich bin ehrlich genug, zu sagen: das Mitleid mit dem unschuldig Verurteilten drückt mich weniger, als der Schmerz, daß wir, das preußische Volk, derartiges ertragen. Vom ersten Augenblick an habe ich mit peinlicher Sorgfalt Alles vermieden, was nach Agitation, oder Verhetzung, oder Freude am Skandal aussehen könnte: ich habe mir und Anderen die Sache dadurch oft erschwert; ich wollte und will sie in denkbar würdigster, vornehmer, zurückhaltender Form durchgeführt sehen. Das ist es auch im Besonderen, was ich Herrn Liebknecht so danke, daß auch er, wiewohl Parteihaupt, in Bezug auf die Art der Durchführung dieser Sache, durchaus parallel mit mir dachte und handelte. Seit Monaten war mir klar, daß ich vor das Volk würde treten müssen; ich habe diesen Moment so lange nur irgend möglich hinausgeschoben. Die Einzelheiten für mein Hervortreten waren in mir schon fertig, ich selbst in mir klar, da platzte die Pariser Dreyfussache hinein. Wenn etwas, so wäre dies Zusammentreffen im Stande gewesen, mein Vorhaben abermals zu verschieben. Der Gedanke, man könnte Parallelen ziehen, oder was Alles hämische Menschen sich in solchen Fällen ausdenken, war mir fürchterlich. Aber die Pflicht siegte; ich that, was aufzuschieben eine Pflichtvergessenheit gewesen wäre. Wenn der Herr Chefredakteur an jenem Abend in der Tonhalle gewesen wäre, er würde sich überzeugt haben, daß mit so viel innerer Eindämmung, mit so viel Zurückhaltung und Vorsicht noch selten Jemand einen derartigen Stoff vor einer Menge behandelt haben wird, die in einem nicht kleinen Teil ihrer Zusammensetzung nur darauf wartete, in Entrüstungsstürme ausbrechen zu dürfen; ich habe die Leidenschaften der Menge bewältigt; die Berliner Tonhalle gerade hat solche Art Mäßigung noch nicht erlebt. Auf des Messers Schneide bin ich furchtlos, weil sicher, bis zu Ende, weil es sein mußte — dahin marschiert; jede Silbe war abgewogen; in diesen vier Stunden Vortrag steckt mehr innere Selbstbearbeitung, mehr Selbstzucht, als man von Volksrednern es gewohnt ist. „So interessant und

fein durchdacht der Vortrag des Herrn von Egidy auch gewesen sein mag", heißt es an einer anderen Stelle des Briefes. Ach nein, Herr Chefredakteur, um meinen Volksgenossen interessante Vorträge zu halten, verließ ich nicht meine Heimat, die Armee. Fein durchdacht? Nun ja, es wäre doch auch gar zu anmaßend, das ganze Volk mit einer Sache zu behelligen, ganz Berlin zu einem Vortrag einzuladen, wenn ich die Sache nicht, sagen wir: ernst, klar, gründlich durchdacht hätte.

„Unsere Gerichte haben die Sache wiederholt geprüft" — Ja; „und die Revision zurückgewiesen" — Nein. Hier ist ja eben der springende und zugleich der dunkle Punkt. Der erste Beschluß, den nach der 1884 erfolgten Verurteilung Ziethens ein Preußisches Gericht in dieser Sache wieder faßte (1887, nach dem Geständnis Wilhelms), ordnete die Wiederaufnahme des Verfahrens an. Gegen diesen Beschluß erhob die Staatsanwaltschaft Einspruch. Beachten wir: das Gericht, die selbe Stelle, die Zietens Todesurteil ausgesprochen hatte, verfügt die Wiederaufnahme des Verfahrens: der Anwalt des Staates (nicht des Rechtes) erhebt Einspruch; daraufhin erst hebt ein Oberlandesgericht den Wahrspruch des ersten Gerichts auf. Daß von nun an die folgenden Gerichtssprüche ebenso ausfielen, ist derart „den Akten und Gesetzen gemäß", daß ein Jurist nur seine helle Freude daran haben kann, mag das Volksbewußtsein auch aufschreien über die Unzulänglichkeit des Gesetzes und über die Lücken in den Akten. Warum erhob der Staatsanwalt Einspruch? Noch im vorigen Jahre würden es Millionen im Volke nicht verstanden haben, seit wir den Prozeß gegen die Herren Leckert und von Lützow gehabt haben, versteht der Preuße ungefähr, wenn man ihm vom „höheren Staatsinteresse" spricht. Die Worte, mit denen die Verhandlungen in diesem Prozeß eingeleitet wurden, verkündeten den erhabenen Gedanken: Kein Gesetz über der Wahrheit; als einige Tage vergangen waren, da beherrschte „das höhere Staatsinteresse" die Verhandlungen. Was dieses höhere Staatsinteresse lehrt? Was es verlangt? Was es verbietet? Was es bewirkt? Das höhere Staatsinteresse giebt seinen jeweiligen Handhabern unter gewissen Umständen

das Recht, zu freveln; das noch höhere Staatsintereſſe verpflichtet die Diener des Staates, den Frevler unter gewiſſen Umſtänden zu ſchützen; das ganz hohe Staatsintereſſe verlangt, daß jede Unthat, die auf dieſe Weiſe begangen wurde, dem Volke verborgen bleibt. Nicht das iſt das Uebel, an dem unſer Volksleben krankt, daß Fehler gemacht und Vergehen begangen werden; das Uebel iſt, daß man ſich ſcheut, jede Unthat — wer auch immer der Thäter ſei — als ſolche zu bezeichnen.

„Wohin ſoll es führen, wenn man einen Sturmlauf . . .“ Dahin, daß dem Volke die Augen geöffnet werden über unſere Zuſtände; dahin, daß das Volk Weſen und Handhabung des heutigen Staatsbegriffes begreifen lernt, wonach ſein perſönliches Recht nur ſo lange gewährleiſtet iſt, als nicht höheres Staatsintereſſe eine Beugung dieſes Rechts erheiſcht; dahin, daß wir ſolchem Syſtem zu Leibe gehen, indem wir uns insgeſamt zu Anſchauungen erziehen, die vor dem Unrecht in jeder Geſtalt Abſcheu empfinden, und indem wir uns Einrichtungen ſchaffen, die den Einzelnen vor der Vergewaltigung durch das höhere Staatsintereſſe ſchützen; endlich auch dahin, daß dem unſchuldig verurteilten Ziethen die Genugthuung einer Freiſprechung von der ihm zur Laſt gelegten Schuld widerfährt.

Ich bin nicht Schuld daran, daß von einem „Sturmlauf“ geſprochen wird; ich fürchte ſogar, daß, wenn unſere Zeitungen nicht anders auftreten, es kaum zu einem Sturmlauf kommt. Den Sturmlauf ſelbſt aber fürchte ich nicht; er kann nur Gutes bringen. Das ſind Jammerpatrioten, die ſich ſcheuen, in die dunklen Falten unſeres Volkslebens hineinzuleuchten, auch wenn der Unrat ſich dort ſchon vor Jahren angeſetzt hat. Ich kenne keinen höheren Patriotismus, als den, der darauf hinzielt, den Einzelnen und das Volk in ſeiner Ganzheit in ſeinem Gerechtigkeitsdrange zu fördern. Als nichts Anderes faſſe ich mein Wirken in der Ziethen-Sache auf. Ich will mich dabei gern auf den Standpunkt Derer ſtellen, denen die Schuld Ziethens nur zweifelhaft iſt. Deren giebt es Viele im Volke; ob ſie nun in der Mehrzahl oder Minderzahl ſind, der Staat, ſoweit er noch Anſpruch auf ſittliche Wertung erhebt, hat die Pflicht, dieſe

Zweifel zu bannen. Diese Zweifel sind nicht leichtfertig heraufbeschworen worden; diese Zweifel wurzeln in Thatsachen. Eine solche Thatsache ist der Brief, den der Kreisphysikus Berger in Elberfeld an den dortigen Staatsanwalt schrieb, und der seiner Bedeutung wegen hier noch einmal Abdruck finden soll:

Elberfeld, den 7. April 1890.

An Herrn Staatsanwalt Pinoff, Hochwohlgeboren.

Auf Ihre geehrte Zuschrift vom 1. d. M., die Strafsache gegen den Barbier Ziethen und mein darauf bezügliches Schreiben an den Rechtsanwalt Dr. Friedmann in Berlin, vom 26. Mai v. J. betreffend, mit dem Ersuchen, mich eingehend über meine etwaige Wissenschaft zur Sache zu äußern, verfehle ich nicht, Nachfolgendes zu berichten.

Als ich mich am 25. Oktober Nachts in meiner Eigenschaft als Kreiswundarzt, auf Requisition der Polizei, zu der erschlagenen Frau Ziethen begeben hatte, ordnete ich deren Ueberführung in das städtische Krankenhaus an und begab mich alsdann sofort zur Polizeiwachtmeisterstube, um die dazu erforderliche amtliche Bescheinigung auszustellen. Da ich dort den verhafteten Ziethen antraf, so forderte ich ihn auf, sich von mir wegen Blutspuren untersuchen zu lassen. Mehrere Polizeibeamte standen daneben und nahmen an der Besichtigung teil. Die Beleuchtung war eine sehr gute. Ziethen war mit einem feinen schwarzen Anzuge bekleidet und hatte eine untadelhaft reine weiße Wäsche an, soweit ich dieselbe zu Gesicht bekam. Mein Augenmerk war zunächst auf Aermel und Manschetten gerichtet; ich fand aber an den sämtlichen Kleidungsstücken keine einzige Blutspur, und nur an einem Stiefel eine erbsengroße, breiige, grau-rötliche Masse, welche wie Gehirnsubstanz aussah. Hätte sich an einer Manschette irgend etwas Verdächtiges vorgefunden, so würde dieselbe von den Polizeibeamten beschlagnahmt und zu den übrigen Sachen gelegt worden sein, welche Ziethen abgenommen worden waren und neben mir auf dem Tische lagen. Späterhin hat Polizeikommissar Gottschalk eine Untersuchung des Ziethen vor-

genommen und darauf eine seiner Manschetten konfisziert, auf welcher sich diverse rote, wie man annahm, Blutspritzen befanden. Dieselben waren nicht vorhanden, als ich in Gegenwart der Polizeibeamten die Untersuchung vornahm, übersehen konnte ich sie nicht, weil ich nach Blutflecken suchte. Dazu sehe ich in der Nähe zu scharf; mein bloßes Auge ist einer Lupe gleich. Von diesem Befunde des Polizeikommissars Gottschalk hatte ich übrigens nichts gesehen noch erfahren, wie auch von den anderen Ueberführungsstücken an dem Messer des Ziethen, welches Letztere ich übrigens auf der Wachtstube nur oberflächlich betrachtet hatte, bis erst am Schwurgericht selbst, gegen Ende der Zeugenvernehmung. Den Zeugenverhandlungen, soweit sie sich auf die Ueberführungsstücke bezogen, hatte ich auch nicht beigewohnt, da ich selbst als Zeuge vernommen werden sollte. Als ich dann als Sachverständiger über die Ueberführungsstücke befragt wurde, war ich vollständig unvorbereitet, worüber ich mich auch bei dem Vorsitzenden beschwerte. Zu meinem größten Erstaunen sah ich nun die hellroten Flecke auf der leinenen Manschette, welche zwar nur die Größe eines Stecknadelkopfes und darunter hatten, sich aber grell von der weißen Fläche abhoben. Es waren ihrer etwa vier bis fünf an einem Ende der Manschette auf einem Felde von etwa 3 cm Ausdehnung. Erst während des Plaidoyers konnte ich dieselben mit Ruhe und Muße betrachten; sie waren hellrot, circumscript, scharf umgrenzt und saßen fest im Gewebe der Manschette; Letzteres ist bei Blutspritzen auf dem glatten Gewebe der Manschette nicht möglich. Blutspritzen liegen mehr auf und lassen sich von der Oberfläche mehr oder weniger abkratzen, wonach sie dann noch einen mattroten Fleck im Gewebe hinterlassen.

Spritzen von Rotwein konnten es auch nicht sein, denn dieselben sind mehr bläulich-rot und wären nicht so scharf umgrenzt gewesen. Ich mußte diese roten Flecken für Spritzen oder Punkte von roter Tinte halten. Doch glaubte ich damals, sie wären durch irgend einen Zufall nach meiner ersten Besichtigung der Manschette an dieselbe geraten.

Das Verdikt der Geschworenen überraschte mich, da ich unter anderen Verhältnissen Ziethen wohl des Totschlags schuldig hätte halten können, aber nicht des Mordes. Doch ich dachte: hier ist Volkes Stimme Gottes Stimme.

Als späterhin immer mehr gewichtige Bedenken gegen die Schuld des Ziethen auftauchten, dachte ich daran, daß Ziethen, wenn er seine Frau erschlagen haben sollte, nachdem er von Köln zurückgekehrt war, unmöglich noch Zeit haben konnte, auch den Hammer abzuwaschen und den blutigen Stiel mit seinem Messer abzuschälen. Woher rührte dann das blutige Holzspähnchen am Messer des Ziethen?

Ich selbst war von der Wachtstube aus gerufen worden, als Ziethen auf derselben verhaftet eingebracht worden war; und als die Boten, welche mich gerufen hatten, eben fortgegangen waren, schlug es auf der alten lutherischen Kirche 12 Uhr. Diese Uhr ging damals und geht auch noch, wie die meisten städtischen Uhren, vier bis fünf Minuten vor der Bahnhofsuhr. Als Ziethen mit dem Zuge 11 Uhr 8 Minuten abends auf dem Bahnhofe ankam, war es in der Stadt 11 Uhr 12 oder 13 Minuten. Also mußte Ziethen, von dem Bahnhofe nach Hause geeilt, dort mit seiner Frau in Streit geraten sein, dieselbe erschlagen, die Reinigung am Hammer vorgenommen, die Leute im Hause zu Hilfe gerufen haben, dann zu Dr. Hertmanni und dann zu seinem Schwager Härtel in der Wilhelmstraße, jedesmal mit einem entsprechenden Aufenthalte, und darauf nach Hause zurückgekehrt sein, wo er verhaftet und nach der Polizeiwachtstube abgeführt wurde. Dann bin ich gerufen worden — das Alles innerhalb 47—48 Minuten!

Ein oder zwei Jahre nach dem Prozeß habe ich eines Abends spät, bei trockenem Wetter, vom Perron des Bahnhofes aus die Fußtour des Ziethen, welche er an jenem verhängnisvollen Abende zurückgelegt hatte, möglichst getreu nachzuahmen gesucht mit dem entsprechenden Aufenthalte an den verschiedenen Häusern, mit Ausnahme an seinem Hause, bis zur Polizeiwachtstube und dann den Weg nach meinem Hause. Die Minutenzahl, welche ich dazu gebraucht habe, ist mir nicht

mehr erinnerlich; aber es blieb dem Ziethen dann so wenig Zeit übrig für sein Verbleiben in seinem Hause, daß ich sagen mußte: Ziethen hatte ganz recht, wenn er immer und immer wieder sich auf die Uhr als seine beste Schutzzeugin berief; am Allerwenigsten konnte man ihm, wenn er die That begangen haben sollte, noch Zeit zur Reinigung des Hammers zugestehen.

Vor etwa sechs Wochen erfuhr ich von Herrn Rechtsanwalt Flucht, daß der Verteidiger des freigesprochenen Mitbeschuldigten Wilhelm, Herr Rechtsanwalt Dahmen, gegen ihn oder andere seiner Kollegen geäußert habe, Wilhelm habe damals ihm, seinem Verteidiger, gestanden, daß nicht Ziethen, sondern er selbst die Frau Ziethen erschlagen habe. Dasselbe soll Wilhelm späterhin auch anderen Personen gegenüber zugestanden haben.

Wenn Wilhelm nun die Frau Ziethen erschlagen hat, aus welchem Grunde weiß ich nicht, so blieb immer noch übrig, anzunehmen, derselbe habe das im Auftrage von Ziethen gethan, und letzterer habe dann noch das Uebrige im Hause besorgt.

Wenn bei Ziethen auch dafür die Zeit noch zu knapp erscheint, so kommen aber auch noch andere Gründe in Betracht, welche es höchst unwahrscheinlich erscheinen lassen, daß Ziethen sich für diesen Zweck dieses dummen siebzehnjährigen Jungen bedient haben sollte; dafür konnte er bessere Leute haben, um so mehr, als sogenannte Louis in einem separaten Zimmer seiner Wirtschaft viel verkehrt haben sollen. Zudem verfuhr er so strenge mit dem Jungen und mißhandelte ihn so häufig, daß er ihm einen solchen Auftrag unmöglich erteilen konnte.

Ziethen war, abgesehen von seiner Rohheit und maßlosen Heftigkeit, ein kluger und wohlberechnender Mann, der seinen Vorteil gut zu wahren verstand. Seine Frau war ihm eine gute Hausfrau und gute Mutter für die Kinder, und dazu war sie so wenig eifersüchtig, daß sie ihn in seinen geschlechtlichen Ausschweifungen ruhig gewähren ließ. Wenn er eine zweite, eine dritte Frau bekam, so konnte er nicht erwarten, daß dieselbe ebenso günstig für ihn ausfiel, besonders aber in Bezug auf Eifersucht. Denn dieser Ziethen würde sich auch fernerhin nicht mit einer einzigen Frau begnügt haben.

Eher hatte Ziethen Grund zu befürchten, seine Frau frühzeitig zu verlieren; denn sie litt, wie die Obduktion erwies, an Gallensteinen; dieselben führten zeitweise zu heftigen Koliken und können auch den Tod herbeiführen.

Wenn nun Ziethen unschuldig an dem gewaltsamen Tode seiner Frau ist, so müssen nach meinem Dafürhalten die Ueberführungsstücke gefälscht gewesen sein.

Der Königliche Kreisphysikus
(gez.) Dr. Berger.

Ich will noch garnicht einmal die in diesem Brief ausgesprochenen oder angedeuteten Dinge insgesamt als Thatsachen in dem Sinne betrachten, daß sie ohne weitere Erörterung die Unterlage zu einem Rechtsspruch bieten sollen oder können. Als Thatsache aber dürfen wir ohne Weiteres annehmen, daß der Herr Kreisphysikus Berger selbst von jedem als Thatsache ausgesprochenen Gedanken überzeugt ist, und daß jeder von ihm nur angedeutete Gedanke das Ergebnis einer peinlich gewissenhaften Erwägung ist. Thatsache ist aber, daß dieser Brief von einem Königlich Preußischen Kreisphysikus amtlich an einen Königlich Preußischen Staatsanwalt gerichtet wurde; Thatsache ist, daß dieser Brief im Januar 1895 durch ungezählte Zeitungen veröffentlicht wurde. Wie diese Veröffentlichung möglich wurde, ist auch mir, weil ich absichtlich nicht danach geforscht habe, bis zur Stunde noch unbekannt. Thatsache ist schließlich, daß die Veröffentlichung dieses Briefes von Staatswegen mit Stillschweigen übergangen wurde. Rechtfertigt der Inhalt des Briefes ein Auftauchen von Zweifeln an der Schuld Ziethens, so kann die Haltung der Behörden gegenüber der Veröffentlichung dieses Briefes die aufgetauchten Zweifel nur erhärten. Die Annahme, daß hier etwas nicht in Ordnung ist, die Annahme, daß ein Interesse besteht — gleichgiltig bei wem, gleichgiltig aus welchem Grunde — den Nebel, der sich in Folge dieses Briefes vor den Augen des ganzen Volkes über das Verfahren in Sachen Ziethen senkte, nicht zu klären, diese Annahme findet in dem Verhalten der Behörden ihre Berechtigung. Ich sage „Annahme"; mag es

also (vorläufig noch) nur Annahme sein; diese Annahme aber wirkt belastend auf uns; sie vergiftet das frohmutige Zutrauen des Volkes in seine Gesetze und Einrichtungen; sie erschüttert in bedenklicher Weise die Achtung vor Denen, die wir als Leiter und Vertreter unseres Volkslebens betrachten, und zwar macht diese Erschütterung nicht etwa an beliebiger Stelle halt — so etwas geht durchs Ganze.

Wähnt man aber etwa, daß diese Annahme nur „in den Köpfen einiger Weniger spukt," so wäre das ein neuer Fehler. Der Ziethen-Fall beschäftigt die Menschen mehr, als die Zeitungen davon Kunde geben; hundertmal mehr, als man Oben ahnt; zu „Oben" zähle ich in diesem Sinne auch die Herren Chefredakteure unserer großen Tageszeitungen, die über die Vorgänge in unserem Volksleben annähernd ebenso mangelhaft orientiert sind, wie die Anderen, die man unter „Oben" versteht. Das Kapital an Vertrauen zu unserem Rechtsleben und Staatswesen ist durch allerlei Vorkommnisse der letzten Jahre bedenklich zusammengeschmolzen; diejenigen unserer Zeitungen, die durch ihr flaues Verhalten gegenüber erkannten, oder auch nur vermuteten, Uebeln am Volkskörper dazu beitragen, dem Volke den letzten Rest von Vertrauen zur Gesundungskraft des Staates zu rauben, sollten wenigstens aufhören, sich zu den staatserhaltenden Organen zu zählen. Das Ausscheiden aus dieser Kategorie gereicht an sich keiner Zeitung zum Vorwurf; dann nämlich nicht, wenn, von der Anbetung des Staates unmittelbar übergeht zum Dienst am Volke. Aber: den Staat erschüttern helfen, ohne dem Volke zu dienen, das ist zu wenig für eine Zeitung, die Anspruch auf Bedeutung macht.

*) Seit längerem bestand die Absicht, das Wirken in dieser Sache auf breitere Schultern zu laden. Einige ernste, vorurteilsfreie Männer fanden sich zusammen, um zunächst einen sogenannten Ausschuß (Komitee) zu schaffen, und dann mit einem wirksamen Appell an die große Oeffentlichkeit zu treten. So

*) Versöhnung Nr. 31; 1899. — Das letzte, was Egidy überhaupt geschrieben hat; aus dem hinterlassenen Manuskript. D. H.

mannigfach zusammengesetzt, wie es zu wünschen ist, ist der Ausschuß leider nicht. Schuld daran ist, glaube ich, weniger die Nichtbereitwilligkeit mit Männern entgegengesetzter politischer Richtungen zusammen zu tagen, als der Wunsch, bei einem Vorgehen, das den Behörden doch am Ende unangenehm ist und noch immer unangenehmer werden kann, nicht beteiligt zu sein. Traurig. Wir haben gerade unter den im öffentlichen Leben stehenden Männern gar so wenige, denen — wie das der einzig richtige Standpunkt des Bürgers ist — die Regierung Nichts und das Volk Alles ist. Von der am 4. Dezember v. J. in Berlin stattgehabten Versammlung wissen die Leser; manche vermutlich auch nur wenig. Genau wie es mit den einzelnen Männern ist, ist es mit den Zeitungen; die Berichte waren bezüglich der Länge und Wärme einerseits nach der Stellung der betreffenden Zeitung zur Regierung, andererseits nach dem Wohl- oder Uebelwollen abschattiert, dessen sich die Hauptpersonen des Ausschusses bei den betreffenden Redaktionen erfreuen. Einer Berliner Zeitung scheint der Umstand, daß Herr Landauer in dem ganzen Verfahren jetzt namhaft hervorgetreten ist, das immer schon zarte Rückgrat gänzlich geknickt zu haben. Besonders warm berichtete die „Volkszeitung"; ein sehr treffendes Bild von dem Gepräge der „Seele", die dieser Versammlung einwohnte, geben die beiden letzten Absätze aus dem Bericht der „Berliner Zeitung".

Die Versammlung war eine der imposantesten, die Berlin gesehen hat. Wer dort war, hat einen tiefen, gewaltigen, nachhaltigen Eindruck mitgenommen. Die Zuhörerschaft gab Beweise von Selbstzucht, wie man sie kaum erwarten durfte. Dreitausend Menschen, und kein, aber nicht das allergeringste Vorkommnis, das eine Mißstimmung zu erzeugen imstande gewesen wäre. Großes Verdienst an diesem Verlauf hat der Schriftsteller Herr Schweichel, eine würdige, überaus sympathische Erscheinung, der die Versammlung — ohne Apparat — mit tadelloser Einfachheit und Sicherheit leitete. Da ging's. Wenn aber, wie das unsere Demokraten so lieben, erst Bureauwahl, mit „zur Geschäftsordnung" und dann Paradesitzen an einer Magnatentafel auf der Bühne mit Biergläsern und ewiger Zigarre beliebt wird — da

geht's nicht. Ich hatte den einleitenden Vortrag zu halten. Die Spannung wuchs, als ich die Thatsachen aus dem Sommer 1887 schilderte (die Selbstbezichtigung Wilhelms) und erreichte ihren Höhepunkt bei der Frage: Wer ist Gottschalk? Der Name des Polizei-Kommissars Gottschalk wird zum ersten Mal genannt gelegentlich des Niederwald-Attentates vom Jahre 1883. Gottschalk war bei Ermittelung der Thäter eifrig und glücklich. Nun giebt es aber nicht Wenige im Volke, die von jeher, und sehr Viele, die nach den Vorkommnissen der letzten Jahre das Niederwald-Attentat für eine große Täuschung halten. Sie erklären, und führen Thatsachen dahin an, daß die Art der Veranlagung des Attentats jede Möglichkeit einer wirklichen Katastrophe (Explosion) ausschloß; sie meinen, übereifrige Subalternbeamte hätten hier, wie in so vielen anderen Fällen, bei Vorbereitung des Attentats eine unheimliche Rolle gespielt (agents provocateurs). Auch in leitenden Kreisen hat man sich der Besorgnis, daß diese Vermutungen ihre Begründung haben könnten, nicht verschließen können.

Ein anderes Vorkommnis bewegt die öffentliche Meinung. Die Zweifel an der Schuld Ziethens regen sich mehr und mehr und erheben ihre Stimmen. Bei der Verurteilung Ziethens sind die sogenannten Ueberführungsstücke (das geringe Partikelchen am Messer und die Blutspritzen an den Manschetten) von gewichtigem Einfluß gewesen. Der Kreisphysikus Dr. Berger schließt seinen amtlich eingeforderten Bericht an den Staatsanwalt Pinoff mit den Worten: „Wenn nun Ziethen unschuldig an dem gewaltsamen Tode seiner Frau ist, so müssen nach meinem Dafürhalten die Ueberführungsstücke gefälscht gewesen sein.“ Bei der Entdeckung dieser Beweismomente ist Kriminalkommissar Gottschalk beteiligt; sofort erinnern sich Eingeweihte, daß derselbe Name damals, 1883, genannt wurde. Man zieht Schlüsse. Inwieweit eine Berechtigung dazu vorhanden ist, kann im Augenblick Niemand sagen; wird sich auch wohl nie mit Sicherheit beweisen lassen. Das aber sagt man sich heute im Volke wie in den leitenden Kreisen: 1. Wird ein Wiederaufnahmeverfahren zugebilligt, so steht die Freisprechung Ziethens, und zwar nicht nur eine Freisprechung aus Mangel an genügenden Beweisen, sondern eine

Freiſprechung aus der ſicheren Ueberführung von ſeiner Unſchuld heraus, mit Sicherheit zu erwarten. 2. Damit erhält der Schlußſatz des Berichtes Dr. Bergers eine geradezu grauſige Bedeutung: der bisherige Argwohn würde die Geſtalt unmittelbarer Verdächtigung annehmen. 3. Die Gedanken würden unwillkürlich einen Zuſammenhang mit den Geſchehniſſen am Niederwald aufſuchen: das Attentat von damals würde in den Augen aller Sehenden als Schwindel erſcheinen. 4. Das Anſehen eines Regierſyſtems, das auf Grund dieſes (vermeintlichen) Attentats und auf Grund anderer vermutlich Beſorgnis erregender Vorkommniſſe zu allerhand Gewaltmaßregeln griff, und wieder zu greifen jederzeit geneigt iſt, würde den Todesſtreich erhalten. Das weiß man, das fürchtet man, und darum „wünſchte" man damals, als Wilhelm geſtanden hatte, nicht, daß es zur Wiederaufnahme komme. Der „Unabhängigkeit" unſerer Richter durfte man ſelbſtverſtändlich keinerlei Zumutungen ſtellen; das Landgericht Elberfeld beſchloß auch — trotz des inzwiſchen durch Wilhelm erfolgten Widerrufs ſeines Geſtändniſſes — die Wiederaufnahme. Der Staatsanwalt legte Berufung gegen dieſen Beſchluß beim Oberlandesgericht Köln ein. Welche Gründe konnten hierfür beſtimmend ſein? Wenn eine Anzahl Richter die Wiederaufnahme des Verfahrens für geboten erklärte — womit dem neuen Wahrſpruch doch in keiner Weiſe vorgegriffen wird — was kann dann ein Staatsanwalt für ein Intereſſe daran haben, der Gerechtigkeit in den Arm zu fallen?

IX.

Kurze Betrachtungen und Kernworte.

Versöhnung

heißt nicht Uebertünchung der Gebrechen unserer Zeit; nicht Verschleierung der Mißstände, die unser heutiges System zeitigt; nicht Vertuschung der Verfehlungen Einzelner; nicht Beschönigung der Unthaten Gewaltiger; nicht erklügelte Ueberbrückung von Gegensätzen, nicht ein unnatürlicher Ausgleich notwendiger Verschiedenheiten; nicht, nirgends, auf keinem Gebiet und bei keiner Gelegenheit ein Pakt mit dem Unvollkommneren, sobald eine vollkommnere Erkenntnis uns beherrscht; kein Friede mit dem Uebel; keine Nachgiebigkeit (Konzession) gegenüber der Halbheit, der Unduldsamkeit, der Herrschsucht, der Regierwut, dem Führerdünkel, der Ungesittung, dem Vorurteil; kein Zugeständnis gegenüber der Tyrannei eines Dogmas, auf welchem Gebiet immer es sein Entwickelung-feindliches Unwesen zur Geltung bringen will: Konfession, Moral, Gesundheitslehre, Volkswirtschaft, Wissenschaft, Kunst.

Versöhnung heißt allerdings auch nicht: unausgesetztes Herabwürdigen der nun ein Mal noch vorhandenen, darum mit Würde zu ertragenden Gebrechen der Gegenwart; heißt nicht: verständnisloses Verurteilen Derer, die noch nicht auf dem vorgeschrittneren Entwickelungsstandpunkt stehen und dem gemäß allerhand Verfehlungen begehen; heißt nicht: einseitiges oder gar selbstüberhebendes Vertreten nur des eigenen Standpunktes; heißt nicht: Blindheit gegenüber dem Wert Anderer.

Versöhnung heißt: Erkenntnis, daß wir Deutsche ein zusammengehöriges Volk, und daß die Kulturvölker eine zusammengehörige Kulturwelt bilden. Versöhnung heißt: klar, thatentschlossen, rückhaltlos, gradlinig, mutig jede — jede — Folgerung ziehen, die sich aus dieser Erkenntnis ergiebt. Versöhnung heißt: Verständigung unter Denen, die ehrlich dem Volksganzen dienen, und

aus dieser Verständigung heraus Verwirklichung unserer vollkommneren Erkenntnis. Wer da fühlt, welcher Ernst, welcher Wille, welche Kraft, welche Klarheit sich mit dem so gefaßten Begriff verbindet, der wird in diesem Gedanken die siegende Macht begrüßen, die den ersehnten Wandel in sich birgt. Darum: „Versöhnung" das Banner, unter dem wir treu unsere Pflicht thun wollen; Jeder auf seinem Posten.

Was heißt Soziale Religion?*)

Herrn Professor Stein „hat sich ... als wichtigstes Postulat der Sozialphilosophie die bewußte, planmäßige Sozialisierung der vorgeschrittenen Kulturmenschheit, die Herausarbeitung eines höheren Menschentypus, des Sozialmenschen, ergeben." — Gut, Sozialisierung. Vorher aber Individualisierung. Wir wollen die Menschen nicht abermals als Heerde aus einer Gesellschaftsform in die andere treiben. Der Sozialisierung voraufgehen muß — und wird — eine Auflösung. Die heutigen Stände, Klassen, Interessengruppen, die Parteien und Konfessionen werden, müssen sich lockern, mürbe werden, auseinanderfallen. Mit diesem Auseinanderfallen ist dann schon wieder ein Durcheinanderfließen und damit ein anderweites Zusammenfließen verbunden. Vorerst aber soll das Individuum zum vollen und tiefen Bewußtsein seines Ichs, seines Selbsts, seines Rechts, seiner Würde, seiner Hoheit gelangen; soll erfahren, daß sein Ich, daß jedes Ich, einen oder sogar „den" Mittelpunkt des Weltganzen bildet. Diese Individuen, diese Selbstmenschen, diese Charaktere mögen sich dann, je nach wirtschaftlichem und sonstigem Bedürfnis oder Notwendigkeit, zu neuen Gebilden zusammenfügen. Nur unter der Voraussetzung, daß wir die Einzelmenschen vorher zum Vollgefühl ihres Selbstbestimmungsrechts gebracht haben, würde die Sozialisierung einen Fortschritt in der Entwickelung, eine Befreiung, bedeuten; anderenfalls würde sie nur eine neue Knechtungsform darstellen. Das Individualisieren selbstverständlich nicht in dem Sinne buchstäblich

*) Im Anschluß an die Abhandlung von Professor Stein: „Was heißt Soziale Religion?" — Ethische Kultur Nr. 28/29. D. H.

genommen, daß politisch und wirtschaftlich auch nur für einen Moment Jeder unabhängig vom Anderen ganz und nur auf sich selbst gestellt oder angewiesen sein könnte. Alles fließt; die Grenzen der Begriffe sind flüssige; auch die Uebergänge aus einem Zeitalter in das andere fließen.

Die Menschen auf das Neue innerlich vorzubereiten, ist die würdigste Aufgabe Aller, die der Gemeinsamkeit ernst und mit Ueberlegung dienen. Gewiß können, wie es der Herr Professor Stein wünscht und anregt, auch die Angestellten der verschiedenen Kirchen und Glaubensgruppen in diesem Sinne wirken. Vergessen wir aber nicht: die Geistlichen sind eidesgemäß nicht Diener der Menschen, sondern Diener einer Institution; und zwar Diener einer der Institutionen, die sich, um des Vollkommneren willen, auflösen müssen. Leicht ist es für einen in Dienst und Bezahlung seiner Kirche stehenden Geistlichen wenigstens nicht, rückhaltlos, klar und gewaltig das zu sagen, um was es sich handelt. Jedes Herumgerede um die Sache aber ist unter Umständen ein größeres, ist jedenfalls ein unangenehmeres Hemmnis, als eine offene Bekämpfung des Werdenden.

Ich kann die „Bruderliebe innerhalb der Konfession und Nationalitäten" nicht durchaus und nicht für alle Menschen als „eine Zwischenstation zur allgemeinen Menschenliebe" anerkennen, wie ich es auch keineswegs als selbstverständlich ansehe, daß „der pflichtbewußte Familienvater zunächst in seinem Hause die Eltern- und Geschwisterliebe pflanzt, die sich allmählich bis zur Vaterlandsliebe ausweitet und sublimiert, somit den Umkreis der in Liebe eingeschlossenen von wenigen Exemplaren auf viele Millionen Individuen ausdehnt . . ." — Der Vater „pflanzt" überhaupt nicht; der Vater entwickelt nur die im Kinde vorhandenen Regungen, Triebe; er belebt den Vervollkommnungsdrang. Für diese Einwirkung auf das Kind (Erziehung zum „lieben") ein System vorzuschreiben, ist bedenklich; jedenfalls wäre ein System, wonach man beim Universum — soweit ein Kind es fassen kann, also: die Kreatur überhaupt, Pflanze, Tier, Mensch — anfinge, ebenso berechtigt. Am Richtigsten verfahren wir, wenn wir das unzulänglich gewordene Bibelwort: „Du sollst Deinen Nächsten

lieben" durch ein vollkommneres ersetzen: „ich will lieben" — will lieben — will „überhaupt" lieben. Jedes „Du sollst" widerstreitet dem neuen Ideal, widerstreitet einer höheren Religiosität. Nur, was wir aus innerem Drang thun, ist von Wert, ist religiös. Und „den Nächsten" begrenzt sich ja eben der heutige Musterchrist je nach Erfordern und Geschmack. Für den Industriellen ist der Konkurrenzfabrikant kein Nächster, sondern ein Todfeind; für den Landmann ist der Getreidehändler kein Nächster, sondern ein Schmarotzer; für den Königlichen Landrat ist ein politisch Andersdenkender kein Nächster, sondern ein Schurke; für den Blut-Revolutionär ist Graf Soundso kein Nächster, sondern — um mit der Blutsprache zu reden — „Einer, in dessen Kopf es nur hineingeht, wenn man ihn (nämlich den Kopf) aufgeschlagen"; für gewisse Gläubige ist der Andersgläubige nicht ihr Nächster, sondern ein Verlorener. Darum lieben; einfach: lieben.

„Die suggestive Gewalt der Jenseitigkeitsideale der historischen Religionen ist noch zu groß", als daß „dieser Uebergang zu einer sozialen Religion sich in diesem oder in dem nächstfolgenden Geschlecht endgültig vollziehen wird". — Ueber den Begriff „endgültig" gleite ich hier fort; „endgültig" liegt für mich, namentlich in Verbindung mit dem Begriff „Religion", in den Aeonen. Aber: was kann denn, was muß denn, was darf denn ein Jenseitigkeitsideal die Diesseitspflichterfüllung nach Diesseitsidealen stören oder auch nur berühren? Hier auf der Erde frisch, mit elastischem Schritt, Brust weit, Kopf hoch, Augen frei, „durchgetreten"; damit verträgt sich ausgezeichnet: „Unser Wandel aber ist im Himmel". Warum denn kein Jenseitigkeitsideal? Das Jenseitigkeitsideal kann gar nicht intensiv genug sein; am Wenigsten für Menschen, die, wie Professor Stein es von uns verlangt, wieder in „lebenstrotzende, daseinsfreudige Hallelujahrufe" ausbrechen, und „an die Stelle des verkünstelten, weil allzu vernünftelnden buddhistischen Greisentums wieder etwas von der überschäumend naiven Weltfreudigkeit der Naturreligionen" setzen sollen. Wir müssen der Jenseitsvorstellung und dem daraufhin gerichteten Diesseitsthun nur den niedrigen

Begriff von„ Strafe dort“ und „Furcht davor hier“, von „Lohn dort“ und deshalb „Gut-sein hier“ nehmen; müssen das „Gut-sein-wollen aus innerem Drang“ in uns entwickeln; dann stellt das Diesseits nur ein anmutiges Vorleben für ein noch beglückenderes Weiterleben dar.

Sehr richtig sagt der Herr Professor: „Die Stelle der Gotteslästerungen als des Inbegriffs höchster kirchlicher Vergehungen früherer Generationen müßten in Zukunft Menschheitslästerungen einnehmen, deren sich alle Diejenigen schuldig machen, welche durch ihr Verhalten den Typus Mensch schänden, und auf Generationen hinaus verstümmeln“. Für uns Deutsche ist hierbei zu ergänzen: Die Stelle der Majestätsbeleidigung als des heutigen Inbegriffs höchster bürgerlicher Verworfenheit wird in Zukunft die Volksbeleidigung einnehmen, deren sich alle Diejenigen schuldig machen, welche durch ihr Verhalten ihre Volksgenossen in deren Empfindungen kränken. Nur mit dem Unterschied, daß ein Volk, das in der Gesittung höher steht, als etwaige Einzelfrevler, Diejenigen, die sich einer solchen Volksbeleidigung schuldig machen, nicht bestraft, sondern lediglich als noch nicht genügend erzogen betrachtet und dementsprechend behandelt.

„Die Behandlung der Eingeborenen in den deutschen Kolonieen.“

Grundelement jeder Behandlung, soweit sie von einem gesitteten Menschen ausgeht, ist ehrliche, reine, lebendige Liebe zu dem Gegenstand der Behandlung und Erziehung. Diejenigen, die sich „Christ“ nennen, müssen dies Grundreglement um ihres Glaubens willen anerkennen; den anderen (gesitteten Menschen) predigen es das Gefühl und die Vernünftigkeit. Neben der Liebe: das Beispiel. Aller Erziehung Geheimnis ist das Beispiel.

Einige allerdings wollen dem Neger gegenüber überhaupt nicht von Erziehung, sondern nur von Behandlung reden. Wer auf diesem Standpunkt steht, steht gegenüber den großen Kulturaufgaben aller gesitteten Völker und ganz besonders auch unseres deutschen Volkes auf einem so tiefen Standpunkt, daß man ihn den Negern garnicht zeigen sollte, geschweige denn, daß er mit irgendwelcher Macht gegenüber dem Neger ausgestattet werden dürfte.

Die Liebe schließt keine der Eigenschaften aus, die zur Ueberwindung der Schwierigkeiten in der Behandlung des Negers etwa erforderlich sind: nachdrücklichster Ernst, Bestimmtheit, Festigkeit, Unerschrockenheit, selbst Strenge; sie schließt auch das Verständnis dafür nicht aus, daß die Empfindlichkeit und Empfindsamkeit im Neger eine andere, vielleicht eine im Ganzen stumpfere ist, als im — erzogenen — Deutschen. Aber die Liebe schließt aus: die Härte, die Grausamkeit, die Unempfindlichkeit gegen das Leiden Anderer; die Liebe schließt aus: die Unmenschlichkeit.

Menschen müssen wir nach Afrika schicken, reine Menschen, gesunde Menschen, erzogene Menschen, Vollmenschen, Kraftmenschen, Edelmenschen. Man soll sich unter dem Edelmenschen nur nicht einen Weichling vorstellen, so wenig man unter Kraftmenschen einen rohen Gesellen verstehen darf. Die Besten unseres Volkes sind nur gerade gut genug für diese höchste Aufgabe, die dem Deutschtum zufällt: Welterziehung. Bisher haben wir — nicht Alle, aber doch ein großer und zum Teil auch bestimmender Teil im Volke — unser ganzes Kolonialwesen viel mehr als Sport und sehr viel aus Ausbeutungs- und als widerrechtliche Bereicherungsgelegenheit betrachtet. Erst wenn wir vom denkbar höchsten Gesichtspunkte aus, vom Standpunkt wirklicher Kulturmission aus, an unsere Aufgabe herantreten, werden wir uns klar werden, wen wir nach Afrika schicken müssen und wen wir nicht dorthin lassen dürfen. Diese Kulturmission verträgt sich durchaus mit einer Berücksichtigung der materiellen Lebensinteressen unseres Volkes: Ausbreitung. Wir müssen nur unterscheiden: eine vernünftige Inanspruchnahme neuer Lebens- und Wohlstandsquellen von einer selbstsüchtigen und rücksichtslosen Bereicherungsgier.

Zur Kultur gehört ganz selbstverständlich auch Ordnung. Zur Ordnung gehören diejenigen Einrichtungen (Bestimmungen und Gesetze), die für ein beglückendes Zusammenleben der Menschen erforderlich sind. Zur Kultur gehört nicht die gewaltsame Unterwerfung andersgeborener Menschen unter die eigenen Anschauungen; auch nicht ein mitleidloses Erzwingen gewisser Eigenschaften und Leistungen, die man nur durch Generationen in die Naturvölker hinein erziehen kann; zur Ordnung gehört nicht

ein brutales Unterdrücken von Eigenheit und Eigenart. Die Kultur achtet das Natürliche und veredelt es.

Ein Hineinziehen gewisser Vorkommnisse, welche in letzter Zeit Gegenstand gerichtlicher Erörterungen waren in diese Betrachtung, halte ich für unnötig und sogar für ungerecht.*) Warum von Neuem zwei Einzelne brandmarken, an deren Verfehlungen wir Alle schuld sind. Diese beiden Männer sind nur der Stempel des Systems, das heute noch unter uns herrscht; in gemäßigterer Anwendung im Mutterlande, in seiner ganzen Entfesselung draußen. Wird denn bei uns erzogen? Ist bei uns die Liebe, ist die Achtung vor der Menschenwürde, ist eine vollkommene Gerechtigkeit, ist das Verständnis für die Schwächen Anderer der Leitgedanke alles Beamtentums? Sind wir Deutsche im Mutterlande vor einem Mißbrauch der Macht, sind wir vor willkürlicher Handhabung der Gesetze, sind wir vor der Brutalität Einzelner geschützt? Es ist Pharisäismus, zu sagen: die Beiden haben den deutschen Namen geschändet. Nein: wir Deutsche haben die Begriffe „Mensch", „Religion", „Kultur" geschändet, indem wir diese Männer zu Beherrschern wehrloser Neger machten. Hier im eigenen Lande, mitten unter uns, wuchsen sie auf; von deutschen Eltern erzogen, in unseren Schulen unterrichtet, auf deutschen Universitäten gebildet, durch die heimatliche Beamtenschule gegangen, von ihren Vorgesetzten als tüchtige, brave Beamte beurteilt, sind sie von hochangesehenen, leitenden Männern für würdig und geeignet befunden worden, das deutsche Volk dort zu vertreten. Seien wir doch ehrlich: hätten die „unberufenen" Enthüllungen nicht zu einer gerichtlichen und öffentlichen Behandlung jener Vorkommnisse geführt, so würden sich die Beiden ihrer Thaten im Kreise Gleichgesinnter — deren es garnicht so Wenige sind — noch haben rühmen dürfen. Nur keinen Stein auf Jene, an denen die Fehler unseres Gesamtzustandes sich besonders grell zeigten. Man soll ihre Verfehlungen nicht leichter beurteilen (zu bestrafen braucht man sie garnicht), als sie es verdienen; aber wir dürfen die Be- und Verurteilung nicht auf diese beiden beschränken: nostra culpa.

*) Die Fälle „Leist" und „Wehlau".

Aus der Erkenntnis dieser unserer Schuld soll Einkehr und Wandel erwachsen: ernste Einkehr, gründlicher Wandel. Erziehung als einzig, aber sicher wirkendes Vorbeugungsmittel gegen heutige Vergehungen und Unthaten; vorbildliches Verhalten jedes Beamten; verständnisvolle, das Eigenbewußtsein stärkende Behandlung jedes Volkszugehörigen; wer auch immer der Zubehandelnde und wer auch immer der Behandelnde sei — dann wird es uns nicht schwer werden, die besonders geeigneten Männer herauszufinden, die wir nach Afrika schicken dürfen.

Welche Sonderbehandlung der Neger erheischt, das sagt dem gesitteten, intelligenten und erziehlich beanlagten Menschen sehr bald das Gefühl und die Vernünftigkeit; er muß nur das Element der Erziehung bei sich tragen: ein starkes und durchgebildetes Herz.

Die Flucht in die Oeffentlichkeit

des Herrn Staatssekretär des Auswärtigen Amtes bietet ein erfreuliches Vorbild für alle Die, die des Schutzes gegen ein ihnen zugefügtes Unrecht bedürfen. Noch erfreulicher ist das Beispiel, das der amtierende Staatsanwalt gab, indem er diese Flucht edelmütig und betriebsam begünstigte. Nicht immer erfreuen sich preußische und deutsche Bürger einer solchen Unterstützung. Männer, die sich vor den Unthaten, die in öffentlichen oder privaten Anstalten (Krankenhäusern, Irrenanstalten) begangen wurden, in die Oeffentlichkeit flüchteten, Männer, die gegen unrichtige amtliche Berichte (Impfprozesse) öffentlich auftraten, Männer und Frauen, die sich gegen ein ihnen persönlich zugefügtes Unrecht — ich gebe in allen Fällen zu: in unrichtiger Form — öffentlich verwahrten, fanden bei ihrer Flucht in die Oeffentlichkeit nicht immer die wünschenswerte Unterstützung seitens der amtierenden Staatsanwälte. Wenn aber gar, wie im Falle „Ziethen", es sich um eine Entlarvung des Systems „Staat" — heutige Ordnung — handelt, dann findet unser verurteilter Volksgenosse, der nichts Anderes will, als was Herr von Marschall that: sich in die Oeffentlichkeit flüchten, (Wiederaufnahmeverfahren), bei der Staats-Anwaltschaft nicht nur keine Hilfe — sie vertritt ihm den Weg zu der Flucht. Dürfen wir uns darüber

wundern? Nein. Wir haben in unserer Beamtenwelt wenig Bezeichnungen, die sich so treffend mit ihrem Wesen decken, wie die: „Staatsanwalt"; nicht Anwalt des Rechtes, sondern Anwalt einer Institution, sie mag in ihrer Gestaltung und in ihrer Lebensäußerung (Funktionierung) mit dem Rechtsbewußtsein des Volkes in noch so grellem Widerstreit sein. Zu beklagen ist, gerade auch mit Rücksicht auf die früher oder später doch hoffentlich noch stattfindende neue Verhandlung gegen Ziethen, daß der Kriminal-Kommissar von Tausch, der in dieser Sache Bescheid weiß, vor der Oeffentlichkeit nicht mehr als intakt dasteht. Aber auch hiervon abgesehen, müssen wir die Inhaftierung dieses Beamten als ein bedauernswertes Ergebnis des Prozesses beklagen. Nach dem Buchstaben des Gesetzes ist das Untersuchungsverfahren gegen von Tausch gewiß gerechtfertigt; die Möglichkeit einer förmlichen Anklage und Verurteilung wegen Meineid liegt vor; daß aber diese Möglichkeit geschaffen wurde, ist das traurige. Ist das „schwören", eben wegen der sich daran hängenden steten Meineids-Bedrohung, eine Einrichtung, die wir überhaupt beseitigen müssen, so traf sie den Kriminal-Kommissar von Tausch deshalb geradezu mit grausamer Härte, weil dieser Mann ja von Amts-wegen angewiesen war, mit der Wahrhaftigkeit und Biederkeit Spott zu treiben. Je gewandter Jemand in dieser Art staatlicher Berufs-Obliegenheit mit der Ehrlichkeit, mit der Gradheit, mit der Offenheit, mit der Treue taschenspielert, zauberkünstlert, desto vollkommner füllt er den ihm zugewiesenen Posten aus. Und von einem solchen Manne verlangt nun der selbe Staat, daß er Balance hält zwischen „erlaubter", sogar recht gern gesehener, und jetzt plötzlich „nicht mehr erlaubter" Unehrlichkeit. Was für Herrn von Tausch noch eine Stunde vorher Amts-Erfordernis war, das wird plötzlich Verbrechen; fürwahr: mehr als Einer unter uns wäre hier gestrauchelt. Steine, ja, Steine wollen wir werfen; aber nicht auf unseren bedauernswerten Volksgenossen, sondern auf das gräßliche System, das ihm die Falle stellte.

Pfarrer Naumann

ist Politiker alten Schlages, Partei. Er sagt: „Was nützen mir alle Leute, die sich mir nicht in der Partei anschließen.“ Die neuen Menschen hören auf, Politiker zu sein; sie sind Volksmenschen, die der Ganzheit angehören. Als Mittel glaubt er, eine Partei gründen zu müssen. Pfarrer Naumann lehnt es in einer an einen Leser seiner „Hilfe“ gerichteten offenen Antwort ab, „eine Erbauung für alle Standpunkte zugleich zu bieten“ . . . „denn das kann kein Mensch“. — Es ist zu verstehen, daß, da die „Hilfe“ sich nur an den kirchlich abgesonderten Teil unseres Volkes wendet, der Herr Pfarrer die Erbauungs-Artikel im durchaus kirchenchristlichen Sinne schreibt; die Wirkung auf gleichgestimmte Leser ist dabei ohne Frage um so wuchtiger, je persönlicher Jemand zu ihnen spricht; nur schrumpft jenachdem der Kreis der Erbauten zusammen.

Herr Pfarrer Naumann darf aber nicht sagen: das kann kein Mensch. Möglich, daß wir augenblicklich im Volke noch Niemand haben, der die heute noch schwierige Aufgabe in auch nur annähernd befriedigender Weise löst. Unser Streben muß aber darauf gerichtet sein, eine Erbauungssprache und eine Andachtsform uns anzueignen, die allen Standpunkten gerecht wird. Das kann nur allmählich kommen, wird aber in dem Maße ermöglicht und erleichtert, als die Standpunkte der Volksgenossen sich einander nähern. Und sie werden sich nähern. Nicht das heutige amerikanische System darf unser Vorbild sein, wonach ungezählte Einzelkirchen bestehen; wir müssen eine Deutsche Volkskirche in dem Sinne anstreben, daß wir die Religiosität und allmählich auch den Kultus unabhängig von irgend einem Dogma, unabhängig von jedem Bekenntnis, unabhängig auch von den Millionen persönlicher Konfessionen gestalten. Pflicht Derer, die sich die Aufgabe gestellt haben, an der Vorbereitung unseres Volkes für das Werdende mitzuwirken, ist es, sich schon heute in einer Erbauungssprache zu üben, wie sie dereinst allgemein sein wird.

Die Nationalsozialen.

Es ist eine betrübende Erscheinung, daß der nationalsoziale Verein, der sein Entstehen guten Regungen verdankt, der Erkenntnis und des Verständnisses für die Erfordernisse der Zeit noch immer so sehr entbehrt. Selbst die wertvolle Arbeit seiner besten Männer erleidet Einbuße, wenn sie sich in Formen ergeht, die dem Gegner eine wirksame Handhabe bieten, den Nutzen solcher Arbeit zu Nichte zu machen. Wenn Herr Pastor Göhre am Schluß seiner verdienstvollen Veröffentlichung über Wohnungsverhältnisse auf dem Lande Denjenigen für Zeit und Ewigkeit einen „Gotteslohn" verheißt, die an dem Kampf für eine Aenderung auf diesem Gebiete teilnehmen, so berechtigt das die gegnerischen Zeitungen allerdings, darüber herzufallen. Herr Pastor Göhre soll uns doch erst einmal — aber ganz deutlich — sagen, wie er sich diesen Lohn austeilenden Gott vorstellt. Vorläufig sehen wir nur, daß gerade die, die im entgegengesetzten Sinne wirken, die Belohnten sind; es geht ihnen ausgezeichnet. Die Nationalsozialen sollten doch begreifen, daß wir den Menschen das Verständnis für eine neue Gerechtigkeit nicht mit alten Kirchenbegriffen beibringen . . . Es ist gewiß eine Freude, zu sehen, wie die Nationalsozialen den einen Fuß in die neue Zeit hineinzusetzen bereit sind; wenn sie aber, statt den anderen Fuß nachzuziehen, sogar den Schwerpunkt ihres Körpers — in mehr als einer Sache — auf den zurückstehenden Fuß setzen, dann sind sie uns, dem Volke, nicht das, was sie ihrem guten Willen nach sein könnten.

Ueber den Staat.*)

Mit dem Begriff Staat müssen wir den Begriff „regieren wollen" verbinden. Dem Begriff Staat, den wir aus den Zeiten übernommen haben, in denen man nichts als Herrschaft und Unterdrückung kannte, hängt der Begriff „regieren wollen" und die Auffassung an, daß außerhalb der Gemeinsamkeit noch ein Etwas steht, dem das Volk mit Not und unter den fürchterlichsten Anstrengungen das abringen, aus den Zähnen ziehen

*) Auseinandersetzung mit Ottomar Beta.

muß, was man an notwendiger Freiheit haben will. Diese Auffassung muß niedergeschlagen werden. Der Staat ist der Drache, der sich diesem Streben nach Besserem in den Weg legt. Deswegen können wir gar nicht kräftig genug unsere Meinung aussprechen, daß dieser Begriff „Staat" beseitigt werden muß. Es ist eine frivole Vermessenheit, daß sich der Staat den Beinamen „christlich" giebt. Aus dem Worte christlich wollen wir doch die Dogmatik ausscheiden. Wenn wir den Begriff christlich noch existieren lassen wollen, müssen wir ihm die Bedeutung geben, die in Jesu personifiziert ist, das ist der evangelische Gedanke von der Gemeinsamkeit der Menschen: wir Alle Brüder, der liebende Vater über uns. Dieses Gemeinsamkeitsbewußtsein, wie es Jesus gemeint hat, ist in unserer Zeit nicht vorhanden. Der Staat als solcher baut sich nicht auf dieser Idee auf. Der Staat ist ein Klassenstaat. Ganz abwesend ist das Solidaritätsbewußtsein nicht. Auch für die Sklaven wurde früher gesorgt, auch die Kriegsgefangenen hat man irgendwie behandelt. Aber das nenne ich nicht Solidarität, wenigstens nicht christliche Solidarität. Die Bestrebungen, die sich jetzt geltend machen, die auch in Gesetzen schon ihren Ausdruck gefunden haben, sind der Anfang des Erwachens, aber noch nicht Solidaritätsbewußtsein; es ist mehr ein „Bewilligen". Die Männer haben die Gesetze bewilligt, teils aus Angst. Es ist nicht die Anerkennung des Gerechtigkeitsbewußtseins. Dieses Bewußtsein beherrscht die Männer noch nicht, die die Gesetze gegeben haben.

Kamerun.

Die Zeitungen berichten von den bedauerlichen Vorgängen in Kamerun. Ganz richtig weisen sie dabei auf die Notwendigkeit hin, zu erörtern, was diesen Vorgängen „voraus ging"? Man sagt sich, daß die eingeborene Polizei schwerlich gemeutert haben würde, wenn nicht Fehler in den Einrichtungen und in der Behandlung gemacht worden wären. Und in der Heimat? Im Mutterlande? Geht man hier den Vorgängen so lange nach, bis man untrüglich den Heerd des Uebels erkannt? Erörtert man bei uns ehrlich, unerschrocken und unbeirrt um das

eigene Dabei-befinden, die Fehler der Zustände, der Gesetze, der Einrichtungen, der Erziehung? Und, wo man es thut: hat man den Mut, dafür einzutreten, daß es anders werde? Man redet und schreibt zwar viel; aber man verurteilt den, der sehen will, daß Wille wird, oder gar Miene macht, selbst zu wirken, daß es anders werde.

Wir haben so oft gute Ideen, wenn es sich um abseits Liegendes handelt. Wir stricken Strümpfe für Negerkinder, derweilen die Kinder eigener Hausmitbewohner frieren. Wir bekümmern uns um das Seelenheil eines Feuerländers, derweilen ungezählte einflußreiche Männer unter uns leben, deren Seelenöde und deren vernachlässigte Herzensbildung die Ursache des Kummers von Tausenden ihrer Volksgenossen ist und deren nicht-Vernünftigkeit oder nicht-Selbstlosigkeit unsere Entwickelung hemmt. Nicht, daß wir uns nicht auch um die Feuerländer bekümmern dürften; aber: wir können anderen Menschen noch so viel vom Christentum erzählen — ehe wir ihnen nicht an unserem eigenen Leben, an unseren eigenen Zuständen, an unseren eigenen Einrichtungen die Früchte eines evangelischen Bewußtseins zeigen können, sind alle solche Mühen vergebens.

Wir ergründen die Ur-Schuld in Kamerun, aber die Ur-Schuld in Deutschland wagen wir nicht zu enthüllen, weil dadurch Dieser oder Jener in der Unfehlbarkeit seines Innen-Bewußtseins unliebsam erschüttert werden könnte und weil durch solche Erörterungen Tausenden ernst ins Gewissen gegriffen wird. Zugreifen, anfassen will man aber nicht; am Wenigsten sich selber. In der Selbst-Schonung sind wir Künstler, der Einzelne wie die Gesamtheit. Für die Kameruner Vorgänge wissen wir Rat und drängen zur That; für die Zustände in Deutschland haben wir nur Seufzer. Mit einem weinerlichen „hoffen wir das Beste", haben Tausende sich soeben in das neue Jahr hinüber geseufzt. Nein: **thun** wir das Beste, dann brauchen wir überhaupt nicht mehr zu seufzen.

Elsaß-Lothringen.

Es regt sich allerorts; vielfach auch in der ganz richtigen Richtung. In Elsaß-Lothringen bereitet sich die Gründung einer

Volkspartei vor. Allerdings zunächst wieder nur eine Partei; der damit verbundene Kampfgedanke findet seine Bethätigung indes hoffentlich nur im richtigen Sinne. Volks-Partei ist ein Widerspruch in sich; Herr Professor Lehmann hat mit seiner Bezeichnung „Deutscher Volks-Bund" entschieden das Richtigere getroffen; „Volks-Bund" deutet an, daß die Vereinigung nur ein Vorbild für die Gesamt-Vereinigung sein will.

Was die elsaß-lothringische Volks-Partei will, ist etwas so Vernünftiges und Selbstverständliches, daß der gesunde Mensch sich nur wundert, daß sich zu diesem Zweck erst eine Partei bilden muß. Elsaß-Lothringen den Elsaß-Lothringern. Elsaß-Lothringen nicht nur einigen Elsaß-Lothringern; nicht nur einer Gruppe von Elsaß-Lothringern; nicht nur den heute schon bevorzugten Elsaß-Lothringern. Elsaß-Lothringen der elsaß-lothringischen Bevölkerung, dem elsaß-lothringischen Volke. Volk richtig verstanden; Volk nicht unter Ausschluß Derer, die es bisher unter ihrer Würde hielten, sich zum Volke zu zählen. Volk als Gemeinsamkeit gedacht; Gemeinsamkeit heißt von selbst: evangelische Gemeinsamkeit; der Gemeinsamkeitsbegriff verkörpert — im Gegensatz zum Staatsgedanken — das evangelische Bewußtsein. Daß Elsaß-Lothringen damit nicht aufhört, dem Deutschen Reich zuzugehören, versteht sich von selbst; es wird ihm auch gerne zugehören, wenn das Deutsche Reich sich endlich seines Deutschtums ebenso besinnen wird, wie Elsaß-Lothringen sich jetzt als Volksstamm wiederfindet.

Der Buchstaben-Deutsche wird vielleicht Anstoß nehmen an dem Verlangen der Elsaß-Lothringer nach Wiedereinführung des französischen Unterrichts in den Volksschulen und entsprechender Vorbildung der Lehrer. Vernünftiger Weise kann man darin, in so weit es sich um die wirklich französisch redenden Landesteile handelt, nur ein berechtigtes Verlangen erblicken. Sorgen wir, daß sich jeder Elsaß-Lothringer als Landeskind wohl fühlt, und sorgen wir, daß ganz Elsaß-Lothringen sich in seiner Zugehörigkeit zu Deutschland als freies Volk fühlt — dann schlagen uns die Herzen aller Elsaß-Lothringer zu, auch Derer, die französisch sprechen.

Die „Kölnische Volkszeitung"

begegnet den vielfach irrigen Auffassungen, die sich an das Verhalten des Zentrums gegenüber der Umsturzvorlage knüpfen: „Unsere Absichten richten sich nicht auf Unterdrückung und Mundtotmachung unserer protestantischen Mitbürger, sondern auf die Freiheit für uns. Die religiöse Wahrheit steht so hoch, daß es ihr keinen Eintrag thut, wenn sie von Gassenjungen beschimpft wird. Wenn ein ungehobelter Bursche seinen Spott über diese Kirche losläßt, so zuckt man eben die Achseln, als wenn er irgend eine andere gesellschaftliche Ungezogenheit begeht."

Richtiger würde die Zeitung sagen: „Die von unserer (der katholischen) Kirche gelehrte Wahrheit steht uns so hoch, daß . . ." Unter dieser Wortfassung hat die „Kölnische Volkszeitung" sehr recht: gesellschaftliche Ungezogenheiten. Dagegen helfen keine Strafparagraphen; derartigen Ungezogenheiten kann nur eine vernünftige Volkserziehung entgegenwirken. Darüber freilich muß sich die K. V. klar sein, daß Andersgläubige — auch der sogenannte Atheist, Materialist, Freidenker ist gegenüber dem Katholiken nur ein „Anderes-Glaubender" — in jeder Schmähung oder rohen Verurteilung ihrer Innenvorstellung, von wem immer die Kränkung ausgeht, auch fortan nur die Unerzogenheit eines Gassenjungen erblicken werden.

Von ihrem Standpunkt aus ebenso berechtigt ist die Forderung der K. V. nach „Durchführung der Parität in Schule, Beamtentum, Staatszuwendungen: wir verlangen die Aufhebung aller uns und unsere Kirche drückenden Ausnahmemaßregeln." Ganz recht. Front gegen jede, aber auch gegen jede Ausnahmemaßregel. Das führt unfehlbar dazu, daß der Staat sich überhaupt nicht mehr um Sonderorganisationen konfessioneller Art, wie die Kirchen sie darstellen, kümmern, am Allerwenigsten sich eine Kontrolle über das Glaubensleben anmaßen darf, daß vielmehr er jedem Glauben, das heißt jeder ehrlichen Ansicht seiner Zugehörigen, mit gleicher Achtung begegnet. Heute beschirmt der Staat nur eine Gattung von Gläubigen, eine andere Gattung giebt er der Verunglimpfung Preis. Dagegen lehnt sich ein ehrlich religiöses Empfinden auf; hoffentlich auch das der allzeit konsequenten „Köln. Volkszeitung."

Vermeintlich evangelisch

gesinnte Zeitungen machen einem Geistlichen einen Vorwurf daraus, daß er „Arm in Arm und Hand in Hand mit Naturalisten" gegen die Umsturzvorlage kämpfte: . . . es gemeinsam in einer und derselben Versammlung mit Männern zu thun, von denen man weiß, daß sie die Vorlage deshalb verwerfen, weil sie der christlichen Religion und Sittlichkeit einen gewissen Schutz, wenn auch nur gegen Beschimpfungen, Lästerungen und cynische Darstellungen gewähren will, das halten wir für einen evangelischen Geistlichen im höchsten Grade unpassend."

Die Annahme, daß irgend Jemand im Lande die Vorlage verwirft, insoweit sie berechtigte Tendenzen verfolgt, ist an sich schon eine unwürdige Unterstellung; wer die Vorlage verwirft, verwirft sie entweder ihrer unberechtigten Ziele wegen, oder weil er das in der Vorlage gebotene Besserungs-Mittel, auch insoweit es sich um berechtigte Tendenzen handelt, nicht für geeignet hält; meist wirken beide Gründe gleichmäßig bestimmend auf den denkenden Menschen ein. Dadurch unterscheiden sich nun aber gerade wirklich evangelisch gesinnte Männer von den Namens-Christen, daß sie es nicht verschmähen, sich öffentlich auch neben Solchen zu zeigen, von denen konfessionelle Anschauungen sie trennen. Mit ehrlichen Menschen, welcher Richtung auch immer sie huldigen, darf ein gefesteter Mensch allzeit zusammengehen, wenn es sich darum handelt, einem Unrecht entgegen zu treten. Die geplante Umsturz-Vorlage ist ein Unrecht an unserem Volke; sie ist ein Unrecht, weil sie gegen Gottes Ordnung frevelt, die da heißt: Entwickelung. Je gefesteter Jemand in seinem eigenen Wesen ist, desto unbesorgter darf er thun, wozu ihn die Pflicht mahnt: Er wird weder sich noch Anderen einen Schaden zufügen, wohl aber werden Andere sich an seinem tapferen Verhalten ein Vorbild nehmen, namentlich, wenn er es versteht, auf die Denkart der Hörer veredelnd einzuwirken. Dazu gehört freilich, daß derartige Christen (ich spreche nicht von jenem angegriffenen Geistlichen) auch über so viel Bescheidenheit verfügen, daß sie ihr Zusammengehen mit Männern anderer Glaubensrichtung nicht, wie dies zuweilen geschieht, vorweg als ein besonderes Verdienst

hinstellen. Der gefestete Charakter hat es nicht notwendig, mit jedem zehnten Wort sein „positives Christentum“ (heißt: Kirchentum) zu bekennen, um ja „rein“ vor den Anderen dazustehen. Welche Innenanschauung uns zu rechtschaffenem Thun antreibt, haben wir nur mit uns selbst und mit unserem Gott — Jeder mit seinem Gott, wie er ihn keusch im Busen trägt — abzumachen; erkennen soll man uns an unseren Früchten.

Die gute Sache.

(Naumann und Delbrück). „Ich bitte Sie im Namen der guten Sache, Sich mit Pfarrer Naumann und Professor Delbrück zur Gründung der Nationalsozialistischen Partei vereinigen zu wollen.“ — Unter der guten Sache haben wir einzig die Förderung des Gesamtwohls und die Förderung des Wohles jedes Einzelnen zu verstehen. Ich glaube nicht, daß der Gesamtheit oder den Einzelnen durch Bildung einer neuen Partei gedient wird. Jedenfalls müßte ich, da ich nicht selbst nach Organisation verlange, abwarten, ob man meiner Mitwirkung zur Bildung einer Partei begehrt. In diesem Falle würde ich rückhaltlos meine Meinung zur Sache äußern; daß ich mich an der eigentlichen Parteibildung beteiligen würde, glaube ich nicht. „Nationalsozialistisch“ ist ein gefährliches Wort; es ist, wie die ganze geplante Parteibildung, nur dazu angethan, neue, nutzlose Kämpfe anzufachen. Mit „national“ soll jedenfalls das Unterschiedliche gegenüber der Sozialdemokratie hervorgehoben werden; aber auch die Sozialdemokraten sind zu allermeist soweit national, als sich dies für einen Deutsch-Geborenen von selbst versteht. Andererseits müssen auch Diejenigen, die sich „national“ nennen, die Notwendigkeit einer Völker-Annäherung und Völker-Verbindung anerkennen. Wollen sie aber mit „national“ die Abschließung von anderen Völkern, wollen sie damit gar das ausdrücken, was den bejubelten Schlußsatz der letzten Tagung der Evangelisch-Sozialen bildete: „und machet (Ihr Deutschen) sie (die Welt) Euch unterthan“ dann birgt das Wort „national“ die Gefahr häßlicher Ueberhebung in sich. Entweder ist das Wort also überflüssig, oder es ist schädlich. In keinem Falle paßt es zu „sozialistisch“. Soll

mit diesem Wort die Bekämpfung eines vermöge seiner Kraft gewaltthätig gewordenen Kapitalismus gemeint sein, so muß ein solcher Kampf von allen Völkern zugleich geführt werden, weil, wie wir wissen, auch der Kapitalismus eine internationale Macht ist. Soll mit dem Worte gar aber der volle, große, hohe Sinn gemeint sein, der in dem Worte liegt: Gemeinsamkeit, so liegt in seiner Zusammensetzung mit „national" ein Widerspruch; der Begriff „Gemeinsamkeit" ist — unter voller Festhaltung der natürlichen Gliederung: Familie, Gemeinde, Volk — ein für unseren Planeten unbegrenzter. Auch noch dies fordert ernste Bedenken heraus: die im Werden begriffene Partei soll, wie das allenthalben betont wird, auf konfessioneller, und zwar auf der sehr weitbegriffigen christlichen Grundlage gegründet werden. Auch hierin liegt ein Widerspruch. Weder sind Alle, die zur Nation gehören, Christen, noch schneidet die christliche Konfession an den Grenzen unseres Vaterlandes ab. Will man mit dieser konfessionellen Grundlage aber andeuten, daß das nationale Bewußtsein und das soziale Empfinden nur dem Christentum eigen ist, nur aus dem Christentum heraus geboren, nur durch Bibel und Kirchenlehre erzeugt werden kann, so ist das ein Irrtum. Will man sich durch diese Klausel gegen andere Volksgenossen, die, ohne auf der selben Grundlage zu stehen, sich ihres Deutsch-seins nicht weniger bewußt sind und nicht weniger sozial empfinden, abschließen, so widerspricht dieses Vorhaben dem, was wir anstreben und was durch das Wort „sozial" ausgedrückt ist: Zusammenschluß. Wen übrigens würde die Partei als Christen anerkennen? Nur Den, der es im Sinne der christlichen Gemeindeverfassung (Kirchen) innerlich-wahr noch ist? Dann schrumpft die Partei auf eine verschwindende Zahl zusammen; oder Alle, die in den Listen noch als Christen geführt werden? Dann hat die Einschränkung gegenüber den thatsächlichen Verhältnissen keine innere Bedeutung, ist also Schein; oder Die, die vom Parteivorstand oder von einer Parteimehrheit als Christen anerkannt werden — wer wird sein christliches Bewußtsein einer derartigen Begutachtung unterwerfen wollen? Ich, der ich zwar auch all mein Denken und Thun in unmittelbarer Verbindung erhalte mit den Begriffen, die in der

christlichen Idee, soweit sie von Jesus her rührt und nicht durch Kirchenlehren entweiht ist, fußen, ich sondere mich beim Kampf für die heiligen Güter, die uns in der christlichen Idee dargebracht werden: Befreiung des Individuums und Friede unter den Völkern — von keinem meiner Volksgenossen ab, der in der selben Richtung wirkt, dessen konfessionelle Innenvorstellung aber von der meinen abweicht.

Verwandte Bestrebungen.

Frankreich. Gewisse Gedanken aus den Werken Desjardins decken sich auffallend mit Gedanken in meinen Schriften. Aber ich kenne die Persönlichkeit nicht.

England. Wenn wir anfangen, die Bestrebungen zu analysieren, können wir in allen Ländern verschiedene Namen und Richtungen nennen. Manche denken vielleicht dabei an die theistischen Kirchen. Das ist aber weder konfessionell noch überhaupt der Fall. Drummond: „Das Beste in der Welt". Man hat eine Parallele gezogen zwischen ihm und mir. Ich kann sie nicht so anerkennen. Seine Behandlung des Korintherbriefes, die Rede an die Seminaristen: da kann ich nicht mit. Wir sind also nicht zu identifizieren. Daß Drummond von den Orthodoxen in Anspruch genommen ist, habe ich selbst erfahren. Das ist „das Beste in der Welt" zum Unterschiede von meinem Rütteln an der Kirche. —

Die Fabian-Gesellschaft in England steht mir auch vor der Seele. Die Absicht der Gründer wurde erwähnt. Ja, wenn wir auf die Absicht der Gründer eingehen, ist Alles parallel zu denken mit unseren Bestrebungen. Von einer Gesellschaft, die sich nach dem großen Zauderer Fabian Cunctator nennt, kann man doch auch nicht zu viel verlangen. So ist es mit dem Programm von allen möglichen Richtungen. Die Absicht geht immer auf dasselbe hinaus.

Die Bodenreformer sind eine Spezial-Bestrebung, die sich mit unseren Ideen deckt. Die single-tax-Menschen in Amerika fangen an, diese Idee aufzugeben, wie ich gelesen habe. Sie halten nicht mehr dogmatisch fest daran. Sehr beklagenswert

wäre es, wenn sie den Grundgedanken aufgeben wollten: Allen die Erde, jedem Volk sein Grund und Boden!

Die Unitarier in Amerika haben den Hauptton auf die Gottesvorstellung gelegt; in der einen Stadt sind sie so gerichtet, in der anderen Stadt anders. Sie sind eine Richtung in den amerikanischen Kirchen, die einen einigen Gott nur anerkennen, die im Uebrigen aber ebenso in Orthodoxie verfallen sind, und zwar derart, daß man zwanzig Jahre nach der Gründung der Richtung die ersten Lehrer der Richtung selbst wegen Ketzerei auf das Fürchterlichste mißhandelt hat. Politisch und volkswirtschaftlich haben sie die verschiedensten Einrichtungen.

In genossenschaftlicher Beziehung decke ich mich mit vielen Bestrebungen, zum Beispiel mit der Schweizer Bestrebung des Landrats Gschwind, der dort das Genossenschaftswesen organisiert hat.

Tolstoj in Rußland. Er gehört aber nicht unter die Rubrik „Rußland". Er ist ein Mann, der der Welt, der Menschheit angehört. Mir fällt es nicht ein, mich mit Tolstoj zu vergleichen. Ich stelle Tolstoj erstlich unendlich viel höher, als ich es wage, mich zu stellen, und zweitens ist Tolstoj Tolstoj und Egidy Egidy. Tolstoj ist ein Mann, den die Welt noch nicht verstehen kann. Er ist mit seinem Denken und Empfinden, mit seiner Prophetie doch der Spanne Zeit, die wir, das Gegenwartsgeschlecht, zu verwirklichen fähig und berufen sind, vorausgeeilt, während nach meiner Ueberzeugung ich mit meinem Denken in Bezug auf Entwickelungsdrang wohl an die Tête der Volkskolonne gekommen bin; aber ich fühle mich doch mit meinem ganzen Wollen, Denken und Empfinden unmittelbar gefesselt an das Volk, wenn ich auch meine Gedanken einmal vorausschicke im Patrouilleritt; das schreibe und sage ich aber nicht Anderen. Tolstoj ist schon mit seinem ganzen Denken in einem Lande, in das die Kolonne erst innerhalb einer großen Spanne Zeit kommt. Ich bin der unmittelbare Verwirklichungsmensch, während Tolstoj der Prophet auf weite Sicht ist. Er ist ein Künstler allerersten Ranges in Bezug auf Schriftstellerei; ich ein dürftiger Stümper auf diesem Gebiet.

Begnadigung.

Die Deutsche Gesellschaft für Ethische Kultur sammelt Unterschriften für ein Gesuch um Begnadigung des wegen Meineid verurteilten Schröder. Es werden nicht Viele im Volke sein, die nicht dem durch seine Verurteilung schwer gebeugten Manne die Freiheit gönnten; mit einem Straferlaß aus Gnaden ist aber weder dem Ehrbewußtsein des Verurteilten, noch dem Rechtsbewußtsein des Volkes Genüge gethan. Nicht um Gnade dürfen wir bitten, wo Genugthuung verlangt werden darf. Vorweg müssen selbstverständlich die geordneten Wege beschritten werden; ich weiß nicht, ob der Versuch, die Wiederaufnahme des Verfahrens zu erwirken, schon gemacht, beziehentlich vergeblich gemacht ist. Danach allerdings tritt an den König die Pflicht zu amtieren heran. Hat der König es zugelassen, daß Schröder „im Namen des Königs" verurteilt wurde, so ist es nun, da die Wahrscheinlichkeit, daß Schröder zu Unrecht verurteilt wurde, sich immer mehr als Gewißheit aufdrängt, des Königs Pflicht, selbst die gesamten Verhandlungen eingehend durchzuarbeiten, selbst zu prüfen, ob Sein Name zu Recht gebraucht wurde. Wie Schröder den König einst in dessen Schlosse aufsuchte, so sollte der König dann den schwer getroffenen Mann in seiner Zelle aufsuchen. Auge in Auge dem Manne gegenüber sollte der König Sein Urteil fertig machen, und, wenn Er zu dem selben Ergebnis gelangt, zu dem Die gelangten, die jetzt um Gnade bitten wollen, so sollte der König dem Manne auf Grund Seiner „besseren Einsicht" die Freiheit wiedergeben, die mangelhaftere Erkenntnis ihm raubte. Das wäre Königlich, Persönlich und Groß zugleich gehandelt. Dieser Besuch in Werden würde dem Könige selbst mehr inneren Gewinn und würde ihm ein glanzvolleres Ansehen bei unserem Volke und bei allen Völkern der Erde geben, als Alles, was Er bisher that. Die Erinnerung an den schlichten Mann, der sein Ungemach mit wirklicher Würde trägt — ich habe ihn in seiner Zelle gesprochen — würde sich, das bin ich fest überzeugt, dem Könige unvergeßlich einprägen.

Zu Werden harrt noch ein Anderer der endlichen Befreiung: Ziethen. Man hat die beiden Fälle nebeneinander

gestellt; mit Unrecht; der Fall Ziethen liegt ganz anders. Während sich bei der Verurteilung Schröders sofort ein begründeter Unwille gegen die Urteilssprecher richtete, ist die erstmalige Verurteilung Ziethens „den Akten und Gesetzen gemäß" und unter Berücksichtigung des ganzen sonstigen Verfahrens wohl zu verstehen. Hier handelt es sich nur um die große Schwierigkeit der Herbeiführung eines Wiederaufnahmeverfahrens, in dessen Verfolg sich die Unschuld des Verurteilten unzweifelhaft klar ergeben wird. Schon die Anordnung des Wiederaufnahmeverfahrens hängt indes von einem richterlichen Spruch ab; und, da den hierüber entscheidenden Richtern aus Gründen, die mit unserem heutigen Staatssystem zusammenhängen, das Entlastungsmaterial nicht in seiner Gesamtgruppierung vor die Seele geführt werden kann — was aber bei einem neuen Gerichtsverfahren möglich wäre — so erfolgte bereits zweimal die Ablehnung des Wiederaufnahme-Antrags. Erledigt ist damit die Sache selbstverständlich nicht.

Wilhelm der Große.

Der König hat in letzter Zeit mehrfach von seinem verewigten Großvater, Wilhelm „dem Großen", gesprochen. Zeitungen haben dies nachgesprochen; ein Hutmacher in Berlin stellt bereits den „Zylinderhut Wilhelm des Großen" aus; auch soll es schon Schulinspektoren geben, die auf amtliche Einführung dieser Bezeichnung bedacht sind.

Vor einem staatsrechtlichen Gewissen, das heute doch noch den Ton in unserem Volksleben angiebt, kann dieser Beiname nicht bestehen. Konstitutionell regierte Staaten können „große" Fürsten im geschichtlichen Sinne nicht haben. Das ist der Fluch des bösen Konstitutionalismus, daß er den Königen mit der Verantwortlichkeit auch das Persönliche, und mit dem Persönlichen auch eine geschichtliche „Größe" raubt. Es bedürfte jedenfalls, wollte man den Beinamen einführen, einer vorherigen Abänderung zahlloser an den Feldmarschall Roon, den Kanzler Bismarck und den Feldmarschall Moltke von Wilhelm I. selbst und von seinen Nachfolgern erlassener Kundgebungen.

Von diesen Bedenken aber abgesehen, gehört der verewigte König nicht nur seinem Enkel; er gehört uns Preußen, uns Deutschen Wir haben ein Recht darauf, das Andenken des geliebten Fürsten in seiner vollen Schlichtheit erhalten zu sehen. Gerade in den Herzen, die am Treuesten und Pietätvollsten, auch wohl am Verständnisvollsten für das Wesen Wilhelm I. schlagen, lebt er nicht als „der Große". Will der Enkel seinem Großvater durchaus einen Beinamen geben, so sollte er ihn „den Pflichttreuen" nennen; diese Bezeichnung würde im Volke eher Verständnis finden. Am Würdigsten aber ehrt der Nachkomme seinen erhabenen Vorgänger, wenn er ihn, dem anspruchslosen Wesen des Verewigten entsprechend, so nennt, wie er sich selbst genannt hat.

Die Ehrung der Ahnen ist gewiß schön und ehrt die Ehrenden; jedes Zuviel und jedes Erzwungene wirkt aber auch hier schädigend. Wenn der König sagt: das Preußische Volk habe seinen Vater „vergöttert", so ist das ein Zuviel; es verstößt außerdem gegen die Satzungen der Kirche, als deren summus episcopus sich der König betrachtet.

Iltis-Untergang.

„Wollen Sie nicht etwas über „Iltis" schreiben? Gebe dem Kaiser, was des Kaisers ist, aber Gott, was Gottes ist. Mir scheint notwendig, das Letztere zu betonen. . . . Was mag der untergegangene Sozialdemokrat dabei wohl gedacht haben?" — Ich hätte ohne diese Aufforderung nicht über diesen Moment geschrieben. Es ist sehr schwer, etwas darüber zu sagen, zumal Lesern gegenüber, die doch vielleicht nicht Elastizität und Vorstellungskraft genug besitzen, um sich ganz in das Innenleben des Mannes hineinversetzen zu können, um den es sich hier handelt: des Kommandanten, eines Braven, über dessen Thun man nicht leichthin urteilen sollte. Es ist immer schön, wenn ein Mensch im Tode, in Sonderheit bei einem ihn jäh erfassenden Tode, seine innerste Lebensauffassung noch ein Mal besiegelt. Ob diese Lebensauffassung uns Allen richtig erscheint, ist eine andere Frage. Ich bin indes geneigt, diese Lebensauffassung für einen Offi-

zier, und so lange unser Volk sich durch seine gewählte Vertretung noch als ein „Volk in Waffen“ betrachtet, bis zu einem hohen Grade für berechtigt zu halten; jedenfalls findet sie in allen uns umgebenden Verhältnissen ihre Begründung, ihre Nahrung, ihre Billigung. Der Soldat, und neuerdings der Seemann ganz besonders, ist thatsächlich dem Könige und dem Kaiser verschworen. Er dient, wenn es auch im Eide noch heißt: „dem Könige und dem Vaterlande“, nach maßgebender Anschauung nur dem Könige, und als Seemann dem Kaiser; allenfalls noch einem sogenannten Staatsbegriff. Wir kennen die verschiedenen Vereidigungs-Ansprachen des Königs. Der König hat noch kürzlich erst wieder eine Truppe ausgezeichnet, indem Er Seine Ueberzeugung aussprach, sie werde . . . für Ihn . . . in den Tod gehen; Niemand hat dem Könige widersprochen. Das ganze Thun und Lassen in Heer und Marine vollzieht sich unter dem Zeichen des Königs und Kaisers; Gott, Christentum, Evangelium, Religiosität funktionieren nur da, wo es die Vorschrift verlangt; und diese Vorschrift lehnt sich an ein lieb- und lebloses Kirchentum an. Dieses „unter dem Zeichen des Königs“ hat auch sehr seine Berechtigung; es hat diese Berechtigung in Hinsicht auf den eigentlichsten Beruf des Soldaten: den Krieg, und es hat diese Berechtigung mit Rücksicht auf unsere religiösen Durcheinander-Begriffe. Solange uns der Konfessionalismus derart beherrscht wie heute, kann ein Offizier, ohne jedesmal einige seiner Untergebenen innerlich zu verletzen, kein irgendwie mit der Religion zusammenhängendes Wort gebrauchen. Für Viele in der Armee bedeutet daher auch der Kirchendienst, die Vereidigung und manche sonstige derartige Handlung längst schon eine Nötigung, eine innerliche Vergewaltigung. Gerade der in vorliegendem Brief erwähnte Sozialdemokrat, der sich doch sehr wahrscheinlich auch einbildete, Atheist zu sein, würde noch viel weniger erbaut gewesen sein, wenn der Kommandant etwa „Jesus meine Zuversicht“ angestimmt hätte; dem mitsterbenden Katholiken wäre aber auch damit noch nicht gedient gewesen; er beansprucht seine letzte Oelung. — Nun denken wir uns in den Moment, um den es sich handelt. Den sicheren Tod vor Augen: nur ein Gedanke —

und das ist ein erhabener Gedanke — „in seiner Art“ würdig zu sterben. Dem Offizier hat vielleicht hundertmal schon im Leben, wenn er sich bei dieser oder jener Gelegenheit an dem Kaisergedanken begeisterte, oder wenn der König ihm persönlich huldvoll begegnet war, oder wenn ihm die Machtstellung unseres Vaterlandes das Herz hob, sich gewünscht, sich gelobt, mit einem „Hurrah dem Kaiser“ zu sterben. Er hat sich, wie das Jeder thun sollte, in seiner Weise im Sterben geübt und ist nun so gestorben — ist das zu tadeln? ich ehre den Braven, so sehr ich auch verstehe, daß Nicht-Soldaten mit ihrem Denken nicht zu ihm hinüber können. Wir dürfen den Anderen aber nie aus uns heraus, wir müssen sein Thun aus seiner Vorstellung heraus beurteilen. Weiter: vom rein menschlich-praktischen Gesichtspunkt aus können wir Alle dem Braven nur danken, daß er seinen Todesgenossen den letzten Moment erleichterte. Es ist doch fraglich, ob Alle innerlich so gefestet waren, daß sie, wenn Jeder sich selbst überlassen blieb, die letzten Momente, die aber auch zu Minuten — Minuten, die eine Ewigkeit bedeuten — werden konnten, ruhig und gefaßt verbracht hätten. Da war es richtig, daß der Führer seine Mannschaft vor einem innerlichen Erweichen schützte. Nennen wir es selbst eine Art Betäubung — im freundlichsten Sinne gemeint —, so war sie angebracht. Der gefestete Mensch bedarf überhaupt keiner Hilfe, um in das Jenseits zu gleiten, dem Zagenden aber hilft der Enthusiasmus leichter hinüber als die Rührung. Und diesem Enthusiasmus schließen sich in solchen Momenten auch die für gewöhnlich Widerstrebenden an; die Betäubung teilt sich auch ihnen mit. Ich bin überzeugt, der Sozialdemokrat hat eingestimmt in das Hoch; was ich fürchte, ist, daß seine Parteigenossen ihm selbst dieses Betäubungshoch nicht verzeihen. Wir aber wollen nicht richten, und wollen ganz besonders das Thun eines Mannes nicht richten, der seine Mannschaft in seiner Weise „heldenhaft“ in den Tod führte.

Schiedsgericht.

Die Ergänzungen zu den ehrengerichtlichen Bestimmungen der Offiziere werden vielfach unrichtig beurteilt. Insoweit es sich um

eine Belehrung handelt über den Ehrbegriff und über das Verhalten bei Beleidigungen enthält der neue Erlaß nichts, was nicht jeder in altpreußischer Denkart aufgewachsene Regiments-Kommandeur seinen Offizieren sagt; immerhin ist es gut, daß der König diese Ansichten hier wiederholt. Insoweit das formelle Verfahren eine Aenderung erleidet, liegt ein Gewinn in dieser Aenderung nicht. Der Umstand, daß der König — zugleich der einzig Entscheidende über Sein und Nichtsein aller in Frage kommenden Instanzen — diesen Männern so nahe rückt, birgt die Gefahr, daß sie, weil auch Offiziere nur Menschen sind, es sich angelegen sein lassen, wiederum ihrerseits der Ansicht des Königs möglichst nahe zu rücken. Es ist zu menschlich, daß die derart unter unmittelbarer Aufsicht des Königs entscheidenden Offiziere voran die Frage stellen: wie denkt der König über den Fall? während die Frage lauten muß: was ist das für den Offizier Richtige? Es werden nun zwar, gerade in Ehrensachen, die Antworten auf beide Fragen fast ausnahmslos übereinstimmend sein; der König hat bisher ein sehr richtiges Gefühl in diesen Fragen bekundet. Weil aber diese Sicherheit auch die anderen entscheidenden Offiziere beherrschen und erforderlichen Falls in ihnen gestärkt werden soll, dünkt es mir nicht gut, daß der oberste Kriegsherr so dicht dabei steht.

Eine schwere Erschütterung erleidet das bisherige System der Behandlung von Ehrensachen durch die Bestimmung, wonach fortan im Wesentlichen der Ehrenrat entscheidet, ob der Offizier sich schießen soll (darf) oder nicht. Das war das Große, das Erziehliche, darin lag die einzig-artige Vorbildung für den Krieg, die Vorbildung für York-Charaktere, daß der Offizier zunächst selbständig und unter alleiniger persönlicher Verantwortlichkeit Entschließung fassen mußte, was thun; ob, oder ob nicht schießen. Zwar stand jeder Kamerad, in Sonderheit der Ehrenrat, dem Offizier — auf dessen Verlangen — mit Rat zur Seite; aber: der Offizier „verwaltete seine Ehre selbständig". Erst, wenn Zweifel auftauchten, ob er Offizier-gemäß gehandelt, beantragte der Zweifler einen ehrengerichtlichen Spruch. Jetzt ist der Offizier nicht nur berechtigt, sondern gezwungen, die Verwaltung seiner

ihm angegriffen erscheinenden Ehre Anderen anzuvertrauen. Schiedsgericht. Nicht mehr Selbstherrlichkeit gegenüber dem eigenen Ehrbewußtsein; nicht mehr Selbst- und Alleinverantwortlichkeit gegenüber den heiligsten Empfindungen.

Wie bei so mancher Veranlassung: zwei Strömungen durchwallen mein Inneres. Als Offizier bin ich schmerzlich betroffen von diesem Abbiegen in andere Bahnen der Auffassung; als vorwärts-gerichteter Mensch sage ich mir: eine neue, vielsagende, vielbedeutende Erscheinung in unserem Volksleben; eine Erscheinung, die dem Neuen, dem Kommenden, dem Werdenden vielleicht gewaltiger vorarbeitet, als alles Mühen der vorwärtsstrebenden Elemente. In dem Gedanken „Schiedsgericht" liegt eine ganze Welt von Zukunftsgebilden; diesen Gedanken in das Heer verpflanzen, heißt die kriegslose Zeit vorbereiten. Wir sind eben Alle nur Werkzeuge des Entwickelung-Gesetzes, auch die Könige.

Konversion der Prinzessin Sophie.*)

Wie ich über die denke? — Ein sechs Wochen altes Kind auf ein Bekenntnis taufen, dieses Kind dann in einem bestimmten Glauben unterweisen, schließlich von einem Halberwachsenen ein Gelübde fordern oder auch nur entgegennehmen, durch das der junge Mensch an den „Glauben seiner Väter" gefesselt wird, ist ein Unrecht, das alle Diejenigen, die an diesem Unrecht beteiligt sind, unfähig macht, über das Verhalten eines Menschen zu richten, der sich in der Folgezeit auf diese oder jene Weise gegen das konfessionelle Herkommen vergeht. Wir Alle sind an diesem Unrecht schuld; wir, die Gemeinsamkeit; wir, die wir eine solche Vergewaltigung junger Seelen zulassen. Wir müssen einen Unterschied machen, zwischen „Glauben", wirklichem, selbständigem, bewußtem, persönlichem Glauben, und dem durch das Herkommen oder Kirchensatzung geforderten „Bekenntnis". Wissen denn die Voreiligen, die sich eine Meinung über die Konversion der Prinzessin Sophie anmaßen, etwas von dem Seelenleben ihrer einstigen Volksgenossin? Vielleicht hat Prinzeß Sophie — gleich so vielen

*) Auf eine Anfrage der „Gegenwart".

jungen Christen — sich ihrer Zeit, das heißt bevor sie das Konfirmationsgelübde leistete, mit dem Wortlaut und selbst mit dem Sinn des Bekenntnisses nicht zurecht finden können; dann wird man sie, wie üblich, wegen ihrer Zweifel beschwichtigt, wird sie auf ihre Pflichten, als getaufte Christin, als in der protestantischen Lehre erzogene Fürstentochter verwiesen haben. Wir wissen Alle nicht, was der jungen Konfirmandin das Bekenntnis war, wissen nicht, was es ihr in der Folgezeit wurde; jedenfalls wird sie es vor ihrem Gewissen haben verantworten und wohl auch mit „Glauben" haben verantworten können, daß sie das „Bekenntnis" wechselte. Haben die ruhmseligen Bekenntnistreuen etwa ein reineres Gewissen? Ist auch nur Einer unter ihnen, der sein Altargelübde in dem Sinne gehalten hätte, daß er die evangelischen Lehren lebte? Besser ist es, sein Bekenntnis und selbst seinen Glauben wechseln und ein guter Mensch bleiben, als (äußerlich) am Bekenntnis festhalten und ein nichtguter Mensch sein.

Alleswisser wollen wissen, die Verstimmung unseres Königs gegen Griechenland hänge mit Seiner Mißbilligung der Konversion der Prinzeß Sophie zusammen. Möglich ist ja Vieles, auch das; aber nicht gut denkbar. Deshalb nicht, weil, wie auch Wenigerwisser wissen, der König die Entschließung Seiner Kousine, den russischen Thronfolger zu heiraten (also auch das Bekenntnis zu wechseln) durchaus gebilligt, vielleicht sogar mit betrieben hat. Diese Konvertitin ist inzwischen zum Chef eines Garde-Kavallerie-Regiments ernannt worden. Unmöglich also, daß der König besonders streng über den Bekenntniswechsel denkt; man muß nämlich wissen, was es heißt: Chef eines Preußischen Garde-Regiments.

Die Fahneneidrede des Königs.

„Sie werden doch in der Versöhnung etwas über die letzte Rede des Kaisers sagen?" — Was soll ich denn sagen? Der, den es zumeist angeht, hört es ja doch nicht, und den Anderen sagen die Zeitungen gerade genug; sogar zuviel. Vorweg muß ein in letzter Zeit häufig eingeschlagenes Verfahren zurückgewiesen werden, wonach die Zeitungen, um ihrem Herzen ungezügelter Luft machen zu können, sich hinter der (erheuchelten) Annahme

verschanzen, der König habe das nicht gesagt, könne so etwas gar nicht gesagt haben. Warum kann der König das nicht gesagt haben, was berichtet wurde? Nach Allem, wie wir Ihn in den letzten Jahren kennen lernten, kann er das sehr wohl gesagt haben. Es ist also besser, jedenfalls ehrlicher, die Thatsache anzuerkennen und dann unbefangen nach einer Erklärung für dieselbe zu suchen. Der König, im Augenblick mehr Glaubensgenosse als Kriegsherr, wandte sich mit seinen Worten ausschließlich an die Rekruten christlichen (katholischen und protestantischen) Bekenntnisses. In landläufiger Fassung appellierte Er an das christliche Bewußtsein Seiner jungen Gardisten, wie er bei anderen Gelegenheiten von „Seinen Pommern" oder von „Seinen Seeleuten" etwas Besonderes erwartet. Auch wissen wir, daß, die Kirchenlehren ernst genommen, **wirklich** nur Der ein braver Soldat, sogar nur Der ein rechtschaffener Mensch sein kann, der Kirchenchrist ist. Wenn also der König Sich in diesem Augenblick als treuer Sohn Seiner Kirche, gar als deren summus episcopus fühlte, durfte Er nicht nur, sondern mußte Er so sprechen. Die möglichen Folgerungen aus dieser Thatsache sind allerdings geradezu entsetzliche. Ist der katholische Feldpropst guter Katholik, so hat er hinterher die katholischen Rekruten wieder besonders vorgenommen und hat ihnen versichert, daß nur und einzig der „Katholik" ein braver Soldat sein kann. Wer aber will es dann — nach der preußischen Verfassung — Fräulein Altmann wehren, daß sie ihre uniformierten Glaubensgenossen um sich versammelt und ihnen klar zu machen versucht, daß, wer heute noch an einen persönlichen Gott oder an ein Fortleben der Seele oder an sonstwas glaubt, ein so beschränkter Kopf ist, daß er unmöglich ein intelligenter Soldat werden kann. Das Verhängnisvolle der Königlichen Worte liegt also in dem Hineintragen des Konfessionellen in unser öffentliches Leben überhaupt. Der König am Wenigsten darf in dem Augenblicke, da er Kriegsherr ist, irgend etwas Anderes sein, als oberster Deutscher. Der König darf, im Sinne der Verfassung und nach dem Verlangen des Volkes, seinen persönlichen Glauben mit keiner Amtshandlung verbinden. Die konfessionellen Redewendungen,

denen wir häufig bei feierlichen öffentlichen Handlungen begegnen, stören nicht nur vielfach, sondern kränken, ja verletzen zuweilen die Andersgläubigen. Worte aber, die aus des Königs Munde gehen, sollen niemals und sollten Niemand verletzen, sollten immer nur wohl-thun, erheben. Leicht ist das unserem Könige heute nicht gemacht. Heute, wo noch „Jedermanns Hand gegen Jedermann" ist, ist auch der König, dafür ist Er eben Mensch, in vielen, auch in konfessionellen Dingen „für" und ist „wider".

So lange wir nicht ein einiges Volk darstellen — zwar ehrlich-fromm, aber auch ebenso ehrlich-interkonfessionell — so lange wird auch der König den Konfessionalismus nicht ganz abstreifen; so lange wir einem Kirchtum heutiger Art überhaupt noch ein Dasein gönnen, so lange wird diese Kirche auch behaupten, daß ihre Zugehörigen etwas Besseres sind, als „das andere Volk"; so lange sind wir also schmerzlichen Empfindungen ausgesetzt, wie sie die Worte des Königs bei Tausenden im Volke erregt haben. Bei mir vor Allem in dem Sinne, daß nichts weher thut, als wenn wir Denjenigen einen Fehler machen sehen, den wir besonders lieb haben, von dem wir wünschen, daß er keinen, wenigstens keinen schweren Fehler macht, von dem wir wünschten, daß er das wäre, was er sein sollte und auch sein könnte, wenn . . . das Andere steht schon auf den ersten Seiten.

Bismarck.*)

Bismarck hat den Besten seiner Zeit genug gethan. Bismarck war „der" Mann seiner Zeit. Bismarck hat seine Zeit ausgefüllt; so ausgefüllt, daß er für alle Zeiten einer der markantesten Männer in der Geschichte unseres Volkes bleiben wird. Bismarck hat aber nur, gerade nur, seine Zeit ausgefüllt. Sein Denken und Verstehen macht Halt vor den Erfordernissen der folgenden Zeit, wenngleich er selbst die Gestaltung dieser neuen Zeit vorbereitete. Das schmälert die Bedeutung des Mannes nicht, noch berechtigt es zu einem Vorwurf oder gar zur Undankbarkeit. Diejenigen aber, welche das Thun und Lassen,

*) Auf eine Anfrage der „Gegenwart".

die Meinung und das Wollen eines Mannes der vergangenen Zeit als allein bestimmend auch für die hereingebrochene Wandlungsepoche hinstellen, thun ein doppeltes Unrecht: Unrecht an unserem Volke, dessen Bewußtsein zwar mit allen Fasern dankbarer Pietät an der großen Zeit hängt, die unter dem Wahrzeichen „Bismarck" steht, das aber mit pflichttreuem Verständnis jetzt sich den neuen Aufgaben — Wandlung unserer bisherigen Lebensauffassung (Weltanschauung) zuwendet; — und Unrecht an dem Manne ihrer Verehrung selbst. Denn: Ein Bismarck läßt sich nicht umprägen; jede Verwertung dieser typischen Währung seiner Zeit in einer ihm nicht mehr zugehörigen Zeit ist ein Fehler; selbst Diejenigen, die den Bismarck seiner Zeit herzhaft lieben, werden durch solche außerzeitliche Verwertung abgestoßen. Viele werden dadurch zu einem Widerspruch gereizt, der in minderen Menschen die Erinnerung an den großen Kanzler — zwar zu Unrecht, aber doch begreiflich — zu trüben vermag. In welchem Grade Bismarck selbst Schuld ist an dieser (vorübergehenden) Trübung, wage ich nicht zu beurteilen.

Der Gott von Zorndorf.*)

Ein Geistlicher wollte mein Urteil über die Kirche, deren Lehren und Forderungen nicht gelten lassen. In Sonderheit hatte es ihn verdrossen, daß ich den von der Kirche gepredigten Gott als einen „kleinen" bezeichnet. Ich erklärte dem Herrn Prediger, inwiefern mir ein Gott, der sich durch jeweilige (Gebets-) Beeinflussungen bestimmen läßt, ein „Gott von Zorndorf", inwiefern mir ein Gott, der Sein Werk so mangelhaft angelegt, daß Er ihm durch allerlei Maßnahmen (Sintflut, Entsendung eines Erstgeborenen u. s. w.) nachhelfen muß, zu klein ist. Ich hatte die Auseinandersetzung nicht beabsichtigt, nun es aber so kam, ging ich auch einmal ordentlich aus mir heraus. Ich habe dem Manne eine Gottesvorstellung und Gebetsbegriffe vorgeführt, die — ob von ihm, weiß ich nicht — jedenfalls von den Liegnitzern lebendig nachempfunden wurden. Ich habe ihn nach

*) Aus einem Vortrag in Liegnitz.

Gethsemane geführt und habe ihm gesagt, was beten heißt: sich demütig vorbereiten, sich durch heldenhafte Entsagung läutern, sich mit heiliger Kraft erfüllen, das zu tragen und zu ertragen, was eine weise Vorsehung, ein untadliges Gesetz, eine ewige Liebe über uns verhängt. Auch was der Herr Prediger an meinen Ausführungen über Taufe und Einsegnung auszusetzen hatte, ließ ich nicht gelten. Er wollte das Glaubensgelübde der unreifen Jugend als einen Akt der Freiwilligkeit hinstellen und tadelte die Kirche, die das Taufen solcher Kinder zulasse, deren Eltern selbst keine gläubigen Christenleute mehr seien. Um die Anschauungen des Herrn Pastor hatte es sich aber garnicht gehandelt, sondern um das Verfahren der Kirche, welche die jungen Seelen auf dem allerheiligsten Gebiet, dem der Innenvorstellung (Glauben), von vornherein jedes Rechtes auf Selbstbestimmung beraubt. Der weihevolle Erinnerungsakt, auf den der Herr Prediger hinwies, soll unserer Jugend so wenig genommen werden, wie wir „das Taufen abschaffen" wollen. Aber es ist ein Unterschied, ob der junge Mensch mit einem segnenden Wort aus der Schule entlassen und in das Leben eingeführt wird, oder ob er sich mittels Gelübde zu einer Innenvorstellung bekennt, von der ich nicht weiß, ob sie morgen noch „seine Wahrheit" ist.

Entkonfessionalisieren.

Ein aus der katholischen Kirche in die Königlich Preußische Landeskirche Uebergetretener hat kürzlich in einem Vortrag als Beispiel dafür, wie die deutsche Reichsregierung vor Rom die Segel gestrichen habe, erzählt, es sei ihm, als er seine Wiedereinstellung in den preußischen Staatsdienst nachgesucht habe, an maßgebender Stelle gesagt worden: „Was würde der heilige Vater in Rom und das Zentrum dazu sagen, wenn Sie wieder angestellt würden?"

Warum soll eine deutsche Regierung nicht Rücksicht auf den Papst nehmen? Die deutschen Regierungen nehmen in konfessioneller Beziehung untereinander doch auch Rücksichten. Tritt heute ein Beamter Oldenburgs aus seiner Landeskirche aus und schließt sich einer Vereinigung Andersgläubiger — etwa einer

freireligiösen Gemeinde — an, so ist seine Verabschiedung sicher. Wollte er darauf in einem anderen deutschen Staate eine Neuanstellung suchen, so würde ihm ebenso sicher geantwortet werden: „Was würde dazu der Großherzog von Oldenburg und was würde Ihre Regierung dazu sagen.“ Solange Staat und Gesellschaft sich überhaupt ein Urteil darüber anmaßen, was Jemand glauben darf und was er nicht glauben soll, solange ist es ganz gleichgiltig, ob diese Anmaßung ihren Sitz in Rom oder wo sonst hat. Wir müssen unser öffentliches Leben entkonfessionalisieren.

Die Erbsünde.

Nach unseren Früchten soll man uns beurteilen, nach unseren Thaten soll man uns werten. Das wollen wir abschaffen, daß wir uns darum bekümmern, wie der Eine oder der Andere über den Sündenfall denkt, weil damit der Gemeinsamkeit nicht gedient ist. Den Sündenfall muß ich aus meiner Auffassung ausgeschlossen haben, denn ich stehe auf dem Standpunkt, daß das Paradies vor uns liegt, nicht hinter uns. Der Begriff Erbsünde ist eine der traurigsten Lehren, mit denen uns die Kirche beglückt hat. Wir wollen nicht länger unter dem Begriff, unter dem Druck der Sünde stehen, sondern unter dem Begriff des frohen, gesunden Sichauslebens. Dieses Sichgedrücktfühlen unter der Sünde ist ein Vergehen gegen den Schöpfer. Der Schöpfer hat uns als gesunde Menschen geschaffen.

Verein Frauenwohl.

Ich war von dem Verein „Frauenwohl“ eingeladen, ich könnte auch sagen: vorgeladen. Mit einem Vortrag über das Thema: „Warum muß die Frauenbewegung unabhängig bleiben?“ sollten einige von mir gethane schriftliche und mündliche Aeußerungen bekämpft, beziehentlich ich eines Besseren belehrt werden. Aber es war keine Mensur; die Klingen kreuzten sich nicht; die Rednerin focht zwar, aber sie focht ohne Gegner. Was sie bekämpfte und ablehnte, hatte weder ich, noch wohl ein Anderer jemals gefordert, daß nämlich „die Frauenbewegung sich „„einer““

Partei anschließen" solle. Rednerin stellte an sich ganz interessante, aber gegenstandslose Untersuchungen darüber an, warum die Frauenbewegung sich nicht diesen und nicht jenen und nicht denen anschließen kann. Darum handelt es sich aber garnicht. Entweder schließen sich die einzelnen Frauen als Einzelwesen gleich den Männern dem heutigen Parteiwirrwarr an, dann gäbe es fortan freisinnige, nationalsoziale, konservative u. s. w. Frauen, wie man heute jeden Mann in eine politische Rubrik einzwängt; das wird Niemand wünschen. Oder die Frauen schließen sich, wie dies ihre unterdrückten Brüder, der vierte Stand gethan, zusammen, und erkämpfen als „Frau" von dem Gewalthaber „Mann" ihre Unabhängigkeit; in diesem Kampfstadium befinden wir uns im Wesentlichen heute; oder: die auf der Höhe der Zeit stehenden Frauen thun sich mit den gleichentwickelten Männern zusammen, um mit diesen gemeinsam an der Förderung des Gesamtwohles zu arbeiten. Daß wir so weit noch nicht sind, weiß ich; auch jener Abend zeigte es deutlich; aber wir müssen uns das zu Erstrebende heute schon vor Augen halten und müssen jeden Schritt, den wir thun, mit Hinblick auf dieses höhere Ziel thun.

Hammerstein und Friedmann.

Daß sie unrecht gethan haben und gefrevelt, wissen wir Alle. Daß sie Erzeugnisse unserer Zustände sind, ist meine Meinung. Ich kann selbst auf diese Männer einen Stein nicht werfen. Muß er geworfen sein, so fällt er auf die Erzieher, auf die Kirchenvorstände, auf die sonstigen Leiter dieser Männer. Die Männer sind gefallen, aber sie sind augenblicklich die unglücklichsten Menschen unter uns; denn sie sind sehr tief, von einer hohen Stellung heruntergefallen. Sie bedürfen unseres Mitleids genau so, wie jeder Andere. Und es ist ein jammervolles Zeichen, daß sich unser Volk gefallen läßt, daß unsere Zeitungen uns mit solcher widerlichen Breite die Einzelheiten bringen. Von den Ideen, die ernste Männer an ernsten Tagen sprechen, sagen unsere Zeitungen garnichts.

Pflichtverständnis.

Jeder mit nur einigem Gefühl Begabte empfindet die Art, wie einige unserer Volksvertreter ihrer Berufung nachgehen, als ein Zeichen des Tiefstandes der Gesinnung. Man muß indes mild sein; die Männer ermangeln thatsächlich zum Teil ganz und gar des Verständnisses für Pflicht. Als ein Volksvertreter mehrmonatigen Urlaub nach Amerika erbat, war „Heiterkeit" die Antwort seiner Berufungsgenossen. Jetzt meldet ein Volksvertreter, daß er „auf dringliches ärztliches Anraten jede Thätigkeit meiden soll, welche zu einer sogenannten sitzenden Lebensweise zwingt. Deshalb würde er auch seine parlamentarische Thätigkeit auf ein thunlichst geringes Maß einschränken müssen." Die Zeitungen drucken das ab, wie wenn Jemand seine Verlobung anzeigt. Der Gedanke, daß der Reichstag kein Siechenhaus ist, kommt ihnen garnicht, kommt, wie wir sehen, auch dem Erwählten des Volkes nicht, kommt, wie es scheint, auch den Wählern nicht. Wir reden vom Pflichtgefühl; wir überschätzen dabei Viele unserer Volksgenossen; den Meisten fehlt es noch am Verständnis für die Pflicht. Dies Verständnis zu erwecken ist Aufgabe Derer, die sich als Teil des öffentlichen Gewissens betrachten.

Das Allmachtsgesetz.

„Darum werden Sie Ihre herrliche Kraft nutzlos verbrauchen." Nein; das ist ausgeschlossen; davor schützt uns das Allmachtsgesetz. Kein Gedanke, den der Mensch je in der Richtung seiner eigenen Vervollkommnung faßte, ist ohne Segen; kein Wort, das ein Mensch je im Dienste der Vervollkommnung des Ganzen sprach, verhallt nutzlos. Wir müssen unterscheiden: den sichtbaren, greifbaren, oft auch nur scheinbaren, blendenden Erfolg, und das Ergebnis eines unverdrossenen Wirkens. Dies Ergebnis kann Niemand, die Zeitgenossen am Wenigsten, ermessen. Wer dem sichtbaren Erfolg nachgeht, begnügt sich nur gar zu leicht mit Trugerfolgen; nur, wer sich ohne jede Rücksicht auf greifbare Erfolge in den Dienst der Gemeinsamkeit stellt, wirkt dauernd.

„Zum Märtyrer werden Sie es vielleicht bringen, nicht aber

zum Reformator.“ Ich verzichte auf Beides. Ein vor ſich ſelbſt ehrlicher Menſch, der aus ſeinem innerſten Drange heraus handelt, iſt kein Märtyrer. In dem Augenblick, da er das thut, wozu ſein Gewiſſen ihn drängt, thut er ſich ſelbſt Genüge, auch wenn ihm durch ſein Thun noch ſo viel Leid bereitet wird; er würde, wenn er ungethan ließe, was zu thun ihm die Pflicht vorſchreibt, unter dem Fluch der Untreue gegen ſich ſelbſt noch viel mehr leiden. Und Reformator? In der Wandlungs-Periode, in der wir uns befinden, handelt es ſich nicht um Reformation; es handelt ſich um ganz neue Einrichtungen im Volks- und Völkerleben auf Grund gänzlich gewandelter Grundbegriffe. Krieg, Staat, Kirche ſind Begriffe, die wir nicht reformieren, ſondern überwinden wollen, um an ihre Stelle zu ſetzen: Verſöhnung, Gemeinſamkeit, Religion.

Die Ernsten Gedanken waren die letzte Anfrage an die Kirche, ob sie sich besinnen wollte ihrer Pflicht, zu sammeln und zu erleuchten. Mein Nein! ist mit einem Verbrennen des Nein beantwortet. Verbrennen aber heißt nicht widerlegen. Man hat meine Frage mit einem Wechseln meines Kleidungsstückes beantwortet. Der Mensch konnte nicht gewechselt werden. Das Nein hat Niemand auch nur versucht zu widerlegen. Die Kirche ist ja doch nur dasselbe, was ein Schulgebäude ist. Was haben wir uns denn für menschliche Einrichtungen zu erwärmen! Den göttlichen Funken, das Religionsbedürfnis wollen wir erwärmen. Nicht um die Entwickelung des evangelischen Oberkirchenrats handelt es sich bei mir, sondern um das Wohlergehen des Volkes. Die evangelische Kirche, wie sie ist, ist nicht mehr zu retten. Ich in meinem Herzen habe sie als Einrichtung vollständig aufgegeben. Sie bringt uns nicht die Religiosität, geschweige denn, daß sie uns das bringt, was wir notwendig haben, das Brot.

Der Evangelisch-soziale Kongreß. Eine Zeitschrift rühmt „den vollen Akkord, mit dem der diesjährige Evangelisch-soziale Kongreß ausklang." Der Schlußredner hatte geäußert, für ihn sei das (biblische) Wort „Seid fruchtbar und mehret Euch" zum Deutschen Volke gesprochen. Brausender Beifall — so heißt es dort — verschlang den Schluß: „Und machet sie Euch unterthan". Besonnene Männer sollten sich hüten, die anmaßenden und gerade von uns Deutschen vielfach verurteilten Redewendungen eines alttestamentlichen Bibelvolkes hervorzuholen, um sie als Bestandteil unseres heutigen Gesittungsstandpunktes auszugeben. Die anderen Völker werden sich nicht in die Unterthänigkeit eines Volkes begeben, das noch nicht einmal seine eigenen Frauen als ebenbürtig betrachtet.

Konfessionelle Eifersucht. Der Gustav-Adolf-Verein tagt. Gegenstand: die Hoftafel in Breslau; Einladungen dazu. „Ferner kann der Herr Redner mir vielleicht sagen, weshalb man diese katholischen kirchlichen Würdenträger so ausgiebig mit Brillanten und Orden behängte, während man unsere evangelischen Geistlichen leer ausgehen ließ?“ (Beifall). Es erübrigt eigentlich jedes Wort; nur das „man“ möchte ich charakterisieren als das, was es ist: eine unevangelische Feigheit; nicht einmal den Mut, persönlich zu werden, haben diese Konfessionseiferer. Zum Schluß der Verhandlung aber sangen sie „Ach bleib mit Deiner Gnade.“ Das sind nun Hauptvertreter eines von ihnen zwar noch so genannten, in Wirklichkeit aber Gott und Jesus entfremdeten Christentums. Das Betrübende dabei ist, daß solche Männer Tausenden in unserem Volk die Freude an dem Evangelium und selbst die Beseligung an dem, was sie überhaupt mit dem Begriff „Religion“ verbinden, rauben.

„Jetzt gehen wir mit Gott“ — sagte kürzlich, sagt vielleicht regelmäßig, wohl gar Vorschrifts-gemäß der Gefängnisbeamte, der einen Verurteilten zum Schaffot führt. Mit welchem Gott? Mit dem Gott, auf den Jesus, der Christ, verwiesen, den Millionen in ihrem Herzen tragen, und von dem sogar die staatliche Kirche predigt, gewiß nicht, denn das ist ein Gott der Liebe und Vergebung, nicht ein Gott der Rache und des Tötens. Also mit welchem Gott? Man sollte doch dafür sorgen, daß dem unheiligen Akt einer Hinrichtung nicht durch den Mißbrauch des heiligen Wortes „Gott“ das Gepräge einer Gott-gewollten Einrichtung gegeben wird.

Jesus als Sozialist. Ich habe keine Freude an der Bezeichnung, daß Jesus der erste wahre Sozialist gewesen sei. Jesus ist der, der für Alle gekommen ist. Er ist gerade der, der das Proletarierbewußtsein aufheben will, wie jedes Andere. Er ist der, der sich nicht damit begnügen will, die Klassenunterschiede etwas freundlicher zu gestalten. Er ist der, der die Klassenunterschiede beseitigen, auflösen will in dem Begriff der Gemeinsamkeit.

Die Entwickelung und die Menschen. Man kann nicht alle unter einen Hut bringen? Es kommt bloß darauf an, wie

groß man den Hut macht. Ich mache ihn so groß, daß das ganze Volk darunter Platz hat. Ich mache den Begriff Religion so weit, daß er Alle umfaßt. Wenn die gegebenen Verhältnisse so miserabel sind, dann rechne ich gar nicht damit, sondern suche überhaupt abzuschaffen. Die Blößen gucken ja aus dem Gesetzes-Hemde heraus. Ich helfe die Menschen beiseite drücken, die der Entwickelung im Wege stehen. Man kann doch die Entwickelung nicht durchbrechen. Die Entwickelung hat keinen Riß, aber sie kann auch einmal springen. Gewaltmenschen haben wir in Zukunft nicht mehr. Konsistorialräte fallen fort.

Der natürliche Zustand. „Jeder Patriot wird daher die Hoffnung freudig begrüßen, daß . . . der natürliche Zustand wieder hergestellt ist, in dem die Regierung die politische Führung festhält." (Eine politische Korrespondenz.) Nein. Mit dem Patriotismus hat diese Anschauung überhaupt nichts zu thun; man kann die patrie, sein Vaterland, glühend lieben und doch, ja gerade deswegen, entgegengesetzter Meinung sein. Richtig ist, daß, solange wir überhaupt an dem Begriff „Regierung" im bisherigen Sinne festhalten, es natürlich ist, daß sie politisch führt. Die Vorfrage aber ist die, ob das Deutsche Volk der Gegenwart einer Regierung bisheriger Form überhaupt noch bedarf, ob ein Regiert-werden, wie es die Vergangenheit mit sich brachte, heute noch das Natürliche ist. Diese Vorfrage beantwortet sich mit: Nein.

Die Greuel von Barcelona und die Gebildeten. Am 3. März Protestversammlung der Einwohner Berlins gegen die behördlichen Greuel in Barcelona. Gewisse Kreise unserer Einwohnerschaft verzichteten allerdings darauf, an dieser zu Ehren christlicher und gesitteter Denkweise stattfindenden Demonstration teilzunehmen; sie überließen den Schutz unserer heiligsten Güter dem feineren Empfinden des Arbeiters. Und sie thaten recht daran; Religion, Sitte, Ordnung waren bei diesen 2000 Menschen, deren nur Wenige zu den überhaupt-Besteuerten zählen mochten, insofern in sicherer Obhut, als die beste Verteidigung dieser heiligen Güter in einer energischen Abwehr jeder Ungesittung, Barbarei und Unchristlichkeit liegt; von solcher Abwehr in den politischen

Versammlungen und sonstigen Zusammenkünften der Höchstbesteuerten hört man wenig.

Der Freund der Anarchisten. „Glaubt Herr von Egidy, sich die Zustimmung und das Interesse der Besitzenden im gleichen Maße zu erhalten als er, wenngleich in so edler Motivierung, der Freund der Anarchisten ist?" Nur die Freundschaft der Vernünftigen unter den Besitzenden besitze ich, und diese werden sich nicht irritieren lassen. Ich weiß aber nicht, ob ich die Freundschaft der sogenannten Anarchisten habe; unter ihnen werden es auch nur die Vernünftigen sein. Es giebt überhaupt nur zwei Menschenrassen: die Vernünftigen und die Unvernünftigen.

Professor Sohm. Sohm hat ein Urteil von dem Standpunkte der Männer aus, die das „Bürgerliche Gesetzbuch" gemacht haben; im Rahmen der Weltanschauung, die überhaupt dazu drängt, jetzt ein Bürgerliches Gesetzbuch zu schaffen. Das ist aber die absterbende Richtung. Und deswegen konnte mich der Umstand, daß ich vor Jemand einen heiligen Respekt habe, nicht davon entbinden, sein Urteil auch da zu prüfen, wo er es auf einem Sondergebiet ausspricht.

Der Spiritismus ist eine Weltanschauung, die den gleichen Anspruch auf Achtung und Wertung hat, wie irgend ein anderer Glaube. (Ob Jemand glaubt, daß der selige Petrus ihm die Himmelsthür öffnet, oder ob er glaubt, daß er garnicht stirbt u. s. w. ist gleich.) Ich persönlich habe keine Ader für den Spiritismus oder Spiritualismus, aber dafür, daß wir die Glaubensvorstellungen der Menschen zu achten haben.

Die Züchtung von Millionären. Welches ist denn der Zweck der Industrie? Die Schornsteine sollen doch nicht rauchen, damit wir Millionäre züchten! Doch nur, damit wir die Bedürfnisse des Volkes befriedigen.

Der Reichskanzler und der lebendige Sozialdemokrat. Nach unseren Ministern sind die Chefredakteure der großen politischen Zeitungen die schlechtest unterrichteten Männer im Lande. Unser Reichskanzler hat einen lebendigen Sozialdemokraten außer im Reichstage noch gar nicht gesehen.

Mausoleum. „Dem deutschen Volke!“ als Inschrift auf das Reichstagsgebäude würde eine große Lüge sein; denn die Männer arbeiten dort nicht für das deutsche Volk. Jeder Einzelne hält sich für einen Interessenmenschen, einen Parteimenschen. Ich würde darüber schreiben: „Mausoleum!“ denn weiter ist es nichts.

Humus. Nicht nur an die Wurzel, — das schädigt das Wachstum — sondern mindestens drei Meter unter die Wurzel müssen wir gehen. Neuen Humus unter die Wurzel, damit die Wurzel sich aus ganz anderem Stoff vollsaugen kann.

Gesinnungsaristokratie. Unter allen Umständen werden Unterschiede auch in Zukunft vorhanden sein. Aber es ist zweierlei, ob wir abgeschlossene Individuen sind, und diese zusammen die Gemeinsamkeit bilden, oder ob Klassen und Stände bestehen. Es wird sich eine Gesinnungs-Aristokratie bilden.

Unhistorisch ist jede Wandlung? Sklaverei, Leibeigenschaft, als diese abgeschafft wurde, war es „unhistorisch“.

„Sei treu der Pflicht!“ Kommt mir eine andere Erkenntnis, so bin ich treu der neuen Pflicht, wie die Braut, die sich mit Thränen vom Elternhause losreißt. Wir müssen vorwärtsdankbar sein. Es kommt uns zu die Ausübung der Pflicht nach vorwärts hin. Wir denken dabei an die Nachgeborenen. Dieses Schaffen nach vorwärts braucht sich nicht lieblos zu trennen von der Vergangenheit.

Das Geflecht der Ideen. Ich meine, daß wir uns einem großen Irrtume hingeben, wenn wir denken, daß eine einzige Idee selbständig zur Verwirklichung gelangt. Die Ideen bilden ein Geflecht, ein Gewebe, und nur, indem wir Schulter an Schulter, Herz an Herz immer mehr zusammenkommen, können wir zum Ziele gelangen.

Die Bescheidenheit der liberalen Theologen. Es ist der Fluch der liberalen Theologen, daß sie bescheiden sind. Der Teufel hole diese Art Bescheidenheit, die sich gegen ihre Ueberzeugung begnügt.

Das Revanchieren. Es giebt eine Art von Dankbarkeit, die nicht gut ist, nämlich das Revanchieren; wenn man nur

darauf sinnt: wie wirst Du quitt mit dem Anderen? Die Dankbarkeit muß Bedürfnis sein, aber sie darf nicht in die Sucht ausarten, sich revanchieren zu wollen.

Das werdende Recht. Dem werdenden Recht gebührt der Vorrang vor dem bestehenden.

Volkstümlich. Ich verstehe unter „volkstümlich" eine Sprache, die nach Menschenmöglichkeit den Bedürfnissen Aller entspricht. Denn ich verstehe unter „Volk nicht bloß den gemeinen Mann, sondern Alle. Bei jedem Satz, den ich schreibe, denke ich daran, ob ihn der Kaiser und der sogenannte gemeine Mann versteht.

International. Einer Gruppe von Menschen wird der Vorwurf gemacht, daß sie international sei. Andere Mächte sind auch international, zum Beispiel das Kapital. Der Gedanke der Dynastie ist auch international.

Des Königs Rock. „ . . Vom Anfang bis zur Mitte des Jahrhunderts prävalierte der Adel in der preußischen Armee . . . der Offizier trug nicht den Rock des Königs, der König trug den Rock des Offiziers . . ." (Aus dem Briefe eines Siebzigjährigen, ehemaligen Offiziers, einem der ältesten Adelsgeschlechter entstammend).

„**Das Tier im Menschen** ist noch so übermächtig, daß . . ." Ja, noch ist das Tier im Menschen mächtig; wir haben aber schon wildere Tiere gezähmt und uns dienstbar gemacht. Warum soll — bei vernünftiger Behandlung — nicht auch die Bestie im Menschen zu einem umgängigen Haustier umgewandelt und umgezüchtet werden können; derart, daß das, was wir heute „Tier im Menschen" nennen, nur noch „das Natürliche in und am Menschen" ist. Es kommt nur darauf an, wie wir den Menschen anfassen und behandeln. Jeder muß vorerst in seinen eigenen Käfig treten und mit sich selber fertig werden; die Bestie läßt sich zähmen, wenn man ihr ernst begegnet.

Die Besitzenden. „Die Besitzenden werden sich nicht den Ast absägen, auf dem sie sitzen," wurde gesagt. Ich bin anderer Meinung. Es sind schon recht viele Besitzende, die bereit sind, sich von ihrem Ueberfluß zu trennen, und die ihrerseits Alles

thun werden, was die Gemeinsamkeit von ihnen fordert, wenn sie überzeugt werden, daß das, was man von ihnen fordert, wirklich zu dem Ziel führt.

Wohlthätigkeitsbestrebungen sind ein Schlag gegen das Gewissen der Menschen, eine Anklage gegen unsere Jammerzustände. Wir wollen das Evangelium in den ersten Verfassungsparagraphen, ja in das Hohenzollernsche Hausgesetz hineintragen, wollen unsere Zustände auf dem evangelischen Gedanken aufbauen. Niemals dürfen wir auf Kosten des Empfindens eines Menschen einem anderen wohlthun.

„**Die Orientwirren** sind eine ironische Beleuchtung der Friedensbestrebungen", wurde gesagt. Nein! Auch das Gesundwerden eines Menschen ist begleitet von Krankheitserscheinungen. Der Sprengwagen wirbelt auch etwas Staub auf.

Das Denkmal Wilhelms I. Wilhelm I. ist nicht eine Persönlichkeit, die man mit Allegorieen abfertigt. Mit Wilhelm I. haben wir das Soldatentum, wie es mir vorschwebt, abgethan. Wilhelm der Soldat mußte dargestellt werden. Der alte Herr war Realist vom Scheitel bis zur Zehe.

Druck von E. Pierson's Verlag (R. Lincke) in Dresden.

Stanford University Libraries
3 6105 121 194 794